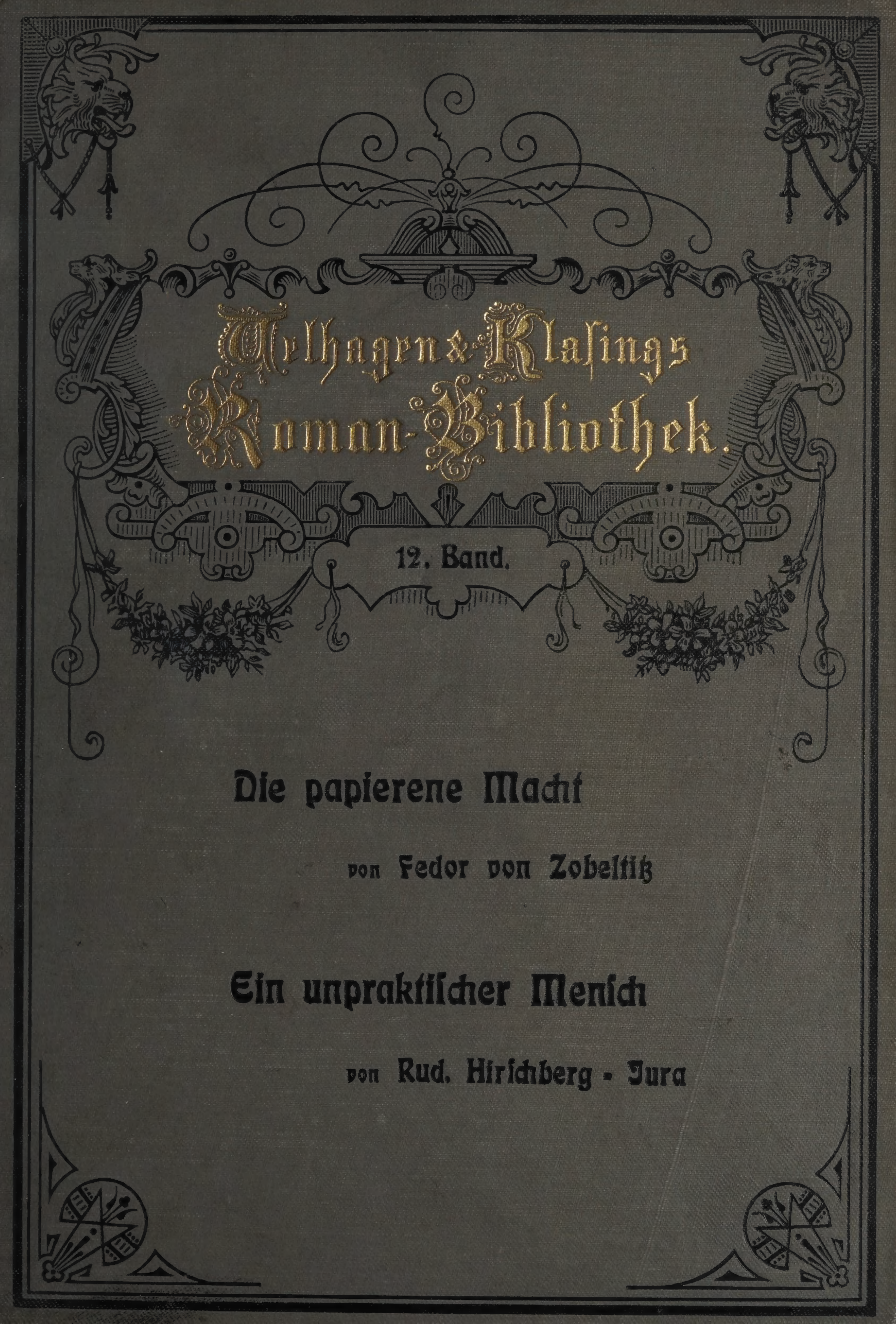
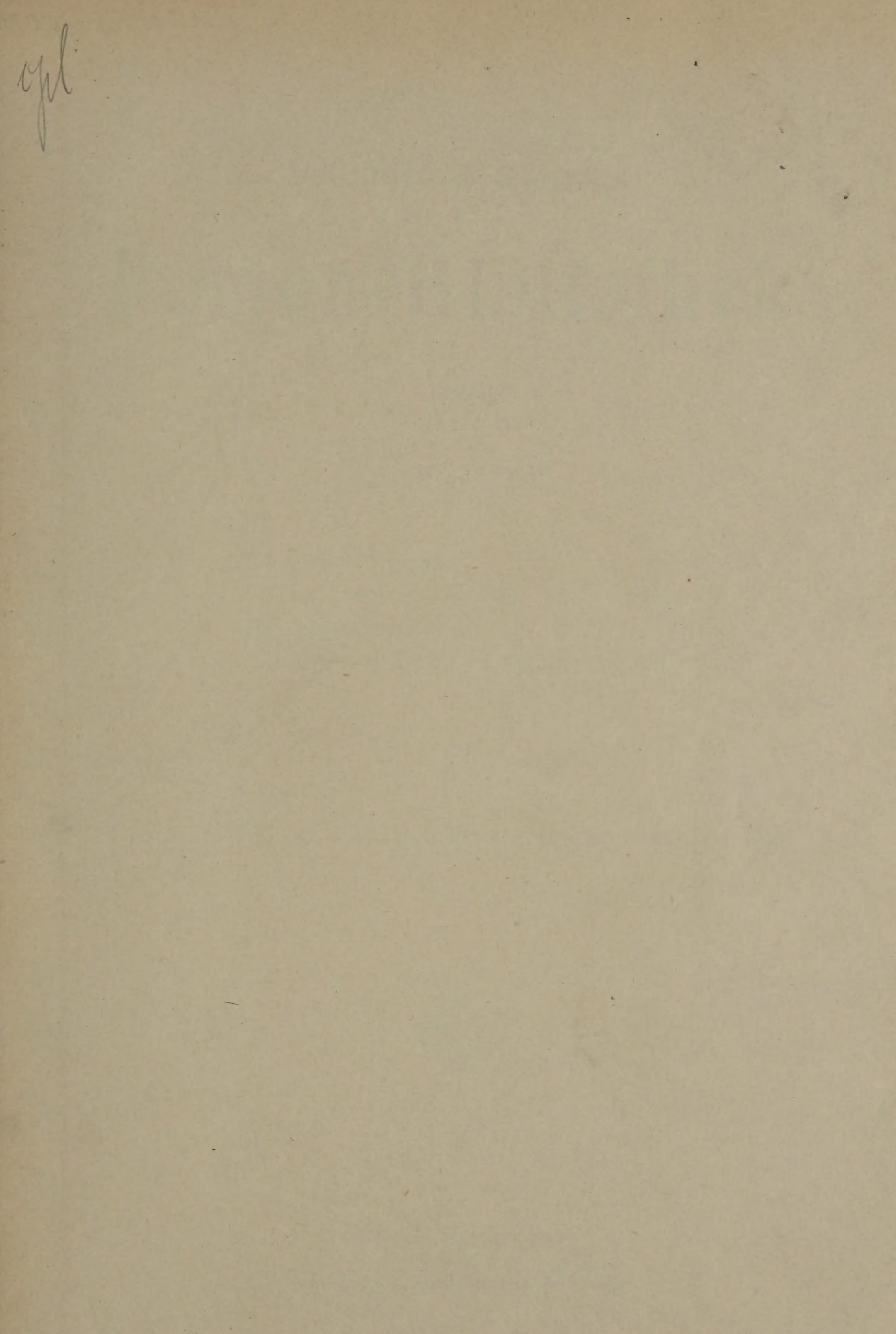

Velhagen & Klasings Roman-Bibliothek.
12. Band.
Die papierene Macht
von Fedor von Zobeltitz
Ein unpraktischer Mensch
von Rud. Hirschberg-Jura



Velhagen & Klasings

Roman-Bibliothek.

Zwölfter Band.

Die papierene Macht
von Fedor von Zobeltitz Seite 1—214
Ein unpraktischer Mensch
von Rudolf Hirschberg-Jura „ 215—373

Beigabe zu Velhagen & Klasings Monatsheften, XVI. Jahrgang 1901/1902.



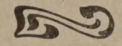
Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.

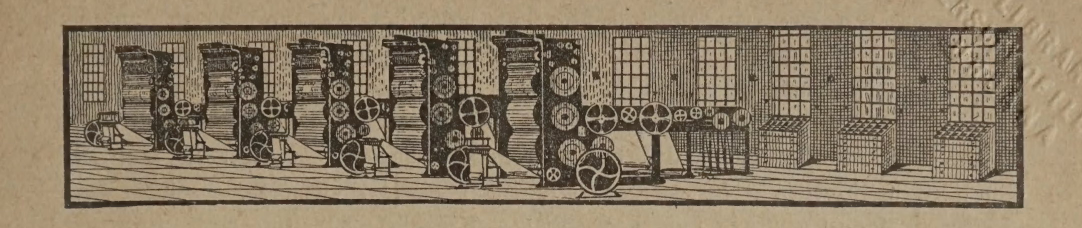
Die papierene Macht

Roman

von

Fedor von Zobeltitz.





I.

Franz Düren war mit der festen Absicht nach Berlin gekommen, hier sein Glück zu machen. Von diesem Glück hatte er die ganze Nacht hindurch geträumt. Er war erst gestern abend aus Köln eingetroffen, mit leerem Beutel, aber den Kopf voller Pläne. Als er am Morgen erwachte, fand er sich mit dem Haupt am Fußende des Bettes liegen. Er mußte recht unruhig geschlafen haben. Das war freilich nichts Erstaunliches bei ihm. Er rieb sich die Augen und schaute blinzelnd umher. Die Stirn schmerzte ihn ein wenig. Er hatte nach seiner Ankunft ein paar Glas Bier zum Abendbrot getrunken; das war ihm nicht bekommen. Noch ein Viertelstündchen blieb er im Bett, die wachen Augen zur Decke gerichtet, und sammelte seine Gedanken, während das Sonnengold sich in breiter werdenden Strahlen zwischen den Rouleaux hervorstahl und das kleine Hotelzimmer mit freundlichem Schimmer füllte . . .

Vergangenheit und Zukunftshoffen begegneten sich in dem Gedankengange Dürens. In Köln war er niedergebrochen. Er stammte aus einer alten Buchdruckerfamilie, die stolz auf ihr Signet und ihre Vorfahren war, denn einer dieser Vorfahren sollte schon Gehilfe bei Schöffer in Mainz gewesen sein. So wenigstens hatte der Vater Franzens diesem oftmals erzählt. Als der alte Düren starb, hinterließ er seinem Sohne ein blühendes Geschäft. Aber der lebhafte Geist des Jungen strebte weiter. Die Accidenz- und Buchdruckerei genügten ihm nicht; das war eine Thätigkeit, die ihn langweilte. Er verband ein Verlagsgeschäft mit der Druckerei und begründete eine neue belletristische Wochenschrift, die er zu auffallend billigem Preise in das Volk brachte. Die Masse sollte das Geschäft machen. Das Unternehmen schlug fehl. Nun versuchte es Franz mit dem Verlag von Kolportageromanen besserer Art. Er wollte die Schundlitteratur der Groschenhefte durch gediegenere Arbeiten zu Fall bringen, die auch nicht mehr kosten sollten. Und wieder sollte die Masse das Geschäft machen. Doch es zeigte sich, daß das Volk mehr Geschmack für die Räuber- und Mordgeschichten seiner alten Freunde als für die elegantern Neulinge Dürens hatte. Diesmal hatte der Krach bedenklichere Folgen als nach dem Zusammenbruch der Wochenschrift. Allerdings konnte mit Mühe und Not der drohende Konkurs vermieden werden. Aber nach dem Arrangement mit seinen Gläubigern verblieb Franz nicht einmal mehr die alte Firma; er war genötigt worden, sie zu verkaufen . . .

Franz war eben erst achtundzwanzig Jahr geworden, war unverheiratet und ein fröhlicher Rheinländer. Das Scheitern seiner Existenz machte ihm nicht viel Sorge. Er ging in die nächste Kneipe und brütete bei einer Flasche gutem Wein über neuen Plänen. Das Pläneschmieden hatte ihm immer ein großes Vergnügen bereitet. In seinem Kopf brausten und wirbelten die Ideen durcheinander; er hätte die Welt mit allen seinen Projekten erobern mögen. Und dann packte er seine Koffer, steckte seine letzten Banknoten ein und fuhr nach Berlin. Die allerneuste Idee hatte Form und Gestalt angenommen, war fertig, und hier in Berlin sollte sie ausgeführt werden.

Und zwar schleunigst. Franz sprang aus dem Bette, klingelte nach seinem Frühstück und begann sich anzukleiden. Noch in Hemdsärmeln zog er das Rouleau empor und stieß das Fenster auf.

Er wohnte im fünften Stockwerk eines Riesenhotels im Centrum, und tief unter ihm rauschte und brandete das Leben der Weltstadt. Es war noch in früher Morgenstunde, aber Berlin schon erwacht. Es reckte sich tausendarmig, und sein gewaltiger Atem tönte wie Wogenprall empor zu dem jungen Mann, der mit großen Augen, die Brust geschwellt, hinabschaute in das summende Hin und Her. Tief unten in dem sich ineinander schiebenden Gewirr von Straßen, Plätzen und Gäßchen lebte und regte sich fiebernde Arbeitswut. Das ganze wimmelnde Menschenmeer war nur von den Gedanken an die Arbeit des Tages erfüllt, der im leisen Tönen der Telegraphendrähte, im Surren des Telephonnetzes, im Rollen der Wagen, dem Geläut der Straßenbahnen, den hundert Geräuschen des großen Verkehrs zu lauten Akkorden wurde. Der Geist der Arbeit blickte mit glühenden Augen aus den Essen der Fabriken und stieg in schlanken Rauchwolken aus den Schornsteinen auf, wehte durch die geöffneten Magazine, die weiten Bahnhofshallen, durch die ganze riesige Stadt, die wie ein ungeheures Ameisennest sich vor den Augen Dürens ausbreitete.

Ein frohes „Ah — ah“ kam von seinen Lippen. So wollte er es haben, so war es ihm recht. Die Arbeit war ihm Genuß und Freude. Der Tag war ihm zu kurz, alles das in That umzusetzen, was er erreichen und erzwingen wollte. In seiner Rastlosigkeit hätte er gewünscht, nie schlafen zu brauchen, um auch noch die Nacht für die Ausführung seiner Ideen benützen zu können. Das heiße Arbeitsfieber dort unten im Getriebe der Stadt erfüllte ihn mit Jubel und mit neuem Hoffen. Freilich — er hoffte stets; er gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die auch in Sturm und Wetter noch immer an ihren Stern glauben . . .

Beim Frühstück zog er sein Notizbuch hervor und schlug es auf. Wer sollte heute zuerst an die Reihe kommen? „C. M. Volcker“ stand oben, am Beginn einer dicht mit feinen und eleganten Schriftzügen in Bleistift bedeckten Seite. Jawohl, die Volckers sollten die ersten sein! Aber vor zehn Uhr konnte Düren nicht zu ihnen gehen. Das schadete nichts; so blieb ihm noch Zeit, ein wenig durch die Straßen zu schlendern — er kannte die Hauptstadt nur von einem einzigen flüchtigen Besuche her.

Er machte sorgfältig Toilette und verließ dann sein Hotel. Es war im März. Auch in die Großstadt zog bereits der Frühling ein. Ein lauer Wind wehte. Auf den Bosketts, die die freien Plätze schmückten, setzten die Knospen an; ein zarter Schimmer umspann die Baumallee Unter den Linden. Düren schritt durch das

Brandenburger Thor und warf einen Blick auf den Tiergarten, in dem es auch schon lenzlich zu keimen begann. Die Charlottenburger Chaussee war mit Wagen bedeckt; auch hier derselbe Odemzug schaffender Thätigkeit wie drinnen in der Stadt. Düren machte kehrt, schlenderte die Linden hinab und bog in die von starkem Leben erfüllte Friedrichsstraße ein. In einer ihrer Querzeilen gedachte er sein neues Geschäftshaus zu erbauen: ein mächtiges Gebäude, würdig im Stil und praktisch in der Anlage. Dort wollte er auch selber wohnen, um das Ganze zu überwachen. Später, wenn die Sache einschlug, konnte man sich ein komfortableres Heim schaffen — ein hübsches kleines Palais in der Tiergartenstraße oder vielleicht eine Villa im Grunewald ... Düren hatte nur ein paar hundert Thaler in der Tasche, den Rest seines Vermögens. Aber daran dachte er nicht. Er wirtschaftete in Gedanken mit vielen Hunderttausenden; auf eine halbe Million mehr oder weniger kam es nicht an. Und er blieb ganz ernst dabei; es erschien ihm durchaus nicht drollig, gewaltige Luftschlösser zu bauen, wo er mit beiden Sohlen fest an der Erde haftete ...

Gegen zehn Uhr machte er sich auf den Weg zu E. M. Volcker. Das altberühmte Verlagsgeschäft war erst im letzten Herbst von Leipzig nach Berlin übersiedelt. Düren war erstaunt über den Riesenbau der Firma, der ein großes Quartier in der Krausenstraße einnahm. Die Front war aus Sandstein errichtet; Karyatiden trugen das Portal, über dem in mächtigen Buchstaben der Name des Hauses in den Stein gemeißelt war. Durch die Thoreinfahrt konnte man in den geräumigen Hof schauen. Aber dies war nur der erste Hof; ein zweiter und dritter lagen dahinter. Um diese drei Arbeitshöfe schlossen sich fensterreiche Quergebäude mit den Maschinensälen der Buch-, Stein- und Kupferdruckerei, der kartographischen und chromolithographischen Abteilung, der Stereotypie- und Schriftgießerei, der galvanoplastischen Anstalt, dem Klischee- und Holzstöckenlager und allen den sonstigen Räumen, deren der umfassende Betrieb des Geschäfts bedurfte.

Düren konnte es sich nicht versagen, mit raschen Schritten einen Gang durch die drei Höfe zu machen. Wie winzig erschien ihm die väterliche Druckerei in Köln gegen dieses Riesenhaus! — Im mittlern Hofe stand ein Rollwagen mit Papierballen. Ein paar Arbeiter waren soeben dabei, den Wagen abzuladen. Auf einer schiefen Ebene wurden die mächtigen Ballen in ein Kellergeschoß gerollt: das Papierlager. Düren fragte nach dem und jenem und erhielt bereitwillig Auskunft. Feuersichere Gewölbe unterkellerten die Bauten. Hier lagen die Magazine für die Makulatur und Papierdefekte, die Stereotypplatten, die Originalsteine der Steinschleiferei, für Holz und Kohlen, die Kessel- und Maschinenräume für das ganze System der Transmissionen, die Wasser- und Gasleitungen und die elektrische Beleuchtung. Drüben im Parterregeschoß der Satiniersaal für das Illustrationspapier, daneben der Raum für die Rotationsmaschinen; rechts davon der Trockenraum für die Buchdruckerei und der Büchersaal mit seinen hydraulischen Glättpressen und großen Preßpumpen, alles in so geschicktem Nebeneinander angelegt, daß der Papierbogen in ununterbrochener Reihenfolge aller verschiedener Arbeitsprozesse bis zu dem Rohlager am Ende des Flügels gelangte.

Mit brennendem Interesse schweifte das Auge Dürens umher. In einem der Quergebäude, oberhalb des Geschosses, in dem sich, wie man ihm sagte, die Broschier-

anstalt, die Buchbinderei und das Bilderlager befanden, standen noch zwei Etagen leer. Hier waren die Fenster weit geöffnet; man konnte in die unbewohnten Zimmer hineinschauen. Ein Lächeln glitt um die Lippen des jungen Mannes. Das traf sich gut. Diese beiden leerstehenden Stockwerke paßten gerade für seine Zwecke. Von ihnen wollte er Besitz ergreifen, bis er sich ein eignes Haus für sein Unternehmen schaffen konnte . . .

Er kehrte auf die Straße zurück und trat durch das, neben der Thoreinfahrt gelegene Portal in das Vorderhaus, dessen Parterre von der Hauptexpedition, der Auslieferung, der Kasse und den übrigen Kontorräumen eingenommen wurde. Düren fragte den Portier, ob einer der beiden Chefs des Hauses, Herr Bertram oder Herr Hans Volcker, zu sprechen sei. Der Portier bezweifelte es, denn es stehe eine wichtige Konferenz bevor; er nahm aber die Visitenkarte Dürens und trug sie in das erste Stockwerk, wo die Privatzimmer der Chefs lagen, kehrte auch nach kurzer Zeit wieder mit der Meldung zurück, Herr Hans Volcker ließe bitten.

Franz wurde in ein großes, halbhoch getäfeltes, mit einfacher Eleganz ausgestattetes Zimmer eingelassen. ‚Sehr hübsch,‘ sagte er sich; ‚so werde ich mir mein Privatbureau auch einmal einrichten lassen, wenn ich erst soweit bin‘ . . Die Wände über der Täfelung waren mit einer braunen Ledertapete bedeckt, deren Renaissancemuster ernst und stilvoll wirkte. Die Bücherschränke, in denen in kostbaren Einbänden die Verlagswerke der Firma standen, waren in Eiche geschnitzt, und eichen war auch der breite Arbeitstisch am Fenster, auf dem eine peinliche Ordnung herrschte. Am Pfeiler zwischen den Fenstern hing das Bild eines alten Herrn im Kostüm des vorigen Jahrhunderts: des Gründers der Firma, des Herrn Emanuel Martin Volcker . . .

Düren hatte nicht lange zu warten. Die Thür zum Nebenzimmer öffnete sich, und ein junger Herr trat ein, vielleicht in gleichem Alter mit Düren, aber weitaus eleganter in seiner äußern Erscheinung, groß, schlank und blond, hübsch und distinguiert, mehr preußischer Offizier als Kaufmannstypus.

Er hielt die Karte Dürens noch in der Hand und verneigte sich leicht.

„Hans Volcker,“ sagte er, sich vorstellend; „womit kann ich dienen?“

Gleichzeitig schob er, ohne sich selbst zu setzen, Franz einen Sessel zu.

Doch auch Franz blieb stehen. Er war, was ihm sonst nicht leicht zu begegnen pflegte, ein klein wenig verwirrt. Das ganze Gehaben des jungen Herrn Volcker schüchterte ihn ein.

„Ich weiß nicht, ob Ihnen mein Name bekannt ist, Herr Volcker,“ begann er endlich zögernd.

„Doch,“ fiel der andre kopfnickend ein. „Ich kenne Ihre Firma. Eine sehr solide alte Firma . . . Aber mich deucht . . . mir ist so . . . haben Sie nicht in letzter Zeit Unglück gehabt, Herr Düren?“

„Ja, das hatte ich. Ein paar volkstümliche litterarische Unternehmungen, von denen ich mir viel versprach, schlugen fehl. Ich habe mein Vermögen dafür geopfert. Aber ich hoffe es auf anderm Wege wieder einzubringen. Deshalb bin ich nach Berlin gekommen.“

„Sie wollen also in Berlin bleiben?“

„Ja. Ich habe mein Kölner Geschäft verkauft. Ich kann die Idee, die ich plane, nur hier zur Ausführung bringen. Und für diese Idee möchte ich auch Ihr Haus, Herr Volcker, interessieren."

„Sehr liebenswürdig, Herr Düren, aber . . . aber wir sind zur Zeit so stark engagiert —"

„Ich glaube, daß Sie trotzdem meinem Projekt näher zu treten wünschen werden, Herr Volcker. Darf ich es Ihnen in Kürze auseinandersetzen?"

Herr Volcker bat darum, aber in einem Tone, der dieser Bitte widersprach. Er wies nochmals auf den Sessel, und Düren setzte sich, während der junge Volcker aufmerksam seine Fingernägel betrachtete.

„Es handelt sich also," begann Düren von neuem, „um die Begründung einer Zeitung für —"

Weiter kam er nicht. Volcker zuckte empor, schaute Franz groß an und rief:

„Aber, verehrtester Herr Düren, wissen Sie denn nicht, daß wir selber ein neues großes Zeitungsunternehmen planen?! Daß alle Vorbereitungen getroffen sind, und wir im Oktober mit unserm ‚Deutschen Morgenblatt' an die Öffentlichkeit treten wollen?! . . ."

Franz war wie aus allen Himmeln gefallen. Das war ihm in der That neu. Er war in der letzten Zeit von seinen eignen Angelegenheiten so in Anspruch genommen worden, daß er sich um nichts andres hatte kümmern können. Er war blaß geworden. Wie, auch die Volckers planten eine neue Zeitung? Das war eine böse Konkurrenz, zumal sie mit riesigen Mitteln arbeiten konnte. Aber freilich — wahrscheinlich würde das Volckersche Blatt ganz andrer Art werden als das, dessen Gründung ihm selbst vorschwebte. Er beschloß, vorsichtig anzupochen. Herrgott, wäre das ärgerlich, wenn sich die Volckers mit einer ähnlichen Idee trügen wie er! —

Er erhob sich.

„Sie sehen, wie verblüfft ich bin, Herr Volcker," sagte er. „Ich wäre natürlich nicht zu Ihnen gekommen, wenn ich eine Ahnung von Ihrem Vorhaben gehabt hätte . . . Darf ich fragen, ob es sich bei Ihrem Unternehmen um eine politische Zeitung handelt?"

„Ja natürlich, Herr Düren — um eine politische Zeitung — großen Stils und nationaler Richtung . . ."

Franz unterdrückte das „Gottseidank", das ihm auf den Lippen schwebte. Ein Stein fiel ihm von der Brust. Es war also keine Konkurrenz zu befürchten; was ihm vorschwebte, war etwas ganz andres. Trotzdem war er klug genug, seine kummervolle Miene beizubehalten.

„Schade," meinte er, „sehr schade . . . Aber es hilft nichts . . . Es bleibt mir nur noch übrig, Sie meiner Störung halber um Verzeihung zu bitten . . ."

„O — Sie störten durchaus nicht, verehrter Herr Düren. Ich habe die Ehre . . ."

Volcker begleitete Franz bis zur Thür und empfahl sich mit kühl höflicher Verbeugung. Dann trat er in das Nebenzimmer, das Privatkontor seines Bruders.

Bertram stand am Fenster und prüfte eine Reihe von Klischeeabzügen, die der Vorsteher der Bilderabteilung, Herr Steffens, der selbst ein ausgezeichneter Radierer

war, ihm aus einer großen Mappe reichte. Steffens, ein Mann in den Vierzigern, von einnehmendem Äußern und mit intelligentem Gesicht, verneigte sich respektvoll beim Eintritt des jüngern Chefs.

„Morgen, Herr Steffens," sagte Hans Volcker kopfnickend, „was bringen Sie Gutes?"

„Die Autotypien für das Langensche Reisewerk, Herr Volcker. Und ich glaube in der That, daß sie uns gut gelungen sind."

„Wenigstens lassen die Abzüge nichts zu wünschen übrig," bemerkte Bertram. „Nur hier, bei Nummer Vierzehn, könnten die tiefen Schatten etwas aufgelichtet werden. Aber das ist eine Kleinigkeit. Die Bilder sind tadellos. Es ist eine wahre Freude, wie weit wir in der Technik gekommen sind. In Bezug auf die Herstellung großer und dabei doch nicht kostspieliger Illustrationswerke reicht keine andre Firma an uns heran."

„Uns kann keiner," fiel Hans lachend ein. Aber Herr Steffens seufzte.

Hans behielt seine Heiterkeit bei. „Das kam aus tiefer Brust, Steffens," meinte er. „Wem galt der Seufzer? Wetten wir, daß ich es weiß?"

„Ich glaube es auch zu wissen," setzte Bertram hinzu. „Der neuen Zeitung. Nicht wahr, Steffens?"

Steffens nickte. „Warum soll ich lügen, meine Herren? Ich habe so meine Sorgen. Nicht etwa, weil ich fürchte, das ‚Morgenblatt' könne keine Zukunft haben. O nein! Es kann ganz brillant gehen und doch ein Stein des Anstoßes für uns werden. Es wird uns auffressen."

„Uuh — wie kannibalisch!" rief Hans lustig. „Uns auffressen! Mit Haut und Haaren, Steffens, und mit Stumpf und Stil? Ganz und gar, so daß nichts von uns übrig bleibt?"

Steffens packte seine Mappe wieder zusammen.

„Herr Volcker," sagte er, „ich weiß, daß Ihr Herz an der Sache hängt. Und mein eigner Herzenswunsch ist es, daß das ‚Morgenblatt' sich prächtig entwickeln möge. Ich glaub's auch beinahe, denn Sie haben eine glückliche Hand; das hat sich bei dem Werke von Rossipoff gezeigt, von dem wir gar nichts erhofften. Meine Angst ist nur, daß die Zeitung das ganze übrige Verlagsgeschäft ins Hintertreffen schieben wird —"

„Ist Unsinn, Steffens! Zeitung und Verlag bleiben vollständig voneinander getrennt."

„Die Konten, ja, und das Personal. Aber das Interesse und die Arbeitskraft der Herren Chefs wird sich mehr und mehr dem neuen Unternehmen zuwenden. Das ist ganz verständlich und doch jammerschade. Endlich haben wir es so weit gebracht, daß unser Verlag auch in artistischer Beziehung an der Spitze der deutschen Buchhändlerwelt marschiert. Die graphischen Künste haben bei uns die höchste Ausbildung erreicht; der Chromolithographie und der farbigen Radierung haben wir sozusagen eine neue Epoche eröffnet; unsre Holzschnitte sind mustergültig; selbst in den niedern Techniken haben wir so Meisterhaftes geschaffen, daß man auch hier von Kunst sprechen kann. Schauen Sie sich doch einmal die Zinkos zu dem Langenschen Werke an, Herr Hans! Wer macht uns das nach? — Vorläufig keiner — aber

sie wird schon kommen, die Konkurrenz! Und deshalb müssen wir die Augen offen behalten, meine Herren —"

„Woll'n wir ja auch, Steffens!"

„Werden wir's können? Wenn die Zeitung erst —"

Diesmal war es Herr Bertram, der den in Eifer Geratenen unterbrach. Er nahm die Bildermappe, schob sie unter den rechten Arm Steffens und klopfte ihm dann mit gutmütigem Lächeln auf die Schulter.

„Abwarten, Steffens", sagte er. „Vorläufig bin ich auch noch da. Und ich garantiere Ihnen, daß diese schreckliche Zeitung uns nicht das Verlagsgeschäft ruinieren soll. Im Gegenteil — in gewisser Weise wird sie dem Verlag dienen. Und damit, denke ich, können wir das Thema fallen lassen."

„Vergebung, wenn mir wieder einmal die Zunge durchging, Herr Volcker."

„Hat nichts zu sagen. Ich habe Ihre Galoppsprünge zuweilen ganz gern. Guten Morgen, Steffens . . ."

Der Vorsteher der Bilderabteilung ging mit ernstem Gesicht.

„Ein Rabe," sagte Hans, nachdem sich die Thür hinter Steffens geschlossen hatte. „Krächzt gar zu gern."

„Ein tüchtiger Mann," entgegnete Bertram, an seiner Brille rückend. „Ich möchte ihn nicht entbehren. Und was sein Krächzen betrifft — ich habe auch gekrächzt, als du mir zuerst mit dem Zeitungseinfall kamst. Ich krächze heute noch."

Über die Stirn des jüngern flog ein rascher Schatten.

„Liebster Bert, wir wollen nicht wieder auf alte Geschichten zurückkommen. Du hast dich endgültig einverstanden erklärt, und damit basta. Ein Zurück giebt es nicht mehr."

„Nachdem die Sache so weit gediehen ist, allerdings nicht mehr . . ." Bertram hatte wieder an seinem Schreibtische Platz genommen. Er war zwölf Jahr älter als Hans, ganz der Gegensatz von dem eleganten Bruder: kaum mittelgroß, der Kopf etwas in den Schultern sitzend, mit einem klugen, aber unschönen Gesicht und eckigen Bewegungen. Seine Augen waren braun und ausdrucksvoll, aber da er kurzsichtig war und stets eine Brille trug, so hatte er sich ein häßliches Blinzeln angewöhnt, das bei Leuten, die ihre Mitmenschen nach dem Äußern zu beurteilen pflegten, den Eindruck erweckte, er sei scheu und heimtückisch.

Hans hatte seine Uhr gezogen und einen Blick auf das Zifferblatt geworfen.

„Gleich elf, Bert," sagte er; „die Herren können jeden Augenblick da sein. Willst du nicht . . . verzeih mir — aber es scheint mir doch richtiger, wenn du die Herren nicht in deinem Bureaurock empfängst . . ."

Bertram schaute von seinen Papieren auf und dann mit sarkastischem Lächeln auf das unscheinbare Röckchen, das er trug.

„Ja so," meinte er. „Selbstverständlich werde ich meine Toilette wechseln. Zwei Grafen und ein Baron — ich weiß schon, was sich schickt . . . Sage mal, Hans: warum legst du denn zu dieser feierlichen Gelegenheit nicht Uniform an? — Der blaue Koller steht dir ganz besonders gut . . ."

„Bert, mußt du mich denn immer kränken?! . . ."

Es lag etwas in dem Ton des Bruders, das die kleine Bosheit Bertrams auf der Stelle entwaffnete. Er streckte Hans beide Hände entgegen.

„Gieb mir die Patsche, mein Junge! Es war nicht böse gemeint. Es war nur ein schlechter Witz ... Du weißt ja, welch ein fürchterlicher Pedant ich bin! Wenn ich nicht in meinem alten Bureaurock stecke, geht mir die Arbeit nicht so recht von der Hand. Aber der andre Rock hängt draußen neben dem Paletot, ein tadelloser Rock, fast neu und sitzt auch ganz gut. Ich werde dir keine Unehre machen ... Sag mal, du hattest vorhin Besuch. Eine Geschäftssache?"

„Ein gewisser Düren aus Köln. Wollte der Abwechslung halber auch eine neue Zeitung gründen."

„Das scheint in der Luft zu liegen. Aber warte mal — Düren — der Name muß mir schon einmal aufgestoßen sein ..." Er öffnete ein Schubfach seines Schreibtisches und entnahm ihm ein längliches Notizheft mit alphabetischer Registratur, in dem er den Buchstaben D aufschlug. „Da haben wir's! Jetzt weiß ich Bescheid. Du entsinnst dich, daß wir die Idee hatten, eine Filiale des ‚Morgenblatts' für Westdeutschland in Köln zu errichten. Als Leiter der Filiale empfahl man mir den jungen Düren. Ich zog deshalb Erkundigungen über ihn ein. Und zwar lauteten diese: ‚Als Verleger und Buchdrucker gleich tüchtig, sehr fleißig und gewandt; organisatorisch fast genial veranlagt; ein spekulativer Kopf, aber' — es kommen noch verschiedene Aber, die zu berücksichtigen sein würden, doch ist die Auskunft immerhin eine so gute, daß ich sie mir notiert habe, um auf den Mann einmal zurückgreifen zu können."

„Da thut es mir leid, daß ich ihn ziemlich kühl behandelt habe," sagte Hans. „Ich konnte ja nicht wissen ... Hätt' ich mir wenigstens seine Adresse geben lassen! Ein organisatorisches Genie könnten wir schon brauchen. Ich werde an ihn nach Köln schreiben und der Post die Auffindung seines Aufenthalts überlassen."

„Thu das, Hans — und nun will ich endlich meine Toilette in Ordnung bringen, damit ich die Herren vom Aufsichtsrat würdig empfangen kann. Ich sehe, daß der Friedrich eine Visitenkarte in der Hand hat — — wer ist da, Friedrich?"

„Herr Graf Dassel," meldete der eingetretene Bureaudiener, indem er Hans zugleich die Karte übergab.

„Dassel, Bert —"

„Weiß schon," entgegnete dieser, mit Hilfe des Dieners hastig seinen Rock wechselnd; „der alte Herr mit dem graugrünen Knebelbart. Mir der liebste von allen, trotzdem er nichts gezeichnet hat. Führe den Herrn Grafen in das Konferenzzimmer, Friedrich."

„Schön, Herr Volcker — und das Fräulein? Soll das Fräulein —"

„Welches Fräulein?" — Hans wurde lebhaft. „Ist die Komtesse mit?"

Friedrich nickte. „Jawohl, Herr Volcker, das Fräulein Komtesse ist mit."

„Esel," murmelte Hans. Man wußte nicht recht, wem die Schmeichelei gelten sollte. Er stürmte davon und ließ seinen Bruder kopfschüttelnd stehen.

II.

Während Bertram, der verheiratet war, am Kurfürstendamm wohnte, hatte Hans sein Junggesellenquartier im Geschäftshause: ein paar, mit Geschmack und Komfort eingerichtete Zimmer, die in gleicher Flucht mit den Privatbureaus der Chefs lagen.

In einem dieser Zimmer warteten der Graf Dassel und die Komtesse Gerda.

„I je, Papa,“ sagte die Komtesse, „ist das ein närrisches Gemach. Wie der Serail des Khalifen von Bagdad; findest du nicht auch?“

„Ungefähr,“ antwortete der Papa, „jedenfalls orientalisch.“

„Und mollig. Und alles so fein im Ton. Ich taxiere, der junge Herr Volcker ist eine harmonische Natur. Ohne Dissonanzen, alles schön ausgeglichen in ihm wie in diesem Zimmer.“

„Geschmack hat er —“

„Und selbständiges Empfinden, Papa. Paßte er sich der Mode an, so wäre dieses Gemach nicht türkisch, sondern Empire. Das gefällt mir nun wieder. Anpassungsmenschen kann ich nicht leiden.“

„Ich auch nicht; aber leider kommt die Selbständigkeit nicht allerwegen durch die Welt. Sag einmal, Maus: wenn die Konferenz sich nun hinziehen sollte?“

„Dann leg' ich mich auf diesen köstlichen Diwan und träume von Tausend und Eine Nacht. Jedenfalls wart' ich. Wo soll ich denn sonst hin?!“

„Also gut — warte! Da steht auch ein Bücherschrank —“

„Aber er ist verschlossen.“

„Die Bücher werden der Klausur bedürfen. Junggesellen haben manchmal ein Vorurteil gegen die Backfischlitteratur.“

„Backfisch ist gut. Zwanzig Jahre und lang und dick wie ein Gardekürassier. Übrigens — glaubst du, daß Herr Volcker ein Taugenichts ist? Wegen deiner Anspiegelung auf die sekrete Litteratur da drüben.“

Der Graf lachte und faßte seine große Tochter an die Nase.

„Was du einen nicht alles zu fragen hast! Deine Tiefgründigkeit ist schrecklich. Aber ich will dir Antwort geben. Im Hause Volcker hat es noch nie einen Thunichtgut gegeben. Sonst säh' es hier anders aus. Hier ist alles massiv, alles ursolide. Denn die Volckers sind Kaufleute und keine —“

Gerda verschloß ihm den Mund.

„Nicht wieder bitter werden, Papa,“ sagte sie bittend, mit dem ganzen Schmelz ihrer süßen weichen Stimme, die mit dem großen starken Mädchen gar nicht im Einklang zu stehen schien. „Dittmar hat seine Strafe weg, und ich glaube — ich glaube, in Tokio giebt es gar keine Spieltische.“

„Ich wollte, es wär' so. Leider weiß ich es anders . . .“

Er brach ab, da Hans in das Zimmer trat, den Grafen mit lebhafter Liebenswürdigkeit begrüßend und sich dann sofort an dessen Tochter wendend:

„Komtesse, welche Ehre für mein Junggesellenheim? Denn Sie stehen hier nicht etwa auf neutralem Geschäftsboden, sondern auf meinem Grunde als Mensch.“

„Ich merkte es schon, Herr Volcker. Als Geschäftsraum hätte dies Zimmer doch einen allzu muhammedanischen Anstrich. Übrigens ist es hübsch hier.“

„Ich bin glücklich, daß es Ihnen gefällt ... Die andern Herren sind schon im Konferenzzimmer, Herr Graf ... Wollen Komtesse hier bleiben, bis —"

„Ja, ich bleibe. Ich muß schon bleiben, notabene wenn Sie es erlauben. Gewöhnlich setzt mich Papa bei Schilling ab — oder in einer andern Konditorei. Und da habe ich nach und nach einen wahren Horror vor Schokolade mit Schlagsahne und Nußtorte bekommen. Konferieren Sie nur getrost darauf los — aber bitte, geben Sie mir inzwischen etwas zu lesen."

„Wir haben Ihren Bücherschrank schon von außen gemustert," warf Graf Dassel lächelnd ein. „Wenn er innerlich ebenso solide ist, wie er ausschaut, dann meine ich, können Sie meiner Tochter den Schlüssel unbesorgt anvertrauen ..."

„Ja," sagte er, „das könnte ich schon. Aber ... wissen Sie, Herr Graf, es sind da doch so einige französische Romane ... man muß sich litterarisch auf dem Laufenden erhalten ... ich werde mir erlauben, Ihrer Fräulein Tochter etwas sehr Schönes herauszusuchen ..."

Er schloß den Schrank auf. Vater und Tochter lachten.

„Zschokkes ‚Stunden der Andacht' kenne ich schon, Herr Volcker," meinte Gerda.

„Sei nicht so naseweis, Ratte," sagte der Graf.

Hans kramte inzwischen in den Büchern herum. Herrgott, gab es da denn gar nichts für ein junges Mädchen aus gutem Hause! Prévost, Marni, Zola, Richepin — kein Band Marlitt, kein Band Nathusius oder Wildermuth — nichts als französische Litteratur in ihrer Sünden Blüte! Aber da — eine Reisebeschreibung!

„Eine sehr interessante Reisebeschreibung, Komtesse! ‚Drei Jahre auf Borneo' mit Illustrationen ..." Er schlug das Buch auf und stutzte. Dassel schaute ihm über die Schulter.

„Die Toilette der eingeborenen Herrschaften auf Borneo ist etwas mangelhaft," sagte er schmunzelnd. „Aber beruhigen Sie sich, lieber Herr Volcker. Meine Tochter weiß, daß zwischen Indecenz und zimperlicher Prüderie Himmel und Hölle liegt. Sie ist adlig erzogen worden, doch nicht puritanisch. Geben Sie ihr nur ruhig das Reisewerk!"

„Na Gott sei Dank," meinte die Komtesse, nahm das Buch in Empfang und nickte lächend, als Hans wieder sorgsam den gefährlichen Schrank verschloß. Dann setzte sie sich, während die Herren ihren Geschäftsangelegenheiten nachgingen, an das Fenster, wenig interessiert für Borneo und seinen Archipel, das Buch im Schoße und auf die Straße schauend ...

Berlin langweilte sie. Der Vater nannte sie mit Recht die „geborene Landpomeranze." War sie drei Tage von Uttenhagen fort, so bekam sie Heimweh. Heimweh nach allem: nach ihrer Behaglichkeit, ihren Ponys, dem Geflügelhofe und dem Kuhstall. Es dünkte sie lächerlich und nicht sehr fein. Aber es war doch einmal so. Besonders ob ihrer Vorliebe für die breitgestirnten Insassen des Kuhstalls wurde sie viel geneckt. Lieber Gott, die Milchwirtschaft warf bei der Nähe der Hauptstadt gute Erträgnisse ab, und die Zeiten waren für das flache Land jammervoll schlecht. Sie war eine tüchtige Rechnerin. Seit dem Tode ihrer Mutter stand sie als erster Adjutant des Vaters dem Hauswesen in Uttenhagen vor. Man mußte

sehen, wie sie da herrschte: eine Amazonenkönigin mit ihrer stattlichen Gestalt, der hohen Büste und dem frei auf stolzem Halse getragenen Kopfe. Sie kommandierte wie ein Ulanenoberst, und doch liebten sie alle. Sie war nicht so vornehm zurückhaltend wie ihre Mutter es gewesen. Das ging auch nicht, denn sie mußte überall ihre Augen offen haben, sollte Ordnung herrschen. Und das war notwendig seit den letzten großen Verlusten, die Uttenhagen getroffen hatte, und seit man gezwungen worden war, neue Hypotheken aufzunehmen, um Dittmar über Wasser halten zu können.

Dieser leichtsinnige Junge! Er war als Legationssekretär der deutschen Botschaft in Rom attachiert gewesen und hatte dort wahnsinnige Schulden gemacht. Ein Ausflug nach Monte-Carlo sollte alle Dummheiten wieder wett machen, aber dieser Ausflug erwies sich als die größte Dummheit; nein, als mehr als ein Frevel. Dittmar telegraphierte: bezahlen oder die Kugel. Da wurde Gerda zum erstenmale bitterböse auf den geliebten Bruder. Sie sorgte dafür, daß seine Schulden unter den größten Opfern nochmals beglichen wurden, aber sie wollte ihn nicht mehr sehen. Und auch Dittmar war mit seiner Versetzung nach Tokio ganz einverstanden . . .

Gerda nahm das Borneowerk von ihrem Schoße und legte es auf das Fensterbrett. Sie seufzte, als sie an Dittmar dachte. Wenn dieser leichtsinnige Strick so weiter wirtschaftete, dann war Uttenhagen verloren. Die Zeit hatte in den alten Besitz schon genug Breschen gelegt. Der Vater war nie ein rechter Landwirt gewesen. Seine Leidenschaft war die Politik; die Hälfte des Jahres verlebte er in der Hauptstadt; auf Uttenhagen schalteten die Inspektoren mit freier Hand. Als Gerda heranwuchs, wurde freilich manches anders. Der Vater pflegte sie seine „Ratte“ zu nennen, weil sie so spitze weiße Zähne und so schwarzes seidiges Haar hatte; der Oberinspektor aber nannte sie das Mannweib. Denn wie ein Mann griff sie in die Zügel der Verwaltung ein und wie ein Mann regierte sie, kümmerte sich um alles, und einmal, als der Blitz in eine Scheune geschlagen, sah man sie mit gerafftem Rock und hohen Stiefeln, in einer Lodenjoppe und einer alten Jagdmütze des Grafen mitten im strömenden Regen auf dem Hofe stehen, befehlend und anordnend. Ein energisches Frauenzimmer, mit starkem Geist und starken Nerven.

Verehrer hatte sie nicht viel, denn man wußte, daß sie die Erbschaft ihrer Mutter für den Bruder geopfert hatte. Auch war sie keine Alltagsschönheit, war zu groß, zu herb und zu streng für die meisten. Nur Hans Volcker fand in dem Außergewöhnlichen ihrer Erscheinung große Reize. Er war einigemal in Uttenhagen gewesen, um den Grafen Dassel politisch für sein neues Zeitungsunternehmen zu interessieren, und hatte die Komtesse dort kennen gelernt. Sie machte schon beim ersten Sehen Eindruck auf ihn. Sie war wirklich kein Mannweib, wie der Oberinspektor meinte, trotz ihrer Willenskraft und der starken Hand, die auch ein wildes Pferd zu zähmen verstand. Sie konnte ganz Mädchen sein, weich und lieb und herzenswarm. Es war rührend, mit welcher großen Zärtlichkeit sie den Vater umbettete und wie sie von ihm, der nur für die Politik Sinn zu haben schien, die Alltagssorgen fernhielt . . .

Hans bedauerte, daß er sich ihr heute nicht länger widmen konnte. Aber es war unmöglich; die Geschäfte gingen vor.

Im Konferenzzimmer, einem saalartigen Raum, dessen Mitte ein großer, grün bedeckter Tisch mit schweren geschnitzten Füßen einnahm, hatten sich die Herren vom Aufsichtsrat der Gesellschaft „Deutsches Morgenblatt“ bereits versammelt. Sie standen noch in Gruppen umher, schwatzend und lachend, sprachen von den Geschehnissen des Tages, vom Hofe, von der Frühjahrsparade, den Ernteaussichten, den letzten Theaterpremièren, dem neuesten Klatsch. Aber als, fast gleichzeitig, von der einen Seite Hans mit dem Grafen Dassel, von der andern Bertram Volcker eintraten, wurde es stiller.

Hans kannte alle, Bertram die meisten: außer Dassel den Kammerherrn Grafen Breesen, der überall mit dabei sein mußte und den man nur selten ohne seine riesige, schwarz lackierte Aktenmappe sah — den Freiherrn von Hunding, den politischen commis voyageur Dr. Sensenschmidt, den vielgenannten Bimetallisten Dr. Bruno Pfeil, den Afrikaforscher Dr. Huhnholz, den Banquier Nathansohn und den heute zum erstenmal einer Sitzung beiwohnenden Prinzen Inningen, der jüngst in das Herrenhaus berufen worden war und nun ernstlich daran dachte, sich die politischen Sporen zu verdienen.

Während Hans mit großer Gewandtheit die Honneurs machte, fühlte sich Bertram sichtlich geniert. Er verbeugte sich eckig vor diesem und jenem, wurde rot, als Prinz Inningen ihm die Hand reichte, und war froh, als man sich endlich um den Tisch gruppiert hatte und Hans mit seinem Vorbericht begann.

Der Plan, in der Hauptstadt eine neue Zeitung großen Stils ins Leben zu rufen, war schon vor Jahren gefaßt worden. Der leitende Staatsmann selbst hatte dazu die Anregung gegeben und Baron Hunding, den Treusten seiner Getreuen, beauftragt, die Fühler auszustrecken und nachzuforschen, ob sich die Angelegenheit nicht in Gang bringen ließe. Herr von Hunding, ein reicher ostpreußischer Grundbesitzer mit politischen Neigungen, hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich an den Mann für alles, den Grafen Breesen, zu wenden, der ohne weiteres mit Feuer und Flamme bei der Sache war. Das war er nämlich immer. Ob es sich um einen Kirchenbau, ein Denkmal, eine Wohlthätigkeitsvorstellung, eine neue Kolonie in Afrika, um die Bekämpfung des Koloradokäfers oder ein Asyl für besserungsfähige Trunkenbolde handelte: man klopfte niemals vergeblich bei ihm an. Es war eine Leidenschaft für ihn, sich um die Interessen andrer zu kümmern. Auch er war ein reicher Mann, schon ein hoher Fünfziger, aber immer sehr lebhaft und von jugendlichem Eifer, eine ruhelose Natur. Er reiste viel in der Welt umher, erschien ganz plötzlich einmal auf seinen Gütern, karriolte Felder und Wälder ab, schimpfte, fluchte und wetterte, brachte alles in Aufregung und dampfte dann wieder davon. Den Winter verlebte er meist in Berlin, wo er bei Hofe und in der Gesellschaft zuzeiten gerne gesehen wurde. Doch nur zuzeiten; bei längerm Verkehr fiel er auf die Nerven; mit seiner fürchterlichen Suada konnte er den seelenruhigsten Menschen binnen kurzer Zeit wirblig machen.

Für das neue Zeitungsprojekt war er jedenfalls der geeignetste Vermittler. Graf Dassel als Kollege im Herren- und Abgeordnetenhaus hatte ihn auf die Firma E. M. Volcker in Leipzig aufmerksam gemacht, von der es damals schon hieß, daß sie ihre Übersiedlung nach Berlin vorbereite. Bei Hans Volcker fand der Kammer-

herr eifriges Entgegenkommen, und mit dessen Hilfe wurde schließlich auch der Widerstand des vorsichtigen Bertram besiegt. Der Grund war also gelegt. Breesen nahm wieder seine Aktenmappe unter den Arm und raste weiter, um die nötigen Kapitalien zusammenzubringen. Die Firma Volcker, die den Verlag übernehmen wollte, hatte 500 000 Mark gezeichnet; man bedurfte indessen dreier Millionen, um das Unternehmen über die ersten kritischen Jahre hinaus durchführen zu können. Drei Millionen — eine Kleinigkeit für den Grafen Breesen! Er überfiel zunächst seine wohlhabenden Parteigenossen: den Bimetallisten Dr. Pfeil, der nebenbei ein Prophet des Vegetarismus war, aber dafür Rieseneinkünfte aus seinen Spritfabriken bei Nordhausen bezog, und den Dr. Huhnholtz, den größten Gigerl des Kontinents und zugleich den rücksichtslosesten Eroberer des schwarzen Erdteil, eine Konquistadorennatur, die nicht im Handumdrehen zu durchschauen war. Dann kam der Adel an die Reihe und dann die Finanzwelt. Das kleine Coupé Breesens hielt vor allen Thüren. Man kannte den Kammerherrn; wo es anging, ließ man sich verleugnen; wen Breesen aber erwischte, der kam auch nicht mehr los. Wenn er eine Viertelstunde gesprochen hatte, begann man unbedingt nervös zu werden; nach einer halben Stunde waren die meisten so gebrochen an Leib und Seele, daß sie lieber bewilligten, was verlangt wurde, als noch länger den schrecklichen Schwätzer anzuhören. Natürlich hatte der Graf stets eine Sammlung besonders schön geschliffener Pfeile in dem Köcher seiner Versprechungen: die Aussicht auf Titel, Orden und Auszeichnungen, auf sehr gewichtige Verbindungen und eine glänzende Verzinsung der eingeschossenen Kapitalien. Jedenfalls währte es nicht lange, und er hatte die Zeichnungsscheine über die drei Millionen in der Tasche . . .

Das Geld war da, so rapportierte Hans Volcker. Dann nahm Bertram das Wort, um das Budget für das erste Jahr zu entwerfen. Papier- und Druckkosten, die Gehälter für die Redaktion und die Administration, die Honorare für die fest angestellten Korrespondenten und die sonstigen Mitarbeiter, der Inseratentarif — alles das wurde in den Einzelheiten erwogen und besprochen. Bertram ging, in dem Bestreben, dem Aufsichtsrat völlige Klarheit zu schaffen, auf jede Kleinigkeit näher ein, zumal da er sah, daß die meisten der Anwesenden von dem ungeheuren Apparat, den eine große Tageszeitung erfordert, gar keine Ahnung hatten. Prinz Inningen gefielen die Papierproben nicht; er wollte alles „eleganter, eleganter, eleganter“ haben und war erstaunt, als Bertram ihm vorrechnete, daß ein, nur um eine Nummer besseres Papier das Jahresbudget des Blattes um 200 000 Mark erhöhen würde. Währenddessen wühlte Graf Breesen mit seinen ewig fieberheißen Händen in den Abzügen umher, welche die Satz- und Druckproben enthielten, und zerstreute sie über den ganzen Tisch. Der Banquier Nathansohn wollte für den Kursbericht eine größere Schriftgattung haben und fragte: ob denn nun der von ihm empfohlene Mann als Redakteur des Börsenteils angestellt werde oder nicht? Das wurde verneint; man habe sich bereits anderweitig gebunden. Hans wie Bertram waren im geheimen darüber schlüssig geworden, den Banquiers keinerlei Einfluß auf den Börsenteil des Blattes einzuräumen. Nathansohn schwieg verletzt, stand auf, zog Dr. Pfeil in eine Ecke und wisperte und flüsterte mit lebhafter Gestikulation in ihn hinein. Seine großen Hände fuchtelten durch die Luft. Er war außer sich. „Warum

stößt man mich vor den Kopf? Ich frage Sie, Doktor, warum? Ist mein Mann nichts wert? Es ist ein Ehrenmann, sag' ich Ihnen, und hat einen weiten Blick. Aber die Volckers — ich sage Ihnen, die Volckers sind Antisemiten. Graf Breesen sagt nein — ich sage ja; ich sag's . . ."

Fragen politischer Natur wurden am Tische aufgeworfen. Der in Aussicht genommene Chefredakteur war nicht allen gleich recht. Dr. Sensenschmidt, ein politisches Reptil, das nicht umgangen werden konnte, behauptete, daß Dr. Rempler in seiner frühern Stellung speziell in Fragen der innern Politik zuweilen ziemlich „wolkige Begriffe" entwickelt habe; man müsse dem Mann sehr auf die Finger sehen. „Sehr, meine Herren," wiederholte er und erhob sich dabei, den Anwesenden die pralle weiße Brustseite im Westenausschnitt zeigend; „ich kenne Rempler — kein übler Journalist, aber etwas Windfahne, mit Neigung nach links — jawohl, mit Neigung nach links, meine Herren . . ." Die Brüder Volcker widersprachen; die Parlamentarier im Aufsichtsrat wurden lebhaft. Graf Dassel forderte die Gründung eines Redaktionskomitees, das die politische Haltung des Blattes zu kontrollieren habe.

Aber jetzt erhob sich Bertram und bat um das Wort. Er hatte seine Scheu verloren, senkte jedoch, während er sprach, die Augen.

„Meine Herren, so geht das nicht," sagte er. „Die Grundzüge, in denen die Politik des Morgenblattes gehalten werden soll, sind festgelegt worden und haben Ihre Billigung erfahren. Die journalistische Vergangenheit Dr. Remplers und die Lauterkeit seines Charakters bürgen uns dafür, daß er die großen Ziele, die wir uns gesteckt haben, nicht aus dem Auge verlieren wird. Wir können unmöglich jede Zeile, die er zum Druck giebt, einer besondern Kontrolle unterwerfen. Das würde sich nicht mit seiner Würde, auch nicht mit der des Blattes vertragen. Und bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eins bemerken. Die Zeitung soll allerdings den Interessen der Partei dienen, die hinter ihr steht. Ich kann mir aber sehr wohl Fälle denken, in denen sie auch einmal in Gegensatz zu den Wünschen der Parteileitung treten wird. Deshalb halte ich jedweden Einfluß einzelner Persönlichkeiten auf das Blatt für unzweckmäßig und bin auch gegen die vorgeschlagene Redaktionsüberwachung. Es scheint mir dringend nötig, daß Sie uns in erster Linie Ihr Vertrauen schenken . . ."

Nun erhob sich ein leichter Tumult. Dr. Sensenschmidt folgte, mit den breiten Schultern zuckend, Nathansohn in eine Fensternische. Er war wütend darüber, daß man nicht einmal die Aufforderung hatte an ihn ergehen lassen, Chefredakteur zu werden. Stand er nicht seit zwanzig Jahren inmitten der Partei? Was wußten denn die Volckers von der Politik? Hatten sich den Rempler von der „Allgemeinen Korrespondenz" herübergeholt! Diesen öden Leitartikler, der mit seinem anmaßenden Wesen im Preßbureau der Regierung schon zu öfterm Anstoß erregt hatte. Es war zum Lachen. Nathansohn lachte höhnisch mit. Der Börsenteil konnte auch gut werden — hahaha . . .

Die feine scharfe Stimme des Barons Hunding übertönte das Sprechen der andern. Einen gewissen Einfluß auf die politische Haltung des Blattes müsse man sich unbedingt vorbehalten. „Unbedingt," meinte auch Prinz Inningen, der gewöhnlich die letzten Worte des Vorredners zu wiederholen pflegte. Die Grafen Dassel und Breesen, Dr. Pfeil und die andern Parlamentarier waren derselben Ansicht. Die

Zeitung solle das Echo der Partei sein. Und die Parteileitung gebe den Ton an. Und hier stehe die Parteileitung. Kein gouvernementales Organ — ein Parteiblatt. „Ein Parteiblatt," wiederholte Prinz Inningen mit Überzeugung . . .

Hans Volcker erwies sich als nachgiebig. Das sogenannte Redaktionskomitee wurde bewilligt und Graf Dassel, Baron Hunding und Dr. Pfeil in dieses gewählt. Sensenschmidt knirschte mit den Zähnen; das weltberühmte Reptil in dem prall gestärkten Vorhemdchen und dem wunderschönen Anzug von Stolz in London war abermals übergangen worden. Die Bearbeitung des kolonialen Teils erbat sich Dr. Huhnholtz, der mit einer stattlichen Summe an dem Unternehmen partizipierte. Er wisse freilich nicht, fügte er hinzu, wie lange er noch im Inland bleiben werde; es lüste ihn wieder nach dem Wüstenwinde.

Plötzlich fragte einer, wie das Feuilleton beschaffen sein solle? Auf „anständige" Romane müsse man Wert legen. „Ja, auf anständige," betonte auch Prinz Inningen. Hans erklärte, man hätte das Romanfeuilleton mit einem glänzenden Namen eröffnen wollen. „Ich war selber bei Spielhagen," fuhr er fort, „der einen Roman beendet hat. Aber Spielhagen fordert zwanzigtausend Mark Honorar."

Alle waren verblüfft. Graf Breesen sagte, dies sei eine effektive Gemeinheit. Prinz Inningen wollte wissen, ob man denn die Romanschreiber immer so hoch besolde; das sei ja ganz schrecklich. Dr. Huhnholtz lächelte und erzählte, sein letztes Werk über Ostafrika habe ihm noch mehr gebracht; als Schriftsteller müsse man auch zu handeln verstehen. Das begriff aber nur der Banquier Nathansohn; die meisten Übrigen schüttelten verstimmt die Köpfe, und Herr von Hunding meinte, er hätte von einem deutschen Dichter doch Idealeres erwartet. Übrigens war man allgemein gegen Spielhagen, dessen tendenziöse Feder man mißbilligte. Auch müsse der Roman so sein, daß ihn jede Frau und jedes Mädchen unbedenklich lesen könne.

„Ja — unbedenklich!" rief der Prinz. „Jedes Mädchen und jede Frau! Unbedenklich! . . ."

Die Rede kam im allgemeinen auf die Haltung des neuen Blattes. Man wünschte in allen Teilen die gleiche Vornehmheit bewahrt zu wissen. Die lokale Chronik und das Forensische dürften nichts enthalten, was in der Familie Anstoß erregen könne; es sei abscheulich, mit welchem Eifer die Zeitungen gräßliche Verbrechen und häßliche Gerichtsverhandlungen aufzubauschen pflegten . . . Bertram erklärte, daß er Sensationshascherei nicht dulden würde; die objektive Berichterstattung ließe sich aber schwer beschränken; ein trübes Sittenbild könne unmöglich mit heitern Farben geschmückt werden; Derartiges völlig aus dem Blatt verbannen zu wollen, hieße das Wesen der Publizistik verkennen. „Das Morgenblatt soll ja doch kein Organ für junge Mädchen und die edle Weiblichkeit sein," fuhr er, erregter werdend, fort, „sondern in erster Linie ein Journal für ernste und erwachsene Männer! Wenn Sie wünschen, daß wir alles das fortlassen, was dem Empfinden eines Backfisches widerstreben könnte, so müßten wir eben darauf Verzicht leisten, eine Chronik der Zeit, ein Spiegelbild des Lebens zu sein. Unter solchen Verhältnissen, mit solchen Schranken aber läßt sich keine große Zeitung schaffen! Ich bitte Sie, meine Herren, stellen Sie sich auf eine höhere Warte, sonst können wir uns mit unserm Unternehmen von vornherein begraben lassen! . . ."

Hans schaute erstaunt auf seinen Bruder. Er gab ihm recht, aber sein Ton gefiel ihm nicht; man konnte das alles viel diplomatischer sagen. Bertram war unvorsichtig und ungeschickt ... Dr. Sensenschmidt griff die Phrase von der „höhern Warte" auf. Er legte die rechte Hand auf das blendende Vorhemdchen, stellte sich in Positur und hielt eine längere, sehr schöne Rede. Die höhere Warte solle die Zeitung sein. Sicher könne man auch das Häßliche und Widerwärtige in den Kreis der Betrachtung ziehen, müsse es sogar, um der Wahrheit die Ehre zu geben, aber alles unter den Gesichtspunkten idealer Zwecke und Ziele und veredelt durch den Hauch — „ich möchte sagen, durch den Ozon feinster Bildung" ... Er sprach ununterbrochen weiter, während man ihm von allen Seiten Beifall zollte, reckte sich immer höher und gefiel sich sichtlich in seiner schönen Männlichkeit und mit dem sonoren Klang seines Organs ...

Bertram war still geworden. Er hatte sich wieder gesetzt und blätterte in seinen Papieren. Gerade dieser Dr. Sensenschmidt war ihm von Grund aus zuwider: ein Reisender in Politik, wie andre in Flanelljacken und Buckskin reisten, ein Wiederkäuer fremder Gedanken, ein Mensch ohne Rückgrat und eignes Urteil, der sich gegen klingenden Sold für die Ansichten andrer begeisterte. Ähnlich wie Bertram schien übrigens auch Graf Dassel zu empfinden, denn er rückte unmutig auf seinem Stuhl hin und her und ließ seinen graugrünen Knebelbart mit nervöser Bewegung durch die Finger gleiten. Und kaum hatte Sensenschmidt mit einer letzten tönenden Phrase geendet, so bat Graf Dassel um das Wort.

„Meine Herren," sagte er, „auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Im Grunde genommen sind das doch alles nur Erörterungen ziemlich unfruchtbarer Natur, theoretische Auseinandersetzungen, Schüsse ins Blaue. In der Praxis wird sich und muß sich auch alles anders gestalten. Eine Zeitung ist kein Familienblatt — kann es nicht sein, denn sonst würde sie am innersten Wesen ihrer Natur, die Strömungen der Zeit gleichwie in einem riesigen Spiegel zu sammeln und zu reflektieren, Einbuße erleiden. Ich kann Herrn Bertram Volcker nur recht geben: das Blatt soll von großen und vornehmen Gesichtspunkten aus redigiert werden; sie würden indessen zu lächerlicher Kleinlichkeit zusammenschrumpfen, wollten wir in jeder Zeile Rücksicht auf Boudoir, Kinderstube und Pensionat obwalten lassen. Daß die richtige Mitte und der rechte Ton getroffen werde, daß die Anständigkeit der Gesinnung ohne Heuchelei und Prüderie zum Ausdruck komme, ist Sache der Redaktion —"

„Und des überwachenden Komitees, lieber Herr Graf," fiel Breesen ein.

„Dies Komitee, lieber Herr Graf, hat sich nach meinem Ermessen nur um die Politik zu kümmern, um nichts weiter. Wenn wir den Leitern des Blattes Bleigewichte an die Federn hängen wollen, kann die Zeitung sich niemals eine Machtstellung erobern. Und das wollen wir doch. Wir wollen, daß sie eine Macht werde, herrschend und befehlend und auch anfeuernd und bekehrend. Eine Macht, wie sie bereits die gegnerische Presse geworden ist, der wir ein Paroli biegen und die wir aus dem Felde schlagen möchten. Das kann man aber nur mit starken Waffen und mit scharf geschliffenen. Rostfrei sollen sie sein und fleckenlos und ehrlich, doch scharf, meine Herren — ich wiederhole es! Stumpfen wir sie nicht vorzeitig ab — geben wir unsern Strategen, unsern Redakteuren, soweit das Partei-

interesse es zuläßt, plein pouvoir! Ich halte es nicht für gut, daß wir uns um Interna bekümmern, von denen wir als Außenstehende — seien wir doch offen — im allgemeinen herzlich wenig verstehen . . ."

Dr. Sensenschmidt zuckte mit den Schultern und flüsterte dem Dr. Pfeil eine boshafte Bemerkung zu. Auf die meisten andern aber blieben die Worte des Grafen Dassel nicht ohne Wirkung. „Wenig verstehen," sagte Prinz Inningen, „ganz richtig! . . ." Herr von Hunding schlug vor, abzuwarten. Man wolle die Entwicklung des Blattes durchaus nicht hemmen; auf diese und jene Einzelheit könne man später immer noch zurückkommen. Aber etwas Näheres über die Einteilung des Blattes wünschte er doch zu erfahren.

Hans Volcker stand ihm bereitwillig Rede. Er legte den Herren ein vorgedrucktes Schema vor. Genau so sollte die Zeitung ausschauen: mittelgroßes Format, zwei bis drei Bogen stark, je nach dem Eingang der Inserate, für die man bereits die Reklametrommel zu rühren begonnen hatte. Der textliche Inhalt werde die folgenden Abteilungen umfassen: den Leitartikel, die innere Politik in kurzen Entrefilets, die äußre Politik in den Berichten der Korrespondenten mit redaktionellen Glossen; die Parlamentsstenogramme und parlamentarischen Nachrichten; dann die Lokalchronik mit der Gerichtshalle, das Vermischte aus dem Reiche und dem Auslande, Militär und Marine, Turf und Sport, eine kritische Revue der Presse, endlich die Börse.

„Die Börse!" wiederholte Herr Nathansohn und seufzte. Dr. Huhnholtz aber fuhr heftig empor und rief: „Nun, und das Koloniale, Herr Volcker?! Wo bleibt das Koloniale?!"

„Das gehört mit zur Politik, Herr Doktor," erwiderte Hans ruhig. „Ich kann den Inhalt jeder Nummer natürlich nur in großen Zügen skizzieren. Zuweilen werden Verschiebungen eintreten; dieser und jener Teil wird fortfallen; man wird bei passender Gelegenheit selbständige Artikel einstellen — auch über koloniale Fragen, Herr Dr. Huhnholtz, wenn es der Tag gerade so mit sich bringt. Bleibt noch das Feuilleton mit dem Roman —"

„Dieser Spielhagen!" warf Graf Breesen grimmig ein. „Zwanzigtausend Mark sagten Sie, Herr Volcker?"

„Wir haben einen andern, auch recht guten Roman zu billigerem Honorar erworben, Herr Graf. Daneben treten als ständige Rubriken Theater, Kunst, Wissenschaft und Litteratur."

„Wieviel Redakteure haben Sie angestellt, wenn ich fragen darf?"

„Elf im ganzen, Herr Graf —"

„Sackerlot, das ist viel. Was so eine Zeitung kostet!"

„Dieu, wir haben ja drei Millionen!" rief Prinz Inningen.

Bertram warf einen ernsten Blick auf den Sprechenden und zog aus seinen Papieren einen mit zahlreichen Ziffernreihen bedeckten Bogen hervor.

„Das klingt viel, Durchlaucht," entgegnete er. „Aber ich glaube, Sie ahnen kaum, was ein derartiges Unternehmen verschlingt. Ich will Ihnen nur wenige Zahlen anführen. Die elf Redakteure beziehen zusammen ein Jahresgehalt von 47000 Mark; unsre Korrespondenten in Wien, Paris, Petersburg und London je

6000 Mark; die in Madrid, Konstantinopel, Bukarest, Washington je 3000 Mark; die Reporter und Rechercheure, notabene nur die fest angestellten, erhalten gegen 10000 Mark; die parlamentarischen Berichterstatter —"

„Hören Sie auf!" rief Herr von Hunding lachend; „Donnerwetter, sind das Summen! Ich habe mir die Geschichte doch ungleich billiger gedacht."

„Enorm," meinte der Prinz, „ganz enorm."

„Und dabei," fuhr Bertram fort, „habe ich Ihnen nur einige der geringfügigern Summen genannt. Vergessen Sie nicht, wie kostspielig der ganze Verwaltungsapparat, die Reklamen, das Papier und der Satz sind. Auf der andern Seite stehen uns freilich dafür auch erhebliche Einnahmen in Aussicht — falls nämlich die Zeitung einschlägt und die Inserenten kommen, was ich mit Ihnen hoffen will . . ."

Die lebhafte Stimmung in der kleinen Gesellschaft war plötzlich verflogen. Man widersprach nicht mehr so eifrig wie vordem, sondern hörte Bertram und Hans ruhig an. Nathansohn hatte sich in eine Ecke gesetzt, die Hände über den rundlichen Leib gefaltet und gähnte. Das alles interessierte ihn gar nicht. Ihn interessierte lediglich der Börsenteil, und da schien man ihn kalt stellen zu wollen. Er ärgerte sich nicht mehr. Schließlich würde man ihm doch kommen. Man bedurfte seiner Informationen — und auch seines Geldes. Eine Zeitung ist wie ein Raubtier; sie frißt den Mammon. Wenn die drei Millionen à fond perdu geschrieben wurden, konnte aus der Sache vielleicht etwas werden; da konnte sich der neue Einschuß mit — o ja, mit dreißig Prozent verzinsen. Nathansohn hatte Ähnliches schon erlebt. Aber er schwor sich zu, keinen Pfennig weiter zu opfern, wenn man ihn mit seinen Interessen fortgesetzt beiseite zu schieben willens war. Eine Gefälligkeit ist der andern wert . . .

Das Gähnen Nathansohns wirkte ansteckend. Baron Hunding zog die Uhr und meinte, es sei Frühstückszeit. Graf Breesen wollte um ein Uhr einer Komiteesitzung beiwohnen, die über die Begründung eines Kinderhospitals an der See zu wichtigen Entschlüssen kommen sollte. Noch ein paar andre hatten es eilig. Und plötzlich wurden alle sehr liebenswürdig gegen Bertram und äußerten, das Zeitungsunternehmen läge bei ihm ja in bester Hand. Selbst Dr. Sensenschmidt, der sich nach seinem Stammtisch sehnte, äußerte, es könne eine „große Sache" werden.

Einer nach dem andern empfahl sich. Schließlich blieb Graf Dassel allein zurück. Er hatte sich „zum Abschiede" eine Cigarre ausgebeten und steckte sich die Upmann, die Hans ihm reichte, mit behaglichem Wohlgefallen an.

„So etwas gönne ich mir nun nicht," sagte er lächelnd, „oder doch nur zuweilen. Die Cigarre ist gut. Sie verkörpert gewissermaßen die solide Opulenz Ihres Hauses. O meine Herren, ich wünsche von Herzen, daß auch das ‚Morgenblatt' zum Glanze Ihrer Firma beitragen möge! Wissen Sie, was ich bedauere? Ich bedaure, daß Sie die ganze Geschichte nicht aus eignen Mitteln ins Leben rufen. Dann könnten Sie den ewig dazwischen schwatzenden Aufsichtsrat entbehren."

„Mir aus der Seele gesprochen, Herr Graf," entgegnete Bertram. „Den Aufsichtsrat habe ich auch am meisten gefürchtet; wir hätten ihm von vornherein die

Befugnis, sich um die innere Ausgestaltung des Blattes zu kümmern, beschränken sollen. Sie haben ja selber gehört, wie naiv die Herren urteilen, wie wenig sie von der technischen Seite des Unternehmens verstehen! Ich habe die größte Sorge, daß uns mit dem sogenannten Überwachungskomitee auch noch mancherlei schwere Kämpfe drohen werden."

„Da bin ich ja mit dabei, lieber Herr Volcker," sagte der Graf, „und ich werde schon dafür einzutreten wissen, daß man Ihnen nicht unnötig die Hände bindet. Im übrigen rate ich Ihnen, die Herren reden zu lassen, soviel sie wollen, und trotzdem ruhig Ihre eignen Wege zu gehen. Und nun will ich mir meine Tochter holen, die mich sicher schon mit Sehnsucht erwartet —"

„Ich begleite Sie, Herr Graf," wandte Hans ein, während sich Dassel mit herzlichem Händedruck von Bertram verabschiedete . . .

Gerda saß noch immer am Fenster und hatte das Buch im Schoße.

„Es hat etwas lange gedauert, Rattchen," sagte der alte Herr beim Eintreten, „aber gut Ding will Weile haben —"

„Außerdem bin ich überzeugt," fügte Hans hinzu, „daß gnädigste Komtesse sich bei den Eingeborenen Borneos außerordentlich amüsiert haben werden —"

„Doch nicht, Herr Volcker," entgegnete Gerda; „ich bin in Berlin geblieben. Ich habe dem Leben auf der Straße zugeschaut und die hochbepackten Wagen gezählt, die in den Thorweg Ihres Hauses fuhren. Was sind das für Rollen, die auf den Wagen liegen?"

„Papier, Komtesse — nichts als Papier."

Gerda schlug die Hände zusammen.

„Ist es zu glauben! Und alle diese ungeheuren Massen werden bedruckt?"

„Jawohl, Komtesse, und fliegen hinaus in die Welt und sollen der Menschheit Wissen bringen. Das Papierlager muß frisch gefüllt werden, da wir eine neue Auflage unsers Konversationslexikons vorbereiten . . ."

Gerda blieb noch eine kleine Minute am Fenster stehen; dann wandte sie sich langsam um.

„Sie sind zu beneiden, Herr Volcker. Früher, vor einigen hundert Jahren, hatten wir die Macht: der Adel. Sie lag in unsern Waffen und festen Schlössern. Nun ist die Macht auf Ihrer Seite, und Ihre Stütze ist das Papier. Närrisch, daß das Papier über Stahl und Eisen siegt! Aber ich hab' nichts dagegen . . . Besuchen Sie uns wieder einmal in Uttenhagen?"

Ein leichtes Rot färbte Wangen und Stirn des Angeredeten.

„Mit tausend Freuden, Komtesse — wenn Ihr Herr Vater —"

„Der Herr Vater schließt sich der Bitte der Tochter an," fiel Graf Dassel freundlich ein. „Sie sind uns immer willkommen, lieber Herr Volcker. Ich sage also nicht Adieu, sondern auf Wiedersehn."

„Auf Wiedersehn, Herr Graf . . . gnädigste Komtesse . . ."

Hans neigte sich tief über die ihm gereichte Hand Gerdas.

III.

Franz Düren war weiter gegangen. Er suchte die zweite Adresse auf, die in seinem Notizbuche stand: G. Werner & Co. Auch dies war eine Buchhändlerfirma, deren Namen auf vielen Millionen von Druckschriften verzeichnet war, und trotzdem war dieser Name im Reiche der Litteratur so gut wie unbekannt.

G. Werner & Co. waren im Grunde genommen mehr Fabrikanten als Buchhändler, aber ihre Fabrik ging glänzend: sie vertrieben Kolportageromane schlechtester Gattung in ungeheuren Auflagen. Ihr Geschäft lag in der Köpnickerstraße: ein kleines, verwahrlost ausschauendes Haus mit mächtiger Thoreinfahrt, durch die man auf einen Hof gelangte, auf dem in diesem Augenblick gerade so wie bei E. M. Volcker riesige Massen von Papierballen abgeladen wurden.

Auch hier blieb Düren zunächst stehen und orientierte sich. Er verglich das unsaubere Gehöft, das eine Fundstätte für Lumpensammler zu sein schien, mit dem neuen Volckerschen Prachtbau. Auch die Firma Werner & Co. galt für sehr reich, aber ihre Inhaber, die Herren Gustav Werner und Friedrich Posahl, legten keinen Wert auf Repräsentation. Sie gedachten das ganze Terrain, das sie vor einigen Jahren billig in der Subhastation erstanden hatten, gelegentlich gut an den Mann zu bringen; da lohnte es sich gar nicht mehr, mit kostspieligen Neubauten zu beginnen. Es wäre sowieso Unsinn gewesen. Wer hierher kam, der verlangte keine teppichbelegten Treppen und keine holzgetäfelten Zimmer; die Austräger drängten sich unten in einem riesenhaften, kahlen, asphaltierten Saalraum zusammen, um aus hundert Händen ihre Ware in Empfang zu nehmen, und die bedauernswerten Schriftsteller, die das Räderwerk dieser einträglichen Fabrik trieben, waren froh, wenn man sie überhaupt empfing.

Düren schaute sich auf dem Hofe um. Aus dem dreistöckigen Quergebäude, das ihn nach Süden abschloß, tönte das Schwirren und Surren großer Maschinen. Hier standen die Schnellpressen der Druckerei, von denen jede einzelne im Laufe einer Stunde gegen zweitausendvierhundert Papierbogen mit Druck bedeckte. Im Erdgeschoß arbeiteten zwei Rotationsmaschinen, die noch Gewaltigeres leisteten, denn sie wurden durch Zuführung von endlosem Papier gespeist, und ein Schneideapparat schnitt die Bogen nach erfolgtem Bedrucken durch cylindrisch gekrümmte Stereotypplatten in das bestimmte Format und falzte sie gleichzeitig, so daß nur noch das Heften übrig bliebt. Im zweiten und dritten Stockwerk befanden sich die Setzersäle, in denen tagsüber zweiundachtzig Leute vor ihren Schriftkästen thätig waren; zuweilen aber, wenn es galt, das erste Heft eines neuen, an aktuelle Vorkommnisse anknüpfenden Romans möglichst schnell fertig zu stellen, wurde die Zahl der Setzer auch verdoppelt. Dann ging eine fieberhafte Thätigkeit durch dieses häßliche, mit gelbem Putz beworfene Haus; die blinden, in allen Farben schimmernden und mit Schmutzflecken übersäeten Fenster klirrten unter der Wucht der rastlos arbeitenden Maschinen: das ganze Gebäude schien zu stöhnen und in seinen Grundfesten zu zittern. Und es that recht daran, zu stöhnen und zu zittern, denn die Arbeit, die hier verrichtet wurde, war eine schmähliche. Die bedruckten Papiermassen, die dieses Haus verließen, trugen nicht den Geist freier Wissenschaft und edler Dichtkunst in die weite Welt, sondern den der Verdummung — keinen lichtspendenden Genius, sondern einen

grinsenden Dämon, der sich auf schmutzigen Hintertreppen in das Volk stahl, seine schlechtesten Instinkte zu entfesseln ...

Düren wandte sich an einen der auf dem Hofe beschäftigten Arbeiter und ließ sich nach den Bureaux der Firma weisen. Sie lagen im ersten Stocke des rechten Querbaus, der genau so vernachlässigt war wie alles in diesen merkwürdigen Geschäftsräumen. Düren stieg eine ausgetretene, mit Sand bestreute Holztreppe hinan und klingelte an einer Thür, die außer einem Blechschilde mit dem Namen der Firma noch die Warnung enthielt: „Jede Bettelei strengstens verboten!" Ein angeklebter Zettel trug die Bemerkung: „Sprechstunde 10—1, 4—6. Empfang nur nach Anmeldung."

Ein Junge öffnete Düren. Franz war klug genug, auf seine Visitenkarte zu schreiben: „In wichtiger Angelegenheit." Der Junge nahm sie, ließ Düren stehen und verschwand durch eine zweite Thür. Düren lächelte. „Tolle Wirtschaft," murmelte er; „gemeines Haus — Ruppsack und Kompagnie" ... Dann trat er ohne weiteres in das Wartezimmer, eine kleine Stube, dessen Wände voll Plakate hingen, in deren Lektüre sich Franz, die Hände auf dem Rücken und leise vor sich hinpfeifend, vertiefte. Diese Plakate interessierten ihn. Es waren Affichen für französische und italienische Lieferungswerke, die wahrscheinlich als Vorbilder für die Umschlagsillustrationen der Kolportageromane dienten, die hier fabriziert wurden: große illustrierte und grell kolorierte Plakate mit Mord- und Greuelscenen zu meist bekannten ältern Werken, wie Féréals „Mysterien der Inquisition" und Sues „Geheimnissen von Paris." Hie und da fanden sich auch Darstellungen kecker Liebesabenteuer, durchweg flott und mit geschickter Hand, wenn auch ganz roh ausgeführte Skizzen, aber alle in gleicher Weise auf brutale Leidenschaft hin berechnet ...

Während Düren noch vor einer dieser Affichen stand, einer italienischen mit der Ankündigung eines Romans von Mezzabotta „Il Papa nero", fühlte er eine Hand auf seiner Schulter. Er wandte sich um und sah einen lang aufgeschossenen jungen Menschen vor sich — ein blasses, sympathisches Gesicht und ein paar harmlos blickende blaue Augen unter blitzenden Brillengläsern.

„Herr Düren — ja wahrhaftig, Herr Düren! Wie kommen Sie denn nach Berlin und — hierher?!"

Franz wußte im ersten Augenblick nicht, wen er vor sich hatte. Als er aber die blauen Augen fragend und neugierig auf sich gerichtet sah, erwachte rasch die Erinnerung in ihm — die Erinnerung an ein paar andre ebenso blaue und ewig fragende Augen ... „Mein Gott, liebster Pawel," rief er, dem andern die Hand schüttelnd, „das hätt' ich wirklich nicht für möglich gehalten, gerade Sie hier ... aber ich weiß ja, Sie wollten nach Berlin ... Herrjeh, was haben Sie immer auf Köln geschimpft — Berlin war Ihre Sehnsucht, das gelobte Land Ihrer Wünsche, Ihr Gefilde der Seligen ... Na — und wie steht's nun, blonder Dichter? Fleußt der kastalische Quell?"

Der Angeredete, der bis zu der Begrüßung des alten Bekannten in einer Ecke des dämmerdurchschatteten Zimmers gesessen hatte, nickte, während ein halb schwermütiger, halb bitter ironischer Zug über sein Gesicht flog.

„Er fleußt, Herr Düren,“ antwortete er, „er stürmt in Kaskaden zu Thale, er reißt alle Dämme ein . . .“ Und mit plötzlicher Bewegung einen Schritt näher an Düren herantretend und seine Stimme dämpfend, fuhr er hastig fort: „Was wollen Sie hier, Freund? — Mit Werner & Co. in Geschäftsverbindung treten? — Herr Düren, ich warne Sie. Das sind gewissenlose Leute — herz- und gewissenlose, gemütsbare Schurken!“

Er stieß dies zwischen den geschlossenen Zähnen hervor, und sein gutmütiges, stilles Gesicht verzerrte sich förmlich dabei.

Franz schüttelte den Kopf.

„Liebster Pawel,“ entgegnete er gleichmütig, „bei den Geschäften, die ich mit Werner und Posahl vorhabe, spielen Herz, Gewissen und Gemüt keinerlei Rolle. Ich möchte sogar behaupten —“

Er brach ab, denn der Junge, der ihm geöffnet hatte, erschien wieder im Wartezimmer und meldete, Herr Werner ließe um einige Minuten Verzug bitten: er sei gerade sehr beschäftigt.

Düren und Pawel sprachen flüsternd weiter miteinander; aber Franz hatte wenig Sinn für die Herzensergüsse seines blonden Freundes. Er lauschte auf das, was im Nebenzimmer gesprochen wurde, und da die Thür nicht völlig in das Schloß gefallen, sondern nur angelehnt war, so ließ sich von dem, was da drinnen verhandelt wurde, das meiste gut verstehen.

Mehrere Stimmen sprachen durcheinander: eine rauhe, etwas krächzende, eine feine und schüchterne und eine stark und brutal klingende.

„Posahl,“ sagte die letztere im Kommandotone, „das geht nicht so weiter. Wir müssen den ‚Brigantenbastard‘ mit dem hundertsten Hefte abschließen. Die Abonnenten sind zu zählen, und auf neuen Einfang ist nicht mehr zu rechnen. An der Geschichte ist nichts mehr zu verdienen.“

„Der Verfasser hat aber das Manuskript bereits bis zum hundertundzwanzigsten Hefte abgeliefert,“ erwiderte das krächzende Organ. „Und nicht nur abgeliefert, sondern auch bezahlt erhalten —“

„Das war eine Dummheit, eine bodenlose Dummheit, die wir Ihnen zu verdanken haben, Schuriem! Wer bezahlt denn im voraus?!“

„Entschuldigen Herr Werner,“ hub die schüchtern klingende Stimme an, „es handelte sich in diesem Falle wirklich um eine Art Gotteslohn. Der arme Teufel, der Möbius, hat im vorigen Winter —“

„Seine Frau und zwei Kinder verloren — das haben Sie mir schon ein paarmal erzählt, Schuriem! Wir haben doch aber um alles in der Welt willen kein Asyl für bedauernswerte Familienväter! — Schreiben Sie dem Möbius, er möchte dieser Tage einmal bei uns vorsprechen. Er soll wieder einen Vorschuß bekommen — brauchen wird er ihn ja doch. Dann muß er uns für das hundertste Heft des ‚Bastard‘ so eine Art Schluß machen und den Rest des Manuskripts in einen neuen Roman hineinarbeiten. Das geht ganz gut, wenn er sich ein bißchen dahintersetzt.“

„Natürlich geht's,“ fiel das rauhe Organ ein, „aber der Möbius wird ja wohl wieder seine ‚ästhetischen Bedenken‘ haben. Damit können wir nichts anfangen. Der ‚Bastard‘ ist viel zu lau, Wassersuppe, Fadennudeln, windelweiches Gewäsche. So

geht es nicht zu in einer Räubergeschichte. Ich habe ihm geraten, er solle sich aus irgend einer alten Leihbibliothek ein Dutzend Schauerromane von Spieß und Cramer und Leibrock und wie diese prächtigen Herren alle hießen, geben lassen und aus ihnen etwas recht Packendes und Grausiges und Nervenerschütterndes zurechtschneiden — — wissen Sie, was er mir da geantwortet hat? Er wäre kein Abschreiber — er hätte seine eigne Phantasie — er könnte selbst fabulieren ... Mit so 'nem Menschen ist eben nichts zu machen!"

„Wenn er nur wenigstens wirklich fabulieren wollte!" erscholl wieder die Kommandostimme. „Aber das thut er ja nicht! Statt dramatischer Spannung liefert er Milieuschilderungen, als ob er für die ‚Gartenlaube' oder das ‚Daheim' schreibe! — Ich werd' ihn mir herannehmen, ich werd' ihm die Wahrheit geigen! Sein Material ist brauchbar, es ist schon etwas aus ihm zu machen, aber er muß sich eben unsern Direktiven fügen. Er muß es einfach. Er bekommt das Manuskript von nun ab bogenweise bezahlt. Für die ersten Hefte werd' ich es selbst lesen. Ich will meinen geheimnisvollen Fremden und meine verschleierte Dame haben. Ich will, daß die Kapitel wirkungsvoll abschließen — mit Fallthüren und plötzlichen Entdeckungen und so etwas. Ich werde schon mit ihm sprechen. Schließlich fügen sich alle. Pawel hat sich auch gefügt."

„Er ist draußen," sagte die Fistelstimme.

„Er kann warten, Schuriem. Wie geht denn sein ‚Gefangener von San Sebastian?'"

„Ausgezeichnet, Herr Werner. Und der ‚Löwe von Transvaal' noch besser. Ich habe vorhin die Kontinuation für das einundsiebzigste Heft erhalten. Zweiundneunzigtausend Abnehmer — das will was sagen!"

„Es macht sich. Aber wer gab die Ideen? Und die Titel? — Ich, lieber Schuriem — ich! Ich habe immer die Ansicht verfochten, daß man Zeitereignisse heranziehen muß. Mit der ‚Rose von Cuba' haben wir glänzende Geschäfte gemacht —"

„Obwohl der halbe Roman aus Retcliffes ‚Nena Sahib' abgeschrieben war —"

„Dafür haben wir dem Autor auch das Honorar gehörig gekürzt. Und die ‚Rose' zog doch — unser Publikum ist nicht so empfindlich. Für die letzten Hefte des ‚Brigantenbastard' will ich übrigens schlechteres Papier haben, Schuriem —"

„Mein Gott, Herr Werner, es läßt sich ja so schon kaum mehr auf dem Papier drucken —"

„Papperlappapp — das sind Redensarten. Für eine verlorene Sache gebe ich nichts mehr aus. Wir nehmen für die letzten Hefte das Zeitungspapier Steigerwald Probe t. Das ist gut genug. Nun lassen Sie, bitte, den Herrn Düren herein! ..."

Währenddessen hatte im Wartezimmer Herr Pawel seinem Kölner Freunde eine halbe Lebensgeschichte in das Ohr geflüstert, mit leiser, zitteriger Stimme, dicht neben Düren stehend, so daß dieser des andern fieberheißen Atem spürte. Düren war diese Offenherzigkeit sichtlich peinlich; Pawel nahm wenig Rücksicht auf seine Brotherren, und der Junge, der in der Fensternische mit Hilfe seines Taschenmessers ungeniert eine Frühstückssemmel verzehrte, warf von Zeit zu Zeit einen lauernden Blick auf die beiden. Als im Nebengemache der Name Pawels genannt wurde, fuhr der blonde Herr erregt empor und faßte Düren mit beiden Händen an die Rockklappe.

„Hören Sie,“ wisperte er, „ich kann warten — ja, ich kann warten, und wenn ich nicht das Maul halte und mich willig füge, dann werd' ich einfach vor die Thür gesetzt, und ein andrer kommt und schmiert meine Romane zu Ende. Hunderte finden sich im Handumdrehen — Sie ahnen ja gar nicht, wie sich das geistige Proletariat in diesem Berlin zu Haufen sammelt! Ach, liebster Düren, wär' ich doch in Köln geblieben! Das war doch wenigstens menschenwürdige Arbeit, die ich Ihnen zu liefern hatte — wenigstens —“

In diesem Augenblick knarrte die Thüre, und ein langer, hagerer Herr in einem bis oben hin zugeknöpften, arg abgeschabten schwarzen Rock erschien auf der Schwelle und sagte mit feiner, dünner Stimme:

„Herr Düren, wenn ich bitten darf! . . .“ Hierauf nickte er Pawel freundlich zu und fügte wohlwollend an: „Sie kommen auch gleich heran, Herr Pawel“ — worauf der Angeredete mit ruhiger Gelassenheit entgegnete: „Schön, Herr Schuriem — ich gehe auch nicht eher fort, eh' ich nicht vorgelassen bin. Ich habe nämlich Zeit. Die Revolution auf Cuba eilt mir nicht, und der Gefangene von San Sebastian schläft gerade . . .“

Franz reichte Pawel die Hand.

„Ich hoffe auf Wiedersehn,“ sagte er. „Steht Ihre Wohnung im Adreßbuch?“

„Nein, aber ich will Ihnen meine Karte geben . . . Hier, lieber Freund — und sollte ich zufällig nicht zu Hause sein, so finden Sie jedenfalls meine Schwester vor. Vergessen Sie uns nicht! Ich bin so froh, wenn ich mich einmal mit einem vernünftigen Menschen aussprechen kann. Mein ganzer geistiger Verkehr besteht aus Gesindel — ach du lieber Gott, was für Gesindel! . . .“

Schuriem, der Faktor des Geschäfts, öffnete etwas demonstrativ die Nebenthür, um die Klagelieder Pawels abzuschneiden. Düren trat in ein großes Gemach, in dem zwei Herren an Pulten arbeiteten. Jedes dieser Pulte stand vor einem Fenster und war dicht mit Papieren bedeckt. An den Wänden lagen zusammengeschnürte Ballen einzelner Romanhefte in gelben und roten illustrierten Umschlägen, und auch über den großen und breiten Mitteltisch waren derartige Hefte zahlreich verstreut. Die Luft im Zimmer war schlecht und mit Tabaksrauch erfüllt.

Beim Eintritt Franzens erhob sich einer der Herren, ein starker Mann in vernachlässigter Toilette, der Rock mit Fettflecken und Tintenspritzern bedeckt, die Weste nur halb geschlossen — ein Mann mit dickem, rotem Gesicht, wie ein Viehhändler ausschauend.

„Habe die Ehre — freut mich, Herr Düren,“ sagte er, Franz die gewaltige Hand entgegenstreckend. „Ich habe schon von Ihrem Pech gehört — sehen Sie, das ist die Folge davon, wenn man erzieherisch auf das Volk einwirken will! Als man mir von Ihrem Kolportage-Unternehmen erzählte, sagte ich gleich zu Posahl: Posahl, das ist kein Konkurrent; der Düren ist unrettbar verloren; ich kenne unser Publikum besser . . . Herr Düren, erlauben Sie mir — Herr Friedrich Posahl, mein Associé.“

Nun erhob sich auch der zweite Herr, der mit dem rauhen und krächzenden Organ: ein magerer Mensch mit eingefallenen Wangen, auf denen sich zirkelrote Flecke abzeichneten, tief in den Höhlen liegenden, stechenden dunkeln Augen und kurz-

geschorenem schwarzgrauen Haar. Im Gegensatz zu seinem Kompagnon war Herr Posahl mit äußerster Sorgfalt, fast dandyhaft gekleidet; um den Hals trug er, trotz der drückenden Hitze im Zimmer, ein shawlartiges wollenes Tuch.

„Freue mich sehr, Herr Düren," sagte auch Posahl und verbeugte sich untadelhaft. „Allerdings, ich muß bestätigen, was der Herr Werner da ausführte: ihm ahnte von vornherein der Mißerfolg Ihres Unternehmens —"

„Von vornherein," fiel Werner ein. „Ich hab' das im Blick, lieber Herr Düren, im Blick. Posahl hat auch einmal den Gedanken gehabt, dem Volke Besseres zu bieten. Da hatten wir einen Roman aus dem Englischen, eine Kriminalgeschichte mit vielen und recht unterhaltsamen Verbrechen, auch Kindsunterschiebung, Bigamie und Banknotenfälschung waren dabei — also ganz vernünftige Zuthaten zu einem Kolportagewerk — aber das Unglück war, was soll ich Ihnen sagen, der litterarische Schliff der Geschichte. Es ging nicht stramm genug vorwärts; der Autor legte zu viel Gewicht auf psychologische Entwicklung — und das wollen unsre Leute eben nicht. Sehn Sie sich da drüben mal das hundertste Heft von ‚Marino Marinelli oder Graf und Galeerensklave' an; das ist der unglaublichste Jux, der je geschrieben worden ist, und wir haben ihn im Herbst zum drittenmale neu auflegen lassen müssen. Und, lieber Herr Düren, was sind das für Auflagen! Da können sich die übrigen Romanverleger in alle Ecken verkriechen! Vom ‚Marino Marinelli' haben wir insgesamt mehr als zehn Millionen Hefte abgesetzt. Das flutscht, mein Alterchen!"

„Zehn Millionen Hefte," wiederholte Düren. „Kann stimmen. Das Heft zu zehn Pfennigen mit fünfzig Prozent Rabatt an die Kolporteure. Ausgaben alles in allem — wollen einmal sagen 250 000 Mark. Bleibt Ihnen immer noch ein runder Verdienst von beinahe ebensoviel. Und das bei einem einzigen Werke! Ich gratuliere."

Beide Herren lachten, und Posahl erwiderte:

„Ginge nur alles so glatt. Aber wir haben auch manchen Nackenschlag. Es ist immerhin ein hartes Geschäft, Herr Düren."

„Eine ewige Angst," setzte Werner hinzu. „Das erste Heft, der Lockvogel, wird bei uns gewöhnlich in einer Auflage von zwei Millionen Exemplaren gedruckt. Dies Heft kostet nur; es bringt uns gar nichts. Ratzeweg gar nichts. Beim zweiten fangen die Sorgen an. Wieviel feste Bestellungen werden die Kolporteure bringen? Nehmen wir wirklich an, die Zweimillionen-Auflage hat 200 000 Esel eingefangen. Was bleibt bei den weitern Heften? Beim dreißigsten springen die Abonnenten wie die Fliegen ab. Beim einunddreißigsten weiß man gar nicht mehr, in welcher Höhe man die Auflage drucken lassen soll. Man druckt aufs ungewisse und ins unbestimmte hinein, in der Hoffnung, daß es mit dem Vertrieb der frühern Hefte noch nachklappern wird. Aber wie oft täuscht man sich! Das, von dem man sich am meisten verspricht, liegt oft wie Blei. Gucken Sie einmal unten in das Lager hinein! Makulatur, wohin das Auge schaut! . . ."

Düren hatte sich auf einen Stuhl zwischen den Pulten gesetzt. Er war unruhig geworden. Daß diese beiden Leute vortreffliche Geschäfte machten, war klar. Aber es schien, als besäßen sie wenig Unternehmungsgeist; sie waren im Grunde genommen Kleinigkeitskrämer, sie hatten keinen weiten Blick. Es war auch nicht von ihnen zu

verlangen. Werner war bis vor fünf Jahren Faktor in einer Druckerei gewesen; der halsleidende Pofahl hatte ein Lampengeschäft besessen. Lediglich der Zufall hatte die beiden zusammengeführt. Düren kannte die Entstehungsgeschichte der Firma genau; er hatte seinerzeit sein eignes Kolportageunternehmen an Werner & Co. verkaufen wollen; man hatte aber gedankt. Nun er ihnen gegenüber saß, war er plötzlich zweifelhaft geworden, ob er von seiner Zeitungsidee sprechen sollte. Er traute den beiden nicht. Vielleicht hörten sie ihn ruhig an, wiesen ihn ab und nahmen allein sein Projekt auf. Das war alles möglich.

Während er noch schwankte, ob es nicht vernünftiger sein würde, nach einigen allgemeinen Redensarten wieder fortzugehen, begann Pofahl abermals nach kurzem Krächzen und Räuspern:

„Haben Sie irgend etwas Neues vor, Herr Düren? . . .“

Franz ließ den Blick rasch von einem zum andern gleiten. Er sah in zwei aufmerksam werdende, sehr gespannte Gesichter. Die beiden hatten absichtlich noch nichts von der ‚wichtigen Angelegenheit‘ erwähnt, noch keine Frage an ihn gerichtet, was ihn herführe. Aber sicher — sie fieberten vor Neugier, zu erfahren, was er wollte, obschon sie die kühl zurückhaltenden Geschäftsleute spielten . . .

„Ja — ich habe etwas Neues vor,“ erwiderte Franz nach kurzem Besinnen; „und ich bin nach Berlin gekommen, um mir einen kapitalkräftigen Kompagnon zu suchen.“

„Das Geld liegt auf der Straße,“ bemerkte Werner. „Übrigens, für ein wirklich gutes Unternehmen würden wir auch zu haben sein.“

„Auch für eine Zeitung?“ fragte Düren lauernd.

„Nein!“ schrieen Pofahl und Werner zugleich, und der letztere fügte lachend hinzu: „Lieber Herr Düren, wir sind doch keine Schafsköpfe! Wir wollen doch Geld verdienen! Es giebt genug Zeitungen in Berlin.“

„Aber keine solche, wie ich sie plane.“

„Na — und? Was planen Sie denn?“

Einen Augenblick zögerte Düren noch, dann entgegnete er schnell:

„Eine Zeitung für dieselben großen und breiten ungebildeten Massen des Volks, an die Ihre Kolportagelitteratur sich wendet — sagen wir meinetwegen: ein Organ für den meinungslosen Pöbel . . .“

Werner und Pofahl schauten ernst auf den schlanken jungen Mann mit dem intelligenten, fröhlichen Gesicht. Sie hatten das, was Düren wollte, noch nicht so recht begriffen, aber sie witterten bereits Großes dahinter — eine unheimliche Macht, die vielleicht auch dem Absatz ihrer Verlagswerke gefährlich werden konnte.

Pofahl trat hinter seinem Pulte hervor und setzte sich mit einem Bein auf den Mitteltisch. Er antwortete nichts, sondern spielte nur nervös mit seiner Uhrkette. Werner dagegen vermochte nicht mehr an sich zu halten. Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und rief:

„Donnerwetter, der Gedanke ist gut! Ein Organ für den Plebs — das giebt's noch nicht! Wir haben Blätter für die obern Zehntausend, für das brave Bürgertum, für das demokratische und socialdemokratische Volk. Aber ausgesprochen für die unterste Schicht, für die Hunderttausende, die unsre Romane verschlingen, für die

Neigungen des Pöbels — nein, das haben wir noch nicht! Der Gedanke ist gut . . . Und welcher politischen Partei soll die Zeitung dienen? Doch nur der socialistischen. Ich bin zwar selbst liberal, aber ich pfeife auf meine Gesinnung, wenn es sich um bar Geld handelt . . ."

Düren fühlte, daß er Oberwasser hatte. Nun wurde er vorsichtiger.

„Ich bin ein Geschäftsmann wie Sie, meine Herren," sagte er, „und muß mich schützen. Geben Sie mir einen Revers, in dem Sie sich gegen eine Buße von Hunderttausend Mark verpflichten, das geplante Blatt, das ich ‚Volksbote' taufen möchte, nicht ohne meine Mitarbeiterschaft und Mitbeteiligung herauszugeben — und Sie werden sodann Näheres von mir hören . . "

Werner schaute seinen Kompagnon fragend an. Pofahl verzog das Gesicht, krächzte und meinte sodann:

„Dagegen ist nichts zu sagen. Geschäft ist Geschäft. Entwerfen Sie den Revers, Werner! . . ."

Die große Hand Werners glitt bereits über das Papier. Er war so neugierig, daß er mit fieberhafter Hand schrieb. Düren nahm den Revers, las ihn aufmerksam durch und steckte ihn in seine Brieftasche.

„Also hören Sie, meine Herren," begann er von neuem. „Mein Blatt soll gar keiner politischen Partei dienen — es soll parteilos sein. Es wird sich politisch lediglich auf die Berichterstattung beschränken und auch diese dem Publikum mundgerecht zu machen suchen. An Stelle der langweiligen Leitartikel sollen frisch und volkstümlich geschriebene Plaudereien treten, die den Leser über alles Wissenswerte in der hohen und niedern Politik in quasi unterhaltender Form, sozusagen spielend orientieren. Der kleine Handwerker hat gar keine Zeit dazu, sich durch die parlamentarischen Stenogramme hindurchzuwinden; er ist überhaupt kein Politiker. In seiner freien Zeit will er sich amüsieren. Das soll er auch, wenn er den ‚Volksboten' zur Hand nimmt. Das Blatt wird sich schon in seiner äußern Physiognomie wesentlich von allen andern Zeitungen unterscheiden. Ich denke nicht daran, die regelrechte Einteilung: Leitartikel, innere und äußere Politik, lokale Chronik undsoweiter beizubehalten. Ich stelle vielleicht einmal den ausführlichen Bericht über einen sensationellen Mord an die Spitze —"

„Bravo!" rief Werner.

„ . . . oder die Geschichte eines interessanten Einbruchs mit einer Abbildung des Thatorts oder das Referat über einen vielbesprochenen Prozeß mit den Porträts der Angeklagten. Der ‚Volksbote' soll also ein Klatschblatt sein. Ich spreche das ruhig aus. Die Kreise, an die wir uns wenden, sind geistig zu arm, um Belehrung und Wissen ertragen zu können; sie wollen nichts weiter als eine wenig ermüdende Unterhaltung, wollen Kolportagelektüre im Zeitungsformat . . ."

Pofahl schritt im Zimmer auf und ab. Was war das für ein Mensch, dieser Düren! Sein verfehltes Unternehmen hatte ihm die Augen geöffnet. Er hatte das Volk kennen gelernt — er beurteilte es richtig. Seine Idee war glänzend. Herrgott, warum war man nicht selber darauf gekommen! „Kolportagelektüre im Zeitungsformat" — ausgezeichnet! Und die ruhige Gewissenlosigkeit, mit der er das alles vortrug! Ein vortrefflicher Geschäftsmann. Den mußte man festhalten.

„Von diesem Standpunkte aus,“ fuhr Düren gelassen fort, „soll das ganze Blatt redigiert werden. Wir haben durchaus nicht die Absicht, das Volk zu erziehen — das überlassen wir andern — sondern wollen vielmehr seinen Neigungen entgegenkommen. Der lokale Teil und das bunte Vermischte werden infolgedessen einen großen Raum einnehmen. Besonderes Gewicht soll auf die Gerichtschronik gelegt werden; auch ausländische Blätter werden sie füllen helfen — es passieren genug Verbrechen in der Welt, und der kleine Mann liest so etwas gern. Als durchlaufenden Roman selbstverständlich eine ungeheuer spannende Geschichte; man könnte gelegentlich auch einmal den ‚Grafen von Monte-Christo‘ unter neuem Titel abdrucken.“

„Das ist gut,“ fiel Werner ein; „der zieht immer noch! Ich hatte selbst einmal die Absicht, den ‚Monte-Christo‘ umzuarbeiten, die Handlung nach Deutschland zu verlegen, den Personen andre Namen zu geben und das Ganze als neuen Roman in die Welt zu schicken. Vielleicht unter dem Titel ‚Der Goldgraf‘. Oder würden Sie ‚Die Geheimnisse der Goldhöhle‘ für besser halten?“

„Bleiben wir doch bei der Sache,“ ermahnte Posahl ungeduldig. Er war vor Düren stehen geblieben. „Wissen Sie, daß mir Ihr Plan zusagt, Herr Düren? Ja wahrhaftig, ich halte ihn für ausgezeichnet. So ein Blatt fehlt uns. Es müßte natürlich billig sein.“

„Sehr billig,“ erwiderte Franz. „Ich huldige trotz meiner schlechten Erfahrungen noch immer dem Grundsatze: die Masse muß es bringen. Wir würden Monatsabonnements einführen. Pro Monat fünfzig Pfennige. Das Fünfgroschenstück hat jeder übrig. Handliches Format, vielleicht Großquart. Anfänglich zwei Bogen. Da wir die Börse nicht zu berücksichtigen brauchen, so können wir auf zwei Bogen massenhaft Text unterbringen. Die Papiermenge wird freilich wachsen, wenn wir an Inseraten gewinnen. Und da wir von vornherein eine große Auflage drucken wollen, so wird es uns bei geeigneter Reklame auch nicht an Annoncen fehlen?“

„An welche Auflage denken Sie denn?“ fragte Werner.

„Die Probenummer soll in einer halben Million Exemplare verausgabt werden. Wir müssen ganz Deutschland überschwemmen. In jede Werkstatt, in jede Dorfhütte, in jede Kellerwohnung soll der ‚Volksbote‘ getragen werden. Vielleicht gebe ich das Blatt im ersten Monat gratis — ich verschenke es —“

Werner schlug wieder mit der flachen Hand auf sein Pult.

„Schwerebrett, Düren,“ rief er, „Sie gehen gewaltig ins Zeug!“

„Das ist notwendig, Herr Werner. Geschickte Reklame ist alles. Der ‚Volksbote‘ muß im Umsehen bekannt und populär werden. Man muß überall von ihm sprechen. Ich habe natürlich auch noch andre Köder in petto. Freie Rechtsbelehrung im juristischen Briefkasten; jeder Winkeladvokat macht uns das für ein paar Groschen Honorar. Freie ärztliche Beratung; vielleicht auch Unfallversicherung der Abonnenten; Gratisprämien, Verlosungen, naive Preisausschreiben; später einmal als Extrazugabe einen der Kolportageromane, die nicht mehr abzusetzen sind — wöchentlich ein Heft. In der ersten Zeit müssen die Lockvögel nur so schwirren . . .“

Posahl und Werner hatten, während Düren sprach, verschiedentlich Blicke gewechselt. Sie waren einig miteinander. Werner kritzelte mit seinem Bleistift auf

dem vor ihm liegenden Papier herum. Er schrieb fünfzigmal dieselbe Phrase nieder: „Kolportagelektüre im Zeitungsformat.“ Das Wort hatte ihm imponiert.

„Haben Sie schon eine Kalkulation aufgestellt?“ fragte Pofahl. Ein Hustenanfall erschütterte ihn.

Düren nickte. „Bis auf Heller und Pfennig, Herr Pofahl. Aber sie umfaßt ein paar Bogen; ich habe sie nicht bei mir. Ich werde sie Ihnen vorlegen, wenn wir uns über die Grundzüge unsrer Geschäftsverbindung einig sind.“

„Wir werden uns rasch einigen,“ bemerkte Werner eifrig.

„Das hoffe ich auch,“ entgegnete Franz lächelnd. „Meine Wünsche sind vor der Hand sehr geringe. Haben Sie in Ihren Geschäftsräumen ein paar Zimmer frei?“

„Jawohl,“ erwiderte Pofahl, „drüben — über dem Papierlager — sechs Stuben; sie müßten nur neu tapeziert werden — das ist eine Kleinigkeit.“

„Große Zimmer, Herr Düren,“ ergänzte Werner, „auch gut heizbar. Sie meinen, für Redaktion und Expedition —?“

„Ja. Soviel ich weiß, sind Sie auch bei der Papierfabrik von Steigerwald und Ullrich beteiligt?“

„Sind wir —“

„Dann glaube ich in der That, daß eine Einigung nicht schwer sein wird. Ich beanspruche vor der Hand nur für drei Monate freies Quartier für Redaktion und Verwaltung, freies Papier und freien Satz und Druck. Pardon — daß Sie mich nicht mißverstehen: nur Kredit für diese Zeit! Dazu für die Einrichtung und die Reklame ein zu vier Prozent verzinsbares Kapital von hunderttausend Mark.“

„Und unser Gewinn?“ fragte Pofahl.

„Unser Gewinn, wenn die Geschichte glückt?“ setzte auch Werner hinzu.

Düren erhob sich. Jetzt war er seiner Sache sicher.

„Darüber wollen wir reden, wenn ich Ihnen die Kalkulation vorgelegt habe,“ erwiderte er. „Vorläufig genügt mir die Gewißheit, daß Ihnen mein Plan gefällt und daß Sie sich zu beteiligen wünschen ...“

Werner hatte aus seinem Pult eine Cigarrenkiste hervorgeholt und präsentierte diese Düren. Die Cigarren sahen nicht gerade vertrauenerweckend aus, doch Werner lobte sie.

„Ein rauchbarer Tabak,“ sagte er; „glimmen wir uns eine an ... Also lieber Düren — ja, wir wollen uns beteiligen. Sie sind unser Mann. Wir passen zusammen, wir gehören zusammen. Eine Zeitung gewöhnlichen Schlages — da hätte ich Nein gesagt —“

„Ich auch,“ fiel Pofahl ein. „Man nennt die Presse die siebente Großmacht. Ist Unsinn. Die siebente Großmacht ist das Geld. Und deshalb ist mir's schon lieber, unser Druckpapier setzt sich in Mammon um als in politisches Wissen ... Wann kommen Sie wieder, Herr Düren?“

„Morgen um diese Stunde, wenn es Ihnen recht ist.“

„Einverstanden. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Wenn wir uns über die Einzelheiten verständigt haben, setzen wir uns in die nächste Droschke und fahren

zum Notar, um den Vertrag ausfertigen zu lassen. Wissen Sie übrigens, daß E. M. Volcker zum Herbst auch eine neue Zeitung herausbringen will?“

„Ich weiß es. Wir wollen abwarten, welche Bombe stärker einschlägt: unser Klatschblättchen oder die Volckersche Zeitung großen Stils ... Meine Herren, also auf morgen!“

Die Associés schüttelten ihm warm die Hand. Werner geleitete ihn durch das Wartezimmer. Hier stand der blonde Pawel noch immer vor den Plakaten und harrte geduldig auf den Augenblick, da auch er vorgelassen werden würde. Werner grüßte ihn von oben herab, und gerade diese hochmütige Bewegung veranlaßte Düren, stehen zu bleiben, Pawel auf die Schulter zu klopfen und mit Wärme zu äußern:

„Hören Sie, lieber Herr Werner, den Mann hier lassen Sie mir nicht locker! Den brauchen wir bei unsrer neuen Sache! Ich kenn' ihn von Köln her und weiß seine Tüchtigkeit zu schätzen ...“

Werner war ein wenig betroffen, denn er hatte Pawel bisher gleich allen seinen übrigen Fronarbeitern nur als Sklaven betrachtet, war auch von seiner Brauchbarkeit durchaus nicht so überzeugt; aber er nickte gefällig und meinte: „Ja, ja, eine tüchtige Kraft, unser Herr Pawel, eine sehr tüchtige Kraft, eine ganz außerordentlich tüchtige Kraft! ... Habe die Ehre, Herr Düren — auf morgen! ...“ Und als Franz das Zimmer verlassen hatte, wandte sich Werner an den ob des Umschwungs der Gefühle ganz verblüfften Pawel und sagte: „So, mein Verehrtester, nun wollen wir in Ruhe miteinander plaudern. Haben Sie etwas auf dem Herzen? Wollen Sie ein paar hundert Mark Vorschuß? — Immer zu Ihrer Verfügung, lieber Herr Pawel ...“

Daß der Anführer der „Räuberbande Werner & Co.“ — wie Pawel seine Brotherren zu titulieren pflegte — daß der erhabene Chef selber ihm Vorschuß anbot, hätte der arme Schriftsteller nie im Leben erwartet. Er war ganz blaß geworden vor freudigem Schreck.

IV.

„Papa — ein Brief von Dittmar!“

Gerda schwang das Couvert mit den japanischen Marken und den zahllosen Poststempeln hoch in der Hand, als sie in das Arbeitszimmer ihres Vaters trat. Ihr Gesicht glänzte vor Freude. Gott sei Dank, endlich Nachricht von Dittmar! Er hatte ewig lange nicht geschrieben, und man war immer in Sorgen um ihn.

Graf Dassel saß an seinem Schreibtische und arbeitete an einer Broschüre über die Leutenot auf dem Lande, die Ende Monats erscheinen sollte. Auch über sein vornehmes Antlitz flog ein heller Schimmer, als er die flotte und freie Handschrift seines Sohnes auf dem Couvert erkannte.

„Sieh da,“ sagte er, den voluminösen Brief in der Rechten wiegend, „ein ganzes Paket! Hoffen wir, daß uns der Junge Gutes berichtet! Mach auf, Rattling, und lies mir vor! ...“

Gerda ließ sich zu seiten des Arbeitstisches nieder. Der stand in einem geräumigen Zimmer, dessen Wände mit Bücherreihen tapeziert waren. Es war eine große Bibliothek, die eines Parlamentariers. Nach schön wissenschaftlicher Litteratur hätte man auf diesen Regalen vergeblich gesucht; um so reichhaltiger waren geschichtliche, politische und agrarische Werke vertreten. Ein mächtiger, offener Eichenschrank war nur mit Broschüren gefüllt, mit Tausenden jener Eintagsfliegen, die gewissermaßen für den Augenblick geschrieben, in alle Winde flattern, um über den Tag hinaus kaum weiter beachtet zu werden, für den Forscher aber doch von Wichtigkeit sind. Alle politischen Parteien hatten sich in dem Schranke ein Stelldichein gegeben; neben kühl und sachlich gehaltenen Abhandlungen standen da leidenschaftliche Pamphlete, mit vergifteter Feder geschrieben, die Zornesergüsse gewaltiger Maulhelden, Aufrufe zum Kampf und Mahnungen zum Frieden, antisemitische Hetzreden und die Gegenschriften rabbinistischer Schlauheit. Über aller dieser aufgeregten Dialektik, dieser in die Volksmassen geschleuderten Brandfackeln aber thronte die Büste Bismarcks, der vor kurzem seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert und dessen olympische Stirn Gerda bei dieser Gelegenheit mit einem frischen Lorbeerkranze gekrönt hatte. Unter dem grünen Lorbeer leuchtete das eherne Antlitz des Alten marmorweiß hervor, voll köstlicher Ruhe, ein leichtes Lächeln um den Mund — als lächle er über den unter ihm aufgehäuften papierenen Wust, in dem sein Name hundertfach genannt wurde . . .

Ein hohes Glas voll Frühlingsblumen stand auf dem Schreibtische des Grafen: Anemonen, Schneeglöckchen und die kobaltblauen Dolden der Cylla mit ihren rötlichen Stengeln, dazwischen silberfarbene Weidenkätzchen — ein Lenzgruß von der Hand Gerdas. Lenz war es auch unten im Parke, auf den man durch das Bogenfenster hinabschauen konnte, hinab auf ein lichtgrünes Wipfelmeer, über das die Sonne goldene Tupfen streute. Der Arbeitstisch Dassels war dicht an dieses Fenster herangerückt worden. Der Graf liebte es, von Zeit zu Zeit das Auge in erquicklichem Ausruhen über den Park schweifen zu lassen, der selbst im Winter unter seiner schillernden Hülle von Schnee und Eis ein Bild wundervollen Friedens darbot . . .

Gerda las den Brief aus Tokio vor. Es ging Dittmar gut — gottlob! Er schrieb zufrieden und glücklich und begeistert von Japan. Das Land sei einzig schön, auch die Gesellschaft charmant, der Gesandte ein liebenswürdiger Mann, seine Frau anbetungswürdig.

„Sehr gut,“ bemerkte der Graf; „eine stille Liebe zu der Gattin seines Chefs verzeih' ich dem Dittmar. Das hält ihn von andern Dummheiten ab . . . Was weiter? Der Brief ist ja ellenlang.“

„Der Brief nicht,“ antwortete Gerda. „Der ist kurz, wie es Dittmars Briefe gewöhnlich sind. Aber es liegt ein Manuskript dabei.“

„I — ein Manuskript?! Keine Rechnungen, Ratting?“

„Nein — es ist fast befremdlich, Papa — ein Manuskript. ‚Skizzen aus Japan‘ nennt er es und schreibt, wir möchten es an die ‚Kreuz-Zeitung‘ oder die ‚Post‘ senden.“

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Der Dittmar schriftstellert,“ sagte er. „Das hätte ich nun im Leben nicht für möglich gehalten. Der Dittmar schriftstellert. Ich frage dich, Gerda, geht das mit rechten Dingen zu?“

Gerda lachte. „Den Beweis haben wir in der Hand, Papa; das Faktum läßt sich nicht leugnen. Übrigens entsinne ich mich, daß Dittmar schon in der Schule recht gute Aufsätze machte. Vielleicht sind seine Skizzen druckfähig. Du, Papa, vielleicht sind sie etwas für euer neues Blatt.“

„Gieb sie her, Gerda; ich will einmal hineinschauen. Sind sie leidlich, werd' ich sie Hans Volcker geben. Wann kommt Volcker? Wollt' er uns nicht heute besuchen?“

„Ja, Papa. Zum Frühstück. Ich weiß nicht, ob er bis morgen bleibt. Aber die Fremdenzimmer sind in Ordnung. Er kann also bleiben, wenn er lustig ist, und ich taxiere, er thut's.“

„Wenn du ihn darum bittest, gewiß.“

„Warum betonst du das ‚Du‘ so? . . .“ Die Wangen Gerdas röteten sich.

„Warum wirst du rot, Ratte?“

„Ach, Papa — pfui! . . . Pfui, Papa — du weißt, ich werde so leicht rot. Das ist physisch, nicht psychisch.“

„Sei's so. Komm her und laß dir einen Kuß geben! Wie deine Backen brennen! Das ist physisch, nicht psychisch. Herz und Seele brennen doch nicht? Herz und Seele sind doch kühl, Ratte?“

„Ganz kühl, Vater. Für wen sollte ich lodern? Für dich und den Strick in Tokio habe ich mir ein abgeklärtes Feuer bewahrt.“

„Recht so — das wärmt am besten. Sag einmal, Kind“ . . . der Graf lehnte sich in den Stuhl zurück und nahm die Cigarre aus dem Munde . . . „sag einmal: das sind eine ganze Masse Körbe, die du bisher ausgeteilt hast?“

„Wie kommst du darauf? gerade jetzt?“

„Es fiel mir so ein —“

„Drei Körbe — nur drei. An Hasso Hunding, Vetter Günther und —“

Die Komtesse schwieg plötzlich und starrte mit weiten Augen zum Fenster hinaus. Die Farbe auf ihren Wangen erlosch; ein herber Zug trat um ihre Mundwinkel. Ihr Blick nahm etwas Leeres an.

„Und —?“ wiederholte Graf Dassel fragend.

Da erhob sich Gerda. Sie lächelte wieder, nicht ganz frei und fröhlich, doch auch nicht gequält.

„Es waren nur zwei Körbe, gestrenger Herr Vater,“ sagte sie. „Denn Graf Vließen zog sich selber zurück — allerdings vorsichtig, schrittweise und seiner diplomatischen Würde angemessen — als er erfuhr, daß ich arm wie eine Kirchenmaus bin . . . Zwei Körbe aber kann ein gebildetes junges Mädchen aus guter Familie immerhin austeilen . . .“

Gerda merkte wohl, daß der Vater nur darauf gewartet hatte, das Gespräch auf den Grafen Vließen bringen zu können, denn der alte Herr nickte sehr lebhaft und meinte:

„Vließen — ja richtig, Vließen . . . Übrigens denke dir, der Vließen hat geheiratet —“

„Schon vor einem Jahr —“

„Ah — du wußtest es? Warum hast du es mir nicht erzählt?“

„Gott, Papa, ich glaubte, du hättest es selbst gelesen! Es stand in der ‚Kreuz-Zeitung‘, dick und groß und merkwürdigerweise mit einem Trauerrand umzogen. Seine Frau soll aus der Familie eines rheinischen Großindustriellen stammen und sehr reich sein. Ich konnte mir denken, daß Vließen eine Geldheirat schließen würde.“

„Ich auch,“ sagte Graf Dassel nickend, „er mußte es wohl auch ... Er hat den Abschied eingereicht und will sich der Politik widmen. Ich fürchte, wir werden gelegentlich wieder mit ihm in Verbindung treten —“

„Du ‚fürchtest‘ das?“

„Ja—a. Um — deinetwillen.“

Gerda warf stolz den Kopf in den Nacken. Sie stand dicht vor ihrem Vater, hoch gereckt, mit eisiger Miene und einem leisen verächtlichen Lächeln um den Mund.

„Ach, Papa, ich verstehe dich! Du glaubst, ich hätte immer noch etwas für diesen Mann übrig. In einem Winkelchen meines Herzens eine Altarnische, in der ich ihm zu heimlichen Stunden eine Flamme entzünde. Nein — die Flamme ist gelöscht — längst und für immer. Ich leugne nicht, daß es einmal anders war; gerade dich würde ich nie belügen. Aber heute? — Vließen selbst hat mir das Vergessen leicht gemacht. Ich bin von gutem Blut; eine Dassel bettelt nicht ...“

Der Graf reichte seiner Tochter die Hand.

„Verzeih mir, wenn ich dann und wann glauben konnte, der Pfeil säße noch fest. Die Liebe ist biegsam, aber verletzter Stolz bricht sie doch. Ich bin so froh darüber, daß es aus ist, Gerda. Denke dir, es ängstigte mich fast, Vließen wieder zu begegnen. Aber — sprechen wir nicht mehr darüber ... Hast du angeordnet, daß Volcker von der Bahn abgeholt wird?“

„Alles gemacht, Papa. Ich will nur noch Wein herausgeben. Bessern oder deinen Haustrank?“

„Bleiben wir bei dem Alltäglichen. Es würde Volcker, wie ich ihn kenne, selbst unangenehm sein, wollten wir Umstände machen. Adjö, Ratte; ich werde mich nun einmal auf Flügeln der Phantasie nach Japan tragen lassen ...“

Gerda warf dem Vater noch eine Kußhand zu und ging dann, nach dem Häuslichen zu sehen.

Sie hatte viel zu thun. Sie war gewöhnlich von früh sechs Uhr an auf den Beinen und gönnte sich wenig Rast. Aber sonst ging ihr die Arbeit flinker von der Hand als heute. Sie war träumerisch. Unten im Weinkeller setzte sie sich auf eine leere Kiste und faltete die Hände im Schoß. Sie empfand plötzlich das Bedürfnis, ihre Gedanken zu sammeln.

Warum hatte der Papa so unvermittelt von ihren „Körben“ zu sprechen begonnen? Doch nur, um auf unauffällige Weise die Unterhaltung auf Vließen bringen zu können ... Hatte sie ihn wirklich vergessen? — Nein; eine Liebe vergißt man nicht. Er stand noch frisch und jung in ihrer Erinnerung. Die Vließens waren durch Gerdas Mutter weitläufig mit den Dassels verwandt: ein ursprünglich vlämisches Geschlecht, dessen noch lebende Sprossen über den halben Erdball verstreut waren. Graf Etienne war in den preußischen Staatsdienst getreten und Assessor beim Kammergericht, als Gerda ihn bei Gelegenheit eines Hofballs kennen lernte. Dieser

Hofball brachte ihr noch andre folgenreiche Bekanntschaften. Drei Tage später hielt Hasso von Hunding, ein flotter Gardehusar mit rosiger Larve und blondem, auseinander gebürsteten Bärtchen, um ihre Hand an; sie dankte lachend. Dann holte sich ihr Vetter Günther Dassel, der ein Gut im Hannöverschen geerbt hatte und dringend einer Frau bedurfte, einen Korb. Das waren ihre keckſten Werber gewesen. Damals war sie fast noch ein Kind an Jahren und Denken, in ihrer äußern Erscheinung aber schon ein reifes Weib. Und dieses üppig erblühte Geschöpf mit dem Ausdruck träumender Unschuld im Auge hatte die beiden gelockt. Sie drohten mit Pistole und Selbstmord, als sie abgewiesen wurden; aber es knallte nicht. Sie hielten weiter Umschau im Lande und fanden Ersatz für Gerda. Gerda wartete auf einen andern. Sie wußte wohl, daß Etienne sie liebte, und ihr Auge und ihr Händedruck und das Zittern ihrer Stimme und die Flammenschrift auf ihren Wangen hatten ihm Gleiches gesagt ... Plötzlich kam der Riß. Vließen nahm Jahresurlaub und reiste nach Afrika, um Flußpferde zu schießen. Er schrieb noch dann und wann einen kurzen lustigen Brief, bis auch diese letzte flüchtige Verbindung langsam einschlief. Nach seiner Rückkehr suchte er die Dassels nicht mehr auf. Er war in die Provinz versetzt worden. Es war sein Wunsch gewesen — Gerda wußte das. Zwischen ihrem letzten Beisammensein und der Reise nach Afrika lag der Zusammenbruch Dittmars. Eine Frau, die nichts besaß, konnte Etienne nicht brauchen. Er floh vor ihr. Vielleicht hätte ein einziges Wort von ihr genügt, ihn zurück zu rufen; denn das kühle Wägen zügelte doch nur schwer seine Leidenschaft. Aber sie sprach das Wort nicht aus. Eine Dassel bettelt nicht. Sie begrub Hoffen und Schmerz in einsamer Brust; die Kissen ihres Betts allein sahen ihre Thränen und hörten die Schreie ihres verzweifelten Herzens ...

Ihre Wangen waren blasser geworden, da sie an all das zurückdachte, während sie auf der leeren Kiste im Weinkeller saß, mit gefalteten Händen, in die dämmernden Ecken des Gewölbes starrend ... Etienne hatte geheiratet — sehr reich, wie man wissen wollte — vielleicht auch glücklich. Sie konnte ohne Groll seiner gedenken, zuckte ihr Herz auch noch. Und sie fürchtete, daß ihr starker Wille nicht ausreichen würde, ihn je so ganz zu vergessen, wie sie es sehnlich wünschte ...

Eine kleine Spinne kroch über ihre Finger. Das ließ sie zusammenschrecken. Sie schüttelte die Spinne vorsichtig ab, ohne sie zu zertreten, und erhob sich. Jetzt ärgerte sie sich über ihre Träumerei. Wie kindisch, hier unten im Dämmer des Kellers die Gedanken spazieren zu führen! Hatte sie nichts Besseres und Wichtigeres zu thun? ... Sie füllte den Flaschenkorb und stellte ihn vor die Thür; der Diener sollte ihn holen. Dann schloß sie ab, rief das Hausmädchen und revidierte mit ihr nochmals das Fremdenzimmer, in dem Hans Volcker schlafen sollte, hatte er Lust, über Nacht in Uttenhagen zu bleiben.

Schloß Uttenhagen war nicht groß: ein freundliches Landhaus im Barockstil inmitten eines sehr schönen alten Parks. Die Dassels saßen hier seit etwa hundert Jahren. Vorher hatte das Gut jenem nun erloschenen Adelsgeschlechte gehört, dessen Namen noch das kleine Dorf bewahrte, das sich am Seeufer erstreckte und mit seinen roten Dächern aus dem Wipfelgewirr der Erlen, Weiden und Buchen hervorlugte. Es war ein schöner Besitz: unter dem Pfluge kein schwerer, doch ein guter, ertrag-

reicher Boden, vor allem aber prachtvolle Wiesen am fischreichen See und an tausend Morgen Waldbestand, der sich sehen lassen konnte. Der Wald war die letzte starke Stütze der reich mit Hypotheken belasteten Herrschaft. Er stand in hoher Kultur und war schlagfähig. Spekulanten und Holzhändler aus Berlin überstürmten Dassel mit ihren Angeboten. Aber immer sagte der Graf Nein. Der Wald sollte die Mitgift Gerdas sein — wenn Dittmar nicht auch dies grüne Gelände zum Opfer verlangte. Davor zitterten beide, Vater und Tochter: der Wald war ihr Heiligtum . . .

Am frühen Morgen hatte sich Hans Volcker telegraphisch angesagt. Er wurde jeden Augenblick erwartet. Gerda stand vor dem Portal, einen Reitstock in der Hand, und ließ die Hunde springen. Der Neufundländer war willig, blaffte und setzte zwanzigmal über den Stock. Aber der Schotte hatte keine Lust und bekam Prügel. Das empörte die Teckel. Sie liefen davon, die krummen Beinchen übereinander wirbelnd, entdeckten auf ihrem Wege eine fette Katze, die einem jungen Vögelchen nachstellte, und kläfften gewaltig hinterher. Schotte und Neufundländer folgten; die dicke Katze hatte die ganze Dressur gestört. „Mac! Montez! Waldmann! Schnauzerl! Pitty!“ schrie Gerda. Aber die Köter hörten nicht. Dafür antwortete eine helle Stimme in halbem Jodeln: „Holldriai — aho! . . .“

Ein offenes Wägelchen ratterte die Allee hinab, und in ihm saß Hans Volcker und schwang seinen Hut.

„Tag, Komtesse! Den Hunden bin ich begegnet und sie lassen grüßen. Aber sie hätten jetzt Wichtiges zu thun. Eine gelbe Katze, die zum Hofe gehören muß, denn sie neigt zum Embonpoint, womit ich nur sagen will, daß sie einen herrschaftlichen Eindruck macht, hat es Ihrer Meute angethan. Guten Tag, Komtesse! Die Katze ist oben an der Parkeinfahrt auf eine Akazie geflüchtet und unten herum stehen die Köter und bellen ihr Bedrohliches zu. Guten Tag, Komtesse; ich freue mich, daß Sie so wohl aussehen.“

„Guten Tag, Herr Volcker, ich freue mich auch. Nein, ich freue mich nicht, denn die Wendung mit dem Embonpoint, sollte sie sich auch nur auf die Katze beziehen, hat etwas Despektierliches und verletzt ganz Uttenhagen. Hier regiert die Schlankheit, Herr Volcker.“

„Pardon, wenn ich mich vergriff. Vielleicht war die ovale Katze nur eine optische Täuschung. Komtesse, ich komm' doch zu gelegener Zeit? Ich störe doch nicht? Sonst sagen Sie es unbekümmert, und ich zieh' wieder ab.“

„Nichts da!“ rief die Stimme des Grafen. Dassel war unter das Portal getreten. „Was hör' ich von Abziehen?! Hierbleiben ist die Parole. Und zwar nicht nur für heute. Morgen ist Sonntag, da ruhen auch in Berlin die Geschäfte. Also keine Ausflüchte, lieber Herr Volcker! Fritz, den Koffer des Herrn Volcker in seine Stube — welche Stube, Ratte? — Die grüne Stube, Fritz! Und nun wollen wir schleunigst frühstücken, denn es ist schon eine halbe Stunde über die tarifmäßige Zeit und mein Magen ist an Pünktlichkeit gewöhnt . . .“

So saß man denn bald am Frühstückstische, der im Billardzimmer gedeckt war, und Leitholz, der alte Diener, servierte, während Fritz, der Boy, das wichtige Amt des Tellerwechselns übernommen hatte. Er war noch nicht lange im Dienst, noch halb

Bauernjunge und halb ein junges Füllen und mußte mit Vorsicht verwandt werden, zumal auf glattem Parkett, das er häufig als eine Schlidderbahn anzusehen pflegte.

Hans aß mit großem Appetit.

„Die Lenzluft hat mich hungrig gemacht. Verzeihung, Komtesse, daß ich so realistisch bin. Im Walde war ich es nicht. O Gott, ist es schön bei Ihnen! Die Stimmung und die Farben da draußen — das ist einzig! Komtesse, ich habe eine große Bitte. Wenn Sie nichts Besseres vorhaben, fahren Sie mich nachher ein Stündchen in den Wald — ja?“

„Aber ja — mit Vergnügen. Der Wald ist mein Bestes; es giebt also nichts Besseres für mich. Nicht wahr, er ist herrlich? Und diese ganze Pracht sollten wir fällen lassen? Die Berliner Spekulanten sind greuliche Menschen. Sie kommen zu Hauf und kommen immer wieder. Ich bin sehr für ein Plakat draußen am Eingang: ‚Holzhändlern ist der Eintritt verboten‘.“

„Ach ja,“ sagte Dassel, „die Industrie ist eine große Maschine — ‚Achtung Dampfwalze!‘ — Thöricht, wer nicht auf den Achtungsruf hört! Lange genug haben wir unsre Ohren verschlossen; es nützt nichts mehr. Die Zeit braust weiter, und wir bleiben zurück. Die Maschinen arbeiten, und wir kommen unter ihre Räder. Gottlob, daß sich auch der Junker nicht mehr vor den rauchenden Schornsteinen fürchtet!“

„Gottlob,“ wiederholte Gerda. „Jawohl, Herr Volcker, schauen Sie mich nur mit großen Augen an — so ganz und gar stecke auch ich nicht mehr im Burgwinkel! Ich habe nur noch in der Phantasie mancherlei für die alte Ritterherrlichkeit übrig, und das meiste für die Jagd mit dem Falken —“

„Famos,“ fiel Hans ein. „Komtesse, ich bin ein ganz närrischer Romantiker. Ich sehe Sie durch den Wald jagen, in langem, wallendem, lichtgrünem Reitkleide: Sammet mit Goldverschnürung, das Federbarett auf dem Kopfe, gelbe Stiefel mit goldenen Sporen an den Füßen — das gehört auch dazu — und auf der rechten Hand den dressierten Falken. Oder nein — pardon, den trage ich, als Ihr getreuer Knappe, im Lederkollett und mit einer Schleife an der Schulter, die Ihre Wappenfarben zeigt.“

Dassel und die Komtesse lachten, und ersterer sagte:

„Lieber Volcker, es ist gut, daß Sie Ihre romantischen Neigungen mit der Gegenwart in Einklang zu bringen wissen. Wie ich Sie so vor mir sehe, scheinen Sie mir ein sehr moderner Mensch zu sein. Von der Krawatte herab, die man ein Wunder symbolistischer Verschlingung nennen könnte, bis zu der Bügelfalte im Beinkleid — ganz modern. Das ist freilich nur äußerlich, aber es zeigt doch, daß Sie Konzessionen zu machen gewillt sind. Klug und diplomatisch. Sie werden unser ‚Morgenblatt‘ als gewandter Steuermann durch Wirbel und Untiefen und auch an mancher Sireneninsel vorüber führen. Übrigens: ich habe ein Manuskript für Sie.“

Er sprach von den japanischen Skizzen, die Dittmar eingesandt hatte, mit lebhaftem Lob. Sie seien glänzend geschrieben, zeugten von scharfer Beobachtung und von gutem Humor. „Ich glaube wirklich,“ fuhr der Graf fort, „daß der Junge eine ausgesprochen schriftstellerische Begabung besitzt. Auch sein reifes Urteil frappiert mich. Es liegt ja ein gewisser blasierter Ton über dem Ganzen, eine starke Neigung zur Ironie,

aber gerade das giebt den Schilderungen einen überlegenen Weltschliff, der meines Erachtens recht pikant wirkt. Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Volcker, wie freudig überrascht mich die Lektüre dieser Blätter hat! . . ."

Auch Gerda war glücklich. Sie kannte ihren Vater und sein feines Urteil. Hätten ihm die Skizzen nicht gefallen, so würde er sie lächelnd in seinen Schreibtisch gelegt haben; die Liebe zu dem Sohn beeinflußte ihn nicht. Volcker versprach, das Manuskript mit Interesse zu lesen und es dem Feuilletonredakteur zu übergeben. Dassel hatte sich ihm gegenüber bei Gelegenheit offen über die Sorgen ausgesprochen, die ihm Dittmar bereitet; so beeilte sich Hans denn, in einigen liebenswürdigen Worten seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß Graf Dittmar anscheinend auf bessern Wegen sei.

„Anscheinend — ach, liebster Volcker, ich wünschte, ich hätte Gewißheit, daß er den alten Adam endgültig ausgezogen!" rief Dassel. „Dittmar ist ein kluger Junge. Mit siebzehn Jahren hatte er sein Abiturium hinter sich. Aber ich glaube, es war nicht gut für ihn, daß er so früh in die Welt trat —"

„Und," fiel Gerda ein, „daß wir nicht von Anbeginn an strenger gegen ihn gewesen sind. Das war die Schuld der Mama."

„Leider. Dittmar war nun einmal ihr Abgott. In jeder seiner Dummheiten sah sie nur einen Ausbruch seines brausenden Temperaments. Er sollte sich austoben. Du lieber Gott, warum nicht?! Aber er hätte vor den Grenzen Halt machen sollen, die das Vermögen seines Vaters und auch — ja, und auch sein guter Name ihm gezogen. Ein Edelmann treibt sich nicht mit allerhand Gesindel an den Spieltischen herum . . . pardon, Herr Volcker, das Wort entschlüpfte mir: ich wollte Gentleman sagen, denn ich sondere in Bezug auf Wohlanständigkeit der Gesinnung nicht bürgerlich und adlig . . ."

Eine leichte und feine Röte bedeckte das Gesicht Volckers, während er mit verbindlicher Bewegung den Kopf neigte. Graf Dassel galt unter seinesgleichen für sehr vorurteilsfrei, stand auch in politischer Beziehung, was man ihm vielfach verdachte, ziemlich vereinzelt auf der äußersten Linken seiner Partei. Zuweilen aber sprach sich dennoch in gelegentlichen Bemerkungen das unausrottbare Empfinden des alten landsässigen Aristokraten aus, der im Bürgertum nur eine gefährlich anwachsende plebejische Macht sieht. Dassel pflegte dann gewöhnlich über sich selbst zu erschrecken, und auch seine Verbesserungen und Verschleierungen nützten nicht viel, verstärkten sogar noch zuweilen das Gefühl, einem Manne gegenüber zu stehen, der beim besten Willen nicht immer über sich selbst hinauskommt. Insonderheit Hans Volcker fühlte sich, obschon er eine aufrichtige Verehrung für Dassel hatte, durch diese plötzlichen Ausbrüche feudaler Gesinnung verletzt. Er wußte sehr wohl, daß auch der Graf sich darüber ärgerte, daß es sich im Grunde genommen immer nur um ein rasches Aufwallen des Bluts, um eine Temperamentssache handelte, nicht um Absicht und Überlegtheit. Aber für Hans stieg dann die Schranke zwischen ihm und den Dassels wieder himmelhoch empor — und das schmerzte ihn namenlos. Er liebte Gerda tief und innig . . .

Das Frühstück war beendet. Die Herren steckten sich die Cigarren an, und Gerda bestellte den Wagen für die Waldfahrt. Man wollte den Sonnenschein aus-

nützen; im Westen stieg eine weiße Wetterwand empor, die für den Abend Regen versprach. Dassel lüstete es nach einer kurzen Siesta. Inzwischen führte Gerda ihren Gast nach dem Rinderstall, um ihn die neuen Bayreuther Schecken zu zeigen, die sie sich von den letztjährigen Erträgnissen der Milchwirtschaft gekauft hatte.

Selbstverständlich that Hans im Kuhstall außergewöhnlich interessiert und schüttelte bedauernd den Kopf, als Gerda vor einem Kalbe stehen blieb, bei dem der fünfte Backzahn nicht kommen wollte. „Merkwürdig," sagte er, „warum will er denn nicht kommen?"

Gerda lacht hellauf. „Das weiß ich eben auch nicht, Herr Volcker, und deshalb ist mein Kummer so groß. Der fünfte Zahn soll im siebzehnten Monat da sein, und dieses Kalb ist fast zweijährig. Aber ganz gesund, wie Sie sehen."

„Gott sei Dank, daß es wenigstens gesund ist," sagte Hans. „Ich werde mir jetzt die Hosen aufkrempeln, denn ich bemerke, daß man in Uttenhagen auf gute Düngung hält."

Gerda lachte abermals. „Bleiben Sie nur, wie Sie sind; ich führe Sie nicht weiter. Ein flüchtiger Einblick in meine Ressorts genügt. Übrigens freu' ich mich, daß Sie Humor besitzen. Menschen ohne Humor kann ich nicht leiden . . ."

Es überrieselte Hans auf einmal siedendheiß. Das war eine Bemerkung, an die er anknüpfen konnte. Er hätte sagen können: „Komtesse, Sie können mich also leiden. Vielleicht nimmt dies Empfinden noch einmal an Wärme zu. Ich liebe Sie wahnsinnig und über alle Maßen . . ." oder so ähnlich. Aber der Kuhstall genierte ihn und überall der prachtvolle frische Dung. Im Stall war zwar außer ihm und ihr derzeitig kein Geschöpf mit menschlicher Seele. Doch Stall bleibt Stall; hier wohnte die Poesie der Liebe nimmer. Es ließ sich auch nicht niederknieen ohne eine ganz lächerliche Verunglimpfung der Beinkleider. Und schließlich sagte die Komtesse in diesem Augenblick, auf ihre Gescheckten deutend:

„Wenn's mit dem Milchhandel so fortgeht, Herr Volcker, versuch' ich's nächstjährig einmal mit dem Haderslebener Schlag. Das soll etwas ganz Famoses sein. Und nun kommen Sie; der Wagen wird vorgefahren sein. Zudem dünkt mich Ihr Interesse für die Insassen dieses Raumes stark erheuchelt."

„O Komtesse, ich schwöre . . . Es giebt kaum etwas Reizvolleres für mich als dieses Kuh-Boudoir. Mir thut nur das kleine Kälbchen mit dem fehlenden Backenzahn so furchtbar leid, und deshalb wird mir das Scheiden eigentlich leicht . . ."

Er begann, wieder lustig zu werden. Der Kuhstall war ihm wirklich gleichgültig, aber wie die Komtesse auch hier herrschte, nicht als Grafentöchterlein mit der siebenzackigen Krone auf dem stolzen Kopfe, sondern als recht kluge und nüchtern erwägende Handelsfrau — das imponierte ihm fast. Sie schritt voran über den Wirtschaftshof, denn sie hatte mit dem ihr entgegeneilenden Vogt noch einiges zu bereden — und Hans ging hinterher und schaute ihr nach. Sie war ungemein einfach gekleidet und hatte doch etwas Großes, Stolzes und Königliches an sich. Und ein Nimbus herber Jungfräulichkeit schien sie zu umschweben, wie die Amazonen des Altertums, denen sie glich mit ihrer hohen Figur und den starken Schultern, als sei auch sie immer zur Wehre bereit . . .

Vor der Schloßrampe hielt ein leichtes Wägelchen, ein Selbstfahrer, mit einem Ponygespann davor. Fritz hielt die Zügel und grinste. Er hatte von Natur aus ein mürrisches Gesicht, aber Gerda hatte ihm einmal gesagt, er müsse immer hübsch freundlich sein; und von dieser Zeit ab grinste er, wenn er seine Komtesse sah, als schwebe er in Seligkeit und Wonne.

Leitholz brachte die Hüte und warf für alle Fälle ein paar Regenmäntel auf den Wagen.

„Soll ich nicht lieber kutschieren, Komtesse?" fragte Hans, der ein guter Fahrer war.

„Nein, mein Herr," erwiderte Gerda, „die Ponys wollen nur meine Faust. Sie sehen zahm aus und friedfertig, aber es sind nichtsnutzige Burschen. Auch bei ihnen täuscht der äußere Eindruck . . . Sitzen Sie? — Dann los!"

Der Wagen rollte davon.

V.

„Kennen Komtesse den Grafen Vließen?" fragte Volcker, als der Wagen zum Dorfe hinausfuhr.

Die Zügel in ihren Händen gerieten in leichte Bewegung.

„Ja, ich kenne ihn. Aber es ist lange her, seit ich ihn zum letztenmale gesehen habe. Er ist einer meiner Vettern; eine Verwandtschaft dreimal um die Bahn und über Hürden und Hindernisse."

„Er sprach mir davon, daß er mit Ihnen verwandt sei. Ich habe ihn neulich kennen gelernt. Er hat sich mit einer hübschen Summe an unserm Zeitungsunternehmen beteiligt."

„So —? Nun, er kann es ja. Er soll sehr reich sein."

„Er hat eine reiche Frau. Aber — —"

„Was aber —? Genieren Sie sich nicht! Der Reichtum hat seinen Haken —?"

Hans nickte.

„Zu hohe Schultern und ein böses Gesicht. Und auch allerhand unliebsamen Anhang. Die Gräfin ist eine geborene Düren. Ich kenne die Genealogie dieses Hauses, einer alten rheinischen Buchdruckerfamilie. Der Vater der Gräfin trennte sich von seinem Bruder, der die Druckerei in Köln übernahm, um die Eisengießerei seiner Schwiegereltern weiterzuführen. Und das war gescheit von ihm, denn das Eisen hat ihn zum Millionär gemacht."

„Millionäre sind in den Augen der Welt nie ein unliebsamer Anhang."

„Leider ist der Bruder Dürens, der Kölner, nicht als Millionär gestorben. Sein Sohn ließ die Druckerei verkommen, strolcht jetzt in Berlin umher und will gleichfalls eine neue Zeitung ins Leben rufen —"

„Ach so — ein Konkurrent!"

„Gottbewahre — kein Konkurrent. Sein Blatt wendet sich an ganz andre Kreise als das unsre. Es will den Klatsch pflegen und zwar in pikantester Form. Sie können sich denken, daß es der Gräfin nicht gerade angenehm ist, den Namen

Düren in so fragwürdiger Weise preisgegeben zu sehen. Dieser Franz Düren, der Macher des ‚Volksboten‘, ist der unliebsame Anhang, von dem ich Ihnen sprach.“

„Kann mir schon denken, daß Vließen darüber erbost ist! Aber, wenn er so reich ist — weshalb stopft er dem lieben Anverwandten denn nicht den Mund?“

„Das wird er versucht haben; ich vermute nur, Herr Düren wird seine Ansprüche etwas hoch gespannt haben. Graf Vließen machte mir so eine Andeutung. Übrigens eine charmante Persönlichkeit! Ritterlich, liebenswürdig, zuvorkommend — ich glaube auch, ein kluger und vielgewandter Mann . . . Aufgepaßt, Komtesse. Wir fahren in den See!“

„Keine Angst,“ gab sie lachend zurück und straffte die Zügel an. „Meine Lämmer scheuen das Wasser . . .“

Dennoch war der Augenblick gefährlich. Der Weg senkte sich scharf und zog sich sodann dicht am Seeufer entlang. Die Ponys rasten die Biegung hinab, aber der Wagen war leicht und gut in den Federn. Allerdings fehlte nicht viel, so hätte Gerda ihren Gast in das Wasser gefahren. Sie lehnte sich zurück, und ihr Gesicht wurde um eine leichte Schattierung bleicher; ihre Lippen schlossen sich fest; ihre Augen nahmen einen stählernen Glanz an. Die straff gespannten Zügel schnitten tief in das Fleisch ihrer Hände ein, denn sie trug keine Handschuh. „Hoppla!“ rief sie. Mit scharfem Ruck fuhr der Wagen herum und rollte nun gemächlich das Seeufer hinab.

„Eine unangenehme Stelle,“ sagte Hans.

„Wir haben hier mehr dergleichen,“ erwiderte sie lächelnd; „der Wegbau ist noch ein wenig zurück. Aber nun haben Sie den Blick frei. Ist das nicht hübsch? Die Hügelreihe da drüben sollen Reste alter Pfahlbauten sein. Papa hat gelegentlich nachgraben lassen; man hat allerhand gefunden: Pfeilspitzen, Dolche, Schwerter — meist Waffen. Die Menschen der Urzeit zankten und prügelten sich wohl noch mehr als die von heute. Da guckt auch der Kirchturm von Uttenhagen hervor! . . .“

Sie wies mit der Peitsche über das Wasser.

Eine eigentümliche Stimmung lag über der Natur. Die weiße Wolkenwand, die im Westen aufgestiegen, war zerflattert und bedeckte den ganzen Himmel wie mit einem durchsichtigen, hie und da zerrissenen Schleier. Der Sonnenglanz hatte sich in ein bleiches milchiges Licht gewandelt, das auch dem Frühlingsgrün der Wälder eine grausilberne Tönung gab. Nur der See war grün wie immer — in lichtem Smaragd flimmerte seine weite Fläche, und da, wo sich eine Unterströmung bemerkbar machte, zeichneten sich dunkle Linien und breite zitternde Flecke auf dem Glanz des Wasserspiegels ab. Am Ufer wucherten Schilf und Riedgras in dichten Massen; die ersten Libellen huschten über die aufwärts starrenden Spitzen des Röhrichts, in dem zwischen den Lenztrieben noch die verdorrten Halme des Herbstes mit ihren braunen Samenkolben standen, ein undurchdringliches Gewirr bildend, in dessen Einsamkeit die Wasservögel ihre Brut zum Leben erweckten.

Der Weg buchtete sich zu vielfachen Kurven aus, denn das Seeufer war unregelmäßig gestaltet wie die zackige Halskrause einer Rittersfrau. Da und dort hielten alte Weiden Wacht, in langer Reihe, gleichsam in Frontstellung aufmarschiert — behängt mit silbergrauen Kätzchen, die tiefer ragenden Zweige auf dem Wasser

wiegend. Nicht überall trat der Wald bis dicht an den See heran. Breite Einschnitte zeigten dampfende Wiesen, schwarz besprenkelt von zahllosen Maulwurfshaufen, oder Felder, auf denen teilweise schon die Aussaat dem Sommer entgegenreifte. Und ganz hinten sah man zwischen Pappelpyramiden noch immer die Kirchturmspitze von Uttenhagen . . .

Hans war in frohester Laune, war beglückt, dicht neben Gerda sitzen und allein mit ihr in die Welt kutschieren zu können. Ganz allein — nicht einmal der Boy hing hinten auf dem Groomsitz und grinste. Ganz allein — nur den weiß schillernden Himmel über sich und ringsum die blühende Frühlingsfreude. Hans war in einer Stimmung, die ihn alles bewundern ließ, und enthusiastisch gab er seinem Frohgefühl Ausdruck. Wie drüben auf den nassen Wiesen ein bläulicher Nebel emporquirlte, der sich in den wilden Brombeerbüschen und dem Wachholder am Raine verfing — wie das ganze Astwerk der Birken, ein silbernes Skelett, durch das erste zarte, kaum sprossende Grün hindurchschimmerte — wie die Fische im Wasser sprangen und sich auf der stillen Oberfläche zerrinnende Kreise zeigten — wie die weißen Wolken auf ihrem stahlgrauen Untergrunde sich immer mehr dehnten und immer transparenter wurden — all das fand er ganz wunderbar, schwärmte davon und rief Himmel und Hölle als Zeuge an, daß es nichts Schöneres gäbe.

„Die Stadt ist plebejisch, das Land aristokratisch. Komtesse, ich verstehe, daß sich der Adel nur hier draußen wohl fühlt. Es war immer seine Heimat; es würde widernatürlich sein, wär's anders."

„Fragen Sie einmal die neue Generation, ob sie Ihrer Meinung ist, Herr Volcker. Man wird Ihnen antworten: das Land verbauert, die Stadt weckt die Intelligenz. Seit der Adel seine Seßhaftigkeit verloren hat und das Gefühl, daß er nur auf seiner Scholle der Herr ist, geht er in der großen aristokratischen Gesellschaft unter. Was schadet es, wenn er ‚verbauert'? Er ist ja doch nichts weiter als ein Bauer mit blauem Blut. Sei er doch stolz darauf!"

„Ich glaube nicht, daß Baron Hunding glücklich sein würde, wollte man ihn einen blaublütigen Bauer nennen. Aber freilich — er ist längst kein Landjunker mehr; ist schon Höfling geworden. Ich versteh' Sie, Komtesse. Ich meine sogar, daß es auch vom großen volkswirtschaftlichen Standpunkte aus besser wäre, wenn der Adel seine Scholle hütete, statt sich in der Stadt zu zersplittern."

„Natürlich wäre es das! Sehen Sie meinen Vater an! Was ist ihm sein Landbesitz? Im Grunde genommen etwas sehr Lästiges, um das er sich nur widerwillig kümmert. Das Fanal der ‚Intelligenz' lockt ihn mehr."

„Was ich begreife und im historischen Sinne bedaure. Aber die Historie schreibt auf Erztafeln und die moderne Zeit auf vergänglichem Papier. Das geht rascher und so kann man auch den Augenblick geeigneter ausnützen. Schließlich: ist's nicht die Hauptsache im Leben?"

Gerda gab ihm fröhlich recht. „Sie sind trotz Ihrer romantischen Neigungen eine praktische Natur, Herr Volcker. Müssen es auch sein. Nicht nur als Kaufmann, sondern vor allem als Zeitgenosse. ‚Wer seiner Zeit gelebt' u. s. w. Eigentlich ein wahres Wort. Man muß nur keine historischen Missionen zu erfüllen haben. Doch seien Sie beruhigt: auch ich habe dies aufgegeben."

„Wirklich, das beruhigt mich sichtlich, Komtesse. Ich hatte Angst, das Burgfräulein in Ihnen sei doch noch lebendiger als ich wünschen möchte. Nun liebe ich zwar das Historische, aber mehr als Dekoration wie inhaltlich. Scherz beiseite — nach Auflösung der Stände scheint es mir unmöglich, noch von einem historischen Beruf des Adels sprechen zu können, um so weniger, als ihm allgemach auch die letzten seiner geschichtlichen Vorrechte abgeknöpft worden sind."

„Dafür hat er wenigstens seine Vorurteile behalten," sagte Gerda und lachte.

Hans streifte mit raschem Blicke ihr Profil.

„Sie auch, Komtesse?"

„Was — ich? Ob auch ich noch voller Vorurteile stecke? Gewiß — wenigstens glaube ich es. Aber so ganz verbohrt bin ich doch nicht mehr. Zum Beispiel würde mich meine Krone nicht hindern, Comptoirfräulein zu werden. Nur mein Haß gegen die Großstadt ist noch völlig der traditionelle. Den überwinde ich nicht so leicht. Ich glaube auch nicht, daß die allgemeine Flucht vom Lande in die Städte Sehnsucht nach Intelligenz ist, die sich schließlich auch auf der Scholle befriedigen läßt, wenn man den Kopf danach hat — sondern zum großen Teile die Gier nach rascherm Gelderwerb, nach dem Genuß und der Zerstreuung. Par exemple — ich bin überzeugt davon, daß die Politik, die Papa immer wieder nach Berlin zieht, im letzten Grunde auch nur ein Mittel ist, sich anregend zu zerstreuen . . ."

Hans schwieg eine kurze Weile. Es ging in den Wald hinein. Der grüne See verschwand hinter den Stämmen. Zu Häupten der beiden rauschte es. Kein Vogel sang; der Lenzwind sprach allein.

„Also so sehr hassen Sie die Stadt?" begann Hans von neuem. Seine Stimme klang merkwürdig zaghaft und kindlich. Gerda wandte sich fast erschreckt nach ihm um.

„Sie fragen das, als ob ich der Riese Goliath wäre, bereit, Ihr geliebtes Berlin mit einer Hand zu erdrücken! Ich bin nun einmal ein Landkind. Aber, lieber Gott, eine Närrin bin ich nicht! Müßte es sein, würde ich auch in Berlin leben können. Weiß ich denn, ob mich das Schicksal nicht noch einmal dorthin verschlägt? Wenn ich Hasso Hunding geheiratet hätte, säße ich jetzt als Leutnantsfrau in Potsdam und hätte mich auch gefügt . . . Nun geben Sie Acht! Jetzt kommen wir in die sogenannten Dachsberge. Da wurden zu Mamas Zeiten große Feste gefeiert und was die Hauptsache ist: da bin ich getauft worden . . ."

Das interessierte Hans natürlich ungemein. Die Ponys trabten einen schmalen Weg hinab, der noch so voller welkem Laub lag, daß man kaum ihren Hufschlag hörte. Es war ein lautloses Gleiten in grünes Dämmer hinein, in einen Birkenwald von köstlichem alten Bestand, in dem die glatten weißen Stämme himmelhoch ragten, schlank gewachsen, ein Meer von Masten, das oben der grüne Blätterschleier deckte. Der ganze Wald war parkartig gehalten. Zahlreiche Wege und Fußpfade durchkreuzten ihn, und überall sah man steinerne Bänke und die Spuren ehemaliger Verschönerung.

Auf einem freien Rundplatze hielt Gerda an.

„Steigen wir ab," sagte sie. „Wir wollen die Zügel um einen Baum schlingen. Die Ponys werden schon stehen — die Mückenplage geht ja erst los. Ich muß Ihnen eine Überraschung zeigen. Oder vielmehr eine Entdeckung, die ich neulich

einmal gemacht habe, als ich auf den Dachsbergen Grillen fing. Sehen Sie dies steinerne Unding da in der Mitte? Es sieht wie ein Opferaltar aus, ist oder war aber nur ein Kochherd, auf dem gesotten und geschmort wurde, wenn hier Gesellschaft war."

„Wie an Ihrem Tauftage. Eine hübsche Idee, so eine Taufe unter Gottes freiem Himmel!"

„Das mögen die Eltern auch gedacht haben. Nachher zeige ich Ihnen die Stelle, wo der Altar für den Prediger stand und das Taufbecken. Erst aber muß ich Sie mit meiner Überraschung bekannt machen . . ."

Hans war bereits abgesprungen und half auch Gerda vom Wagen. Die Ponys ließen sich willig anbinden und wühlten sich mit den Nasen in dem feuchten Laub ein, um ein paar frische Grashalme aufzuschnuppern.

„Komtesse, ich fürchte, wir bekommen Regen," sagte Hans und deutete zum Himmel, dessen Wolkenbehang eine graue Farbe angenommen hatte.

„Dann werden wir naß," entgegnete die Komtesse kurz. „Nun geben Sie mir Ihre Hand — ich will auf den Opferstein klettern. Opferstein klingt netter als Kochherd. Dann helfe ich Ihnen auch hinauf."

Hans sah sich den Steinhaufen erst näher an.

„Etwas wacklich, Komtesse — aber auf Ihre Gefahr und Verantwortung hin! Halten Sie sich fest an mich!"

Sie stützte sich auf seinen Arm, schürzte ihr Kleid höher und kletterte tapfer darauf los. Von der Höhe herab reichte sie Hans die Rechte.

„Nun los! Ich steh' wie ein Monument. Wie die Bavaria in München — hab' auch sonst Ähnlichkeit mit ihr, nur bin ich nicht so hohl. Hoppla, Cousin — so—o!"

Er stand neben ihr, schwankte noch etwas, aber sie legte ihren Arm um seine Taille. Er war ganz Glück und Seligkeit.

„Stehn Sie nun endlich? Herrgott, Sie haben ja Lackschuh an!"

„Ja. Ich will's nicht wieder thun. Halten Sie mich nur fest, Komtesse! Ich habe noch nie den Montblanc bestiegen. Wo ist nun die Überraschung?"

„Da drüben," sagte sie und wies geradeaus. „Da haben Sie Schloß Uttenhagen wie auf einer kolorierten Photographie, aber geschmackvoller. Ein von lebendigem Grün umrahmtes Miniaturbild."

„Wahrhaftig! Das ist wirklich ein entzückender Blick! Wenn nur meine Stellung —"

Er kam nicht weiter. Die Steine wichen mit Plötzlichkeit unter den beiden und mit Rollen und Krachen und lautem Getöse. Die Ponys scheuten empor. Das Bild, das sie sahen, mochte sie mit jähem Entsetzen erfüllen, denn sie stiegen aufwiehernd in die Höhe, zerbrachen die Deichsel, zerrissen die Zügel und jagten in flottem Galopp mit dem Wägelchen davon. Aber immer den Weg hinab; sie wußten, wo es nach Hause ging . . .

In demselben Augenblick, da Hans den Boden unter sich schwinden fühlte, umschlang er hastig mit beiden Armen Gerda, um sie vor dem Sturze zu schützen, so wie sie vorhin ihn hatte schützen wollen. Aber es blieb bei dem guten Willen.

Der historische Kochherd ging aus allen Fugen; er hatte die Last der beiden Menschen nicht tragen wollen; er sprang, riß und klaffte auseinander, und Hans wie Gerda sahen sich plötzlich niedergerissen, unsanft und unfreundlich, die Beine hoch und über den Augen einen deckenden Schleier von fein pulverisiertem Mörtel, der wie eine Rauchsäule in die Luft wirbelte . . .

Sie waren beide lautlos gestürzt, gleich wackern Kriegern, die in der Schlacht von der Todeskugel getroffen werden. Hatte Hans seine Gefährtin auch nicht vor dem Falle retten können, so hielt er sie doch noch immer schützend umschlungen, mit beiden Armen und rückte und rührte sich nicht und wäre vermutlich noch länger, ganz still, doch mit stürmendem Herzen, so liegen geblieben, hätte Gerda nicht angefangen, sich zu räuspern und zu husten und zu spucken, denn der Kalkstaub war auch ihr in die Kehle gekommen.

„Herr Volcker,“ fragte sie, noch mit stark belegter Stimme, „sind Sie tot?“

Er hustete zuerst gleichfalls und antwortete sodann:

„Ich glaube, Komtesse. Wahrscheinlich sind Sie auch tot und wissen es nur nicht. Wir wollen ruhig liegen bleiben . . .“

Da begann es leise und gemächlich zu regnen und fiel klatschklatsch auf die Gesichter der beiden.

„Es regnet,“ sagte Gerda. „Das ist eine schöne Geschichte. Und die Ponys sind durchgegangen. Herr Volcker, so lassen Sie mich doch los! Ihre posthume Ritterlichkeit nützt mir nicht mehr viel. Wir leben, Seigneur!“

„Leben wir wirklich? Schade! Es war so schön. Komtesse, ich bleibe liegen. Eine höhere Macht warf mich zu Ihren Füßen nieder. Ja, stehen Sie auf — ich will vor Ihnen knien! Die Steine sind spitz und es regnet, aber was schadet das?! Ich bleibe so liegen, bis Sie mich gehört haben. Das Schicksal will es . . .“

Nun wußte Gerda, was kommen würde. Sie war darauf vorbereitet. Sie hatte es längst erwartet und war auch längst mit sich selbst im Reinen. Aber der Augenblick schien ihr schlecht gewählt. Sie stand vor ihm, das ganze Kleid mit Kalkstaub bepudert, das hübsche Gesicht beschmutzt und das Haar zerzaust. Und der Herr Volcker sah auch nicht besser aus, nur leuchteten seine Augen, und da er ihre Hand festhielt, so teilte sich ihr das raschere Schlagen seiner Pulse mit.

Sie war etwas blasser geworden. Sie hätte kein Mädchen sein müssen, mit reiner Seele und voll keuschem Empfinden, wäre sie Herrin der zaghaften Scheu geworden, die sie überschlich.

„Komtesse Gerda,“ sagte Hans mit bewegter Stimme; „es ist verrückt, ein Liebesgeständnis in dieser Situation. Wenigstens würde die Welt es so nennen. Doch man muß der Welt trotzen können. Ich bin gewiß, auch Sie werden es müssen, wenn Sie mich erhören wollen. Aber die Liebe reißt selbst chinesische Mauern ein. Und ich habe Sie sehr, sehr lieb. Wollen Sie mein Weib werden, Gerda? . . .“

Der Augenblick war dennoch nicht schlecht gewählt. Sie empfand plötzlich anders als vorhin. Daß er so ohne Pose, mitten im Regen, mitten zwischen Schutt und Steinen, ein Mensch ohne Aufputz und nicht einmal unter dem glättenden Einfluß der Schnurrbartbinde, um ihre Hand anhielt — das gefiel ihr auf einmal. Er war ihrem Wesen näher gerückt. Es durchströmte sie warm; ein heißer Quell sprudelte in

ihrem Herzen auf und rann durch ihre Adern und Nerven und zuckte in ihr, bis hinein in die Fingerspitzen.

Sie entzog ihm ihre Hand, legte beide Arme um seinen Hals und schaute ihm mit tiefen glücklichen Augen voll in das Gesicht.

„Hans — sag das noch einmal — es sind so süße Worte ... Nein — laß es mich wiederholen: ich habe dich sehr, sehr lieb und ich will dein Weib werden ...“

Nun sprang er auf und riß sie stürmisch an seine Brust. Es war ein tolles Jauchzen in ihm. Er hatte seine Jugend froh und lustig verlebt, war kein Heiliger gewesen und kein Puritaner. Aber unter allen Freuden, die sich dem lebenslustigen Menschen geboten und die er skrupellos genossen hatte, war keine gewesen, bei der er auch Weihe empfunden hätte wie jetzt ...

Und es regnete fort und fort, strömte naß hernieder auf ihre junge Liebe, naß auf die bloßen Köpfe und rieselte über ihre bestaubte Kleidung. Es rauschte gemächlich im Birkenwalde, und zwischen den Trümmern des bedeutungsvollen Kochherdes bildete sich ein blankes Wassernetz; Gräser und Büsche tropften ...

„Regnet es?“ sagte Hans plötzlich und schaute auf. „Herrgott — es regnet ja wirklich!“

Gerda lachte. „Ich spür' es schon seit einiger Zeit. Mein Hut fehlt — der deine auch.“

„Sie liegen unter Trümmern begraben. Ich suche sie ...“ Und er suchte und fand auch die Hüte, aber sie waren schandbar geworden ... „Gerda, wir müssen tauschen. Du setzest meinen Hut auf; der hält immerhin noch ein wenig den Regen ab, während dein Strohhut durchlöchert worden ist. Drei Löcher hat er, zwei große und ein kleines.“

„O, wie sehen wir aus, Hans Volcker!“ rief sie. „Wo ist deine Bügelfalte geblieben und der schöne Sitz deiner Krawatte? Was fangen wir an? Zwei Stunden zu Fuß! Mir macht's nichts, aber für einen Gentleman in Lackstiefeln ist das ein Trauermarsch.“

„Lackschuh, fahr hin! Ich habe andre im Koffer. Ich kann auch dem Wetter trotzen. Doch du thust mir leid. Ich würde dich tragen —“

„Wenn du es könntest! — Tragen! Hans, mein Junge, man trägt mich nicht so leicht. Ich bin nicht Meißener Porzellan, sondern erdgeboren. Sorge dich nicht um mich. Ich stapfe schon vorwärts, durch Dick und Dünn. Fürchte nur, der Papa wird verwunderte Augen machen, wenn er uns so verstrolcht und doch so glücklich heimkommen sieht.“

Hans knippste mit den Fingern.

„Siehst du, der Papa!“ sagte er. „An den haben wir auch noch zu denken. Ich fange an, wieder mutlos zu werden. Was wird uns die Zukunft bringen?“

„Einen Schnupfen,“ antwortete sie. „Den ganz gewiß. Und von Papa Segen und Jawort. Ich kenne meinen alten Herrn. Wir haben uns gegenseitig erzogen. Hans, mein Hut steht dir wahnsinnig. Knüpfe die Bänder unter dem Kinn zusammen. Die roten Mohnblumen färben ab, oder ist das Blut, das dir über die Backen träuft? Nein, die Blumen färben ab — Hans, du siehst

toll aus! Ich auch wahrscheinlich. Wenn wir über die Felder gehen, fliehen die Krähen davon."

„Das werden sie. Um so besser. Wir wandeln einsam mit unsrer Liebe, wie im deutschen Liede. Nur der Mondenschein fehlt. Aber der Regen ist wenigstens warm, und unsre Herzen sind's auch. Mut und vorwärts!"

Sie gingen Arm in Arm durch den triefenden Wald zurück und nahmen die Sonne mit sich . . .

VI.

Daheim wartete Graf Dassel. Er war voller Sorgen. Die Ponys hatten sich eingestellt, den halb zerbrochenen Wagen hinter sich herschleppend. Fünf Leute wurden in die Dachsberge geschickt; der Oberinspektor ließ sich sein Pferd satteln; der jüngste Volontär, der heimlich Gedichte auf Gerda machte, raste zu Fuß mit.

Man kannte die Tollkühnheit der Komtesse und den Übermut der Ponys. Die Ponys standen schon wieder im Stall, und der kleine Nagel, einer der Stalljungen, rieb sie ab und schüttete ihnen Futter.

„Lümmels," sagte er dabei, denn ‚Lümmel' nannte der alte Vogt ihn immer; „wenn ihr unse Kumteßche umgeschmissen habt, he sullt emol sehn! Fressen und fressen und umschmeißen! He sullt emol sehn!"

Da schaute Fritz, der Boy, in den Stall.

„Ist der Nagel hier?" rief er. „Nagel! — Nagel!"

„Hie henkt e! Denkste, ich hoa keene Ohren?!"

Die beiden haßten sich tief. Bei Fritz war es indessen mehr Mitleid mit der Unbildung. Er trat an den Box heran, in dem Nagel noch immer hantierte.

„Nagel, ich verbitte mir eine so freche Bemerkung," sagte er und reckte die Brust mit den zwei Reihen blanker Kugelknöpfe. „Du hast nicht frech gegen mich zu sein. Du hast mir zu antworten, wenn ich rufe."

„Hä — dir — ook noch! Kannst mer sunst was!" entgegnete Nagel und lockerte mit beiden Händen den Mist auf. Er brauchte weder Gabel noch Harke, wenn der Vogt nicht dabei war.

Diese Bewegung erschien Fritzen verdächtig. Es war ihm bei ähnlicher Gelegenheit schon einmal etwas um die Ohren geflogen. Er trat ein paar Schritte zurück.

„Ich werde mich über einen, wie du einer bist, noch lange ärgern," erwiderte er stolz. „So einer, wie du einer bist, auf so einen pfeif' ich. Aber ich werd's dem Vogt sagen, daß du gesagt hast, ich könnte dir was. Und dann woll'n wir doch mal sehen, wer längere Ohren bekommt, du oder ich."

„Scherst dir raus!?" schrie Nagel und trat mit rotem Kopf in den Boxgang und hatte in beiden Fäusten etwas, was Fritzen nicht gefiel.

Fritz war auch schon an der Thür. „Schmeiß man, Nagel! Schmeiß man immerzu! Gerad' so geh' ich zum Herrn Grafen zurück, wie's trifft! Gerad' so geh' ich zurück und sage ganz einfach, der Nagel hat mir beschmissen. Das sag' ich, dadrauf geb' ich dir mein heiliges Ehrenwort. Willst du mir nun

antworten, frag' ich? Ob die Ponys sich was gethan haben, will der Herr Graf wissen?"

„Wat sull'n se sich denn gethan hoa'n," brummte Nagel. „Nischt hoa'n se sich gethan! Fressen thun se wie die Raupen!"

„So — na" — jetzt kam der letzte Pfeil Fritzens an die Reihe, aber ehe er ihn absandte, öffnete er die Stallthür. „Nun will ich dir bloß noch sagen, daß weil die Ponys immer so wild sind und durchgehen und über die Stränge schlagen, daß da der Graf gesagt hat, daß da niemand anders dran schuld ist als wie du, Nagel, weil du die Ponys nicht genug bewegst und immer faulenzen läßt, und wenn der Komtesse was passiert ist, dann kannst du deine Senge besehen. Zuerst Keile und dann Zuchthaus wegen Körperverletzung —"

Er warf schleunigst die Thür zu und machte, daß er davonkam. Es war aber auch die höchste Zeit, denn hinter ihm polterte es bedenklich gegen die Stallthür . . . ‚Ein roher Bengel, der Nagel,' dachte Fritz; ‚pfui Teufel, und krabbelt immer mit den Händen im Miste herum! Wie kann sich der Mensch so gemein machen! . . .'

Dann meldete er dem Grafen, die Ponys hätten sich nichts lädiert. Der Graf war aber übler Laune. Fritz hatte bei dem Rapport wieder sein freundliches Gesicht aufgesetzt, und das mißfiel ihm.

„Was grinst du denn ewig?!" schrie Dassel ihn an. „Kannst du denn nie ernst bleiben?! Ich verbitte mir dies dämliche Grieslachen! . . ."

Fritz schwieg, aber es riß eine Saite in seiner Seele. Keinem machte er es recht. Verdammte Geschichte, Herren- und Frauendienst in Einklang zu bringen! —

Dassel rauchte in seiner Aufregung eine Cigarre nach der andern. Zwanzigmal war er auf die Rampe getreten, umbellt und umjohlt von den Kötern, war auf den Hof gegangen und vor das Parkthor, um Ausschau zu halten. Er spürte gar nicht, daß es in Strömen regnete; seine Sorge wuchs. Schließlich kehrte er in sein Arbeitszimmer zurück, warf sich in den Schaukelstuhl und versuchte die Zeitung zu lesen.

Da stürzte Leitholz herein.

„Gott sei Dank, Herr Graf! Gott sei Dank —"

„Sind sie da?"

„Ja, alle beide — pitschenaß, aber Arm in Arm und ganz vergnügt! . . ."

Arm in Arm?! . . . Dassel stürzte davon. Hundert Vermutungen wirbelten in seinem Kopf durcheinander. Arm in Arm . . . sollte Volcker wirklich —? „Gut wär's," murmelte Dassel, „es wär' mir recht. Ich hab's eigentlich auch erwartet. Er paßt mir — paßt mir schon besser als Vließen und Hunding und Günther. Er kann sich in Koburg adeln lassen, wenn . . ."

Nun stand er schon auf der Schloßrampe und sah die beiden kommen, Arm in Arm, wie Leitholz gesagt hatte, unglaublich ausschauend, aber in der That sehr vergnügt, denn sie schrieen und jubelten ihm entgegen.

Leitholz stand barhäuptig neben seinem Herrn.

„Leitholz, merkst du was?" fragte Dassel.

„Ich merke schon was," schmunzelte der Alte, „ich hab's längst gemerkt. Ich dachte bloß immer —"

„Na, was hast du gedacht? Hast du gedacht, ein Graf müßte es mindestens sein, Leitholz?“

Leitholz schwieg und lächelte wieder. Die Komtesse nahm den, den sie liebte. Das stand fest für ihn. Aber es war doch gut, daß die Frau Gräfin das nicht mehr zu erleben brauchte . . .

Lange Erklärungen gab es nicht. Gerda umarmte den Vater stürmisch und wies dann auf Hans Volcker. Eine zweite Umarmung folgte. Alles auf der Rampe und alles im Regen.

„Gnädige Herrschaften, es regnet,“ bemerkte endlich Leitholz sanft.

Nun lachten die drei hell auf.

„Köstlich, Leitholz!“ rief Gerda. „Gut, daß du uns daran erinnerst! Ich bin wie eine gebadete Katze. Sorge für Thee —“

„Für Grog,“ meinte Hans.

„Also für beides, Leitholz. Nun in dein Zimmer, Hans! Vater, begleite ihn und gieb acht, daß er den ganzen äußern Menschen wechselt. Den ganzen! Er ist leichtsinnig veranlagt und vergißt vielleicht das Nötigste. Gieb ihm Grog, während er sich umkleidet. Er muß dampfen, wenn ich ihn wiedersehe. Ich meine nämlich, der Hans . . .“

Eine halbe Stunde später trat Gerda in das Kabinett Dassels. Sie hatte Toilette gemacht; der Gärtner hatte ihr eine Rose aus dem Treibhause holen müssen, die trug sie auf der Brust.

„Wo ist Hans?“ fragte sie.

„Noch nicht fertig, mein Kind. Er ist umständlicher als du. Im Augenblick ist mir das lieb, denn ich kann dich noch einmal allein in meine Arme nehmen. Ratte, komm her! Leg dein liebes Gesicht an meine Brust und laß mich in deine Augen sehen! Bist du ihm gut? Bist du glücklich?“

Sie umschlang den Vater. Er war ihr immer mehr als die Mutter gewesen. Von ihm hatte sie alles, von der Mutter nichts. Sie küßte ihn, zog dann einen Stuhl dicht neben den seinen und setzte sich zu ihm.

„Ja, Papa,“ sagte sie, „ich bin ihm von Herzen gut. Vormittags machtest du so eine Anspielung — weißt du? — da hätt' ich's schon ruhig zugeben können. Aber ich wollte nicht; ich wußte ja noch nicht, wie er . . . nein, ich wußte es doch . . . Ja, ich bin ihm sehr gut. Und gerade, weil — weil — Herrgott, wie drücke ich mich aus — weil es sich um keine rasende Leidenschaft handelt wie . . . weil —“

Sie starrte durch das Fenster. Es flog etwas Fremdes über ihr Gesicht. Sie schüttelte sich und lachte gezwungen auf.

„Es ist närrisch, Papa — ich bin ganz wirr im Kopfe. Ich muß erst ruhig werden. Ich bin keine Hurranatur. Ich arbeite mich auch durch die Freude so schwerfällig wie ein Ackergaul . . . Siehst du, ich habe das Empfinden, daß ich mit Hans Volcker sehr glücklich werden kann. Er hat etwas so Frisches und Sonniges. Nichts Übermenschliches, aber so viel Menschliches; nichts Gemachtes, so viel Natürliches. Das alles zieht mich an. Auch sein Äußeres — seine hübschen Augen, die ohne geheimnisvolle Tiefen sind, aber gut und keck und lebensfreudig . . . Papa, ich liebe

ihn. Jetzt sag' ich nichts weiter. Ich kann mich doch nicht in Details erschöpfen! Doch nicht Eins bis Fünfundzwanzig herunterzählen, was mir alles an meinem Bräutigam gefällt!"

„Um Gotteswillen! Nein, das thu nicht, Ratteline. Vielleicht kämst du weit über die Fünfundzwanzig hinaus. Ich bin schon zufrieden. Ich will dir auch sagen, daß ich nicht minder glücklich bin als du. Volcker hat oben mit mir über seine Verhältnisse gesprochen, beim Umkleiden, zwischen Hemd und Rock und zwischen dem ersten und dritten Glase Grog. Sehr vernünftig gesprochen, und die Vernunft gehört auch mit zur Sache. Er lachte, als ich ihm sagte, daß ich dir keine Mitgift mitgeben könne. Er ist reicher, als wir gedacht haben. Und dann dies glänzende Geschäft ... Ja — apropos — Geschäft! Du heiratest einen Kaufmann, Gerda, und einen Bürgerlichen —"

Sie unterbrach ihn.

„Ganz richtig, Papa, sogar einen Bürgerlichen. Ich, die Gräfin Dassel, dem Uradel angehörig, aus einem Geschlecht, das schon in den Kreuzzügen da war, geraubrittert hat und Heldenthaten verrichtet und alles Mögliche. Ich, die Gräfin Dassel. Das ganze Gesipp wird aufschreien; oder es wird sich zusammenthun und sich zuwispern, daß das Geld der Volckers die Komtesse Gerda gelockt habe. Aber die Ahnen werden ruhig liegen bleiben, und wenn sie es nicht thun, kann ich es auch nicht ändern. Denn der Lebende hat immer noch recht, und was gestern war, kümmert das heute nicht ... Papa, wir sind zwei vernünftige Leute und haben uns stets gut verstanden. Lebte die Mama noch, so wäre es wahrscheinlich zu keinerlei Intimitäten mit Hans Volcker gekommen. Sie würde den Buchhändler gar nicht an ihren Hof gelassen haben. Du aber denkst doch nun einmal anders als sie, und Gott sei Dank, daß es so ist, denn es erspart uns Auseinandersetzungen, die im letzten Grunde doch immer nur theoretischer Natur sein würden — sehr häßliche Auseinandersetzungen vermutlich ..."

Dassel nickte zustimmend. „Richtig, Gerda," sagte er. „Da mir deine Verlobung durchaus zusagt und ich mich herzlich darüber freue, so liegt auch kein Grund zu irgend welchen ‚Auseinandersetzungen' vor. Ich wollte nur eins noch erwähnen. Du kommst durch deinen Mann in Kreise, die dir bisher ganz fremd waren, in die Kreise der bürgerlichen Kaufmannswelt. Da geht es denn nun nach mancherlei Richtungen anders zu als bei uns. Der Anschauungskreis und —"

„Papa!" Gerda lachte herzlich auf. „Gutes Papachen, ich bin doch kein Dummerchen mehr! Ich habe doch helle Augen und auch einen ganz anschlägigen Kopf. Und das sogenannte Anpassungsvermögen wird ja wohl auch noch kommen. Überdies heirate ich, soweit mir bekannt, keinen Ellenreiter, sondern einen Großkaufmann mit fast berühmtem Namen, keinen Krämer, sondern einen vornehmen Menschen, der ebensogut hätte Diplomat werden können, wenn er es nicht für gescheiter gehalten hätte, das väterliche Geschäft zu übernehmen. Und damit es ihm an nichts fehle, was ihm in der Gesellschaft die höhere Weihe giebt, ist er schließlich noch Reserveoffizier bei den Pasewalker Kürassieren und hat die Berechtigung, bei den Paraden nach den Klängen des Hohenfriedberger Marsches an Majestät vorüberzudefilieren — was doch auch wertvoll ist ... Scherz à part, Papa, ich glaube, du hältst mich

doch noch für kleiner, geistig mein' ich, nicht körperlich, als ich es in der That bin . . ."

Dassel nahm die große Tochter noch einmal an sein Herz.

„Ich fühle mich selbst zuweilen noch ein wenig unfrei," antwortete er; „klebe und hänge noch manchmal an überkommenen Anschauungen, die . . . liebes Kind, ich bin ein alter Mann, und du hast die Jugend für dich: das ist der Unterschied zwischen uns. Und nun will ich kein Wort mehr sagen über all das, was sich von selbst versteht. Wir wollen nachher die Verlobungsanzeigen aufsetzen. Volcker möchte, daß die Hochzeit mit dem ersten Erscheinen seiner Zeitung zusammenfällt. Das würde Ende September sein. Ist dir das recht?"

„Durchaus, Papa. Meine Ausstattung ist bald beschafft; für das meiste hat die Mama ja gesorgt . . . Das ist eine hübsche Idee von Volcker. Denke dir, daß nun auch ich mich auf einmal wahnsinnig für Eure Zeitung interessiere! Sie gehört mir ja sozusagen mit! Ich werde die aufmerksamste Leserin sein und scharfe Kritik üben. Übrigens habe ich Hunger. Apropos, Papa — also der Hans kann nur bis morgen mittag bleiben. Da scheint mir für heute abend ein niedliches kleines Diner zu dreien sehr am Platze —"

„Das Verlobungsdiner — natürlich! Es liegt auch noch eine Flasche Cliquot magnum bonum, eine Doppelflasche, ein Ungetüm, im Keller; ich opfere sie der Feier. Das Menü besprich mit der Mamsell; sie wird die Ehre des Hauses retten, auch ohne Realturtlesoup und Trüffeln in der Serviette. Aber bitte um sechs Uhr wie immer, damit mein alter Magen nicht außer Ordnung kommt . . ."

Inzwischen war auch Hans mit der Toilette fertig geworden und erschien, nicht mehr als Räuberhauptmann, sondern in der ganzen Eleganz des Jahrhunderts bei seiner Braut, um gemeinsam mit ihr die Glückwünsche des Hauspersonals in Empfang zu nehmen, denn die Nachricht von der Verlobung hatte sich naturgemäß blitzschnell im Gehöfte und im Dorfe verbreitet. Unten in der Halle war große Cour. „Defiliercour," flüsterte Volcker Gerda in das Ohr; „ich komm' mir vor wie der Kaiser, du meine Kaiserin . . ." Der erste Inspektor gratulierte im Namen seiner Leute; hinter ihm standen der zweite Inspektor und die Wirtschaftseleven; der jüngste Volontär, der die Komtesse heimlich liebte, machte ein Gesicht, als ob er in mystischer Verzückung liege. Dann kam Leitholz mit den Dienern und Kutschern und hielt seine Rede; auch Fritz, der Boy, war dabei, grinste auf einer Seite und versuchte auf der andern, die dem Grafen zugekehrt war, ernst zu bleiben; man konnte glauben, daß er heftige Zahnschmerzen habe. Schließlich marschierten unter Führung der Mamsell die weiblichen Schwadronen auf. Aber das war noch nicht alles. Der Pastor kam und der alte Kantor und der Dorfschulze, ein gewichtiger Mann, in dessen Nähe man sich nie aufhalten durfte, wenn er ein Kompliment machte, weil er dabei stets mit dem rechten Fuße gewaltig ausschlug; das hatte er von Jugend auf so geübt und gab damit seine Bildung kund. Die Förster machten den Beschluß, und als sie fort waren, rief Gerda auch noch die Köter in die Halle und erzählte ihnen von dem freudigen Geschehnis. Morgen früh sollten es sämtliche Tiere, Geflügel und alles Geziefer in Ställen und den Traillagen und auf dem Hofe erfahren.

„Jawohl, Hans, das muß sein. Das ist bei uns so Sitte, chacun à son goût. Jeder Bauer vermeldet Verlobung, Hochzeit, Taufe und Tod seinem Viehzeug, damit es sich auch freue oder auch traure. ‚Ansagen‘ nennt man das in der Mark. Selbst die Bienen werden nicht vergessen . . . Jetzt bin ich aber schachmatt. Ist's nicht kurios, Hans — so eine Riesenwirtschaft und doch arme Ritter?“

„Kann sich sehr plötzlich ändern, Gerda. Die Zeiten wechseln, die Tage werden besser werden. Jedenfalls herrscht gute Zucht bei euch . . . Du, ich bin auch müde. Übermorgen folgt in Berlin bei mir die Gratulationscour; die kann noch länger dauern als die heutige. Das muß man mit in den Kauf nehmen. Giebt es bald etwas zu essen? —“

Ja, bald. Um sechs Uhr saß man im kleinen Speisesaal bei Tische. Die Mamsell hatte ihr Bestes gethan, und die Magnum bonum kühlte im Eis. Es war sehr gemütlich. Dassel schaute zuweilen wie fragend in das Gesicht seiner Tochter. Das sagte ihm alles Gute; es sprach von Glück und Zufriedenheit. Und auch er selbst war zufrieden. Er schaute nach Jahren der Sorge wieder einmal heiter in die Zukunft. Hätte seine Ratte in den Kreisen des Landadels eine passende Partie machen können, so wäre ihm das freilich schon lieber gewesen. Aber das sprach er nicht aus. Und überdies: Volcker war „so gut wie ein Edelmann“. Das sagte er sich häufig, doch auch immer nur heimlich . . .

Gegen Ende des Diners wurde draußen Wagenrollen hörbar.

„Leitholz, was giebt es?!“ rief Dassel. „Besuch kann es nicht sein — dazu ist es zu spät. Vielleicht Breesen mit seiner Aktenmappe. Er soll noch in Berlin sein und überfällt mich gewöhnlich, wenn ich ihn nicht brauchen kann . . .“

Leitholz kehrte zurück. In der That: es war Graf Breesen, aber er kam nicht allein. Graf Vließen begleitete ihn.

Dassels Blick flog zu seiner Tochter hinüber.

„Etienne, Gerda. Und ohne seine Frau. Eine närrische Art der Antrittsvisite.“

„Weshalb?“ entgegnete Gerda ruhig. „Es wird sich um Geschäftliches handeln. Vielleicht um die Zeitung. Ich denke, Leitholz kann die Herren hierher führen; dann können sie mit uns ein Glas auf unsre Verlobung leeren . . .“

Die Grafen traten ein: Breesen wie gewöhnlich fliegend vor Aufregung, seine Mappe unter dem Arme. Hinter ihm Etienne Vließen.

Er war nicht mehr der Alte. Er schien Gerda sehr verändert. Der lange blonde Vollbart gab seinem Gesicht etwas Fremdes. Auch einen gewissen rohen Ausdruck hatte dies in seinen Grundlinien vollendet schöne und edle Männerantlitz angenommen. Aus der spöttischen Suffisance, die sonst sein Lächeln begleitete, war etwas wie Cynismus geworden. Der Blick war unstet. Ein Spinnennetz winziger Fältchen umschloß die Augen. Nur die Gestalt war noch groß und ragend, und jede der Bewegungen elastisch und anmutig, das ganze Sichgeben von auserlesener Form. Ein „Löwe“ war er noch immer . . .

Dassel war den Herren entgegengeeilt.

„Lieber Graf Breesen… Etienne, sieh einmal! Auf dich hätt' ich weiß Gott nicht geraten. Warst wie verschollen für uns. Selbst deine Hochzeit erfuhren wir nur durch die Zeitung.“

„‚Statt besonderer Meldung‘, Onkel. Ich hab' keine Anzeigen verschickt, um keinen Menschen zu vergessen; mein Bekanntschaftskreis ist zu groß geworden . . . Liebe Cousine, es ist lange her . . . J, guten Abend, Herr Volcker!“

„J, guten Abend, Herr Volcker,“ sagte auch Breesen, sich mit fiebernder Hast die Handschuh von den Fingern zerrend. „Nehmen Sie mal meine Mappe, Leitholz, aber lassen Sie sie mir in der Nähe. Und ein Glas Wasser. Darf ich um ein Glas Wasser bitten, Dassel? Mit dem Mittagzuge gekommen, Herr Volcker? . . .“

Er schlenkerte mit den Armen hin und her; seine Gliedmaßen waren in beständiger Bewegung. Stillsitzen konnte der Mann überhaupt nicht. Es war begreiflich, daß man flüchtete, wenn man seine Nähe spürte.

Dassel teilte die Verlobung mit. Graf Breesen kramte in seiner Mappe und hatte nur mit halbem Ohre zugehört. Als er das Wort „Verlobung“ hörte, schaute er auf.

„Verlobt?“ fragte er. „Wer? — Die Komtesse? . . . Mit wem? — Komtesschen, also doch?! . . . Mit — — was denn? Mit unserm Volcker? Mit dem da?“

Er warf einen Stuhl um, stieß Leitholz beiseite, trat Dassel auf den Fuß und küßte dann Gerda die Hand.

„Nu frag' ich Gott und die Menschen — ist das eine Überrumplung. Ich bin völlig paff. Lieber Herr Volcker, evviva! Leitholz, ein Glas Wasser! Vließen, was machen wir nun? . . .“

Vließen hatte sich Gerda genähert und ihr in herzlichem Tone seinen Glückwunsch ausgesprochen. Bei der Frage Breesens zog er die Schultern hoch.

„Ich weiß nicht, Herr Graf . . .“ Er wandte den Kopf hin und her. „Es ist entsetzlich peinlich, daß wir gerade heute abend hier hineinschneien mußten, aber — aber die Angelegenheit ist doch so wichtig, daß ich meine . . . also kurzum, lieber Onkel, wir kommen mit einer Hiobspost!“

Dassel fuhr empor; Gerda lauschte angstvoll. Leitholz rückte Stühle an den Tisch und brachte noch zwei Champagnerbecher.

„Weg damit!“ rief Breesen; „wir trinken nichts . . . Ja, eine betrübliche Nachricht, Dassel. Vließen suchte mich auf, um meinen Rat zu erbitten; ich riet, gleich hierherzufahren. Ich fuhr mit. Wir haben auf dem Bahnhof einen Leiterwagen genommen —“

„Himmlischer Vater, da sagt doch vor allem, was passiert ist! . . . Etienne, betrifft es etwa — Dittmar?!“

Graf Vließen nickte. „Es ist so, Onkel. Ich erhielt heute mittag einen Brief von Gerhard Schwerin aus Tokio. Er wurde mir durch die japanische Gesellschaft zugestellt, die zuweilen raschere Verbindungen hat als sie durch die Postdampfer möglich sind. Dittmar hat Unglück gehabt —“

Gerda stieß einen leisen Schrei aus.

„Großer Gott — ist er tot?!“

„Nein, Gerda, er lebt und ist gesund. Aber ein unseliges Geschick hat ihn aus der Karriere geschleudert. Er — es wird mir schwer, doch ich muß die Wahrheit sagen — hatte eine Liebelei mit der Tochter eines in Tokio ansässigen deutschen Fabrikanten angefangen. Der Vater drang auf Heirat, und da Dittmar Ausflüchte

machte, so stürzte sich der Alte eines Tages auf der Kegelbahn des deutschen Klubhauses auf ihn und — verprügelte ihn. Er schlug ihn nicht zu Boden — er verprügelte ihn, wie man einen Schulbuben straft —"

Dassel stöhnte und barg das Gesicht in den Händen.

„Die Sache war nicht zu verschweigen. Die ganze Klatschpresse Japans, die an Niederträchtigkeit der unsern nicht nachstehen soll, bemächtigte sich des Skandals. Schwerin schreibt, Dittmar habe bereits seinen Abschied eingereicht und sei auf dem Rückwege nach Europa; ich möchte euch vorbereiten . . ."

Es war eine kleine Weile sehr still im Zimmer. Mit gesenktem Kopfe stand Leitholz an der Thür. Man hörte nur, wie Graf Breesen unruhig in seinem Fauteuil hin- und herrutschte, sich herumwarf und die Beine abwechselnd übereinanderschlug.

Gerda war leichenblaß; Volcker hatte sich neben sie gesetzt und hielt ihre Hand fest. Auch seine Stirn war gefurcht.

Plötzlich nahm Dassel ein Messer vom Tisch und warf es wütend auf die Erde.

„Da soll man noch an Hoffnung glauben!" rief er ingrimmig aus. „Ein Stückchen Sonnenschein, in dem man sich wärmen kann — und gleich sind auch die Wolken wieder da! Heute früh hatte auch ich Nachricht von Dittmar, so fröhliche, daß ich Gott dankte — jetzt schwimmt der Junge auf dem Meer, gedemütigt, zerprügelt — ja, zerprügelt . . . Mag ihm geschmeckt haben, diese Prügel — und war noch lange nicht genug! Noch lange nicht — die Hetzpeitsche hätt' er verdient, der leichtsinnige Strolch —"

„Papa —"

„Laß mich, Gerda! Breesen, Sie haben nur Töchter. Danken Sie Ihrem Schöpfer dafür. Unsre Söhne sind unser Unglück. Dittmar ist keine Ausnahme — nein, Volcker, es ist nicht wahr, er ist der Typus des jungen Adels! Gesindel, das der Väter Geld an den Spieltischen verludert, sich in ehrbare Häuser hineinstiehlt und die Töchter in Schande bringt — o pfui Teufel, ist das edelmännisch?! Ist das eines großen Namens würdig?! . . ."

Der alte Herr war in starker Erregung; seine Augen funkelten, und fingerdick lagen die Falten auf seiner Stirn.

„Verzeih mir, Onkel," sagte Graf Vließen, „aber ich meine, du übertreibst. Wir sind schließlich alle keine Heilige gewesen —"

Mit heftiger Bewegung schnitt Dassel dem Sprechenden das Wort ab.

„Etienne, ich bitte dich, komm mir nicht mit Gemeinplätzen! . . . Ich habe dein Leben nicht genügend verfolgt, um aus ihm urteilend auf dich schließen zu können. Ich weiß nur, wie ich selber gewesen bin: auch in den wildesten Tagen habe ich die Ehre unsers Namens nicht vergessen! Man mag sagen, was man will, mag sich dagegen wehren und von antiquierten Vorurteilen sprechen: das Bewußtsein, das unser Ehrenkodex die starke ideale Macht ist, die uns einzig allein noch zusammenhält in den demokratischen Stürmen der Zeit, ist unsern Kindern verloren gegangen. An die Stelle der alten Ehre haben sie eine moderne gesetzt, die nichts darin sieht, mit gewerbsmäßigen Spielern zu paktieren und jeder leichtfertigen Regung die Zügel

schießen zu lassen. Ich habe mich schon öfters vor der Öffentlichkeit über jene unheilvollen Strömungen aussprechen können, die Schuld an dem Niedergange unsers Adels sind, und daß ich kein Blatt vor den Mund nahm, hat meine Stellung zur Partei erschüttert. Meinethalben! Es ist mir sehr gleichgültig, ob man meint, ich wurzle noch in den alten Traditionen oder ich neige den neuen Ideen zu: das ist ein Streit um das Wort. Der mag mich so benennen und jener so. Edelmann bleib' ich immer, und für die Ehre des Adels werde ich bis an mein Ende mit den Waffen kämpfen, die mir die rechten zu sein scheinen — nicht Freund noch Feind, nicht dem eignen Sohne zuliebe!"

Er schwieg mit leisem Keuchen. Breesen, der sich vor Nervosität kaum noch zurückzuhalten vermochte, winkte Gerda zu, gleichsam als Zeichen der Beruhigung, und legte dann seine Hand auf die Schulter Dassels.

„Lieber Graf — ich bitt' Sie — gemach, gemach! Schießen Sie nicht über das Ziel hinaus. Verallgemeinern Sie nicht, wo es nicht nötig ist. Glauben Sie mir nur, ich begreife Ihre Erregung — es würde mir schließlich gerad' so gehen — aber es läßt sich doch alles noch einrenken, alles noch gut machen . . . Bleibt Dittmar nicht in diplomatischen Diensten, so wird er Uttenhagen übernehmen —"

Dassel fuhr jäh empor, starrte den Kammerherrn an und stieß ein bitteres Lachen aus.

„Hierher soll er kommen?" rief er. „Hierher — zu mir?! . . . Breesen, ich bin schwach gewesen — ich habe zwanzigmal geholfen, habe zugegeben, daß Gerda ihr Vermögen für den Burschen opfert — jetzt ist es genug! . . . Genug," wiederholte er mit starker Stimme und sprang auf, und es lohte über sein Gesicht; „er mag sich selber helfen! Mag Schuhputzer in Amerika werden oder Handlanger auf dem nächsten Bau — — so wahr ich vor euch stehe, so wahr soll es sein: das Haus seines Vaters wird er nicht eher wieder betreten, ehe er nicht Erwerben gelernt hat! Und wenn mir das Herz bricht — ich werde eisern sein! Erst soll er Mann geworden sein, der sich selber sein Brot verdient — dann mag er wiederkommen! Dem Arbeiter will ich verzeihen, nicht dem verlotterten Aristokraten! . . ."

Gerda hatte ihren Vater noch nie in so bebendem Zorn gesehen. Angstvoll schaute sie zu ihm auf, aber sie unterbrach ihn nicht. Das, was er sagte, fand Wiederhall in ihrer Seele; genau so wie er dachte auch sie. Auf der Höhe ließ Dittmar sich nicht mehr halten; nun gut — so mochte er von unten auf neu beginnen, und je härter der Frondienst, der seiner harrte, und so besser für ihn. Vielleicht lernte er unter dem Drucke schwerer Arbeit auch noch einmal, was Pflichtgefühl heißt . . .

Graf Breesen saß zappelnd und mit den Mundwinkeln zuckend auf seinem Stuhle. Er ärgerte sich, daß in diesem Falle seine Hilfsbereitschaft versagte, die bei ihm immer mit einer brennenden Neugier verbunden war. Hundert Fragen schwebten auf seinen Lippen. Also der Dittmar sollte sozusagen verstoßen werden. Und die Komtesse, die den Bruder vergötterte, sagte nichts dazu? Was würde aus Uttenhagen werden? Es war verschuldet bis an die Dachfirst des Schlosses, aber doch

immerhin ein prachtvoller Besitz, aus dem sich noch etwas machen ließ. War vielleicht die Mariage mit dem reichen Buchhändler das Fundament, auf dem man weiter bauen wollte? Dachte man schon an die kommende Generation? Die jungen Volckers konnten den Namen Dassel annehmen — warum nicht? Machen ließ sich das alles ... und der Kammerherr schlug wieder die Beine übereinander und nahm die linke Fußspitze in die rechte Hand und zuckte mit den Schultern und wirbelte seinen braungrauen Schnurrbart auseinander ...

Auch Graf Vließen ließ seinen stattlichen Bart durch die Finger gleiten und dachte an Ähnliches. Mochte aus dem dummen Jungen, dem Dittmar, werden, was da wolle — es kümmerte ihn nicht. Aber daß diese Gerda sich zu einer Geldheirat entschlossen hatte, das rührte an dem Gleichmut seiner Lebensauffassung, dem Extrakt einer zwischen Stürmen und Schiffbruch gewonnenen fragwürdigen Philosophie. Gerda eine Frau Volcker — es war wirklich zum Lachen. Die stolze Amazone ein gut bürgerliches Hausweibel, das Mädchen lehrend und dem Knaben wehrend, mit Gevattern und Basen auf freundlichem Fuße — eine „Frau Volcker“! Lustig, bei Gott! Was doch das Geld alles zuwege brachte! Er hatte selbst eine Million erheiratet, kein Herz gewonnen; aber er gab seinen Namen, und die Komtesse verlor den ihren um des Mammons willen. Ein Unterschied war es doch. Kein großer, nur ein rein äußerlicher — ein höhnisches Lächeln glitt um den Mund Vließens — der Schacher blieb im Grunde genommen der gleiche. Der Schacher regiert die Welt ... Vließen hatte längst eine erneute Annäherung an die Dassels gesucht; eine gewisse Scheu, die dem verständlich erscheinen mußte, der seine Frau kannte, hatte ihn jedoch bisher von einem formellen Besuche zurückgehalten. Nun war ihm der Zufall zu Hilfe gekommen. Als er den Brief Schwerins empfangen, wurde plötzlich die Sehnsucht nach Gerda verzehrend in ihm wach. Es war wie ein Schwindel, den ein heißer, brennender Durst erregt. In der Erinnerung stand Gerda gleich einer lichtumflossenen Göttin vor ihm, groß und kraftvoll, stolz und blühenden Leibes, mit der Krone der schwarzen Haare um die leuchtende Stirn. Adel der Seele vereinte sich in ihr mit Adel des Körpers. Und da war ein simpler Kaufmann gekommen und hatte sich die Edelmaid erhandelt ... Es war zum Lachen — nein, zum Rasendwerden! Etwas wie grimmer Haß flammte im Auge Vließens auf — ein Haß, der mit Ketten gebunden ist, der sich nicht austoben kann. Gab es für Vließen aller menschlichen Voraussicht nach auch keine Möglichkeit mehr, Gerda zu besitzen — dem drüben gönnte er ihren Besitz am wenigsten ...

Dassel war wieder Herr seiner Erregung geworden und bat ernst und gewichtig, nicht mehr von Dittmar zu sprechen. Aber die drückende Schwüle blieb über der kleinen Gesellschaft. Breesen und Vließen wollten mit dem Elfuhrzuge nach Berlin zurück. Man versuchte nicht erst, sie zum Übernachten zu bewegen.

Es war ein trüber Verlobungstag. Als Hans sich vor dem Schlafengehen von seiner Braut verabschiedete, zog er sie fest an sich und raunte ihr zu:

„Gerda, mein Lieb, ich wollte, ich könnte den Sonnenschein in dein Auge zurückzaubern. Wollte, ich könnte den Kummer von deiner Stirn küssen ... Gerda, dein Bruder ist nicht schlecht, wenn er auch leichtsinnig war. Verschließt ihm dein Vater in gerechtem Zorne sein Haus — er soll bei uns ein Heim finden. Ich will

ihm die Hand geben und ihn zu führen versuchen. Ich will ihm Freund, Lehrer und Bruder sein. Wir wollen uns gemeinsam seiner annehmen und ihm bessere Wege weisen. Verscheuche die Falten, Gerda, schau mich wieder mit den alten Augen an! Deine Liebe macht mich so stark, daß ich auch Dittmars Leichtsinn zu brechen hoffe. Von mir soll er die Freude an der Arbeit lernen — danken aber sollst du mir allein! Denn was ich für ihn thue, thu' ich für dich!"

Sie legte ihre Hände auf seine Wangen, bog seinen Kopf zurück und sah ihn an, ihre ganze Seele und das ganze Herz in ihren Blick legend.

„Daß du gut bist, Hans, weiß ich," sagte sie, „und das giebt mir Zuversicht, auch trübe Tage mit in den Kauf zu nehmen. Sie sind mir mein Leben lang nicht erspart worden und werden wiederkommen. Aber ich bin tapfer und kann auch trotzig sein. Der Neid der Götter kann mich verstimmen, doch nicht niederbeugen. Es ist gut, wenn man das weiß und seiner selbst sicher ist. Ich habe Dittmar geliebt wie keinen zweiten Menschen auf der Welt. Jetzt bin ich fertig mit ihm. Mein Glück soll er mir nicht stören — das soll mir keiner stören. Ich spreche mit Papa: wenn Dittmar arbeiten gelernt hat, gehört ihm mein Herz wie früher — nicht eher! Zeige ihm, wie man arbeiten kann! Glaubst du, ich würde mich schämen, wenn mein Bruder in deiner Buchdruckerei den Setzerkittel anzöge? Wenn er sich mit den Händen sein Brot verdiente? . . ." Sie schüttelte den Kopf. „Nein, mein Junge — dann würde ich mich freuen, daß ich wieder stolz sein könnte auf ihn! . . ."

Das waren große Worte, und als die Komtesse allein in ihrem Schlafzimmer war, sprach sie Ähnliches zu sich selbst. Nur in der Demut und in der Entbehrung konnte Dittmar zur Tüchtigkeit heranreifen. Nichts durfte das Leben ihm weiter bieten als den Lohn seiner Arbeit . . . Und doch that ihr das Herz weh, als sie daran dachte, was alles der Bruder aufzugeben hatte . . . Es lag immer noch eine weite Kluft zwischen Wort und That, in der erst ganz und gar der Stolz der Dassels begraben werden mußte . . .

Draußen regnete es fort und fort. Stundenlang hörte Gerda das leise Rauschen vor den Fenstern. Sie konnte nicht schlafen in der Nacht, die ihrem Verlobungstage folgte.

VII.

Pawel saß an seinem Schreibtische und arbeitete. Dieser Schreibtisch war sehr primitiver Art. Er bestand aus zwei Böcken, über die eine große Platte aus Kiefernholz gelegt war. Eine Menge aufgeschlagener Bücher lag verstreut über der Platte; die Mitte nahm ein großes Tintefaß ein, und vor diesem stand ein Reihe von Zinnsoldaten. Wahrhaftig — Zinnsoldaten, und zwar in regelmäßigem Aufmarsch, und jede der kleinen Figuren trug ein Zettelchen um den Hals, auf dem verschiedene Namen standen. Auch in dem Pappkasten unter dem Tintefaß lagen zahlreiche Zinnfiguren in ziemlich wildem Durcheinander; auf diesen weißgrauen pappenen Kasten aber hatte die Hand Pawels geschrieben: „Erbbegräbnis" und darunter „R. i. p."

Das Zimmer war klein, doch nicht unbehaglich. Freilich sah man wenig. Ungeheure Rauchwolken wogten durch die Luft. Die Lampe auf dem Schreibtische schimmerte wie eine gelbe Laterne im Nebel. Pawel rauchte von früh bis spät, wenn er daheim war. In einer Ecke des Zimmers standen seine Pfeifen in einer Etagere aus Birkenholz. Olga mußte sie sauber erhalten; das war ihre Arbeit. Sie hatte sich längst an den Qualm gewöhnt; sie merkte ihn kaum noch. Sie saß nebenan in ihrem eignen Stübchen und schrieb gleichfalls beim Scheine einer kleinen, rosa verhängten Lampe. Die Thür zwischen beiden Zimmern stand weit offen . . .

Die Feder Pawels glitt hastig über das Papier. Es ging rasch; es war keine Arbeit, die Denken erforderte. Nur die Phantasie mußte rege erhalten werden. Dafür sorgte die nimmer ruhende Pfeife. Ohne Rauchwolken ringsum war Pawel kein Fabulieren möglich. Und das Fabulieren war alles, war klingendes Gold. Hemmschuh war jedwede Psychologie, jedes Denken Ballast. Aus den Rauchwolken wuchs die Phantasie gigantisch hervor und führte den Schreibenden auf Geisterschwingen in rasender Hast von Ort zu Ort: in Wüsteneinsamkeit, in das Treiben der Großstädte, in die Felsengebirge und hinaus auf das Meer. Scenerie und Staffage wechselten wie die Bilder im Guckkasten. Pawel hatte es immer eilig, wenn er am Schreibtische saß. Bald mußte er in London sein, um in Whitechapel einem flüchtigen Verbrecher nachzujagen, bald in den Tuilerien; war er einmal in einem Tiroler Dörfchen zu kurzer Ruhe gekommen, so störten ihn die Beduinen wieder auf, die eine Farm an der Grenze Algeriens überfallen wollten; nicht einmal im buschumhegten Kaffernkraal fand er Rast, denn Albion mußte seine Siege haben, und auch in den Dschungeln Indiens hatte er zu thun . . .

Freude schien dem Arbeitenden diese Hetzjagd der Phantasie nicht zu bereiten. Sein Gesicht war mürrisch und blieb es, ob er sich im dichtesten Kampfgewühl befand oder auf einem Liebesabenteuer unter dem Himmel Griechenlands oder in einem Salon im Faubourg Saint-Germain. Wenn er einen der numerierten Bogen, die vor ihm lagen, vollgeschrieben hatte, stöhnte er jedesmal leicht auf, ehe er ihn zur Seite legte. Und auch während der Arbeit hörte dies Stöhnen nicht auf; mitunter begleitete er sogar seine Schreiberei durch gelegentliche ärgerliche Ausrufe, die jeden, der nicht recht wußte, um was es sich handelte, hätten ängstlich machen können — so beispielsweise, wenn er sagte: „Pfui, wie gemein — wieder zum Mörder geworden!“ oder „Um diesen Schurkenstreich beneid' ich mich selbst“ — oder wenn er, leise erwägend, vor sich hinmurmelte: „Wie breche ich denn da am geschicktesten ein? . . .“

Pawel schrieb unermüdlich weiter, immer gleich mürrisch, immer das Mundstück seiner langen Pfeife zwischen den Zähnen, graue Wolken über den Tisch blasend. Plötzlich hörte er mitten im Satze auf, spritzte die Feder aus, nahm einen der Zinnsoldaten, der auf dem Zettelchen den Namen „Prätorius“ trug und warf ihn in die Pappschachtel. Dann lehnte er sich befriedigt in seinen Korbstuhl zurück, schlug die Schöße seines Schlafrockes über den Beinen zusammen und rief in das Nebenzimmer:

„Du, Olinka — der Prätorius ist glücklich tot!“

„Na, siehst du!“ klang es aus der Nebenstube zurück.

„Das sagt gar nichts, Olinka. Du sollst dir den Trauerfall notieren. Den Kaffernhäuptling Mputu hast du neulich wieder lebendig werden lassen, obwohl ich

ihm den Speer so durch den Leib gerannt habe, daß er auf der Stelle seine schwarze Seele ausgehaucht hat."

„Aber Axel, mein Schatz, das war doch deine Schuld, denn du hattest mir nichts von der Sache erzählt! Übrigens hat es ja gar nichts geschadet. Eine Riesennatur wie Mputu kommt nicht so leicht um. Vor der hundertunddreißigsten Lieferung durfte er auch gar nicht sterben."

„Wo bist du denn jetzt, Ollichen?"

„Im Verbrecherkeller in London. Sag einmal, hast du das Lexikon der Gaunersprache da? Sei so gut und gieb es mir her. Ich bin sonst ganz firm in den Ausdrücken, möchte aber keinen Fehler machen und nachsehen, ab ich ‚Kaschemme' richtig angewendet habe. Dabei bin ich mir noch nicht so recht sicher."

„Ollichen, das ist ja auch schnuppe! Du giebst dir viel zu viel Mühe. Für das Gesindel, das sich an unsern Romanen erfreut, ist jede Mühewaltung verschwendet. Das muß man gedankenlos herunterschmieren. Es giebt Kollegen in Apoll — o welche Blasphemie! — die schreiben einfach seitenlang aus alten Scharteken ab. Man schämt sich nur. Kann man sich denn noch schämen? . . ."

Er war aufgestanden, hatte das gewünschte Buch gesucht und brachte es seiner Schwester in das Nebenzimmer.

„Danke," antwortete Olga. „Leg es hin, Axel. Du darfst nicht immer so verzweifelt thun. Es ging bisher doch nicht anders. Bei deinen Theaterstücken hätten wir verhungern können. Deine ‚Heimatlosen' sind von dreißig Redaktionen zurückgekommen. Man muß sich durchschlagen, wenn's auch manchmal schwer hält. Du faßt alles so wuchtig auf, so tragisch. Ich betrachte diese Zeit nur als Episode. Und ich stöhne auch nicht bei der Arbeit. Manchmal macht sie mir sogar Spaß . . ."

Sie schrieb, während sie sprach, ruhig weiter, den blonden Kopf mit dem zausigen Strudel über der Stirn über das Papier geneigt.

Pawel schaute ihr eine Zeitlang zu. Dies Schwesterchen war bewundernswert. Freundin, Mitarbeiterin, Helferin, Hausfrau — das war sie ihm alles zugleich. Pawel war Philologe, hatte es aber über die Anfangsstadien seines Berufs nicht hinausgebracht. Er war eine weiche, ungemein empfindliche Natur, die sich an allen Ecken und Kanten des Lebens Wunden holte. Der Ärger über einen dummen Jungen und dessen thörichten Vater hatte ihn veranlaßt, eine leidlich gute einträgliche Stellung als Hauslehrer aufzugeben. Er wollte Schriftsteller werden, aber der Lorbeer blühte zu hoch, und seine blaue Blume trieb viele Dornen. Er rang wie ein Verzweifelter und hungerte dabei. Schließlich fand er bei Franz Düren ein Unterkommen, der damals soeben seine neue Volksbibliothek ins Leben gerufen hatte. Auch Pawel begeisterte sich für die Idee, den niedern Ständen für das gleiche Geld, das sie in ihrem Lesehunger für die Schundlitteratur der Hintertreppen zu verschleudern pflegen, bessere und gesündere Geisteskost zu bieten. Doch der Erfolg blieb aus, und Pawel sah sich in Bälde wiederum dem Nichts gegenüber. In diesen Tagen härtester Sorge zeigte Olga die ganze stählerne Festigkeit ihres Wesens. Als Buchhalterin in einem Papiergeschäft hatte sie sich ein paar hundert Mark ersparen können. Dies kleine Kapital opferte sie, um die Übersiedlung nach Berlin bewerkstelligen zu können. Sie war der Ansicht, daß Axel durchaus eines „Luftwechsels," in geistiger

und körperlicher Beziehung, daß er auch lebhafterer Anregungen bedurfte, als Köln sie ihm bieten konnte. Und dann die vielerlei litterarischen Verbindungen, die ihm die Hauptstadt erschloß! Er hatte zwei Dramen und einen Roman in seinem Pulte liegen; vielleicht fand sich Gelegenheit, die eine oder andre Arbeit durch persönliche Vermittlung unterzubringen. Olga hoffte viel von Berlin. Ihr Bruder war in ihren Augen eine genial veranlagte Natur, aber ein unpraktischer Mensch. Er mußte sich durchringen. Doch es war in Berlin wie in Köln: er kam über den Dornenweg der Anfängerschaft nicht fort. Ein Zufall brachte ihn mit Werner & Co. in Verbindung, für die er eine Reihe von Prospekten anfertigen sollte. Posahl gefiel die Schreibweise des jungen Mannes; er schlug Pawel vor, ein paar Volksromane für die Firma zu verfassen. Das war gerade an dem Tage, an dem der letzte Hundertmarkschein Olgas eingewechselt worden war. Axel hatte eine stürmische Aussprache mit seiner Schwester. Er schrie und stöhnte und ächzte. Es sei entwürdigend, schwachvoll, erniedrigend; Pegasus im Joche — Apoll in Ketten! Sklavendienst und Seelenmord, gegen den seine Feder sich sträuben würde! . . .

Olga ließ ihn austoben. Er habe recht. Die Arbeit sei schwer und nicht würdig seiner Begabung. Aber sie bringe ihn wenigstens über die Sorgen des Augenblicks fort. Sie bat, das Anerbieten nicht von der Hand zu weisen. Sie wolle ihm Mitarbeiterin sein, wolle im Haushalt nach Möglichkeit sparsam wirtschaften, um einen Notgroschen zurücklegen zu können; sie rechnete ihm mit ihrer frischen, klaren und eindringlich klingenden Stimme vor, daß man in einem Jahre soviel verdienen könne, um dem nächsten mit Ruhe entgegen zu sehen; inzwischen fand sich vielleicht ein Theaterleiter, der es mit einem der Dramen Axels versuchte, oder ein Verleger für den Roman „Die Heimatlosen“. Herrgott, dieses Anerbieten von Werner & Co. war doch wenigstens eine Hoffnung, aus der Not herauszukommen! Man konnte leben, ohne einen täglich wiederkehrenden, immerwährenden Kampf fürchten zu müssen . . . Während Olga sprach und Axel zu überzeugen versuchte, traten ihr unwillkürlich die Thränen in die Augen. Sie beweinte den Genius ihres Bruders, an den sie glaubte und den sie knechten helfen mußte, um sich gegen Armut und Hunger zu wehren. Aber gerade diese Thränen in ihren sanften blauen Augen besiegten Axel. Er küßte Olga und strich ihr das Haar aus der Stirn. Also gut — hinein in die Sklaverei! Er stürmte zu Werner & Co. und unterzeichnete die Verträge, in denen er seine Seele verkaufte. Und dann ging es an die Arbeit — an eine ganz tolle und wahnsinnige Arbeit. Zwei Romane sollten gleichzeitig geschrieben werden, jeder hundertundzwanzig Druckbogen stark, voll verrücktester Erfindung, mit einem Dutzend nebeneinander herlaufender Fabeln, die in allen Weltgegenden und in allen Schichten der Gesellschaft spielten: im Grunde genommen nicht zwei Romane, sondern vierundzwanzig. Axel saß von früh bis spät bei seiner Pfeife, von Rauchwolken umhüllt, und schrieb, und nebenan saß Olga und regte nicht minder fleißig die Hände. Der Bogen brachte zwanzig Mark — aber wie lange währte es, bis man einen solchen, enggedruckten Großoktavbogen vollendet hatte! . . .

Pawel hatte sich auf einen Stuhl gesetzt und schaute noch immer der Schwester zu. Die Lampe warf einen rosigen Schein über ihr blondes Stirnhaar und das

niedliche, vom Eifer lebhaft gefärbte Gesicht. Ihre kleine Hand huschte eilfertig über das Papier. Sie schrieb erstaunlich flink.

„Wie das bei dir geht!“ sagte Axel.

„Nicht wahr? Fix — ich bin gleich wieder mit einem Kapitel zu Ende. Ein neuer großer Einbruch bei Lord Caxton wird geplant, und dabei findet man ein wichtiges Dokument — ich weiß bloß noch nicht, welches. Das muß ich erst beschlafen. O ja, es geht fix. Weißt du, jetzt bin ich so eingearbeitet, daß ich wie eine Maschine funktioniere. Ich ziehe mich auf, und dann geht es los.“

„Schade um dich, Olinka! Du hast das Zeug, Besseres zu leisten. Du würdest eine ganz nette Geschichte schreiben können. Du solltest es einmal versuchen.“

„Das fehlte noch, Axel! Damit sie wie deine ‚Heimatlosen‘ herumwandert, um schließlich doch wieder hierher zurückzukehren. Nein, mein Schatz. Die Parole heißt: Geld verdienen. Später — na ja, vielleicht kann ich mir später einmal das Vergnügen leisten, etwas für mich ganz allein zu schreiben. Vorderhand müssen wir dich frei zu machen suchen. Du mußt erst wieder nach eignem Geschmack arbeiten können.“

Er seufzte. „Ach, liebes Ollichen, ich fürchte, ich habe den Geschmack verloren. Ich werde gar nichts Vernünftiges mehr schaffen können. In meinem Hirn wirbelt der ganze Blödsinn chaotisch durcheinander, den ich im letzten Jahre verzapfen mußte. Diese Fronarbeit hat mich müde gemacht.“

„Du wirst wieder frisch werden, mein Herz. Vielleicht langt's, daß wir im Sommer ein paar Wochen aufs Land können. Da wirst du dich erholen. Und dann gehst du an die Ausführung deines Planes — weißt du, an den Lustspielstoff, von dem du mir öfters erzählst hast. Ein Lustspiel ist leichter unterzubringen als ein Drama. Man lacht auch lieber als daß man weint. Und während du dein Stück bearbeitest, schreibe ich allein an den Romanen für Werner weiter. Das macht mir nix. Es geht mir rasch von der Hand. Und ich sagte dir ja schon: es amüsiert mich auch. Die lyrischen Kapitel gelingen mir allerdings immer besser als das Grausliche.“

„Das ist richtig, Olli. Die Liebesscenen zwischen dem Grafen Ortobello und seiner kleinen Nähmamsell sind sogar reizend — viel zu schön für die Banausen von Lesern. Wo hast du das nur her? Hast selber kaum in die Welt geguckt und beschreibst Herzensleiden und -freuden, als ob du der Liebe Süße und Herbigkeit bereits bis auf den Grund ausgekostet hättest. Alles Phantasie, Olinka?“

Sie beugte sich noch tiefer über das Papier, denn es flutete siedendheiß über ihr Gesicht. Doch nickte sie und entgegnete, während ihr Herz gewaltig hämmerte:

„Alles Phantasie, Axel. Du hast ja doch auch noch keinen Einbruch verübt und bist noch nicht zwischen die Krokodile in Indien geraten und hast noch nie einen Zulukaffern gesehen und auch noch nie einen Elefanten erlegt, und beschreibst das trotzdem mit den schönsten Worten.“

Axel lachte, paffte ein paar Züge in die Luft und wurde dann wieder trübe.

„Das ist ja mein Elend, Ollichen, daß ich so etwas schreiben muß,“ meinte er. „Ein Schriftsteller soll nur das schildern, was er kennt und erlebt hat.“

„Axelchen, das ist gewiß eine große Weisheit, aber wenn sich die Dichter aller Zeiten an sie gehalten hätten, dann hätte Goethe keinen Götz und Schiller keinen Wallenstein und Freitag keinen Ingo und Ingraban schreiben können. Übrigens will ich nicht mit dir darüber streiten, weil die Essenszeit nah ist und jede Polemik dir den Appetit verdirbt. Sei so gut und mache in deiner Stube die Fenster ein bißchen auf, damit wir den kondensierten Geist herauslassen können. Und dann sage mir: Thee oder Bier? Es ist beides da.“

Axel entschied sich für Thee. Olga legte ihre Papiere zusammen und begann den Tisch für das Abendbrot zu decken. Das ging gerade so flink wie die Schreiberei. Sie huschte hin und her, sprang in die Küche, kehrte mit Tellern und Schüsseln zurück, schnitt das Brot und zündete die Spiritusflamme unter dem Wasserkessel an. Währenddessen legte Axel nebenan den Schlafrock ab und machte bessere Toilette. Bei den Mahlzeiten liebte er eine gewisse Korrektheit des Äußern, so gern er sich sonst gehen ließ.

Der Tisch war nicht ärmlich. Wurst, Schinken, Eier — auch eine Büchse Sardinen hatte Olga besorgt. Bei aller Sparsamkeit durfte Axel nicht darben. Die Ölfische pries sie besonders, denn Fischnahrung kräftigte das Gehirn, und Öl sei den Nerven von Vorteil. Sie legte dem Bruder vor und schenkte ihm Thee ein. Das war immer die behaglichste Stunde des Tages. Der Tabaksrauch hatte sich etwas verflüchtigt und wogte nur noch in dünnen, durchsichtigen Guirlanden längs der Stubendecke hin. Die rosa beschirmte Lampe stand mitten auf dem Tisch. Ihr Lichtkreis war klein; das ganze übrige Zimmer lag im Dunkeln.

„Olli — was ich dich schon längst einmal fragen wollte,“ sagte Axel, „nein, keine Sardine mehr — danke — wie geht es denn deiner Freundin Marie? Hieß sie nicht Marie? Mich deucht, du bist lange nicht bei ihr gewesen. Hast du dich mit ihr gezankt? . . .“

Olga hatte, als sie nach Berlin gekommen, für kurze Zeit Beschäftigung als Schreiberin bei einem Rechtsanwalt gefunden. Eines Abends war sie länger als gewöhnlich ausgeblieben, so daß Axel in Sorgen gewesen war. Aber sie kehrte fröhlich und guter Dinge zurück. Die zweite Schreiberin im Bureau des Rechtsanwalts, jene Marie, hatte sie mit in ein Theater genommen. Der Bruder Maries, so erzählte Olga ihrem Bruder, war Theaterkassierer; von ihm erhielt sie dann und wann Freibillets. Axel war in der Folge zu öftern einmal des Abends allein zu Hause. Aber er sorgte sich nicht mehr um die Schwester. Er hatte sie anfänglich aus dem Theater abholen wollen, doch da hatte sie ihn ausgelacht: sie stände fest auf ihren Füßen und hätte auch zwei derbe kleine Fäuste und eine sehr schlagfertige Zunge. Sie fürchte die Nachtfalter nicht. Und das glaubte er schon: sie verstand es, sich ihrer Haut zu wehren; sie war ein wackeres und tapferes Frauenzimmerchen . . .

Bei der Frage Axels, warum sie so lange nicht mit ihrer Freundin zusammengewesen sei, schien Olga zu erschrecken. Sie wechselte leicht die Farbe; das gehörte zu ihrer Eigentümlichkeit, und es sah sehr hübsch aus, wenn plötzlich eine volle Welle Blut in ihre Wangen schoß und mählich das ganze Gesichtchen färbte bis zu den Schläfen, wo unter der zarten Haut deutlich das bläuliche Geäder sichtbar wurde.

„Na ja," sagte Axel lachend, „ich merke schon, ihr habt euch gezankt!"

„Das kommt unter den besten Freundinnen vor," entgegnete Olga. „Es war übrigens nicht von Wichtigkeit. Daß ich mit Marie nicht mehr das Theater besuche, hat andre Gründe. Marie hat eine Stellung in Leipzig angenommen — sie ist gar nicht mehr in Berlin. Es ist mir ganz recht; es war ein schlechtes Vertragen mit ihr . . . Hat Düren nichts mehr von sich hören lassen?"

Sie hatte diese Frage so hastig angefügt, als wolle sie sich beeilen, der Unterhaltung eine andre Wendung zu geben.

Axel setzte die Theetasse nieder und zuckte mit den Schultern.

„Seit er das letzte Mal hier war, hab' ich ihn nicht wieder gesehen, Olli. Daß ich Besuch bei ihm gemacht und ihn nicht zu Hause getroffen habe, erzählte ich dir schon. Ich denke mir, er wird mit seiner neuen Zeitung alle Hände voll zu thun haben. Meinst du, daß er Wort halten und mir eine Anstellung schaffen wird?"

„Es ist schwer, darauf Ja oder Nein zu sagen. Er scheint dich gern zu haben —"

„Oder dich, Ollichen!"

„Mich? — Ach du lieber Gott! . . . Aber um deinetwillen hätte ich nichts dawider. Vielleicht hält er wirklich Wort. Die Frage ist nur die, ob du dich bei dem ‚Volksboten' wohl fühlen würdest. Werner und Posahl haben dabei mitzureden — du kannst dir also denken, was es für ein Blatt werden wird."

„Ist mir gleichgültig, Ollichen. Ich nehme jede feste, mit leidlichem Gehalt verbundene Stellung an. Ich muß einmal aus der Gedankenhetze herauskommen — was red' ich von Gedanken! — ich meine, die Phantasie muß einmal ausspannen. Freilich — jede andre Zeitung wie gerade die Wernersche wär' mir schon lieber. Aber wo ankommen?! Beim Volckerschen Morgenblatt wird längst alles besetzt sein. Und ich habe keine Konnexionen. Die Leute würden einen Neuling auch gar nicht nehmen."

In der Entree schlug die Klingel an.

„Der Junge aus der Druckerei, der das Manuskript abholt," sagte Olga, sich erhebend. „Ich mache auf, Axel, laß dich nicht stören! Richtig — eh' ich's vergesse: ich habe deinen Tabakskasten neu gefüllt. Eine etwas bessere Sorte als sonst. Olympier-Kanaster — du wirst wie Zeus in den Wolken thronen, wenn du ihn rauchst . . ."

„O du gutes Schwesterchen!" rief Axel der Davonspringenden nach. Der Gedanke an die bessere Tabakssorte brachte seinen Appetit zum Schweigen. Er griff wieder zur Pfeife, prüfte Rohr und Ausguß und begann sie zu stopfen. Der Tabak schien wirklich prächtig zu sein; er sah blond aus wie das Haar einer englischen Schönheit und duftete angenehm. „Was wär' ich ohne die Olinka!" murmelte Axel und setzte die Pfeife in Brand.

In der Entree wurde eine Männerstimme laut.

„Ja — er ist zu Hause," sagte Olga. „Wo sollte er sonst sein. Er ist immer daheim. Aber wir haben Feierabend gemacht. Eben sprachen wir noch von Ihnen, Herr Düren. Und Rosen!? O wie schön! . . ."

Düren trat ein und begrüßte Axel herzlich. Er habe längst vorsprechen wollen, aber die Einrichtung seiner Zeitung nehme alle seine Zeit in Anspruch. Nun komme

er aber auch gleich mit einer entscheidenden Frage: ob Pawel die Redaktion des feuilletonistischen Teils am „Volksboten“ übernehmen wolle? —

Olga schlug das Herz stärker vor Freude. Aber sie hielt es für schicklich, dieser Freude nicht Ausdruck zu geben. Sie umwarb Düren mit Liebenswürdigkeiten. Es stellte sich heraus, daß er noch nicht zu Abend gespeist hatte, und nun deckte sie für ihn und setzte von neuem den Spiritus in der Theemaschine in Brand und legte ihm vor — alles mit der Bethulichkeit einer geschäftigen kleinen Hausfrau, die ihren Gast ganz besonders ehren möchte.

Währenddessen erzählte Düren von seiner Zeitung. Die Zukunft des „Volksboten“ war gesichert; Ende September sollte die Welt mit der Probenummer überschwemmt werden. Nach Ablauf des ersten Quartals hoffte man auf 30000 Abonnenten; dann begann das Geschäft. Der erste Jahresabschluß mußte bereits mit dem hunderttausendsten Abonnenten rechnen. Düren warf mit Zahlen um sich wie ein Jongleur mit seinen Kugeln. Er hatte ein Blatt Papier aus seinem Notizbuche gerissen, es neben seinen Teller gelegt und bedeckte es, während er speiste, mit Ziffernreihen. Er wollte Freund Pawel vorrechnen, was an der Sache zu verdienen sei, wenn sie richtig angefaßt werde. Der Verdienst war natürlich ungeheuerlich. Mit Tausenden hielt sich Düren nicht lange auf. Er rechnete wie Jules Verne; die Basis war vernünftig und greifbar, aber schon auf dem Fundament erhoben sich die Luftschlösser und wuchsen und wuchsen — bis in die Wolken hinein. Der „Volksbote“ war so beschaffen, daß die Abonnenten einfach kommen mußten und die Inserenten auch. Dieses Muß war der Angelpunkt der Berechnung. In drei Jahren hatte der „Volksbote“ die ganze sonstige kleine Presse verschluckt, so wie die großen Warenhäuser die Detailgeschäfte aufzehren. Da war er zu einer Macht geworden, die sich nicht mehr erschüttern ließ. Den jährlichen Reingewinn um diese Zeit schätzte Düren auf rund eine halbe Million. Es war ganz klar — das mußte herauskommen; Franz griff wieder zum Bleistift und bedeckte das Papier mit Ziffern: Abonnements, Annoncen und Reklamen, das waren die Gewinner; Papier, Satz, Druck, Redaktion und die sehr verwickelte, ganz Deutschland überspannende Verwaltung standen dagegen; blieb so und so viel. Eine halbe Million war noch schlecht gerechnet.

„Aber sie geht in drei Teile,“ bemerkte Olga, die, phantasiereicher veranlagt als ihr Bruder, mit flammendem Interesse den Darlegungen Dürens gefolgt war.

„Das ist noch zweifelhaft,“ entgegnete Düren und legte den Bleistift hin. „Ich hoffe, schon im zweiten Jahre Werner und Pofahl auszahlen zu können . . . Kinder, wir sind unter uns! . . . Werner und Pofahl wollten mich schon beim Notar über das Ohr hauen. Aber ich zeigte mich ihnen gewachsen. Ich erklärte ihnen einfach: geht ihr nicht auf meine Bedingungen ein, so beschaffe ich mir das nötige Geld anderweitig. Ich hätt' es bekommen . . .“ Er lachte fröhlich auf . . . „Es ist merkwürdig, wie lustig der Zufall spielt! Denken Sie, Fräulein Olga, daß man mir sogar schon ein paar tausend Thaler geboten hat, falls ich mich dazu verstehen sollte, das Unternehmen gänzlich aufzugeben!“

„Was?!“ rief Pawel erstaunt. „Ach so, ich verstehe — die Volckers fürchten die Konkurrenz für ihr ‚Morgenblatt‘ —“

„Nein — Gott bewahre, Pawel! Die Volckers thronen auf eisiger Höhe — und wenn sie mich wirklich fürchteten, würden sie es doch nicht sagen. Davon ist keine Rede. Aber ich habe hier eine schwer reiche Cousine, schwer reich und mordshäßlich, die ist mit einem Grafen Vließen verehelicht: Weltreisender, Abenteurer, Gentleman — derzeit ein großer Politiker vor dem Herrn. Auch mit den Leuten des ‚Morgenblatts‘ verschwägert, verschwistert und befreundet: der junge Volcker heiratet eine Verwandte Vließens, eine Komtesse Dassel —“

„Wie heißt seine Braut?“ fiel Olga fragend ein. „Dassel —?“

„Ja — Dassel ... Kennen Sie die Familie?“

„Nein — ich kenne sie nicht ...“ Olga war an den Seitentisch getreten und klapperte mit den Theetassen ... „Woher auch? — Mir fiel nur der Name auf. Ich glaube — glaube, ich habe ihn neulich in einem Roman verwandt; ich wußte gar nicht, daß er wirklich existiert ... Aber erzählen Sie weiter, Herr Düren. Daß Sie eine gräfliche Cousine besitzen —“

„Erhöht meinen Wert in Ihren Augen. Fräulein Olga, das ist nicht hübsch. Das ist wirklich nicht hübsch. Ich hätte mir von dem eignen Werte mehr versprochen. Übrigens will die Cousine Komtesse auch nichts von mir wissen, gar nichts, seit das alte Buchdruckersignet der Dürens sich bei ihr in ein Wappen mit neun Perlen verwandelt hat. Daß ich hier in Berlin eine Zeitung für das Volk ins Leben rufen will, ist ihr höchst unangenehm. Und da hat mir Graf Vließen denn vorgeschlagen, ich möchte fünftausend Thaler nehmen, Berlin aufgeben und mich wieder in die Provinz zurückziehen.“

„Sehr gut!“ rief Axel. „Wie diese Feudalen mit unsereinem umspringen! Und was antworteten Sie?“

„Ich antwortete, daß ich mich vielleicht entschließen würde, meine Idee zu verkaufen. Aber nicht für fünftausend Thaler. Bei fünfundzwanzigtausend würde ich allenfalls mit mir handeln lassen ... Da drehte mir der Herr Graf denn den Rücken und ließ mich stehen. Ich nehm's ihm nicht übel. Ich würde es wahrscheinlich ebenso gemacht haben. Aber lustig ist's doch. Ich hatte ein paar hundert Mark in der Tasche, als ich herkam — und nun fliegen mir schon die Gelder zu. Ich nehme es als einen Beweis dafür, daß mein Stern wieder im Steigen ist ...“

Er bat noch um eine Tasse Thee. Kaffee und Thee trinke er in Unmassen, erzählte er, das Bier verabscheue er. Es widerstrebe seiner quirligen Natur. Temperamentvolle Leute müßten eo ipso das Bier hassen; etwas andres sei es mit dem Champagner.

„Ah ja,“ sagte er, „ein Glas Champagner lass' ich mir schon gefallen! Das ist auch zugleich ein ästhetischer Genuß. Dies Schäumen und Perlen und Brausen, das unaufhörliche Auf und Nieder in dem goldgelben Wein ist ein hübsches Farbenspiel und so erfreuend für das Auge! Menschen mit Nerven haben Champagnerseelen; pfui über die bierduseligen Tröpfe! Kinder, zieht euch an — wir wollen in die nächste Weinstube gehen und ein Glas Sekt auf die Erneuerung unsrer alten Bekanntschaft trinken und auf ein gutes Zusammenleben beim ‚Volksboten‘. Oder nein — auf eurer Bude ist's gemütlicher als im Restaurant. Ich hole zwei Flaschen Schaum — Fräulein Olga, Sie müssen für Eis sorgen! Abgemacht!“

„Halt!“ rief Pawel lachend. „Einen Augenblick, lieber Düren — Himmel, was sind Sie für ein Mensch! Kein Mensch, eine Spirale! Vorläufig haben Sie mich ja noch gar nicht. Vorläufig haben Sie nur gesagt, daß Sie mich wollten —“

„Oho und aha, ich hab' Sie schon in der Tasche! Nur Ihre Unterschrift fehlt mir noch. Da ist der Kontrakt. Redaktionsdienst von drei bis sieben. Gehalt anfänglich dreitausend Mark. Steigt aber von Jahr zu Jahr. Und Fräulein Olga möchte ich auch gleich binden. Fräulein Olga, wir brauchen eine erste Korrektorin. Das ist insofern keine allzu leichte Thätigkeit, als Sie häufig bis um Mitternacht auf dem Posten sein müßten. Aber dafür können Sie ausschlafen, denn Ihre Arbeit würde erst am Spätnachmittage beginnen. Anfangsgehalt zweitausend Mark. Ich weiß freilich nicht, ob —“

Olgas heller Jubel unterbrach ihn. Sie hatte Dürens Hände ergriffen; ihre Augen waren feucht geworden.

„Was wissen Sie nicht?“ fragte sie. „Ob mir die Thätigkeit zusagt? — O, lieber Freund, ich schäme mich keiner Arbeit, von der ich hoffen kann, daß sie Axel geistig wieder frei machen hilft. Mit mehr als vierhundert Mark fester monatlicher Einnahme können wir wie die Fürsten leben und noch an Ersparnisse denken. Und wieviel freie Zeit bleibt uns außerdem noch! Axel kann seine Soldschreiberei an den Nagel hängen, und ich — ich — weiß nicht, ob ich nicht im Nebenamt dabei bleiben werde. Mir ist es ein leichteres Verdienen als ihm, neben dem immer das litterarische Gewissen zu Tisch sitzt — und zu Besserm bin ich doch nichts nütze . . .“

Axel widersprach, pries die Begabung seiner Schwester und erschöpfte sich dann gleichfalls in Danksagungen an Düren, der wieder Platz genommen hatte und den Geschwistern mit glücklichem Lächeln zunickte. Wirklich — er war sehr glücklich. Es machte ihm Freude, diesen beiden Menschen aus geistiger und leiblicher Not emporhelfen zu können. Bei dem seltsamen Gemisch von großer Gutmütigkeit und sittlicher Sorglosigkeit, das ihn charakterisierte, überlegte er gar nicht, ob nicht die Arbeit in Diensten eines Blattes, wie er es plante, für die beiden ein ebenso starker Fron sein mußte, wie der es war, den sie aufgeben wollten. Im Grunde genommen begriff er auch kaum, daß Axel unter geistigem Drucke seufzte. Er begriff nur, daß dieser begabte Mensch sich für verhältnismäßig elenden Lohn plagen und schinden mußte. Das that ihm leid. Und mehr noch als ihn bedauerte er das tapfere kleine Frauenzimmer, das sich die Finger wund schrieb, um das Gesindel bei Werner & Co. reich zu machen.

Er schwelgte in der Freude des Wohlthuns. Sein ganzes Gesicht strahlte.

„Steig' ich, steigt ihr auch, Kinder,“ sagte er. „Laßt mich erst einmal Posahl und Werner 'abgeschüttelt haben, dann sollt ihr sehen, wie ich allein weiterklimme. Das heißt, ihr immer mit. Meine Leute halt' ich mir gut — die beteilige ich an meinen Verdiensten. Ich bin nicht wie Posahl und Werner; ich bin kein Blutsauger. Leben und leben lassen! Nun unterschreibt die Kontrakte! Wie ich mir Ihre Arbeit denke, lieber Pawel, das besprechen wir noch ausführlicher. Sie wissen, wir wollen ein Volksblatt schaffen, kein Organ für die satte Bourgeoisie, keine Tante Voß —“

„Ein Volksblatt,“ betonte auch Axel. „Ach, lieber Freund, ich denke noch oft genug an unser verunglücktes Unternehmen in Köln zurück. Das Gute muß sich auf die Dauer doch durchringen, und wenn Sie in Ihrer neuen Zeitung —“

„Gestatten Sie, Pawel,“ fiel Düren ein; „das Gute ist das, was der Menge zusagt. Letztgründig immer nur das. Ich habe mein Lehrgeld bezahlen müssen. Setzen Sie dem Arbeiter eine Trüffelpastete vor — und wenn sie noch so vortrefflich zubereitet ist, sie wird ihm doch nicht recht schmecken. Was wollen Sie? Ein Großer hat gesagt: erlaubt ist, was gefällt, und ein andrer, der nicht weniger an Geist besaß als Goethe: jedes Genre ist erlaubt, nur nicht das langweilige. Brav so. Wir werden dem Volke bieten, was ihm gefällt und was nicht langweilig ist. Alles andre ist Unsinn. Das ist mein Standpunkt — ich glaube, der richtige. Nun will ich den Sekt holen. Fräulein Olga, das Eis! In zehn Minuten bin ich wieder da . . .“

Er stürmte davon.

„Ein toller Kerl,“ sagte Axel kopfschüttelnd. „Ich glaube, er wird es zu etwas bringen, denn er ist nicht — ängstlich . . . Aber ich bin es plötzlich geworden — ganz plötzlich . . . Ich — fürchte mich vor dem ‚Volksboten‘ . . .“

Olga hatte in das Licht der Lampe gestarrt, mit einem Ausdruck, als denke sie an ganz etwas andres als an die Zeitung Dürens. Nun warf sie mit energischer Bewegung den Kopf zurück.

„Ich will dir etwas sagen, Axel: wenn man tief unten steht und möchte zur Höhe, dann ist man nicht wählerisch. Man sucht sich das erste Beste, um festen Fuß fassen zu können. Handelte es sich um mich allein, wär' alles anders. Aber ich bin ehrgeizig für dich. Du sollst weiterkommen. Bisher schlepptest du Ketten an Händen und Füßen. Ein Stück Kette nimmt dir Düren sicherlich ab. Du behältst Zeit genug zu eigner Arbeit. Deshalb wäre es Thorheit, wollten wir Nein sagen statt Ja.“

Er nickte. „Du hast wieder einmal recht, Schwesterherz. Was wäre ich ohne dich, Olinka!“

„Ein Halm im Winde,“ erwiderte sie lachend. „Träumer du! Aber jetzt das Eis! Axel, in der Küche steht ein großer kupferner Kessel. Hol ihn; in ihn wollen wir das Eis füllen. Er sieht blank aus und wird sich gut ausnehmen, wenn die dicken Goldköpfe der Champagnerflaschen aus ihm hervorlugen; vielleicht sind die Köpfe auch silbern. Immerhin, sie werden glänzen.“

„Ich gehe schon,“ sagte Axel. „Es wird ein Symposion werden. Olli, wenn du das Eis besorgst, bringe eine Schürze voll grüner Blätter und Zweige vom Gärtner mit. Die streuen wir über den Tisch und in die Mitte die Rosen Dürens. Es soll köstlich aussehen wie bei einem Senator Alt-Roms.“

„Abgemacht,“ entgegnete Olga und ging, während Axel sich anschickte, den bewußten kupfernen Kessel aus der Küche zu holen. Er dachte vorläufig nicht mehr an den ‚Volksboten‘ und seine litterarische Zukunft. Die Idee des Symposions lockte ihn. Er überlegte ernsthaft, ob es nicht hübsch sein würde, sich mit weißen Bettlaken zu drapieren, einmal gefaltet und den Zipfel über die linke Schulter geworfen, so wie Cato von Utica, der berühmte Sonderling, seine Toga trug. Und plötzlich

fiel ihm etwas Erschreckliches ein: woraus sollte man denn den Champagner trinken? Wassergläser waren im Hause, auch einige Bierhumpen, aber kein schlank geformtes Krystall. Ob Düren wohl daran dachte, ein paar Spitzkelche mitzubringen? Sicher nicht. Olga mußte sie in der Glashandlung nebenan kaufen. Was kam es auf die drei Mark mehr oder weniger an! Champagner aus Bierhumpen — nein, das zerstörte jedwede ästhetische Wirkung! . . .

Olga war inzwischen in ihr Zimmer gegangen, zog ihr Jäckchen an, setzte den Hut auf und öffnete hierauf das Mittelfach ihrer Kommode, um ihr Portemonnaie hervorzusuchen. Das Schloß öffnete sich schwer; sie mußte niederknien. Neben sauber und sorgsam zusammengelegten Taschentüchern, Hemden und Höschen ruhte da der Reichtum des Hauses in einer ausrangierten Cigarrenkiste. Und auf einmal zögerte Olgas Hand, dies Kistchen zu öffnen. Seit drei Tagen beherbergte er einen Schatz, den sie schon in der ersten Stunde seines Eintreffens wieder hatte loswerden wollen. Es hatte ihr nur an Zeit gefehlt und an Heimlichkeit, ihn auf die Post zu tragen — und er lastete so schwer auf ihr . . .

Sie war ein tapferes Mädchen. Sie hatte den Schmerz und die Demütigung und den Kummer ihres verliebten Herzens heruntergewürgt. Nicht einmal die Spuren der Thränen, die sie in stiller Nacht geweint, hatte Axel gemerkt. Er wußte nichts von allem: er träumte weiter durch das Leben. Aber nun, da sie endlich das Kistchen öffnete und neben ihrem Portemonnaie und den paar Goldstücken ihrer Habe die verfluchten Tausendmarkscheine sah, die eine freigebige und, o Gott, noch immer so liebe Hand ihr auf blutende Wunden gelegt, in jener egoistischen Gutherzigkeit, die über das Heute das Gestern vergißt, wenn sie damit rasch Trost zu schaffen erhofft — da brach es wieder rinnend und strömend in ihrem armen Herzen auf. Da durchflutete sie die Bitterkeit ihres Schmerzes und trieb ihr ein heißes Naß in die Augen und schrie in ihr die Stimme der Vernunft nieder, die ihr so hundertmal gepredigt hatte: es wird so kommen und muß es, sei vorbereitet und hüte dein Herz! . . . Wer hütet sein Herz? Wer fragt nach der nächsten Stunde, wenn ihm der Augenblick Seligkeit bringt? Wenn er selbstvergessen und fesselfrei sich einmal ausjauchzen kann in einem Leben, so arm an Jubel und Harmonie? . . . Die kleine blonde Olga beweinte das Glück, das sie nicht halten konnte und das nichts als eine holde Thorheit gewesen war, die den Blütenstaub von ihrer Seele gestreift hatte.

Sie weinte. Sie hatte das Symposion vergessen und alle ihre Aufträge. Sie war nicht mehr das kluge und tapfere Mädchen, das mit fröhlicher Kraft den Kampf um das Dasein aufnahm. Die Erinnerung hatte sie niedergeworfen, hatte um den Mund, der so sonnig lachen konnte, seine schmerzlichen Runen gegraben und ihr helles Jauchzen zu leisem Schluchzen ersterben lassen . . . Sie hörte nicht, wie sich die Thüre öffnete und Axel eintrat.

„Olli, mein Kind,“ sagte er, „denke dir, Olli, es ist furchtbar. Wir haben keine Gläser. Keine schmalen, schlanken und luftigen Kelche, keine . . .“

Es polterte etwas. Olga stieß einen leisen und wehen Schrei aus und schlug, als schäme sie sich, die Hände vor das Gesicht.

Das Kistchen mit dem Gelde war auf die Erde gefallen, war ihren zitternden Fingern entglitten, als sie es wieder verbergen wollte. Eines der Goldstücke rollte

fast durch die ganze Stube und blieb dann mit leisem Aufklingen liegen. Zu Füßen Axels flatterten die Tausendmarkscheine. Er starrte mit großen Augen auf sie herab — ohne Mißtrauen, aber in maßlosem Erstaunen.

„Olli — Kind — wo hast du dies Geld her?“ stieß er hervor.

Sie kniete zu seinen Füßen und rührte sich nicht. Sie erhob nicht den Kopf. Es brannte in ihrem Hirn. Was sollte sie sagen?!

„Das sind ja Tausende, Olli,“ begann Axel von neuem und hob eine der Banknoten auf. Er lächelte dabei harmlos und freudig. „Sollte Werner hinter meinem Rücken den Freigebigen gespielt haben? Düren scheint Einfluß auf ihn zu haben . . . vielleicht . . . Hurrjeh, Ollichen —“

Aber da sprang sie auf.

„Laß das Geld liegen, Axel,“ sagte sie mit leicht zitternder Stimme. „Laß es — es gehört mir nicht — es soll morgen zurückgehen. Ich hatte schon gestern die Absicht, schon vorgestern —“

„Wo kommt es denn her, Kind? Du hast doch niemals Geheimnisse vor mir gehabt —“

„Nein,“ fiel sie hastig ein, und wieder wechselte sie die Farbe. „Es ist kein Geheimnis — ich wollte längst einmal mit dir darüber sprechen, nur — nur kam ich nicht dazu . . . Es giebt Dinge, die sich nicht so leicht ausplaudern lassen . . . Herrgott —“

Sie brach ab. Ihre Augen wurden feucht. Abermals rannen schwere Thränen über ihre Wangen.

Er sah es und begriff die Schwester nicht. In seiner Weltfremdheit kam nicht einmal eine Ahnung über ihn, was ihre Thränen bedeuten könnten. Nur Mitleid schlich sich in sein weiches Poetenherz.

„Aber, Lieb,“ sagte er und griff zärtlich nach ihren Händen, „aber, Lieb — was soll denn das? Was weinst du, Kind? . . .“

Sie wischte mit der Hand über ihr Gesicht und atmete stark auf.

„Hör zu, Axel . . . Axel, das Geld da stammt von einem Manne, den ich sehr lieb gewonnen habe. Aber da er mich nicht heiraten konnte, wollte er wenigstens meine Zukunft geschützt wissen. Er dachte sich nichts Schlimmes dabei; er hat es gut gemeint; er wollte mich nicht kränken — und kränkte mich doch . . .“

Axel war sehr erstaunt.

„Warum denn gekränkt?“ fragte er. „Ach so — ich verstehe — des Geldes wegen. Aber wenn er es gut gemeint hat, Ollichen!? . . . Ollichen, warum hast du mir denn nie etwas davon erzählt?“

„Ich — ich wollte nicht; ich konnte nicht.“

„Das begreife ein andrer. Eine Liebe ist doch kein Verbrechen, ist doch keine Sünde, der man sich zu schämen braucht . . .“

Er hielt noch immer ihre Hände fest. Und nun fühlte er, daß sich ihre Nägel in sein Fleisch bohrten. Sie zitterte, doch dabei leuchteten ihre Augen auf.

„Nicht wahr, Axel?“ rief sie. „Keine Sünde, der man sich zu schämen braucht? Ach, Axel, ich habe ihn so lieb gehabt! Es war immer ein Stück Sonnenschein für mich, mit ihm zusammen sein zu dürfen. Er war so zart, so gütig, so auf=

merksam. Es war mir schon Glück, an ihn denken zu dürfen. Es war mir schon Glück, das Wiedersehen mit ihm berechnen zu können. Ich habe die Tage und Stunden gezählt, die zwischen Gegenwart und Zukunft lagen; die Zukunft war er allein ..."

Axel ließ ihre Hände los. Er schüttelte den Kopf, betrachtete das auf der Erde liegende Geld und wurde ernster.

„Wie heißt er, Olli, und warum konnte er dich nicht heiraten?"

„Laß den Namen! Er sagt nichts. Es ist für immer aus zwischen uns beiden. Er hat eine andre geheiratet."

„Eine andre? Mein Gott, aber warum denn, wenn ihr euch liebtet?! Warst du ihm nicht gut genug? Wo hast du ihn kennen gelernt?"

„Im Theater. Einmal mit Marie ..."

„Und —?"

Olga wurde zornig. „Was ‚und'?! Wir haben uns häufig gesehen. Er lud mich ein, mit ihm zu Abend zu essen — natürlich nicht in schlechten Lokalen. War etwas dabei?"

Er schüttelte wieder den Kopf, ohne Argwohn, aber in einem Anflug von Ärger.

„Ich weiß nicht," sagte er; „ich kann das doch nicht recht passend finden. Entschieden nicht, Ollichen. Man giebt sich kein Rendezvous mit einem fremden Herren."

„Aber ich liebte ihn doch!"

„Warum hast du ihn nicht zu mir geführt?"

„Das ging nicht."

Sie kniete wieder am Boden und raffte das Geld zusammen und warf es in die Cigarrenkiste zurück.

„Olli, war es ein Offizier?" fragte Axel.

„Nein."

„Du willst mir nicht sagen, wer es war?"

„Nein ..." Sie sprang auf, umschlang ihren Bruder und küßte ihn. „Quäle mich nicht, Axel! Ich leide so viel. Es ist alles tot in mir. Es ist alles aus. Ich sehe ihn nie wieder. Es ist alles begraben ..."

Axel erwiderte ihre Küsse nicht, löste langsam ihre Hände von seinem Halse und sagte: „Es war also eine Dummheit. Sei künftig aufrichtiger zu mir, Olli. Wie soll ich dich hüten?

„Überlaß es mir selbst, Axel."

Es klingelte draußen.

„Das ist Düren. Geh, Olli, und hole das Eis. Düren braucht nichts zu merken. Und das Geld? Wenn er es gut gemeint hat ..."

Sie starrte ihn an. Eine Flamme des Zorns schlug aus ihrem blauen Auge. Verstand er denn noch immer nicht? — Nein: dieser große Mensch war wie ein Kind.

„Es geht morgen zurück," sagte sie. „Ich würde es nicht passend finden, wollte ich es behalten. Nun öffne Düren ..."

Während sie durch die Küche und über die Hintertreppe davoneilte, ging Axel zur Entreethür. Er fühlte sich etwas benommen. Seine Phantasie wußte Ungeheures zu spinnen; sein Verstand arbeitete schwer.

VIII.

Vor das Portal des Hotels Kaiserhof rollten die Wagen und führten die glänzende Gesellschaft, die in der Marienkirche der Trauung von Gerda Dassel mit Hans Volcker beigewohnt hatte, zum Festmahl. Man hatte gegen die anfängliche Beredung die Hochzeit schon auf den ersten September verlegt. Ende des Monats sollte das ‚Morgenblatt‘ zu erscheinen beginnen; da war die Anwesenheit Hansens in Berlin notwendig. Man konnte nicht einmal an eine längere Hochzeitsreise denken, sondern wollte sich damit begnügen, vierzehn Tage an den italienischen Seen zu verleben.

Das Festmahl im Kaiserhof-Hotel war zugleich auch eine Art Einweihungsfeier für die neue Zeitung. Es war alles da, was von Politikern und der Finanz in Beziehung zum „Morgenblatt“ getreten war. Auch Graf Vließen fehlte nicht — etwas geniert, denn er hatte seine Gattin bei sich, deren weithin leuchtende Brillantrivière ihre Häßlichkeit nur noch mehr auffallen ließ. Übrigens gab sich Vließen dieser in ihrer Abscheulichkeit bedauernswerten Frau gegenüber von vollendetster Ritterlichkeit. Es machte fast den Eindruck, als wolle er der ganzen großen Gesellschaft beweisen, daß man sich täusche, wenn man in diesem Falle von einer Geldheirat spreche — daß er für dies arme, verunstaltete Wesen in der That eine gewisse Neigung empfinde. So nickte er ihr während des Diners dann und wann zärtlich zu, hauchte auch einmal einen Luftkuß auf Zeigefinger und Daumen zu ihr hinüber und erschöpfte sich in allerhand kleinen Aufmerksamkeiten, die indessen nur geringe Gegenliebe zu finden schienen. Gräfin Vließen glich einer bewegungslosen Mumie, sprach auch fast gar nicht und antwortete auf direkte Anreden nur ganz kurz — mit tiefer, rauher, unsympathisch klingender Stimme. Der bewegliche Breesen, der ihr linker Tischnachbar war, verglich sich heimlich mit dem heiligen Laurentius. Er saß wie auf einem glühenden Rost. Alles an ihm vibrierte, flog und zitterte. Welche Frau! Es gab kaum noch ein landläufiges Unterhaltungsthema, das er nicht angeschlagen hätte — und sie antwortete mit ewig gleichbleibendem Gesicht immer nur Ja oder Nein. Schließlich ertrug der Kammerherr die Tortur nicht länger. Er schützte Nasenbluten vor und verschwand und marschierte im Vorzimmer zwischen Kellnern, Lakaien und Kaffeejungen einige Zeit auf und ab, um sich wieder zu beruhigen. Aber es wurde ihm schwer. Wer hatte die Tischordnung entworfen? Ein Idiot! Warum setzte man ihn neben diese fürchterliche Gräfin? War er ein Verbrecher? ‚Nein,‘ sagte sich der Graf, der seine Vergleiche stets ziemlich weit herholte, ‚lieber aztekisch lernen als stundenlang Tischherr einer solchen Frau zu sein! Ich bleibe hier draußen, bis das Dessert an die Reihe kommt. Das halte der Deibel aus! . . .‘

Unten an der Tafel saß ein junges Paar, das sich besser unterhielt. Mit dem Banquier Nathansohn hatte man auch dessen Tochter Hella laden müssen. Dittmar Dassel führte sie zu Tisch. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er der Kavalier einer Jüdin sein mußte. Er war Antisemit aus Traditionsgefühl. Er haßte die Juden durchaus nicht, und ihre stetig an Einfluß gewinnende sociale Machtstellung war ihm höchst gleichgültig. Er hatte die Judenfrage bisher nur aus der Kavaliersperspektive betrachtet; es war für ihn ganz selbstverständlich, daß ein Jude ihm gesellschaftlich nicht gleichberechtigt war. Mit dem Begriff Jude verband er

ohne weiteres eine Reihe von Vorstellungen wie Mühlendamm, Galizien, Schnorrerei und alte Kleider. Und nun hatte er eine Jüdin zu Tisch zu führen.

Er zuckte mit den Schultern, als er aus der Tafelordnung ersah, wen man ihm zugedacht hatte. Er war sowieso aus der Bahn geschleudert. Sein Vater hatte ihn bei der Heimkehr mit eisiger Kühle begrüßt, ihn nicht einmal in Uttenhagen empfangen, sondern hier in Berlin, in dem kleinen Hotel in der Dorotheenstraße, in dem Dittmar abgestiegen war, und in dem er noch wohnte, abwartend, was nun aus ihm werden solle. Am liebsten hätte er dem Hochzeitsfest seiner Schwester überhaupt nicht beigewohnt. Auch diese Ehe paßte ihm nicht. Aber er schwieg darüber. Sein letztes Unglück hatte ihn still werden lassen. Mit verbissenem Grimm, ein leicht mokantes Lächeln auf den Lippen, reichte er Fräulein Nathansohn den Arm, um sie zu Tisch zu geleiten.

Er hatte anfänglich in offen zur Schau getragener Feindseligkeit über sie hinweggeschaut. Und sie schien seine Feindseligkeit zu erwidern. Auf der Stelle that sich eine unsichtbare Kluft zwischen den beiden auf. Erst, als man nebeneinander saß, sich fast mit den Armen berührend, fiel Dittmar die seltene Schönheit Hellas auf. Die Linien ihres Profils waren von entzückender Reinheit. Die edel gewölbte Stirn, die feine Nase, der Schwung der Lippen, Kinn und Halsansatz — alles das vereinigte sich zu reizvollster Wirkung. Sie trug ein elfenbeinfarbenes Kostüm aus weichem, stumpfem Stoff mit Seidenstickereien an den Säumen und als einzigen Schmuck eine fünffache Kette kleiner Perlen, die vorn am Hals durch ein schmales, mattgoldenes Oval geschlossen war. Die Gestalt war mittelgroß, schlank und geschmeidig. In der ganzen Erscheinung gab sich vornehmste Rasse kund. In pikantem Gegensatz zu der starken Fülle des schwarzen Haars, über dem ein leichter Bronceton zu schillern schien, stand das helle Grün der lang bewimperten Augen, die von fein gezogenen dunkeln Brauen überwölbt wurden.

Diese eigentümliche Schönheit frappierte Dittmar doch; er war empfänglich für weiblichen Reiz. Seine feindselige Haltung schwand, er wurde liebenswürdiger und unterhaltender. Aber die Eroberung wurde ihm nicht leicht gemacht. Hella war auffallend zurückhaltend. Sie vergab sich nichts, ging mit großer Gewandtheit auf seine Unterhaltung ein, zeigte sich in keiner Weise abwehrend, doch noch weniger entgegenkommend. Sie blieb geflissentlich kühl — und erst, als Dittmar den Ton zu ändern begann und aus fadem Geplauder zu ernsthaftern Themen überging, wurde auch sie lebhafter und sichtlich wärmer. Namentlich das, was Dittmar, in der ihm eignen glänzenden Art zu schildern, von Japan erzählte, schien sie sehr zu interessieren. Sie hatte kürzlich, von einer ältern Engländerin begleitet, Italien und einen Teil des Orients bereist und schwärmte von den Schönheiten des Südens und den wechselnden zauberhaften Stimmungen in der Natur. Sie war Malerin, und da er seine gelegentlichen schriftstellerischen Sünden zugestand, so fand man sich bald auf dem Gebiete des Künstlerischen. Ihre beiderseitigen Interessen trafen sich, und es währte nicht lange, so befanden sie sich in anregendster Unterhaltung.

Nur auf kurze Zeit wurde sie unterbrochen. Dittmar sah, daß seine Nachbarin einem dicken Herrn weiter oben an der Tafel, der ihr zugetrunken hatte, kopfnickend und lächelnd dankte.

„Wer ist das?“ fragte er. „Hundert Namen sind bei der Vorstellung an meinem Ohr vorübergeschwirrt — ich kenne die wenigsten . . .“

„Das ist mein Vater,“ erwiderte Hella.

In diesem Augenblick war es Dittmar, als empfinde er einen heftigen Schlag. War das möglich? Gab es wirklich so wunderliche Spiele der Natur. Dieser dicke Protz der leibliche Vater eines bewundernswert schönen und auch klugen und anmutigen Mädchens? — Dittmar war plötzlich und unbewußt schweigsam geworden. Der alte Nathansohn dünkte ihn einfach gräßlich und, was ihn im Augenblick noch peinlicher berührte, als der Typus des modernen Finanzjuden. Breit und dick saß er da, die Serviette in den Kragenausschnitt gestopft, auf dem feisten Gesicht mit den gewaltigen Hängebacken, der orientalischen Nase und den Thränenwulsten unter den Augen ein Lächeln der Befriedigung, schmatzend und kauend und mit den rundlichen Fingern die Artischocke auf seinem Teller zerpflückend. Der reich gewordene Emporkömmling, dessen Vater vielleicht noch mit Bändern und bunten Tüchern hausieren gegangen war, der brutale Genußmensch, der sich mit Nerven und Fibern und nie satt werdendem Leibe für die Entbehrungen des Ghetto entschädigte . . .

Das war der Vater Hellas. Wie kamen die beiden in diese Gesellschaft? — Ah ja — Dittmar entsann sich: Nathansohn war der Bankier des leitenden Staatsmanns und zählte zu den Mitgründern des „Morgenblatts“. Baron Hunding sprach sehr vertraulich über den Tisch herüber mit ihm. Das moderne Judentum gewann an Platz — es ließ sich nicht bestreiten . . . Dittmar fand, daß die Tafelgesellschaft überhaupt eine recht gemischte war — allerdings „interessant gemischt“. Der Adel dominierte durchaus nicht, aber er war immerhin gut und stattlich vertreten. Dassel, der Vater, Graf Breesen, Baron Hunding mit Sohn und Schwiegertochter, Prinz Inningen mit seinem ungeheuren Monocle, noch ein paar Grafen, Freiherren und Herren „von“ — Uniformen, Kammerherrenfracks und viele Orden: es machte sich hübsch. Auch war der Adel zweckmäßig verteilt zwischen den Vertretern des respektablen Bürgertums, das das Haus Volcker repräsentierte. Der Bräutigam war in der Offiziersuniform jenes altberühmten Kürassierregiments erschienen, zu dessen Reserve er gehörte — eine kleine Eitelkeit, die man ihm schon verzeihen konnte. Aber da war noch ein andrer Volcker, der Bruder, der trug einen entsetzlich altmodischen Frack und ausgesucht in der Mitte des weißen Vorhemdchens einen großen Brillanten, der seiner Fassung nach von dem Urgroßvater stammen mußte — ein Ungetüm von Brillanten. Wie konnte man so geschmacklos sein! Und wie aß der Mann seine Artischocke! Er zerrupfte und zerfaserte sie und nahm dann schließlich noch das Messer zu Hilfe. Auch die Gattin des ältern Volcker sah nüchtern und pfahlbürgerlich aus. Sie war eine große, ausdruckslose Blondine mit harten Zügen und sprach Stuttgarter Dialekt. Ihr blaues Seidenkleid schlug in der Taille Falten. Eine Schwester der Volckers, Malwine, vervollständigte die engere Familie: ein älteres, brünettes Mädchen mit sympathischen Zügen. Dittmar glaubte gehört zu haben, daß sie Lehrerin sei. Das war nun auch nicht nötig; die Leute waren ja reich genug . . .

Noch einige Verwandte waren anwesend — ‚Biedermänner und Ehefrauen‘ charakterisierte sie Dittmar heimlich — und ein großer Bekanntenkreis: Verlagsbuchhändler von Namen, Druckereibesitzer, Papierfabrikanten, ein paar Sortimenter —

das hatte auf ausdrückliches Verlangen Bertram Volckers alles geladen werden müssen. Kein einziger sollte vor den Kopf gestoßen werden. Bertram hatte ernst und gewichtig über die Einladungsfragen mit Hans verhandelt. Dazu kam der Stab des Aufsichtsrates und aller derer, die in intimerer Verbindung mit dem „Morgenblatt“ standen: Dr. Pfeil, der vielgenannte Bimetallist, der Afrikareisende Huhnholtz, der Parteisprecher Dr. Sensenschmidt, der noch vor Erscheinen des Blattes auf hundert Schleichwegen gegen den Chefredakteur Dr. Rempler intriguierte — Parlamentarier, einige Ministerialbeamte, der Leiter des offiziösen Telegraphenbureaus . . . „eine sehr interessante, vielfältig gemischte Gesellschaft,“ murmelte Dittmar in sich hinein.

„Sie sind nachdenklich geworden, Herr Graf,“ sagte seine Nachbarin, ihren kleinen Dinerfächer öffnend.

„Ich orientierte mich, gnädiges Fräulein. Ich schaute mir die Gesellschaft an. Vergebung, wenn ich Sie vernachlässigte —“

„Bitte sehr — ich dringe nicht auf Unterhaltung. Ich liebe sogar die kleinen Ruhepausen. Es geht mir übrigens wie Ihnen: auch ich kenne die wenigsten. Den großen Gesellschaften Papas entzieh’ ich mich gern durch eine vorgeschobene Migräne.“

„Gnädigste lieben das große Gesellschaftsleben überhaupt nicht?“

„Das große — nein. Das ist mir odiös. Es erinnert mich immer an die Tables d’hôte in den Riesenhotels der Schweiz. Man kennt sich kaum und lernt sich auch nicht kennen. Bleiben Sie in Berlin oder kehren Sie nach Japan zurück?“

„O nein — ich bleibe . . .“ Dittmar kämpfte mit einer leichten Verlegenheit, überwand sie aber schnell. „Ich muß bleiben, gnädiges Fräulein. Ein — unglückliches Ungefähr hat mich gezwungen, den Dienst zu quittieren. Ich suche neue Beschäftigung; aber ich fürchte, sie wird schwer zu finden sein.“

Hella war klug genug, zu verstehen. Der junge Mann hatte eine Dummheit gemacht, vielleicht Schulden zu hauf; er war gestrandet. Von derlei hatte sie oft gehört; es ging so zu in der vornehmen Welt. Aber in diesem Falle hatte sie Mitgefühl.

„Das bedaure ich,“ entgegnete sie. „Wird Ihnen Ihr Vater nicht seine Besitzung zur Verwaltung geben?“

„Das wäre freilich die einfachste Lösung. Aber mein Vater ist dagegen. Er ist streng geworden — hat freilich auch das Recht dazu. Ich habe nicht immer ganz vernünftig gelebt. Und nun heißt es Punktum, Strich darunter. Ich soll — lächeln Sie nicht, gnädiges Fräulein, es ist blutiger Ernst — soll ‚erwerben lernen‘.“

Sie warf einen raschen Seitenblick auf den eleganten jungen Mann und seine weißen, weibischen, gepflegten Hände.

„Würde Ihnen das nicht Freude machen?“ fragte sie.

Er war ein wenig verblüfft. „Das Erwerben? — O gewiß — ich bin durchaus keine unthätige Natur. Sie dürfen nicht vergessen, gnädiges Fräulein, daß die diplomatische Carriere auch eine ganz gehörige Arbeitskraft erfordert. Mit einem schönen Scheitel und gut sitzender Toilette ist es da nicht immer gethan. Man bedarf schon einer hübschen Dosis geistiger Regsamkeit, um vorwärts zu kommen.“

„Ich glaube es, Herr Graf — kann mir auch sehr wohl denken, daß es Ihnen nahe gehen muß, Ihren interessanten Beruf aufzugeben."

„Ich wurde im allgemeinen nicht so beschäftigt, wie ich es mir gewünscht hätte. Ein paar besondere kleine Missionen waren anregend und boten auch gewisse Schwierigkeiten, die glücklich zu überwinden mir viel Spaß gemacht hat. Aber im allgemeinen hielt man mich im recht langweiligen Kanzleidienst fest — ich müßte also lügen, wollte ich behaupten, daß mir der Abschied Thränen gekostet hätte. Viel weniger leicht werd' ich, so fürchte ich, den Wechsel der gesellschaftlichen Stellung hinnehmen können. Anschauungen, in denen man aufgewachsen ist und die man mit geflissentlicher Sorgfalt als Träger eines ziemlich vorurteilsvollen Standesbewußtseins gehütet hat, lassen sich nicht so im Handumdrehen ablegen. Leider nicht."

Hella ließ ihren Fächer fallen.

„Schon, daß Sie das ruhig aussprechen," erwiderte sie, „scheint mir ein Beweis dafür zu sein, daß Sie sich ernsthaft mit dem Gedanken tragen, mancherlei über Bord zu werfen, was Sie künftighin vielleicht als Ballast empfinden würden. Und der gute Wille thut viel."

„Ist nur leider nicht alles, gnädiges Fräulein. So lächerlich es klingt: oft genug wird mir mein Name im Wege sein. Wenn ich Kaufmann werden wollte, am meisten. Dazu habe ich allerdings gar kein Talent. Habe ich überhaupt Talente? Vielleicht gesellschaftliche, die mir aber ebensowenig nützen wie meine Sprachbegabung. Ich habe einen altjapanischen Roman übersetzt und ihn einem Verleger angeboten — nicht Volcker, das wollte ich nicht, einem andern. Der Mann will das Buch mit Abdrücken der Originalillustrationen erscheinen lassen; das kostet viel — infolgedessen hat er mir nur ein winziges Honorar zahlen können. Von der Schriftstellerei dürfte ich also kaum leben können."

„Können Sie sie nicht mit der Journalistik verbinden? Das ‚Morgenblatt' steht Ihnen ja doch nahe, und in diesem großen Betriebe ist sicher noch ein Platz frei. Dann haben Sie sich den Rücken gedeckt, sind die Alltagssorgen los und können immer noch Ihrer Muse leben. Ich glaube, das ist ganz praktisch gedacht — ich bin eine Kaufmannstochter."

Dittmar neigte zustimmend den Kopf.

„Vermutlich wird es so auch werden," entgegnete er. „Wahrscheinlich werde ich den sportlichen Teil des Blatts übernehmen. Das interessiert mich ja auch — aber — früher ließ ich selbst meine Pferde rennen, hab' hundert Bekannte da draußen — und wenn die mich nun als Reporter wiedersehen" ... er griff nach seinem Weinglas ... „na, es muß eben alles gelernt werden!"

„Das muß es, Herr Graf. Ich beneide Sie."

„Aber, gnädiges Fräulein —"

„In vollem Ernste: ich beneide Sie. Sie *dürfen* doch wenigstens kämpfen — und zwar wird es ein schneidiger und fröhlicher Kampf werden — nicht nur um die Existenz, um das liebe Brot, sondern auch ein Krieg gegen Vorurteile. Das muß köstlich sein, und ich bin gewiß, Sie werden sich jedes Sieges in dieser Campagne mehr erfreuen als der Siege, die Sie ehemals auf dem grünen Plan erfochten haben oder —"

„Am grünen Tische. Sie können ruhig aussprechen, was Sie wahrscheinlich gedacht haben, gnädiges Fräulein. Solche Rückerinnerungen sind ganz gut für mich, wenn sie zuweilen auch weh thun. Ich fürchte übrigens den Kampf nicht — nun ich weiß, daß ich ihn aufnehmen muß. Aber kriegslustig bin ich deshalb doch nicht — ach nein! Aus sicherm Port ist das Urteil immer ein wenig befangen. Sie würden mich nicht so ‚beneiden‘, wenn Sie an meiner Stelle wären.“

„Das glaub' ich doch, Herr Graf. Das Verlorene läßt sich, soweit ich Sie verstanden habe, für Sie nicht mehr einbringen. Das ist bedauernswert und dennoch ein großer Vorteil. Sie brauchen nicht mehr Rückschau zu halten, sich nicht an das zu klammern, was hinter Ihnen liegt — Sie haben die Bahn frei. Sie können im Grunde genommen nur gewinnen. Ihre ganze Zukunft ist ein einziger großer Gewinst. Und insofern sind Sie viel besser daran als ich, insofern beneide ich Sie. Mir sind die Wege bereitet, glatt und hindernislos. Ich darf nicht einmal ‚erwerben‘, denn Papa würde gewaltig räsonnieren, wollte ich meine Bilder zum Verkauf ausstellen — was würde die Welt dazu sagen! Und ohne Erwerben kein Kampf, ohne Kampf kein Leben, das wirklich lebenswert und nicht herzlich langweilig ist . . .“

Sie sagte das Letzte mit einer gewissen Müdigkeit im Ton. Sie war sicher ein kluges Mädchen, aber Dittmar schien es doch, als posiere sie ein wenig. Solche junge Damen meinte er vielfach kennen gelernt zu haben. Sie waren fast immer ausgezeichnet erzogen, hatten viel gelernt und kokettierten gern mit philosophischen Floskeln. Aber Seele hatten sie nicht. Auch bei dieser schönen Jüdin war alles Oberfläche. Der Sonnenstrahl wärmte nicht. Dittmar fand sie kalt und frostig; sie war nicht sein Geschmack . . .

Dr. Sensenschmidt schlug an sein Glas und erhob sich, die weiße Brust reckend. Man war unvorsichtig genug gewesen, keine Einteilung der Toaste vorzunehmen. So überstürzten sie sich denn. Jedem Gange folgten zwei Reden. Baron Hunding hatte begonnen; er war der Klügste gewesen und hatte nach englischer Sitte einfach sein Glas mit dem Rufe erhoben: „Dem jungen Paare!“ Um so eindringlicher und weitläufiger waren die folgenden Redner. Als die Toaste auf die Verwandtschaft erschöpft, kamen die geschäftlichen Beziehungen an die Reihe. Dr. Pfeil sprach auf die Firma Volcker; ein alter reicher Papierhändler gedachte des Begründers des Verlagshauses und war dabei selbst so gerührt, daß ihm die Thränen über die Wangen tropften. Sensenschmidt toastete auf die neue Zeitnng. Er sprach, als ob er in einer Volsversammlung wäre, mit prachtvollem Organ, in schönen Perioden und mit theatralischer Gestikulation. Seine Worte rollten. Er war ganz Komödiant.

Graf Breesen hatte sich wieder eingefunden. Im Vorzimmer herrschte ein unerträglicher Zug. Lieber wollte er die Nachbarschaft der Gräfin Vließen ertragen, die stumm wie immer das Muster des Tischtuchs betrachtete. Breesen haßte die großen Diners, weil er nicht still sitzen konnte. Aber eine Tortur wie heute hatte er lange nicht durchgemacht. Jeder Nerv in ihm zitterte.

Der alte Dassel war still und in sich gekehrt. Seine große Gestalt in Johanniteruniform überragte die ganze Umgebung. Auf dem lieben, sympathischen Gesicht lag ein trüber Schatten. Obschon er die Wahl Gerdas für eine sehr glückliche hielt, grämte sich sein Herz. Mit ihr zog der Frohsinn aus seinem verwaisten Heim.

Und nicht das allein. Auch die Herrin zog von dannen, die seines Hauswesens Zügel mit jugendlich kräftiger Hand geführt hatte. Dassel wußte, wie sehr sie ihm fehlen würde. Er war ein schlechter Landwirt; seine Interessen gehörten der Politik, in der er aufging, in der er lebte, schaffte und wirkte. Eine kurze Zeit hatte er fast bedauert, daß er geschworen, Dittmar nicht bei sich aufzunehmen; doch nur eine kurze Zeit. Landjunker sein — daß war nicht die harte Schule, die er sich für den Leichtsinnigen wünschte. Eine Armutsprobe wollte er für ihn; mühsam sollte er sich sein tägliches Brot verdienen — sei's auch in Handlangerarbeit, die Dittmar von der Höhe seines aristokratischen Bewußtseins für entehrend halten mochte, und die doch die Ehre wieder wecken sollte in ihm. Der alte Dassel besaß viel Familienstolz; aber ob Dittmar seinen Adel ablegen oder als Herr Graf Handwerks- und Kommisdienst leisten würde, das war ihm gleich. Nur arbeiten, wirklich arbeiten, redlich und ehrlich arbeiten sollte er lernen. Hatte er das gelernt, so stand Uttenhagen ihm wieder offen. Im andern Falle war Dassel fest entschlossen, den Besitz Gerda zu vermachen. Dittmar hätte, da er mehr als sein Pflichtteil bereits erhalten und durchgebracht, keinerlei Einwände gegen eine solche Bestimmung erheben können.

Auf Wunsch Volckers und Gerdas sollte Dittmar beim „Morgenblatt" beschäftigt werden. Im Grunde war dies Dassel durchaus nicht recht. Er glaubte zwar an die schriftstellerische und journalistische Begabung Dittmars; aber ein sogenannter freier Beruf schien ihm dennoch nicht der geeignetste für den Entgleisten — vor allen Dingen nicht als Vorbereitungsstadium für die Übernahme von Uttenhagen, das eine ganze Kraft erforderte. Dassel wollte Ketten und Handschellen für seinen Sohn; völlig sollte erst einmal der Leichtsinn Dittmars gebrochen werden. Schließlich fügte sich der Alte — schon aus Liebe zu Gerda, die weniger eine warme als kluge Fürsprecherin ihres Bruders war. Der Posten des Sportredakteurs beim „Morgenblatt" war noch nicht besetzt; es war nur eine unbedeutende Stellung, mit einhundertfünfzig Mark Monatsgehalt dotiert. Aber es war ein Anfang. Fünfzig Thaler waren ehemals eine Lumperei für Dittmar gewesen, nicht der Rede und nicht des Aufhebens wert. Jetzt sollte dies Fixum die Grundlage seiner Einkünfte bilden. Er mußte unter diesen Verhältnissen rechnen lernen oder untergehen, denn mit dem Augenblick, da er den diplomatischen Dienst quittiert, hatte auch sein Kredit bei den Geldmännern aufgehört, die gegen Wechsel, Ehrenschein und gute Zinsen die Hilfespender der goldenen Jugend sind. Diese Leute mit der feinen Nase wußten ganz genau, zu welcher Stunde sie ihren eisernen Arnheim zu schließen hatten.

Am meisten erfreut über diesen Ausgleich war Gerda. Sie hatte nach der Rückkunft Dittmars eine ernste Unterredung mit ihm gehabt und mit ihrer Ansicht über seinen Leichtsinn nicht hinter dem Berge gehalten. Und gerade dieser Schwester gegenüber, deren Vermögen ihm gleichfalls zum Raub gefallen, war Dittmar klein, sehr klein geworden. Er ging ohne weiteres auf alle ihre Vorschläge ein. Sie kam ihm gleich mit einem ganzen Plane. Sie entwarf ihm in ihrer praktischen Weise ein genaues Budget: soundsoviel für die Toilette, für Logis, Essen und Trinken, für Extraausgaben. Es waren karge Zahlen; es war ein kümmerliches Auskommen. Heimlich war Dittmar in heller Verzweiflung. Seine Garderobe und Wäsche waren so reichhaltig und so gut im stande, daß er auf Jahre hinaus keines Bekleidungs-

künstlers bedurfte. Das hatte Zeit. Aber die tausend Kleinigkeiten, die das Leben eines Gentlemans behaglich ausgestalteten, die mehr waren als üppige Mahlzeiten und edle Weine und die feinsten Importen — das ganze Drum und Dran im Dasein eines Verwöhnten — auf das verzichten zu müssen, dünkte ihn namenlos schwer.

Die Unterredung zwischen den Geschwistern fand in dem kleinen Hotel statt, in dem Dittmar abgestiegen war. Und plötzlich setzte sich Dittmar an den Tisch, stützte den Kopf in die Hände und begann zu schluchzen.

Da aber wurde Gerda zornig.

„Pfui, Ditt!“ rief sie. „Pfui, Ditt — heulst wie ein Schuljunge! Heulst, weil du arbeiten mußt! Ist es so weit mit dir, daß du zu feige bist, ein neues Leben zu beginnen, dann nimm deinen Revolver und mach kurzen Prozeß! Dann bist du nichts weiter wert als die Kugel! Bist auch der Liebe deiner Eltern nicht wert gewesen, die dich verhätschelt und verzogen haben, und meiner Liebe, die dir das Letzte gab! Was jammerst du, Mensch? Findest du eine Thräne, so laß sie der Erbärmlichkeit der Vergangenheit gelten; dann aber das Naß aus den Augen gewischt und mit klarem Blick in die Zukunft geschaut! Ditt, bist du ein Mann oder eine Memme?“

Nicht der Zorn Gerdas, sondern die starke, sittliche Empörung, die aus ihren Worten sprach, machte Eindruck auf Dittmar. Er erhob sich auf der Stelle, fuhr mit der Hand über die Augen und küßte die Schwester.

„Sei nicht böse, Gerd — es war nur ein Moment kindischer Schwäche,“ sagte er. „Ich bin zu allem bereit. Ein Mann, keine Memme . . .“

Sie hatte in ihrer rührenden Opferwilligkeit das meiste schon vorgesehen. Wohnen sollte Dittmar bei dem Chef der Bilderabteilung im Hause Volcker, dem Radierer Steffens, der ein Zimmer zu vermieten hatte. Das hatte Hans vermittelt, der auch gewünscht hatte, an seiner Mittagstafel stets einen Platz für seinen Schwager frei zu lassen. Von allen Seiten streckten sich Dittmar sorgende Hände entgegen; verwandtschaftliche Liebe umgab ihn noch immer. Und gerade das empfand er unsäglich peinlich, diese ängstliche Sorge um ein verlorenes Kind. Sollte schon einmal mit allem gebrochen werden — dann auch allein und auf eignen Füßen in das neue Leben hinein!

Aber er sprach das nicht aus. Er schwieg darüber und dankte Gerda.

Sie sah schön und glücklich aus an ihrem Hochzeitstage. „Eine Walküre,“ sagte Baron Hunding Vater zu seiner Nachbarin. „Schneidiges Weib,“ murmelte Baron Hunding Sohn und dachte wehmütig an den Korb, den er sich einmal bei Gerda geholt hatte. Er hatte als Pflaster auf die Wunde ein niedliches blondes Frauchen erhalten, das er sehr liebte, aber für Gerda trug er noch immer eine große Verehrung unter der roten Husarenjacke — eine warmblütige ritterliche Verehrung, die ihm aus den Augen sprach, sah er sie an. Bei seinem Nebenbuhler von damals, dem Grafen Vließen, war das nicht der Fall. Er mied es sichtlich, dem Blicke Gerdas zu begegnen, und schwärmte einmal sein Auge zu ihr hinüber, so schien dies eher einem raschen Aufblitzen mühsam gedämpfter Leidenschaft zu gleichen als dem Ausdruck verehrungsvoller Freundschaft. Aber er machte sich wieder stattlich wie einst, der Graf Vließen, er war wieder ganz Löwe — und auch die Verwüstungsreflexe

auf seinem interessanten Gesicht standen ihm gut. „Lackierte Verlumptheit“ hatte einmal eine geistreiche Frau sein Genre genannt; das war ein wenig hart, aber es traf beinahe . . .

Während des Kaffees blieb das junge Paar noch; man wollte erst mit dem Elfuhrzuge nach dem Süden. Graf Breesen dankte allen Göttern, daß er endlich von der Pein der Tischunterhaltung befreit war. Er machte seiner Nachbarin eine tiefe und respektsvolle Verbeugung und murmelte etwas, das wie „Außerordentlich glücklich gewesen, meine gnädigste Gräfin“ klang. Dann rief er sich einen Kellner heran, trank drei Cognacs, schüttelte sich, trank einen Curaçao und nahm hierauf den Arm des Barons Hunding.

„Liebster Hunding,“ wisperte er, „ich bin tot. Was, tot — gerädert! Was, gerädert — ein torturierter Inkulpat bin ich, liebster Hunding! Den größten Verbrecher aller Zeiten könnte man nicht schwerer strafen, als durch eine zweistündige sogenannte Tischunterhaltung mit der Gräfin Vließen. Herrgott, ist das eine Frau! Sagte ich Frau? — Nein, sie ist ein Petrefakt.“

„Aber, bester Graf —“

„Aber, bester Baron, Sie kennen sie nicht! Danken Sie dem Schöpfer! Die Frau hat etwas Ausgegrabenes an sich. Sie ist mir unheimlich — wie ein Götzenbild aus der Obotritenzeit. Sie verzieht nie eine Miene. Von Sprechen gar keine Rede. Ich trinke sonst selten Cognac — aber ich muß mich innerlich erst wieder erwärmen — ich werde noch einen Cognac trinken! Dieser Hochzeit gedenk’ ich! Wie Vließen das aushält —!?“

„Bester Graf, Vließen ist eine abgehärtete Natur —“

„Das ist richtig! Geben Sie mir noch einen Henessy, Kellner! Das ist richtig. Vließen hat mit den Wilden gekämpft. Aber, lieber Baron, ließe man mir die Wahl: die Wilden oder diese Gräfin — ich zöge die Wilden vor . . .“

Inzwischen hatte sich auch Dittmar Dassel von seiner Tischdame verabschiedet. Doch ein bittender Ruf Fräulein Hellas rief ihn nochmals zurück.

„Pardon, Herr Graf,“ sagte sie, flüchtig errötend, „mein Vater möchte gern Ihre Bekanntschaft machen . . .“

Der dicke Nathansohn streckte Dittmar die rechte Tatze entgegen, während er auf der linken seine Kaffeetasse balancierte.

„Freu’ mich sehr, mein verehrter Herr Graf — bin ein alter Freund Ihres Vaters . . . Schon seit Siebzig . . .“ Er schlürfte seinen Kaffee, dabei mit der einen Hand sein Vorhemdchen schützend . . . „Freu’ mich sehr . . . Höre, daß Sie auch beim ‚Morgenblatt‘ — sozusagen mit dabei sind. Wird ’ne gute Sache. Besuchen Sie uns doch mal, Herr Graf! Rennpferde kann ich Ihnen freilich nicht zeigen, aber ein paar hübsche Karossiers hab’ ich im Stall.“

Dittmar verbeugte sich.

„Mit Vergnügen, Herr Nathansohn. Ich habe übrigens nicht nur sportliche Interessen, sondern auch künstlerische. Und ich höre, Ihr Fräulein Tochter malt —“

„Sie malt,“ bestätigte der dicke Bankier, „ja, sie malt. Aber ich habe schon Schöneres gesehn. Na, Hellachen, ich will dir nicht zu nah’ treten — schließlich

malst du ja bloß für dich allein. Sie malt nämlich am liebsten alte Weiber, Herr Graf — und das ist nicht mein Genre."

Er lachte geräuschvoll und gutmütig.

Der Kaffee wurde im Lichthofe des Hotels genommen, der zu diesem Zwecke reserviert worden war. Man stand hier plaudernd in Gruppen bei einander, aber es lag wenig Stimmung über dem Ganzen. Der alte Dassel irrte ruhlos umher, blieb hie und da einmal stehen, mit diesem und jenem ein flüchtiges Wort wechselnd und mit den Augen immer wieder seine Tochter suchend.

Nun zog auch Gerda sich zurück. Sie wollte in einem Zimmer des Hotels Reisekleidung anlegen. Kaum hatte sie sich entfernt, als Bertram Volcker eilfertig seinem Bruder entgegenstürzte.

„Hans, ein Wort im Vertrauen," sagte er halblaut. „Ich habe dich schon während des ganzen Abends sprechen wollen, fand dich aber nie allein. Weißt du das Neueste?"

„Hoffentlich nichts Unangenehmes —?"

„Wie man's nimmt. Malwine will sich mit Steffens verloben . . ."

Hans schaute Bertram mit großen Augen an — fast ungläubig, starr vor Staunen. Seine Schwester Malwine war Mitte dreißig; Steffens ein Angestellter des Hauses, ein guter Arbeiter, ein Künstler in seinem Fach, aber immerhin nur ein Besoldeter der Volckers.

„Bertram, wie ist das möglich?" fragte Hans. „Ist Malwine verrückt geworden? Hat sie der Thorschlußkoller gepackt?"

„Das klingt nicht gerade sehr liebenswürdig. Aber ich gestehe dir zu — ich war auch ein wenig verblüfft, als sie mir heute morgen die Mitteilung machte, Steffens habe um ihre Hand angehalten und sie ihm zugesagt. Nun läßt sich ja gar nicht bestreiten, daß Steffens ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle ist —"

„Hol ihn der Teufel!" fluchte Hans. „Wär' er kein Ehrenmann, so würde er nicht in unserm Geschäft sein. Ich wollte, er wär' ein Schuft, dann könnte aus dieser unsinnigen Heiraterei sowieso nichts werden. Was machen wir, Bertram? Malwine ist natürlich unerschütterlich fest, wie ich sie kenne?"

„Da drüben steht sie und spricht mit dem Papierhändler Kahnblei, weiß aber ganz genau, daß wir in diesem Augenblick über ihr Schicksal verhandeln. Jetzt schaut sie her und nickt . . ."

Ja — sie nickte freundlich herüber, die ältere Schwester, die auch gern ihr Glück haben wollte. Sie war noch immer begehrenswert mit ihren fünfunddreißig Jahren, der Regelmäßigkeit ihrer etwas harten Züge, mit ihren dunkeln Augen und ihrem kohlenschwarzen, gewellten Scheitel. Sie war Lehrerin und wohnte allein; sie wollte nicht die Häuslichkeit ihrer Brüder stören, war auch immer eine Natur von starkem Eigenwillen gewesen.

Hans zuckte mit den Schultern. Er wußte ganz genau, daß Malwine sich niemals dazu überreden lassen würde, Steffens aufzugeben.

„Mag sie thun, was sie will," sagte er. „Ich gestehe dir unverhohlen, Bertram, daß mir die Geschichte gräßlich ist. Ich kann meiner Schwester nicht mein Haus verbieten; aber in Verkehr trete ich mit den neuen Verwandten nicht. Der Bruder

von Steffens ist Destillateur. Na, weißt du, das kann einem nicht gerade angenehm sein, wenn man sich eben mit einer Gräfin Dassel verheiratet hat! . . . Nee, lieber Bertram, komm mir nicht mit ein paar wohlfeilen Redensarten von allgemeiner Menschenwürde oder so etwas. Solange es gewisse gesellschaftliche Unterschiede giebt, muß man einfach mit ihnen rechnen . . . Versuch du noch mal dein Heil bei der Malwine! Du hast ihr immer näher gestanden als ich."

„Es hat gar keinen Zweck, Hans. Aber noch ein andrer Punkt ist zu überlegen. Sie hat hunderttausend Mark aus eignem Kapital in unser Zeitungsunternehmen eingeschossen —"

„Nun — und?"

„Und Steffens ist ein Feind der Zeitung; das hat er offen erklärt. Wenn er im letzten Moment Schwierigkeiten macht —"

„Ah bah — geschäftliche Verpflichtungen lassen sich nicht im Handumdrehen redressieren! Und Steffens steht bei uns in Lohn und Arbeit —"

„Und bleibt es hoffentlich!"

„Ich würde ihn auch nicht gern verlieren, aber schließlich — jede Kraft ist zu ersetzen . . . Es ist Zeit, daß ich mich umkleide. Wir drücken uns nachher französisch. Adieu, Bertram; meine Adressen kennst du; benütze sie nur im Notfall — ich möchte meine paar Flittertage gern ungestört verleben."

„Sei ohne Sorge. Adieu, mein Junge — und nochmals alles Gute auf den Eheweg! Gieb aber Dorothee noch die Hand; sie ist so übelnehmisch . . ."

Dorothee war die Gattin Bertrams: die große, robuste, ausdruckslose Blondine im blauen Seidenkleide, das in der Taille Falten schlug.

Hans willfahrte der Bitte seines Bruders. Dorothee drückte ihm ihrer Gewohnheit nach außerordentlich kräftig die Hand und bat um Ansichtskarten aus Pallanza, Lugano, Como, Belaggio und noch einigen andern Orten.

Malwine stand in der Nähe und allein. Hans konnte nicht unartig sein und mußte auch ihr Adieu sagen.

„Nichts weiter als Adieu?" fragte Malwine.

„Ah so — ja. Bertram erzählte mir. Ich wünsche dir Glück und Segen, Mally. Daß ich mit deiner Partie nicht einverstanden bin, verhehle ich dir nicht."

Das schlanke, brünette Mädchen nickte.

„Ich wußte es, Hans. Und es thut mir auch leid, weil ich dich lieb habe. Aber jeder ist sich selbst der Nächste. Leb wohl! . . ."

Graf Vließen stand mit Dittmar an der Brüstung der niedrigen Empore und schaute in den Saalraum hinab.

„Weißt du, das ist eigentlich eine sehr interessante Gesellschaft, Ditt," sagte er.

„Diese erleuchtete Bemerkung habe ich mir vorhin schon selber gemacht, Etienne. Von einem so bedeutenden Manne, wie du es bist, hätte ich tiefere Weisheit erwartet, nachdem du fünf Minuten stumm brütend in den Schaum deines Pilseners geschaut hast."

„Ich dachte allerdings nach — und seit zwei Jahren thu' ich das ungern. Eine sehr interessante Gesellschaft — trotz der paar Kronen da unten und dem Nimbus der Regierungsfreundlichkeit im Ensemble außerordentlich demokratisch. So demokratisch

wie ein Pferdebahnwagen, in dem sich auch allerhand zusammenfindet. Ditt, mein Knabe, die Decadance unsers Adels macht galoppierende Fortschritte. Ditt, mein Knabe, ich prophezeie dir: binnen Jahresfrist wirst du das niedliche kleine Judenmädel, das man dir vorsorglich zur Tischnachbarin gegeben hat, zum Altare führen."

Dittmar setzte sein Bierglas auf den nächsten Tisch und sich selbst auf den Stuhl daneben.

„Deine Prophezeiung ist mir so in die Glieder gefahren," sagte er lachend, „daß ich Platz nehmen muß. Also du glaubst wirklich, man hätte die kleine Nathansohn neben mich gesetzt, um ... Laß dich nicht auslachen, Etienne! Die Volckers haben die Tischordnung gemacht — Hans und sein Bruder — sie denken gar nicht daran — ah bah, sei nicht so thöricht!"

„Ich bin nicht thöricht; das hab' ich bewiesen, als ich selbst eine Geldheirat schloß. Lieber Junge, der adlige Name ist heute ein käuflicher Wert. Du bist auf demselben Nullpunkte angelangt, auf dem ich mich vor zwei Jahren befand. Und du wirst gerade so ‚handeln' wie ich; man kann auch von Schachern sprechen."

Der Cynismus Vließens ärgerte Dittmar.

„Taxiere, du verkennst mich doch ein wenig, Etienne," antwortete er. „Daß ich leichtsinnig war, leugne ich nicht. Manche Dummheit reut mich; aber sie durch eine neue wieder wett zu machen, fällt mir nicht ein. Ich werde mich einschränken und — arbeiten."

Vließen verzog den Mund und strich sich den Bart.

„Recht so, Ditt. Ich höre, du wirst dem ‚Morgenblatt' deine schätzbare Kraft zuwenden. Das ist der Anfang der Demokratisierung deines Empfindens. Ob das ‚Morgenblatt' konservative oder liberale Tendenzen vertritt, ist wurscht — die papierene Macht ist unter allen Umständen immer eine demokratische. Die Zusammensetzung dieser Gesellschaft ist bezeichnend. Alles schart sich um das Banner des ‚Morgenblatts': Hofmann und Krämer, Graf und Jude, alles tritt sich freundschaftlich nahe, verbrüdert und versippt sich sogar — die papierene Macht gleicht Rang und Stand aus, glättet und nivelliert. Ganz gut so. Gut auch für uns. Findest du nicht, Ditt? Daß ein Graf Dassel Redakteur wird, fällt heute gar nicht mehr auf. Früher hätten sich sämtliche Ahnherren unter ihren Steinplatten herumgedreht. Früher standen die Zeitungsschreiber für unsereins auf gleicher Stufe mit Gevatter Schneider und Handschuhmacher."

Dittmar wurde der scharfen Antwort überhoben, die er auf der Zunge hatte. Die Gräfin Vließen näherte sich in diesem Augenblick ihrem Gemahl und sagte, mit ihren müden, rotumränderten Augen Dittmar flüchtig streifend:

„Etienne, das junge Paar ist fort; wollen wir nicht auch aufbrechen?"

Vließen erklärte sich sofort bereit. Das Coupé war um zehn Uhr bestellt; es mußte schon draußen stehen. Der Graf begleitete seine Gattin in die Garderobe und half ihr diensteifrig in die Überkleider, Mantel, Capuchon und unzählige Tücher und Shawls. Als die beiden vor das Portal des Hotels traten, wurden sie von Ausrufern umschwärmt, die der Portier ärgerlich zurückzutreiben suchte.

„Neue Zeitung! Der ‚Volksbote'!" schrieen die Burschen. „Zwei Pfennig die Nummer!" ...

Der Arm des Grafen zuckte, als er seiner Gattin in das Coupé half. Er wandte sich nochmals zurück und ließ sich eine Nummer des neuen Blattes reichen.

„Bezahlen Sie,“ sagte er zu dem Portier, ihm ein Geldstück in die Hand drückend.

Der Wagen rollte davon. Vließen drückte auf die Feder, die das elektrische Licht im Coupé entzündete.

„Der ‚Volksbote‘, Nina“ — die Gräfin hieß Minna, doch Vließen nannte sie Nina —, „das ist das Blatt von dem — von dem Vetter von dir. Du weißt doch —“

Sie nickte schläfrig.

„Ja, ich weiß. Ist es denn wirklich so sehr gemein?“

„Muß mir's erst ansehen, Nina. Der Titel läßt auf alles mögliche Erfreuliche schließen. Ich werde mich darauf abonnieren, damit ich meinen täglichen Ärger habe . . . Also ‚Volksbote‘ heißt es . . .“

Die Gräfin antwortete nicht. Sie war wieder in Stumpfsinn versunken.

Etienne studierte das Blatt. Äußerlich machte es sich nicht schlecht. „Probenummer“ stand in Fettdruck auf dem obern Rande. Dann folgte eine flott gezeichnete Kopfvignette; darunter waren die Abonnementsbedingungen und die Inseratenpreise angegeben. Wieder eine Zeile tiefer stand: „Herausgeber Franz Düren — Chefredakteur Dr. Rolo Metzenthien — Verantwortlicher Redakteur Ernst Schuriem — Verlag und Druck von G. Werner & Co. Sämtlich in Berlin.“ Dann begann der Text ohne Ansprache an das Publikum, ohne die üblichen Versprechungen und Zusicherungen.

Der Inhalt war nach dem Muster der englischen Pennyblätter gegliedert. Viel Gewicht war auf die Überschriften gelegt. Ein großer Betrugsprozeß erregte zur Zeit Aufsehen. Das Referat über ihn ersetzte den Leitartikel. Da hieß es:

Prozeß Gellert-Hansen.
Ein neuer Zeuge.
Ein unerwartetes Zusammentreffen.
Die Hyänen des Kapitals.

Dann folgte der Bericht, von gewandter Feder verfaßt, mit geschickter Ausbeutung aller sensationellen Momente. Er war in zahlreiche kleine Kapitel geteilt, deren jedes wieder seine besondere Überschrift hatte — wie „Der Staatsanwalt schreitet ein“ oder „Ein Qui-pro-quo“ oder „Der Wucherer und sein Kind“. Eingestreut waren allerhand Bilderchen in Strichmanier: Porträtköpfe der Angeklagten, Zeugen und Richter, eine Gesammtansicht des Verhandlungssaals, ein paar Gruppen aus dem Zuschauerraum.

Nach denselben Grundsätzen wie dieser forensische Leitartikel war das ganze Blatt redigiert. Der politische Teil bestand aus einigen kurzen, feuilletonistisch gehaltenen Plaudereien: „Der Reichskanzler ist verschnupft“ — „Die neuen Freunde der Socialdemokratie“ — „Kein Kreuzer für neue Kreuzer!“ — „Crispi in tausend Ängsten“. Zwei Entrefilets waren aus Paris und Rom datiert, enthielten den Vermerk „Von unserm Spezialkorrespondenten“ und als Überschrift je eine Anzahl Schlagworte, wie: „Die Diamanten-Marquise — Cancan im Elisee — Déroulède

als Hanswurst — Der Mord in der Rue de Madrid . . .“ In dem Blatte wimmelte es von lockenden Überschriften; dabei war aber die Einteilung nicht unübersichtlich. Im Gegenteil: diese unlitterarische Hinweisung auf den Inhalt, die nur die grobe Wirkung des Ganzen erhöhen sollte, erleichterte dem Durchschnittsleser zweifellos die Orientierung. Eine längere Plauderei beschäftigte sich mit den kommunalen Verhältnissen Berlins; eine andre trug den Titel „Aus der Gesellschaft“ und brachte allerhand Klatschgeschichten vom Grafen O. und der Baronin von A. und dem Fürsten von J.-K. auf T. — erfundenes Zeug, pikant erzählt, dazwischen aber auch Familiennachrichten, bei denen die Namen voll ausgedruckt waren, wie die Mitteilung von dem „heute stattfindenden Hochzeitsfeste der Komtesse Gerda Dassel und des Verlagsbuchhändlers Hans Volcker . . .“

Hier schüttelte Graf Vließen zum erstenmale während der Lektüre der Probenummer den Kopf. Eine knappe Schilderung der Entstehungsgeschichte des Hauses E. M. Volcker war beigefügt, ebenso eine genealogische Notiz über die Grafen Dassel. Dann hieß es weiter: „Ein Bruder der Komtesse Gerda war bis vor kurzem der deutschen Gesandtschaft in Tokio attachiert, hat aber den Abschied nehmen müssen, weil seine außerdienstlichen Interessen sich nicht ganz mit seinen beruflichen vertragen wollten. Man sagt, daß dies bei Gelegenheit eines Kegelabends im deutschen Klub zu Tokio dem jungen Grafen unumstößlich klar geworden sei. Und da ging er denn lieber . . .“

„Juxblatt,“ murmelte Vließen, aber er las doch weiter. Die lokale Chronik nahm einen breiten Raum ein, ebenso das Vermischte: eine Zusammenstellung von Unglücksfällen, Verbrechen und Klatsch aus aller Herren Länder, eine bunte, aber wiederum sehr geschickt aneinandergereihte Auslese aus fremden Zeitungen. Auch die Wissenschaft kam zu ihrem Recht: ein Artikel behandelte in populärer Form die ethnographischen Verhältnisse in Togoland. Der Parlamentsbericht wurde in gedrängter Kürze gegeben: es war gleichfalls nur eine Plauderei, schnoddrig erzählt, mit boshaften Bemerkungen versehen — eine politische Witzelei. Der Roman betitelte sich: „Bankerott mit zwölf Millionen. Original-Roman aus der Berliner Gesellschaft unsrer Tage von Eugen Tristan von Werdenfels“ und begann mit dem Kapitel „Der Überfall in der Neujahrsnacht“. Im „Briefkasten“ gewährten ein „eigens angestellter Arzt“ und ein „eigens angestellter juristischer Beistand“ unentgeltlich Rat und Hilfe.

„Juxblatt,“ murmelte Vließen, aber er las doch weiter. Zwischen den einzelnen Abschnitten befanden sich, durch dicke Randlinien besonders hervorgehoben und fett gedruckt, Ankündigungen der „Administration“. So hieß es u. a.: „Wer zehn zahlende Jahresabonnenten bringt, erhält ein Jahresabonnement umsonst.“ An andrer Stelle: „Man beachte die Preisrätsel auf Seite 6!“ Und weiter: „Zur Weihnachtszeit werden an die Abonnenten besondre Prämien verteilt!“ — Solche Lockrufe, die das Blatt auf das niedrigste journalistische Niveau herabdrückten, waren über alle Seiten verstreut und mußten dem Lesenden sofort in die Augen springen.

Vließen zerknitterte die Zeitung und ließ sie auf den Boden des Coupés fallen. „Juxblatt,“ murmelte er abermals. Es war lächerlich. Eine Stadt wie Berlin stand geistig viel zu hoch für eine so miserable Presse. Dieser „Volksbote“ mußte

ebenso rasch wieder verschwinden, wie er gekommen war. Er war nicht zu fürchten; kein anständiger Mensch würde ihn lesen.

„Ist das Blatt wirklich so sehr gemein?“ fragte die Gräfin von neuem mit ihrer schläfrigen Stimme.

„Es ist jedenfalls nicht viel wert, liebe Nina. Aber du kannst dich beruhigen: Dein Vetter wird sich das Vergnügen nicht allzu lange gönnen. Auch die Kreise, an die sich der ‚Volksbote‘ wenden will, sind nicht idiotisch genug für eine derartig narrenhäuslerische Lektüre. Ich garantiere dir, daß binnen sechs Monaten nichts mehr vom ‚Volksboten‘ übrig geblieben ist.“

„Das wär' ja recht gut,“ erwiederte die Gräfin. „Gehst du noch aus, Etienne?“

Der Wagen hielt vor einem eleganten Hause in der Voßstraße. Der begleitende Diener war vom Bock gesprungen und riß den Schlag auf. Vließen stieg aus und half seiner Gattin.

„Noch auf ein Stündchen, Nina,“ sagte er. „Ich hab' mich mit Schwerin im Klub verabredet.“

„Gott, wieder die Pferde!“

„Diesmal die Jagd, mein Kind. Nebenbei auch die Politik. Schlaf gründlich aus — du scheinst mir ein wenig angegriffen. Au revoir, chérie.“

Er hatte sie bis an das Portal gebracht und küßte ihr hier, sich verabschiedend, die Hand.

„Ausspannen!“ rief er dem Kutscher zu. „Ich gehe zu Fuß.“

Er steckte sich eine neue Cigarre an und schritt der Wilhelmstraße zu. Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch seine Orden trug. Er blieb stehen, knöpfte den Paletot auf, hakte die kleine Kette mit den Miniaturdekorationen von der Frackklappe und steckte sie in die Tasche seines Überrocks. Dann ging er weiter, den Rauch seiner Cigarre in wirbelnden Linien zwischen den Lippen hervorstoßend.

IX.

Die Frühjahrsrennen hatten begonnen. Es leuchtete und flimmerte auf den Tribünen und auf dem grünen Plane: lichte Damentoiletten in allen Farbennüancen, Uniformen in Menge, die blauen, roten, weißen, gekreuzten und gestreiften Blusen der Jockeys, gelbe und graue Sommerpaletots, schlicht dunkle Röcke — ein buntes Spiel wie immer in diesen Tagen. Dazu heller Himmel; auf blauem Grunde ein paar verdunstende und verschwimmende Wölkchen; am Horizont ein weißer Strich.

Das Drehgitter am Totalisator war in ununterbrochener Bewegung. Die Menschen drängten sich hier zusammen. Von der Höhe der Tribünen herab sah es aus wie ein wimmelnder Termitenhaufen. Auch um den Pfahl mit der Nummerntafel hatten sich dichte Gruppen gebildet. Die Buchmacher huschten hin und her, den Bleistift wie kampfbereit in der Hand, lärmend, schreiend, dann auch wieder flüsternd, dem und jenem ein paar Worte ins Ohr raunend, als handle es sich um unbezahlbare Geheimnisse. Ein närrisches Leben und Treiben.

So äußerte soeben eine junge Dame auf der ersten Tribünenreihe neben der Loge des Unionklubs zu ihrer Nachbarin.

„Nicht wahr, närrisch, gnädige Frau?“ fuhr sie fort. „Man kann schwindlig werden, wenn man fünf Minuten lang in dieses Gewühl hineinstarrt. Ich bin froh, daß ich hier in Ruhe und Behaglichkeit sitze. Sind Sie aufgeregt?“

„Nein. Weshalb?“ — Gerda schaute Fräulein Nathansohn ein wenig verwundert an.

„Ach nun — ich meine, weil Ihr Herr Gemahl heute zum erstenmal auf der Rennbahn paradiert. Es ist doch auch ein Debut — sozusagen.“

„Und mir kein ganz erwünschtes. Vetter Vließen war der Verführer.“

Hella Nathansohn erhob ihr Programm. Der Anemonenstrauß auf ihrem Hute nickte.

„Hat Graf Vließen auch ein Pferd angemeldet?“

„Aber ja — zwei. Seine berühmte ‚Wellgunde‘ und den ‚König Rottraut‘.“

Hella lachte. „Pardon, gnädige Frau. Eigentlich müßt’ ich mich schämen. Steh’ mitten in der Gesellschaft und weiß nichts von der berühmten ‚Wellgunde‘. Meine Unwissenheit würde den armen Papa sehr schmerzen. Also ‚Wellgunde‘. Eine Dame: Rappe, Schimmel oder was sonst? O, gnädige Frau, instruieren Sie mich ein bißchen, wenn ich bitten darf! Ihr Herr Bruder hat mich schon einmal ausgelacht, weil ich einen offenbaren Braunen mit einem Fuchs verwechselt habe.“

„Also geben Sie acht: ‚Wellgunde‘, vom ‚Imperator‘ aus der ‚Floßhilde‘, fünfjährig, Goldfuchs mit Blesse, Graditzer Abstammung. Das genügt zur Information.“

„Merci. Jetzt werde ich dem Grafen Dittmar imponieren. Und wie heißt das Pferd Ihres Herrn Gemahls?“

„‚Sonnabend‘, Rappstute aus — aber in diesem Falle brauchen Sie das Pedigree nicht zu wissen. ‚Sonnabend‘ ist noch keine Berühmtheit.“

„Reitet Herr Volcker selbst?“

„Nein; sein Jockey. Mein Bruder ist untröstlich. Er wäre gar zu gern wieder einmal in den Sattel gestiegen. Er ist ein tüchtiger Reiter.“

„Und mußte sich die Freude versagen —“

„Auf Wunsch Papas. Schließlich hat er recht.“

Auch Hella nickte zustimmend. Man hielt den Grafen Dittmar straff in den Zügeln. Der alte Dassel wollte nicht, daß sein leichtsinniger Junge die aristokratischen Gewohnheiten von einst wieder aufnehme. Es war ganz gut so. Hella nahm ein lebhaftes Interesse an Dittmar. Während des Winters war sie häufiger mit ihm zusammengekommen. Er gefiel ihr mehr und mehr, je näher sie ihn kennen lernte. Daß er zuweilen, nach ihrer Meinung, höchst verrückte Ansichten entwickelte, lag in der Rasse. Er steckte immer noch tief im Feudalen; das mußte man ihm verzeihen. Aber er war ein frischer Bursche, und sein Ideenkreis beschränkte sich nicht nur auf Pferde, Jagd, Rangliste und Herrendiners. Man konnte über alles mit ihm plaudern, sogar über Litteratur und Kunst.

Die Sonne meinte es gut. Sie hatte die letzten Wölkchen am Himmel zerstreut und brannte auf den grünen Plan herab. Gerda Volcker spannte ihren

kleinen weißgelben Schirm auf. Sie sah vortrefflich aus. Die Flitterwochen waren längst vorüber. Schrecklich, so eine Hochzeitsreise. Man war durch Oberitalien gejagt, das, da der Herbst schön gewesen war, noch von einem starken Touristenstrome überflutet wurde. Überall Engländer, Amerikaner und Berliner, auch eine Masse Bekannte. Überall dieselben glatten Kellnergesichter, dieselben langweiligen Tables d'hôte, die berühmten zwei Eier zum Frühstück und die nie gehenden Standuhren auf den Kaminsimsen. In Venedig hatte man schließlich acht Tage Station gemacht. Das war die Erholung. Es war ein Aufatmen nach dem öden Umherreisen durch die Hotels. Man wohnte bei Danieli, frühstückte im hellen Sonnenschein auf dem Lido, fütterte die Tauben auf dem Markusplatz und fuhr bei Mondenlicht durch den Canale grande.

Aber Frieden und Glück fand Gerda doch erst nach der Heimkunft. Hans hatte in der Rauchstraße eine Wohnung gemietet, mit der Aussicht ins Grüne. Unter den Fenstern nach der Straße zu standen alte Kastanien; jenseit des Kanals dehnte sich der Zoologische Garten aus. Zuweilen glaubte Gerda, in Uttenhagen zu sein, und daß der Park vor ihr liege, wenn sie träumend am Fenster saß. Sie war zufrieden und glücklich. Ihren Gatten sah sie freilich nur in den Abendstunden. Er führte das Leben eines Berliner Geschäftsmannes, war tagsüber in seinem Bureau, nahm das zweite Frühstück gemeinsam mit Bertram in einem Weinlokal in der Nähe der Verlagsanstalt und kehrte gewöhnlich erst um sechs Uhr nach Hause zurück. Das war die Zeit des Mittagessens. Gerda freute sich schon am Vormittag auf diese Stunde. Die große, elegant eingerichtete Wohnung erschien ihr dann noch einmal so behaglich; die Teppiche waren nicht mehr so neu; man spürte nicht mehr überall die Hand des Dekorateurs; man saß im Trauten und Eingewohnten. Gerda haßte das „Neue“. Hans war für elektrische Beleuchtung der Wohnung gewesen; der Anschluß machte nicht viel Kosten. Aber seine Frau protestierte. Dies Licht war so kalt und gleißend, so nackt wie der Egoismus; es paßte nicht für die Häuslichkeit; sie nannte es das „Licht der Repräsentation“, und steife Grandezza war ihr gräßlich.

Ja, gräßlich. Sie begriff deshalb auch nicht ihres Mannes Vorliebe für glänzende Geselligkeit. Gewisse Kreise waren nicht zu umgehen. Weder hüben noch drüben; weder der Geschäftsverkehr, der in die Häuslichkeit zurückebbte, noch die aristokratische Welt, mit der Gerda versippt und befreundet war. Gerda war für Auswahl, für kleine Cirkel lieber Bekannter. Doch das ließ sich nicht machen. Hans behauptete, der „vorgeschobene Posten“, auf dem er stehe, nötige ihn zu einem umfassenderen Verkehr. Aber dabei grenzte er genau ab. Das ging nicht an, daß in seinen Salons ein tolles Kunterbunt herrschte; für gemischte Gesellschaft schwärmte er nicht. Und daß er die Kreise, denen seine Frau entstammte, bevorzugte, war Neigungssache. Er war immer mehr Gentleman als Kaufmann gewesen.

Seine sportlichen Interessen waren durch den Umgang mit Vließen und den Herren vom Unionklub gewachsen. Ein Reitpferd hatte er sich schon als Junggeselle gehalten. Nun standen auch zwei Renner bei ihm im Stall. Gerda sagte nichts gegen den Ankauf. Aber im tiefsten Herzen war es ihr wenig recht. Sie fürchtete,

Hans werde sich noch mehr zersplittern. Schon heute war sein Verlag nicht sein Alles. Politik und Gesellschaft nahmen ihn stark in Anspruch.

Gerda war eine vernünftige Frau, klar sehend und ohne Sentimentalität. Ein Mann, der so in der Welt stand wie Hans, konnte kein Haustierchen sein. Sie gönnte ihm auch die Mannigfaltigkeit seiner Interessen; jedwede Einseitigkeit beengt und stumpft ab. Aber daß sie schon heute, ein halbes Jahr nach der Hochzeit, die Stunden zählen mußte, die er ihr vergönnte, warf doch einen Schatten auf ihr Glück . . .

Ein schrilles Glockenzeichen erscholl. In die bunten Massen des Publikums kam eine stürmische Bewegung. Das Gedränge an den Schaltern war fürchterlich geworden. Der sich steigernde Lärm machte die Musik fast unverständlich; sie schwirrte wie in abgerissenen Tönen durch die staubgeschwängerte Luft.

Auf dem Sattelplatze stand Hans Volcker neben seiner Rappstute. Der Jockey saß schon im Sattel, mit weiß-lila gestreifter Seidenbluse, krummem Rücken und weit durch die Bügel geschobenen Füßen. Er war mordshäßlich und hing wie ein Äffchen auf dem Rücken des Gauls.

„Milton," sagte Hans und klopfte dem ‚Sonnabend' auf den Hals, „vergessen Sie nicht, bei der ersten Hürde starke Hilfen zu geben. Nur bei der ersten. Nachher springt der Kerl schon von selbst."

„Well!" antwortete Milton.

„Und sehen Sie zu, daß Sie die rechte Seite behalten können. Lassen Sie sich nicht nach links drängen."

„Well!" sagte Milton wieder. Er amüsierte sich heimlich über die Sorgen seines Herrn. Er war seiner Sache sicher.

Ein Ulanenoffizier auf einem langbeinigen Braunen ritt langsam heran. Neben ihm schritt Graf Vließen. Ganz Engländer: in grauem, eng anliegendem Zweireiher, karrierten Beinkleidern und grauem Cylinderhute.

„Nicht so nervös, Volcker," sagte er lächelnd. „Was haben Sie zu fürchten?"

„Gar nichts," warf der Ulan ein; „Herr Volcker, ich bin mit dem zweiten Preise zufrieden. Wo steckt Ihr Schwager?"

Hans wies nach der Wage.

„Da steht er und plaudert mit dem dicken Nathansohn."

„Ah ja. Die sind intimer geworden. Dittmar wird den Sport aufgeben und noch Börsenredakteur werden."

„Oder pflückt sich eine Rose von Jericho," sagte Vließen maliziös.

Hans überhörte geflissentlich den Spott, der ihm nicht mehr neu war. Die Schandzungen der Gesellschaft hatten Dittmar und Hella längst zusammengekuppelt. Er wußte, daß das Unsinn war; aber auch den Unsinn fand er geschmacklos.

Stallburschen in violetten Sammetjacken führten ein paar noch reiterlose Pferde herbei. Inzwischen hatte das dritte Glockensignal den Beginn des ersten Rennens verkündet. Man hatte auf dem Sattelplatze kein Interesse dafür: der Sieg des Favoriten stand von vornherein fest. Nur Graf Dittmar reckte gewohnheitsgemäß den Hals.

„Warum sind Sie nicht auf der Journalistentribüne?“ fragte ihn Nathansohn. „Da haben Sie's jedenfalls bequemer.“

„Und sitze zwischen Krethi und Plethi — ich danke.“

Der dicke Finanzmann lachte. „Man gewöhnt sich an alles, Graf Dassel. Ich habe sogar einmal ein halbes Jahr geschweningert.“

„Ich schweningere augenblicklich auch, Herr Nathansohn. Den Luxus des Daseins habe ich mir bereits gründlich abgewöhnt.“

„Aber es bekommt Ihnen gut.“

„Wie man es nimmt. Ich bin nicht grade unglücklich. Man gewöhnt sich in der That an alles, selbst an gewaschene Handschuhe und an die Journalistenkreise.“

„Böse Gesellschaft — was?“

„Nein. Sogar sehr vornehme Leute darunter. Aber auch viel Gesindel. Wie überall — Herrgott ja, wie überall. Man kommt auch in den Salons mit allerlei Lumpen zusammen —“

„Stimmt. Ein gut sitzender Frack ist noch keine Bürgschaft für die Wohlanständigkeit —“

„Aber ein gut sitzender Frack ist uns Leuten von Welt unbedingt sympathischer als eine schmutzige Jacke. Lump bleibt Lump, und doch ist uns der im reinen Gilet der angenehmere. Wir haften alle an Äußerlichkeiten.“

„Liebster Herr Graf, was heißt ‚alle‘?! Nun ja, in gewissen Äußerlichkeiten stecken wir alle, manche ein bißchen, manche bis über beide Ohren. Aber Sie doch mehr als unsereins. Das liegt an der Geburt und Erziehung und vor allem an der Überlieferung. Übertreibt man es nicht, ist's ganz schön. Denn diese sogenannte Äußerlichkeit ist doch auch ein sehr fester Kitt, der die von der guten Gesellschaft zusammenhält, und zudem steckt in manchem, was wir Äußerlichkeit nennen, oft ein recht solider Kern, zuweilen sogar ein sittlicher . . .“

Ein dröhnendes Aufschwirren einiger tausend Stimmen unterbrach ihn. Es war, als zerteile sich eine ungeheure Sturzwelle am Felsgestade. Ein roter Husar trabte vorüber.

„Gott um die Welt, Baron Hunding,“ rief der Bankier, „was schreit man denn so?“

„Schwerin ist mit der ‚Belmonte‘ gestürzt —“

„I der Teufel — und hat sich verletzt?“

„Nee — er ist wieder auf den Beinen, aber die ‚Belmonte‘ rührt sich nicht mehr.“

Ein paar andre Herren näherten sich zu Fuß, zwei in Civil, einer in Dreß.

„Die ‚Belmonte‘ hat sich den Hals gebrochen,“ sagte Prinz Inningen. Sein großes Monocle glänzte wie eine Metallscheibe. „Ich habe Schwerin gewarnt —“

„Er hört ja nicht,“ warf Graf Breesen ein, der einen riesigen Krimstecher an schwarzem Lederriemen um den Hals trug und mit den Armen fuchtelte. „Die ‚Belmonte‘ war längst nicht mehr sicher auf den Vorderknochen, aber Schwerin wollt's um die Gewalt nicht wahr haben. Nu' hat Huhnholtz den Schaden davon . . .“

Die „Belmonte“ gehörte dem Afrikaner, der auf allen Sportplätzen zu finden war, wenn er nicht gerade auf Entdeckungsreisen weilte. Man bedauerte ihn nicht allzusehr; er war wenig beliebt.

Dittmar schritt quer über den Platz, wollte Näheres in Erfahrung bringen. Nathansohn begleitete ihn; er hatte den Hut abgenommen und strich mit seinem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

„Das mußte mal so kommen,“ meinte er. „Die ‚Belmonte‘ war nur noch eine Ruine, eine aufgetakelte Schönheit; rührte sich erst, wenn sie 'ne halbe Clicquot im Leibe hatte. Aber Doktor Huhnholtz ist nicht glücklich, wenn sein Name nicht allerwegen genannt wird. Reklamemätzchen! . . . Wie ist's, Graf Dassel, speisen wir zusammen?“

„Ich habe noch auf der Redaktion zu thun, Herr Nathansohn.“

„Das dauert nicht ewig. Sagen Sie zu. Um sechs bei Hiller.“

„Wenn ich es machen kann, lieber Herr Na . . .“ Er schnippste mit den Fingern, blieb einen Augenblick stehen und lüftete lächelnd den Hut. „Vergebung. Ich nenne Sie schlankweg Herr Nathansohn. Und seit acht Tagen sind Sie Kommerzienrat. Ich hab' es nicht bös gemeint, Herr Kommerzienrat.“

„Lassen Sie mir nur meinen Namen, Graf Dassel. Nun ja, ich bin Kommerzienrat geworden, und zwar in allen Ehren, denn der Titel hat mir keine Unkosten gemacht. Aber der Name ist mir dennoch lieber. In dieser Beziehung hänge ich nicht an Äußerlichkeiten . . . Ich will mich einmal nach meiner Tochter umthun. Ihre Frau Schwester hat sie mit auf die Edelings-Tribüne genommen. Allerhand Hochachtung. Also um sechs bei Hiller. Nicht ablehnen, Herr Graf; ich möchte etwas mit Ihnen besprechen, Ihnen einen Vorschlag machen . . .“

Er wartete nicht auf die Antwort, sondern schritt rasch den Tribünen zu. Er hatte keinerlei sportlichen Gelüste, zeigte sich aber absichtlich dann und wann einmal auf den Rennplätzen. Es war Geschäftssache für ihn wie allerlei andres.

Verkäufer schrieen die neueste Nummer des „Volksboten“ aus. Diese Verkäufer, an ihren weißen Mützen mit blanken Blechschilden kenntlich, überschwemmten seit einem halben Jahre Berlin und die Vororte. Sie machten gute Geschäfte. Sie hatten für das Exemplar einen Pfennig zu zahlen und es für zwei Pfennig zu verkaufen. Aber die meisten Käufer ließen ein Fünfpfennigstück in ihrer Hand zurück.

Nathansohn opferte sogar einen Groschen. Er warf einen flüchtigen Blick auf die erste Seite der Zeitung und faltete das Blatt dann so hastig auseinander, daß das schlechte Papier riß.

„Wisch,“ murmelte er. „Vließen hätte dem Düren das Dreifache bieten müssen.“ . . . Er stutzte. „Zackri — nun auch einen Börsenteil! . . .“ Er blieb einen Augenblick stehen, unbekümmert um das Menschengewoge rings um ihn, und setzte seinen Kneifer auf.

Das war interessant. Der Stimmungsbericht gut gemacht, flott geschrieben, aber auch verständig; gegen das Kohlensyndikat, das der Armut die Heizung verteuert — „sehr gut,“ murmelte Nathansohn abermals, „den Kohlenbaronen muß man auf den Kopf steigen . . .“ Er las weiter.

„Pfui," sagte eine Stimme hinter ihm. Es war Graf Vließen, der soeben einen der Zeitungsjungen, der ihn am Ärmel zupfte, von sich abschüttelte. „Nathansohn, das ist wider die Verabredung. Lesen Sie das ‚Morgenblatt', aber machen Sie keine Reklame für die Pennypresse."

„Sehen Sie, daß das ‚Morgenblatt' hier verkauft wird, Graf Vließen? Wo? Ich sehe es nicht. Aber der ‚Volksbote' ist in aller Hände."

„Eine vornehme Zeitung wird nicht durch Kolportage vertrieben."

„Ah bah, warum denn nicht? Hunderttausend Leser mehr thun der Vornehmheit einer Zeitung keinen Abbruch. Ich glaube, wir sind gar zu vornehm, lieber Graf Vließen, wir vom ‚Morgenblatt'. Wir werden noch ersticken an unsrer Vornehmheit. Waren Sie in der letzten Versammlung des Aufsichtsrats?"

„Jawohl. Ihr Fehlen wurde sehr bedauert."

Nathansohn zuckte mit den Schultern. „Was soll ich da? Ich ärgere mich nur. Binnen vier Wochen drei Angriffe auf die Börse. Und auch von mir steckt ein Stück Kapital in dem Blatte."

„Wenn wir nicht objektiv bleiben, können wir einpacken."

Der dicke Bankier lachte. „Objektiv! Nana! Die ‚höhere Warte' sagt Sensenschmidt. Ist Eure Politik objektiv? Graf, ich kenne die Zeitungswelt. Rechts drehen, links drehen — der selige Schmock stirbt nicht aus ..." Er knüllte den „Volksboten" zusammen und pfropfte ihn in eine der weiten Taschen seines Überrocks. ... „Aber ‚objektiv' klingt gut, so gut wie ‚vornehm'. Worte, Worte, Graf Vließen! Ist Ihre Gattin nicht hier?"

„Nee ... Hat Migräne. Oder vielmehr bekommt sie jedesmal, wenn sie einem Rennen beiwohnt. Passen Sie auf: jetzt soll Volckers ‚Sonnabend' zeigen, was er kann — nein, was sie kann. Dumme Idee, einer Stute einen männlichen Namen zu geben."

„Es giebt noch dümmere Ideen. Zum Beispiel —"

„Zum Beispiel das ‚Morgenblatt' —"

„O nein. Die Idee ist gut, aber die Durchführung schwach. Ich will Ihnen etwas sagen, lieber Graf ..." Er faßte Vließen an einen Knopf seines Zweireihers, tippte mit dem Zeigefinger der andern Hand auf die Brust des Grafen und war im Begriff, seine Ansichten über das Wesen der modernen Presse zu entwickeln. Daß das mitten auf dem Rennplatze geschehen sollte, zwischen Gewühl und Lärmen, störte ihn nicht. Aber Vließen machte es nervös.

„Liebster, nur jetzt keine Vorträge," meinte er. „Ich muß mich um Volcker bekümmern. Der Mensch ist so aufgeregt, daß er zum Überschnappen reif ist. Auf Wiedersehn, Kommerzienrat!"

Er drängte sich durch die Menge nach dem Startplatz. Nathansohn zündete sich eine Zigarre an. „Blödsinn," murmelte er. „Volcker sollte bei seiner Zeitung bleiben. Blödsinn ..." Er steckte im Weiterschreiten die Hände in seine Paletottaschen und fühlte dabei das Knittern des Zeitungspapiers. Das lenkte seine Gedanken wieder auf den „Volksboten". Dieser Düren interessierte ihn plötzlich. Ein

gewandter Bursche. Weder vornehm, noch objektiv, aber gerissen. Seine Zeitung war Spekulationsobjekt. Welche Zeitung war es nicht? Verdienen wollte schließlich alle Welt. Aus reinem Idealismus steckte man nicht Millionen in Papier. Idealismus — „Blödsinn! . . .“

* *
*

Hans Volcker befand sich in der That in starker Aufregung. Dieser heutige Tag war bedeutungsvoll für ihn. Das bildete er sich wenigstens ein. Dieser heutige Tag bezeichnete eine Scheidegrenze für seine sociale Stellung.

Seine Eitelkeit war seine Schwäche. Er litt am Adelstick. Er hätte sein halbes Vermögen dafür geopfert, wäre er adliger Geburt gewesen. Das nahm er ganz ernst. Der Zufall hatte ihm nur eine Bürgerkrone in die Wiege gelegt. Er strebte danach, auch als Bürgerlicher ein vollendeter Kavalier zu werden. „Auch“ — denn in seinen Augen hatte der Adel noch immer Vorrechte. Bertram hatte ihm gelegentlich einmal in voller Offenherzigkeit seine kleinliche Narrheit vorgeworfen; ein wackeres und ehrenfestes altes Patriziergeschlecht sei über thörichtes Strebertum erhaben. Doch Hans bestritt, daß er ein „Streber“ sei, ein Streber in lächerlichem oder zweifelhaftem Sinne. Und wirklich, das war er nicht. Aber er gestand zu, daß er eine Schwäche für jene gesellschaftliche Vornehmheit hatte, als deren Vertretung man die Aristokratie des Namens zu bezeichnen pflegt. Seine Erziehung hatte diese Neigungen unterstützt. Seine Mutter war früh verstorben, und dann hatte eine entfernte Verwandte, eine Frau von Henningen, die Wirtschaft im väterlichen Hause geführt. Frau von Henningen entstammte Cleveschem Adel und hielt etwas auf ihre Ahnenreihe. Sie führte einen Hahn im Wappen, der schlug mit den Flügeln und hatte den Schnabel geöffnet; er krähte den Ruhm des Hauses aus. Sie war eine gute Frau und liebte Hans zärtlich, während sie Bertram nicht leiden konnte. Dann kam für Hans die Zeit des Studiums. Es war nur ein sogenanntes Studium, denn da er gemeinsam mit seinem Bruder das altberühmte Geschäft weiterführen sollte, so sollte er auch innerhalb des Hauses den Buchhandel erlernen. Aber dieses sogenannte Studienjahr bei den Saxo-Borussen in Heidelberg war nichtsdestoweniger wichtig für seine Entwicklung, und von noch größerm Einfluß seine Dienstzeit bei den Pasewalker Kürassieren. Er war in der That ein vollendeter Kavalier geworden. Das konnte ihm auch in seinem Berufe nicht schaden. Bertram spöttelte nur noch selten über ihn; er sagte auch nichts, wenn des Bruders ganze Anschauungsweise, an den Kodex der gesellschaftlichen Exklusivität gebunden, der seinen durchaus widersprach. Solange Hans sich im Geschäft tüchtig erwies, konnte man ihm schon seine kleinen Liebhabereien lassen. Erst in letzter Zeit begann Bertram ängstlich zu werden. Gesellschaft, Klub, Politik und Sport begannen Hans lebhafter zu beschäftigen als gut war.

In der That: Politik und Sport interessierten ihn ungemein. Für das nächste Jahr waren die neuen Reichstagswahlen angesetzt. In der großen Tagespresse hatte der Kampf bereits begonnen; die Kandidatenlisten wurden aufgestellt, die Vertrauensmänner der Parteien und Fraktionen traten zu Besprechungen zusammen. Die sogenannten Nationalen wollten in der Hochburg des Freisinns einen gewaltigen

Vorstoß gegen die Opposition wagen. Man hatte auch Hans auf die Kandidatenliste für Berlin gesetzt. An einen endgültigen Sieg war nicht zu denken, aber es schmeichelte Hans, daß man sich seiner erinnert hatte. Er stürzte sich mit Eifer in die Politik — und auch auf diesem Gebiete wie auf dem des Turfs war Graf Vließen sein Berater.

Heute sollte ihm „Sonnabend“ den ersten Sieg bringen. Die Konkurrenten waren kaum zu fürchten. Das Feld jagte über die Bahn, vorläufig noch ziemlich geschlossen; die weiß-lila Kappe Miltons leuchtete nur eine Nasenlänge den andern voran. Der Jockey stand in den Bügeln, das Gesäß über dem Sattel, die Ellenbogen in der Luft. Es sah unschön aus. Aber hier sprach die Schönheit nicht mit.

Durch seinen Krimstecher konnte Hans die dahinflitzenden Gäule verfolgen, bis sie hinter den Hügeln verschwanden. Dann ließ er das Glas sinken. Das Geschrei des Volks, das sich längs der Barrièren drängte, machte ihn nervös. Er wollte nichts mehr sehen. Langsam schlenderte er nach der Restauration, ließ sich ein Glas Sherry geben und setzte sich in eine Ecke.

Er war der einzige Gast. Das Fräulein hinter dem Büffet klapperte mit Gläsern und Tellern. Um seiner Aufregung Herr zu werden und seine Gedanken abzulenken, sah Hans aufmerksam zu, wie sie einen Bayonner Schinken in Scheiben schnitt. Sie hatte große und fleischige, aber sehr weiße Hände. Hans beobachtete jede ihrer Bewegungen, zählte die Knöpfe an ihrer Taille und versenkte sich dann in den Anblick der kleinen goldenen Brosche, die sie am Kragen trug. Diese funkelnde Rundung hatte etwas Beruhigendes für ihn.

Da wurde die Thür geöffnet. Man hörte den ungeheuern Lärm draußen in verstärktem Maße, bis sich die Thür wieder schloß und das Geräusch ferner klang. Ein junges Paar war eingetreten.

„Sehen Sie, hier sind wir so gut wie ungestört, liebes Fräulein,“ sagte der Herr. „Wer hatte recht? Ein Vergnügen ist es nicht, im Sonnenbrande und in den Staubwolken umherzustapfen. Man muß schon sehr passioniert sein, um das schön zu finden.“

„Ich bin wie gerädert,“ erwiderte das Fräulein lächelnd, „und verkomme vor Durst.“

„Dem werden wir abhelfen. Sekt? Hier giebt es glasweise Champagner. Eine wohlthätige Einrichtung zur Auffrischung der Nerven. Oder Mosel mit Selter, Fürstenbrunnen, Apollinaris, Limonade? Oder Schokolade mit Schlagsahne?“

„Brrrr! Also Limonade — Citronenlimonade.“

„Bon ...“ Der Herr bestellte, während die kleine Blondine sich an einen Tisch setzte und ihrem erhitzten Gesichtchen mit dem Taschentuch Kühlung zufächelte. Jetzt erst sah sie Hans. Beider Blicke trafen sich. Sie erblaßte leicht, blieb aber ruhig, legte ihr Antlitz auf das kühlende Foulard und wechselte dann den Platz, so daß sie Hans den Rücken zuwendete.

Volcker hatte eine rasche Bewegung gemacht, als wolle er aufspringen. Der andre Herr sah dies, und da er glaubte, die Bewegung gelte ihm, so blickte er aufmerksamer zu Hans hinüber. Er erkannte ihn.

„Herr Volcker, wenn ich nicht irre," sagte er, sich mit höflicher Begrüßung Hans nähernd. „Mein Name ist Düren; ich weiß nicht, ob Sie sich meiner noch entsinnen —"

„O gewiß, Herr Düren," entgegnete Hans und erhob sich, die ihm entgegengestreckte Hand drückend; „wie geht es Ihnen?"

„Danke bestens — gut. Mir geht es immer gut. Derzeit allerdings besser als je. Mein ‚Volksbote' floriert."

Über die Schulter Dürens hinweg flog der Blick Hansens immer wieder zu der jungen Dame, die langsam an ihrer Limonade schlürfte.

„Also das Blatt geht flott? Ich glaube, Sie annoncieren bereits dreißigtausend Abonnenten?"

„Dreißigtausend, und am ersten Oktober werden es fünfzigtausend sein. Nun, und Ihr ‚Morgenblatt'?"

„Wir sind gleichfalls zufrieden, Herr Düren. In Bezug auf die Abonnentenzahl können wir uns freilich nicht mit Ihnen messen. War nicht beabsichtigt und wäre auch kaum möglich. Ihre Zeitung wendet sich an erheblich weitere Kreise."

„Ist richtig. Lesen Sie den ‚Volksboten' zuweilen?"

„Dann und wann — bei mir auf der Redaktion."

„Und gefällt er Ihnen? Ich meine natürlich, in seiner Art. In seiner Art natürlich. Wollten wir unsern Kreisen mit dem schweren Geschütz der großen politischen Zeitungen kommen, so wär' es von vornherein vorbei . . ." Er wartete die Antwort auf seine Frage an Hans nicht ab. Er wurde geschwätzig und wiegte sich dabei, die linke Hand in der Hosentasche, die rechte im Westenausschnitt, auf den Füßen hin und her. Seine Begleiterin schien er völlig vergessen zu haben. „Schade, daß wir damals nicht zusammenkommen konnten, Herr Volcker. Es ging nicht, da Sie schon das ‚Morgenblatt' planten — vielleicht wären Sie auch so für meine Idee nicht zu haben gewesen. Ich hätte das begriffen und Ihnen wahrhaftig nicht übel genommen. Ein ernsthafter Verlag zieht das Gediegene und Wuchtige vor. Das Volk verlangt seine eigne Litteratur, auch seine eigene Presse. Zacker, wie ist mir denn! Stand nicht auch Ihr Name auf dem Rennprogramm?"

Hans nickte. „Ich warte in der Stille die Entscheidung des Rennens ab."

Das imponierte dem Rheinländer. „Schneidig," sagte er. „Sehen Sie, das charakterisiert gleich die Stellung unsrer beiden Blätter. Das ‚Morgenblatt' setzt seine Jockeys in den Sattel und läßt seine Pferde rennen — der ‚Volksbote' bummelt zu Fuß durch das Publikum. Wir wären doch nicht zusammengekommen, Herr Volcker. Eins schickt sich nicht für alle. Ich muß zu meiner Dame. Schwester meines Feuilletonredakteurs, die zum erstenmale einen Rennplatz sieht. Herr Volcker, war mir sehr angenehm gewesen —"

„Sehr angenehm, Herr Düren —"

Einer der Kellner hatte wieder die Thüre geöffnet. In ihr drängten sich die Bediensteten des Lokals zusammen, stellten sich auf die Fußspitzen und reckten die Hälse. Wildes Geschrei und gellende Zurufe schollen von den Tribünen und den Stehplätzen herüber. Das Rennen mußte sich seinem Ende nähern.

Nun wurde Hans von verdoppelter Unruhe erfüllt. Er warf ein Geldstück auf den Tisch und schritt grüßend an Düren vorüber.

„Die Ehre, Herr Volcker, die Ehre!“ rief Düren, seinen Curaçao in der Hand. Die Dame neben ihm neigte den Kopf. Volcker hatte sie absichtlich nur mit flüchtigen Blicken gestreift; er war zartfühlend genug, sie nicht in Verlegenheit zu bringen.

Das Rennen war interessanter geworden, als man vermutet hatte. „Sonnabend“ war in der Schlucht nach links herübergedrängt worden und zurückgeblieben. Als sich die Pferde diesseits des Wäldchens zeigten, sah man, daß der Jockey in Weiß-lila Dreß wohl um zwei Längen hinter dem Ersten in Verlust war. Aber der Erste, der junge Ulan auf dem langbeinigen Braunen, mochte fühlen, daß ihn sein Schicksal erreichte. Er versuchte, den Kopf zu wenden; es war mehr eine unwillkürliche als beabsichtigte Bewegung. Der Jockey in Weiß-lila lag fast auf seinem Pferde, aber man merkte nicht, daß er mitarbeitete; er kannte seine Stute und hatte sie schon im Training so durchlässig geritten, daß eine geringe Aufmunterung beim Finish genügte. Allmählich änderte sich sein Sitz. Er richtete sich auf und ließ sich fester im Sattel nieder. Er holte langsam die Hinterhand heran, ohne Übereilung, denn der Weg war noch lang und erst die letzten hundert Sprünge sollten alle Kraft aufwenden. Aber schon wurde der Zwischenraum zwischen dem Ersten und Zweiten kürzer. Dritter war einer von den Gardehusaren; weit hinter ihm folgte ein Schwedter Dragoner. Auf den Tribünen stieg der Lärm. Längs den Barrièren zogen sich schwarze Menschenstriche hin; auch hier quoll ein unaufhörliches Tosen empor. Die Reiter hörten es nicht. Sie sahen kaum etwas. Der Finish begann. Sand und Rasenstücke wirbelten durch die Luft. „Sonnabend“ hatte den Braunen überholt, aber der Ulan wehrte sich tapfer. Sein Pferd blutete im Maule, und auch auf den Flanken zeigten sich rötliche Schaumflocken. Der kleine Leutnant riegelte mit den Händen und pumpte aus dem Pferde heraus, was zu holen war. Es half alles nichts. . . .

„Gratulor — gratulor!“ rief Vließen Hans entgegen. „Mensch, wo stecken Sie denn?! Mit zehn Längen gewonnen — was wollen Sie mehr!?“

„Zehntausend Em,“ sagte Baron Hunding, der Sohn, „tausend auf die Länge.“

Ein Schwarm von Freunden und Bekannten umdrängte Hans. Zwanzig Hände streckten sich ihm entgegen. Im Augenblick bildete er den Mittelpunkt einer Gruppe von Aristokraten. Auch ein paar weltbekannte Sportsmen befanden sich darunter. Und überall wurde sein Name genannt: auf den Tribünen, am Totalisator, auf den billigen Plätzen.

Volcker — ein neuer Name. Wer war Hans Volcker? Ein reicher Buchhändler, der Verleger des „Deutschen Morgenblatts“. Alle Welt interessierte sich plötzlich für ihn. Daß sich Finanzgrößen ihren Rennstall hielten, wußte man; Namen wie Baron Oppenheim, Simon, Ettlinger, Mayer kehrten auf allen Rennprogrammen wieder. Daß aber auch ein Buchhändler auf dem grünen Plane eine Rolle zu spielen begann, war noch nicht dagewesen. Viele ließen sich diesen Herrn Hans Volcker zeigen. Der Präsident des Unionklubs, ein Herzog in langem Gehrock, einen glattkrempigen Cylinder halbschief auf dem grauen Kopf, bat darum, ihm vorgestellt zu werden.

Der Kammerherr Graf Breesen hatte, seinen riesigen Krimstecher in das Futteral packend, den Baron Hunding Vater erwischt und hielt ihn am Paletot fest.

„Sie, Baron, auf einen Augenblick. Na, was sagen Sie?“

„Was soll ich denn sagen!?“

„Zu unserm Volcker. Macht sich, nicht wahr?“

„Macht sich schon, macht sich.“

„Vließens Dressur. Hunding, ich denke, wir lassen den Huhnholtz fallen und stellen Volcker im vierten Wahlkreise auf. Dassel ist auch der Meinung.“

„Hab’ nichts dagegen. Durch kommt er ja doch nicht. Aber die Kandidatur giebt dem ‚Morgenblatt‘ Hintergrund. Sagen Sie, Graf, glauben Sie, daß der Mammon, den wir da reingesteckt haben, sich mal verzinsen wird?“

Breesen lachte vergnügt. „Warum nicht? Abwarten, Baron. Übrigens: ich für mein Teil habe keinen Pfennig gegeben, dafür aber über eine Million besorgt. Das ist auch etwas wert.“

„I nu nee,“ antwortete Baron Hunding und dachte heimlich: ‚Alter Schlaufuchs! Karriolt mit seiner Reisetasche herum und knöpft den Leuten das Geld ab. Das ist sinnreich und billig . . .‘

Die Gruppe, die Hans umgab, teilte sich plötzlich. Die Köpfe entblößten sich, die Hände fuhren an die Mützen; man verneigte sich. „Gnädigste Frau . . . Herr Graf . . .“

Gerda trat am Arme ihres Vaters näher, beide Hände ausgestreckt, mit glänzendem Antlitz.

„Gratuliere, Hans,“ rief sie, „und vivat sequens!“

Er küßte ihre Rechte und schüttelte die Hand des alten Dassel, der ihn gleichfalls beglückwünschte.

„Danke, Papa. Wo kommst du her?“

„Aus Uttenhagen. Ich hatte in Berlin zu thun, und da fiel mir ein, daß du heute auf dem Felde der Ehre stehst. Bin eben erst eingetroffen und sah gerade noch den ‚Sonnabend‘ durch das Ziel schießen . . .“ Er begrüßte die Bekannten rechts und links. „Lieber Graf — beste Durchlaucht — grüß Gott, Herr Herzog — ’Tag, Baron —“ es schwirrte durcheinander. Sein Schwiegersohn war der einzige Bürgerliche im Kreise. Der lächelte froh. Er fühlte sich sehr glücklich. Seine Eitelkeit wuchs, und seine Schwäche wurde stark . . .

Inzwischen nahmen die Rennen ihren Fortgang. Der Sattelplatz leerte sich allmählich wieder. Nur Hans, Gerda, ihr Vater und Vließen blieben zurück. Hans hatte sein sorglich in Decken gewickeltes Pferd beklopft und dem triefenden Jockey ein freundliches Wort gesagt.

„Wann kommst du an die Reihe, Etienne?“ fragte Dassel.

„Nummer fünf, Onkel.“

„Bien; das wollen wir abwarten und dann zum Essen gehen.“

„Hiller oder Uhl?“ rief Hans hinüber.

„Nach Hause,“ entgegnete Gerda; „ich habe das Diner für heute zu fünf Uhr bestellt. Oder willst du noch in das Geschäft, Hans?“

Hans hörte lieber, sie sprach von seinem „Bureau“ als von seinem „Geschäft“. Das war auch eine seiner kindlichen Kleinlichkeiten.

„Ich müßte eigentlich,“ erwiderte er, mit Daumen und Zeigefinger über die Sehnen des ‚Sonnabend‘ streichend. „Ich habe mit Bertram zu konferieren. Aber schließlich kann es bis morgen bleiben. Essen Sie mit uns, Vließen?“

„Da ich mich daheim bis Mitternacht beurlaubt habe, bin ich so frei — wenn die gnädigste Cousine die Einladung ihres Herrn und Gebieters wiederholen sollte.“

„Was hiermit geschieht,“ sagte Gerda lachend. „Oder willst du es schriftlich haben?“

„Volksbote!“ schrie einer der Zeitungsjungen, der sich keck bis auf den Sattelplatz gewagt hatte. „Volksbote! Zwee Pfennig! Jräßlicher Mord in Bukarest! Een hoher Beamter hat seine Jeliebte umjebracht! Allerneiestes aus Afrika! Die Pest in Bombay! Herr Jraf, neiste Nummer jefällig!“

„Scher dich zum Satan!“ rief Vließen unwillig. „Ekelhaft!“

„Wirklich ekelhaft,“ wiederholte Hans.

Es fing jemand dies Wort auf. Düren ging mit seiner Begleiterin von vorhin grüßend an der Gruppe vorüber.

„Haben Sie gehört, Fräulein Olga?“ fragte er das blonde kleine Fräulein. „Eine hübsche Kritik unsers Blattes. Aber die Kritik ist frei, und ich sage nichts dagegen. Der lange Herr in Grau, der zuerst ‚ekelhaft‘ rief, das ist der Graf Vließen, von dem ich Ihnen einmal erzählte. Er hat eine Cousine von mir geheiratet. Sie ist aller Schönheit bar, und keine der Grazien hat an ihrer Wiege gestanden. Doch ist sie sehr reich. Als der Graf sie eh'lichte, soll man an dieser Heirat hie und da dieselbe Kritik geübt haben, wie Vließen soeben am ‚Volksboten‘. Die Kritik ist frei. Aber es wird überall mit Wasser gekocht. Herrgott, welche Weisheit liegt doch in dieser scheinbaren Trivialität! Fräulein Olga, Sie sind blaß und müde. Wir wollen uns eine Droschke nehmen . . .“

X.

Dittmar Dassel war mit der Stadtbahn nach Berlin zurückgefahren. Prinz Inningen hatte ihn aufgefordert, auf seinem Gig Platz zu nehmen, aber Dittmar hatte gedankt. Er zog sich mehr und mehr aus den Kreisen seines frühern Verkehrs zurück. Es ging nicht anders. Er hatte keine Lust, sich unausbleiblichen Verführungen auszusetzen, und noch weniger Lust, sich da und dort freihalten zu lassen. Er spürte auch, daß ihn noch manches andre, was weniger äußerlicher Natur war, von seinen Freunden von einst zu trennen begann.

Er fand sich leichter in das Unabänderliche, als er geglaubt hatte. Kämpfe, Unannehmlichkeiten und tiefe Entmutigungen blieben nicht aus. Als er eines Tages seine Uhr in das Pfandhaus tragen mußte, um sich Geld zu verschaffen, hatte er das Gefühl, als ob er ein Verbrechen begehe. Er schämte sich entsetzlich, schaute sich erst vorsichtig nach allen Seiten um, ehe er das Haus des Schreckens betrat, und wurde rot, als ihn der Pfandleiher mit einem Blicke musterte, in dem etwas

wie Mißtrauen lag. Er hätte sich nur an Gerda oder Hans wenden brauchen — das aber wollte er nicht. Es sollte niemand wissen, daß er in Not war.

Übrigens war es nicht allzu schlimm mit dieser Not. Allgemach lernte Dittmar sich einrichten. Er hatte anfänglich bei dem Radierer Steffens, dem Chef der Bilderabteilung im Hause Volcker, ein Zimmer bewohnt und sich dort sehr wohl gefühlt. Anfang Januar heiratete Steffens und trat damit in ein nahes Verwandtschaftsverhältnis zu den Brüdern Volcker. Hans war diese Heirat in hohem Grade unangenehm, und auch Bertram kam sie nicht erwünscht. Aber da Malwine fest dabei verblieb, sich ihr Leben nach eignen Entschlüssen auszubauen — eine stark selbständige Natur war sie immer gewesen — so mußten die Volckers sich mit dem neuen Schwager abfinden, zumal auch Malwine einen Teil ihres Vermögens in das Zeitungsunternehmen gesteckt hatte. Steffens wurde Prokurist des Hauses, blieb aber der gleiche bescheidene Mann, und war im Grunde genommen froh, daß es zwischen ihm und den Schwägern nie zu verwandtschaftlicher Vertraulichkeit kam; man nannte sich „Sie“ und „Herr“ wie ehemals.

Dittmar hatte sich nach der Verheiratung des Prokuristen im Südwesten der Stadt eine andre Wohnung gemietet, die ihm nicht gefiel. Er sprach darüber gelegentlich mit Steffens, und nun bot dieser ihm an, in das Haus zu ziehen, das er nach seiner Verheiratung gekauft hatte. Es war da noch eine hübsche kleine Gartenwohnung frei, behaglich und wohlfeil, wie für ihn geschaffen. In der That gefiel Dittmar das Quartier außerordentlich. Er war hier völlig ungeniert; die Rücksichten, die er auf seine Wirtsleute zu nehmen hatte, waren nur ein leichter Zwang, der ihn vor der Verbummelung schützte. Die Mittagsmahlzeit nahm er außer dem Hause, speiste auch häufig bei Gerda, bei der immer der Tisch für ihn mitgedeckt war; abends war er viel daheim.

Er begann plötzlich die Einsamkeit zu lieben. Das rauschende Gesellschaftsleben von früher gestatteten ihm seine Verhältnisse nicht mehr. Er vermied geflissentlich den Umgang mit den alten Freunden, auch mit denen, die den Grund seiner Entlassung aus dem diplomatischen Dienst nicht als ein ehrenrühriges Vergehen auffaßten. Auf dem „Morgenblatt“ hatte er nur die Sportrubrik zu redigieren und über interessante Rennen aus eigner Anschauung kleine, lebhaft gefärbte Berichte zu schreiben. Sie fielen so glänzend aus, waren so originell gefaßt, so reizvoll stilisiert und dabei doch so fachmännisch gehalten, daß das leitende Sportblatt Berlins ihm anbot, in die Redaktion einzutreten. Aber Dittmar lehnte ab. Er wollte Zeit zu eigner Arbeit behalten. Der Erfolg seiner Schilderungen aus Japan und der Übersetzung des altjapanischen Romans mit den Bildern von Sukánobu hatten ihn ermutigt, sich einmal an einer längern selbständigen Erzählung zu versuchen. Die Arbeit machte ihm große Freude. Er zweifelte noch immer an seiner schriftstellerischen Begabung, hatte aber wenigstens die Scheu überwunden, vor die Öffentlichkeit zu treten. Und die Lust an seiner Arbeit ließ ihn auch seinen Sturz aus der Höhe leichter ertragen, den er am schmerzlichsten draußen auf dem Rennplatz empfand, wenn das altgewohnte glänzende Leben ihn von allen Seiten umflutete und er an die Zeiten zurückdachte, da er seine eignen Pferde am Startpfosten entließ und über die grüne Bahn führte.

Sein Redaktionssitz befand sich im Zimmer des Lokalredakteurs, eines alten Journalisten Namens Hase, dem die vornehme Nachbarschaft um so mehr imponierte, als Dittmar auch noch der Schwager seines Brotgebers war. Das ganze erste Stockwerk eines Nebenflügels des Volckerschen Geschäftshauses war der Redaktion des „Morgenblattes“ eingeräumt worden, aber nur Dr. Rempler, der Chef, sowie der Feuilletonredakteur Dr. Eschwege hatten ihre eignen Zimmer. Die übrigen Redakteure waren „paarweise zusammengekoppelt“, wie Dittmar sich ausdrückte. Er war selbstverständlich allen vorgestellt worden, kannte aber die wenigsten näher. Nur Dr. Eschwege machte ihm zuweilen einen Begrüßungsbesuch, weil er Dittmar als „Stilkünstler“ schätzte. Er war ein langer, blonder Herr von ausgeprägt ästhetischem Empfinden, schrieb jedes Jahr ein Versdrama, das immer aufgeführt wurde und immer nur je drei Vorstellungen erlebte, und sah seine Lebensaufgabe darin, die neue Richtung in Litteratur und Kunst energisch zu bekämpfen. Doch hinderte ihn seine ästhetische Seele nicht, außerordentlich viel Bier zu trinken, für das er aus Gründen der Volksernährung schwärmte.

Den Chefredakteur bekam man nur selten zu Gesicht. Er verschanzte sich in seinem Zimmer wie in einer uneinnehmbaren Burg, und ein kleiner Zeitungsboy mußte vor seiner Thür Wache halten und durfte nur einlassen, wer sich vorher ordnungsgemäß anmeldete. Diese Einrichtung war eingeführt worden, nachdem Graf Breesen einmal drei Stunden lang mit Rempler über die sittliche Hebung der Kellnerinnen konferiert hatte. Der Effekt war eine fürchterliche Migräne Remplers gewesen und die weitere Folge ein höchst unangenehmer Lapsus im Leitartikel der Morgennummer: da hatte Rempler nämlich ein Gesetz citiert, das es gar nicht gab.

Den alten Hase hatten sich die Volckers aus München verschrieben. Er war ein drolliges, kleines Kerlchen mit ungeheuer hoher Stirn und einem weißgrünen Schnurrbart in dem zerknitterten, lederfarbenen Gesicht. In seinen hohen Vatermördern, dem langschößigen braunen Rocke, den stets zu kurzen Beinkleidern und mit der schwarzen, vielgefalteten Halsbinde, die er an Stelle der Kravatte zu tragen pflegte, sah er wie einer von Anno Achtundvierzig aus; auch der riesige Schlapphut deutete symbolisch auf das tolle Jahr hin. Doch war Hase nichts weniger als revolutionär gesinnt, neigte vielmehr stark nach rechts und war so sanften Gemüts, daß er aus den Berichten über Mordthaten und Unglücksfälle, die ihm die Reporter brachten, alles Krasse und Abscheuliche strich. Da er dem Grundsatze huldigte, daß die Versöhnlichkeit im Gegensatze zu dem ewigen Kampfe in der Natur das einzig Menschenwürdige sei, so pflegte er die Berichte der Reporter auch häufig derartig umzuarbeiten, daß die schrecklichen Geschehnisse, die sie vermeldeten, einen gewissen Anflug von Harmlosigkeit erreichten. Immer gelang ihm das freilich nicht, und so kam es zuweilen vor, daß der geehrte Leser sich nach der Lektüre eines solchen Artikels den Kopf darüber zerbrechen konnte, was denn nun eigentlich geschehen sei. Abgesehen von dieser Eigenheit war er ein sehr tüchtiger Redakteur und von großem Fleiße; die Kollegen nannten ihn „die Biene“.

Als Dittmar bei ihm eintrat, hatte er gerade mit dem Gerichtsreferenten zu thun, schnellte aber doch in die Höhe und rief mit seiner eigentümlich feinen Stimme: „Servus, Herr Graf! Gut geschlafen, Herr Graf?“ — und wandte sich hierauf an

den Berichterstatter zurück: „Herr Schlottke, ich kann keine Bandwürmer gebrauchen. Das ist wieder ein ganzer Roman, aber kein Referat.“ — „Herr Redakteur,“ sagte Schlottke, „die Verhandlung ist von höchstem Interesse. Ein Mordversuch aus Eifersucht, mit pikanten Streiflichtern auf das Treiben gewisser Lebemannskreise.“ — „Schlottke, wenn Sie schon von ‚pikant‘ sprechen, ist's überhaupt aus. Das ist etwas für den ‚Volksboten‘, aber nicht für uns. Lieber langweilig als pikant. Das Lederne ist noch lange nicht so schlimm als das Schlüpfrige. Wir haben Rücksichten zu nehmen. Und dann: Sie erwähnen das ‚Treiben gewisser Lebemannskreise‘ . . .“ „Jawohl, der besten Gesellschaft angehörig, Herr Hase!“ — „Wir gehören aber auch zur besten Gesellschaft, lieber Herr Schlottke, und es ist uns unangenehm, immer nur auf die Splitter im eignen Auge aufmerksam gemacht zu werden. Können wir das Pikante und die Lebemannskreise nicht 'rausstreichen?“ — Schlottke fuhr sich in die Haare. „Herr Redakteur, wenn ich Ihnen einen Bericht von hundertundzwanzig Zeilen bringe, werden jedesmal siebzehn daraus!“ — „Kürze ist des Daseins Würze, Schlottke. Außerdem bekommen Sie ja ein Fixum, sind also nicht auf zeilenweises Honorar angewiesen.“ — „Aber mein Zeichen steht vor den Artikeln; einen gewissen litterarischen Ehrgeiz hab' ich doch auch.“ — „Confutse sagt, es gleiche der Ehrgeiz der schwarzen Schlange. Warum, weiß ich nicht. Es genügt aber. Herr Schlottke, bezähmen Sie sich . . .“

Dittmar war an derartige Scenen gewöhnt. Er schrieb während dessen ruhig seinen Bericht, ohne sich stören zu lassen. In diesen Nachmittagsstunden ging es stets besonders lebhaft im Zimmer des Lokalredakteurs zu. Es gehörte schon die Ruhe Hases dazu, nicht nervös zu werden. Er schäumte nur auf, wenn die auf seinen Tisch niedergelegten Referate unlesbar geschrieben waren. Ein alter Reporter, Namens Bieberstein, leistete in dieser Beziehung das Menschenmögliche. Hase hielt einen Zettel von ihm in der Hand, dünn wie Seidenpapier und mit blauen Punkten bedeckt. „Bieberstein, was soll ich damit?“ — „Ein Bericht über einen unerklärlichen Vorfall in einer spiritistischen Sitzung, Herr Hase.“ — „Lieber Bieberstein, das ist kein Bericht, sondern ein Stück von einer alten Tüte, in der Waschblau gewesen zu sein scheint.“ — „Herr Hase, das ist mit Blaustift durchgeschrieben.“ — „Aber das ist nicht Deutsch, sondern Keilschrift. Vielleicht auch coltekisch oder es sind Runen. Es ist so unerklärlich wie Ihr Spiritismus. Bin ich ein Zeichendeuter? Bin ich die Pythia? Herr Bieberstein, fünf Pfennig pro Zeile mehr, wenn Sie aus dem Unerklärlichen ein Ereignis machen. Hier haben Sie ihre Durchschrift wieder . . .“

Dittmar mußte lächeln. Ein fast ununterbrochener Strom lokaler Neuigkeiten floß in dieses Gemach. Ein Dienstmann brachte die Meldung, in der Lindenstraße sei ein Kind von der Pferdebahn überfahren worden und sofort tot gewesen. Hase verhörte den Mann, brachte den Bericht zu Papier und schrieb eine Honorarquittung über drei Mark aus — „bitte, an der Kasse zahlbar, Vorderhaus, parterre links . . .“ Einer der Laufjungen kam mit einer Visitenkarte, auf der stand: „Jeanne de Vrys, Étoile de Paris“, und darunter in Bleistift: „aura demain son début au théâtre des Reichhallen et serait bien contente de pouvoir parler à Monsieur le Rédacteur.“ Aber dieser Stern von Paris saß ruhig unten im Wagen und erwartete den Herrn Redakteur am Schlage. „Das geht mir über die Hutschnur,“ schrie Hase; „o Wischnu und Kali, gebt meiner Seele fromme Geduld!

Mein Sohn, geh hinunter zu der Dame und sage ihr meine Empfehlung und ich hätte keine Zeit. Sollte sie französisch mit dir parlieren, so antworte ebenso und mit gutem Accent . . ."

Als der Laufbursche aus der Thüre wollte, trat gerade Dr. Sensenschmidt ein, der Reisende der Partei, mit offenem Paletot und praller weißer Weste, den blanken Cylinder in der Hand. „Habe die Ehre, Herr Hase." — „Habe die Ehre, Herr Doktor." — „Lieber Herr Hase, pardon — aber das ist unrecht." — „Was, wenn ich fragen darf?" — „In dem Bericht über die große Versammlung in Neu-Ruppin ist das Wesentlichste in meiner Rede einfach fortgelassen worden." — „Geht den Kollegen Ziegler an, Herr Doktor, der die Provinz bearbeitet, nicht mich." — „Ziegler behauptet, Ihr lokaler Teil nähme ihm allen Raum fort, er wüßte nicht mehr wohin." — „Ich beschränke mich auf das Äußerste, Herr Doktor." — „Dann muß eben mehr Papier gegeben werden. Ich kann verlangen, daß meine Reden nach dem Stenogramm reproduziert werden, daß wenigstens das Wichtigste nicht herausfällt. Ich stehe seit zwölf Jahren im parlamentarischen Leben." — „Und ich bin seit achtzehn Jahren Redakteur, Herr Doktor Sensenschmidt, und habe Klagen wie die Ihren alle Tage zu hören. Ich bedaure, nichts dagegen thun zu können. Wollen Sie, daß Ihrer Reden wegen ein Bogen mehr gegeben wird, so müssen Sie sich schon an Herrn Bertram Volcker wenden . . ."

Da sich in diesem Augenblick der Feuilletonredakteur Dr. Eschwege zeigte, so trat der moderne Demosthenes zurück, begrüßte Dittmar, zog sich einen Stuhl neben ihn und begann, sehr gegen Willen und Wunsch des Schreibenden, mit ihm zu plaudern.

„Lieber Kollege," sagte der Feuilletonredakteur zu Hase, „Sie hatten doch gestern Nachtdienst?" — „Leider, lieber Kollege." — „Nun sehn Sie mal an, was Sie aus dem laufenden Roman gemacht haben! Die letzten Worte lauten: ‚Es war ein Angstschrei aus tiefster Seele, der in dem leisen und wimmernden Flehen erstarb: Fortsetzung folgt.' Kollege, ich habe mich schon beim Frühstück totschämen wollen. Warum haben Sie denn nicht noch die nächste Zeile mitsetzen lassen, ehe das ominöse ‚Fortsetzung folgt' an die Reihe kam?" — „Bin nicht dran schuld, Kollege. Es stand noch Satz genug. Der Metteur hat falsch umbrochen. So etwas kommt vor; trösten Sie sich." — „Sie haben gut reden. Der Autor schreibt mir fünf Seiten Injurien; Volcker Eins telephonierte schon heut früh um acht Uhr in meine Wohnung, ob ich mein ästhetisches Empfinden verloren hätte. Der Kladderadatsch wird über uns herziehen; im Aufsichtsrat wird man wüten. Prinzipiell bin ich sowieso gegen das Zerfleischungssystem der Feuilletonromane mit seinen winzigen Portionen — und nun noch diese groteske Ungeheuerlichkeit!" — „Bei allen Göttern Griechenlands, Kollege, ich sage Ihnen doch, daß ich schuldlos bin!" Der kleine Hase geriet in Zorn, während Dr. Eschwege gegen Sensenschmidt und Dittmar zu klagen begann, wie aufreibend dies Journalistendasein für einen Dichter sei.

Dittmar hatte seinen Bericht beendet und wollte sich soeben empfehlen, als ein neuer Ankömmling seine Aufmerksamkeit fesselte: ein glatt rasierter Herr, der sich Pitti-Pitt nannte und für sein Benefiz an Kaufmanns Variété-Theater um

gütige Beachtung bat. Er habe an seinem Ehrenabend besondere Überraschungen für das p. t. Publikum vor. Eine dieser Überraschungen hatte er bei sich, zog sie aus der Tasche und blies sie auf. Es war dies nämlich ein winziges schwarzes Häutchen, das sich plötzlich zu dehnen und zu strecken begann, durch die eingeblasene Luft ungeheuerlichen Umfang annahm und schließlich in Gestalt eines mächtigen Elefanten mitten in der Redaktionsstube stand. „Voilà,“ sagte Herr Pitti-Pitt und tippte mit dem Finger an das Gebilde, so daß der Elefant erst eine Bewegung nach vorwärts und hierauf nach aufwärts machte, bis er an die Decke stieß und nun in der Luft hängen blieb. Das war gerade in dem Augenblick, da Bertram Volcker in das Zimmer trat.

„Herrjeh,“ sagte er, „wie kommt denn der Mastodont hierher?“ — Er wurde lachend aufgeklärt, und Mister Pitti-Pitt nahm die Beruhigung mit, daß sein Benefiz im „Morgenblatt“ Erwähnung finden würde. Bertram brachte dem Lokalredakteur das Gesuch eines großen Warenhauses, das als Gegenleistung für ein ganzseitiges Inserat einen Hinweis auf den neuesten Katalog der Firma im redaktionellen Teile erbat. „Ich bin ja im Prinzip auch gegen derartige Reklamen, Herr Hase,“ sagte Bertram lächelnd; „aber da Littauer & Bernewitz ihre Annoncen voll bezahlen und keinen Rabatt beanspruchen, so können wir unsern Prinzipien auch einmal untreu werden. Kleiden Sie die Reklamenotiz bitte recht geschickt ein. Guten Tag, Herr Doktor Eschwege. Einen Orden für Ihr ‚Fortsetzung folgt‘!“ — „Sie haben das Recht, zu spotten, Herr Volcker; trotzdem bin ich schuldlos.“ — „Das Faktum ist da, und Sie sind der leitende Redakteur, Herr Doktor. Denken Sie an unser Redaktionskomitee! Graf Breesen erzählt, die Gräfin Palma nehme Anstoß an dem Roman. Es komme ein uneheliches Kind vor.“ — „Ich kann das nicht verschweigen, aber das Kind hat wenigstens einen adligen Vater.“ — „Eben darum,“ und Bertram lächelte spöttisch, „ein bürgerlicher wäre zweckentsprechender gewesen. Lieber Doktor Eschwege, das Unheil häuft sich auf Ihr Haupt. Mehrere Leser verlangen dringlichst, Sie möchten nicht so auf Ibsen schimpfen.“ — „Herr Volcker, wenn meiner Überzeugung nach —“ — „Ich weiß, was Sie sagen wollen; es kommt noch mehr: eine Frau Konsul Dietrichs beschwert sich darüber, daß Sie Zolas neuesten Roman gelobt hätten und fügt an, ein Mann wie Zola dürfe in einem Blatte wie dem unsern überhaupt nicht erwähnt werden.“ — Jetzt lachten alle, und Bertram lachte mit. „Ja, meine Herren,“ meinte er, „es ist nicht leicht, es allen recht zu machen. Das Publikum hat viele tausend Köpfe . . .“

Dr. Sensenschmidt nahm die Gelegenheit wahr, auch seine Klage vorzubringen. Litteratur und Kunst und was noch drum und dran sei im Grunde nur der Appendix einer Tageszeitung; die Politik sei die Hauptsache. Seine Rede in Neu-Ruppin sei entsetzlich verstümmelt worden; so etwas Hochpolitisches müsse verbotenus wiedergegeben werden. Lieber möge man den lokalen Teil noch mehr beschneiden. Nun fuhr Hase empor. Eine gut redigierte Lokalchronik sei sozusagen das feste Rückgrat einer Zeitung; warum schränke man das Feuilleton nicht etwas ein? — Das erboste den Dr. Eschwege. Das Feuilleton sei der Gradmesser für das geistige Niveau des Blattes; aber er habe beständig mit dem Raum zu kämpfen;

seine Theaterkritiken wären schließlich nur noch Aphorismen; zu Lessings Zeiten sei das anders gewesen; in Paris setze man die Berichte über bedeutsame litterarische Geschehnisse an die Spitze der Blätter; für ein Rennen in Hoppegarten sei mehr Platz übrig als für eine wichtige Kritik. Das ging Dittmar an. Er wurde lebhaft. Die Leser des „Morgenblattes“, meinte er, hätten ein brennendes Interesse für Turf und Sport. Das sei der Caviar für die Abonnenten. Die Tips des „Morgenblattes“ erfreuten sich allseitiger Beachtung; nur nicht die Sportrubrik knapper gestalten — das Unglück wäre nicht abzusehen. Hase häufte alle Schuld auf die auswärtigen Korrespondenten; ihre Briefe seien von unerhörter Länge. Und plötzlich erschien ein neuer Ankömmling: der Hauptmann Wenzel, der den militärischen Teil bearbeitete, und kündete an, soeben seien „fünf Spalten Ernennungen, Beförderungen und Versetzungen“ eingetroffen, für die Raum in der morgigen Nummer geschafft werden müsse. Hase rief abermals alle Götter Griechenlands an, und Dr. Eschwege erklärte, er sei einer Ohnmacht nahe. Bertram räumte das Feld und zog Dittmar mit sich.

„Hat ‚Sonnabend‘ gewonnen?“ fragte er, als sie beide die Treppe hinabstiegen.

„Jawohl. Es war vorauszusehen.“

„Na, da wird Hans ja glücklich sein. Er kommt doch noch her?“

„Ich glaube nicht, Bertram. Irre ich nicht, so verabredete man, direkt nach Hause zu fahren.“

Bertram zog die Stirn kraus. „Das ist mir sehr unangenehm. Ich habe mit Hans Wichtiges zu besprechen. Die Papierfabrikanten wollen aufschlagen. Lieber Dittmar, entweder Kaufmann oder nicht. In einem Geschäft wie dem unsern muß man sich konzentrieren. Nun stürzt sich Hans auch noch mit aller Gewalt in die leidige Politik. Ich würde gern einmal mit Gerda Rücksprache unter vier Augen nehmen.“

„Thun Sie das. Ich glaube, sie hat Einfluß auf Hans.“

„Steht vor allen Dingen auf meiner Seite. Ah, das ist eine Frau! Dittmar, ich hätte mir keine bessere Schwägerin wünschen können.“

„Und keinen angenehmern Schwager — was?“

„Auch das. Scherz beiseite — ich freu' mich ehrlich über Sie. Wie weit ist der Roman?“

„Ich bin bei den letzten Kapiteln. Fürchte aber, es wird nichts für das ‚Morgenblatt‘ sein. Es geht etwas ungebärdig in ihm zu. Die Milch der frommen Denkungsart fließt nur spärlich; das Laster feiert Orgien, und am Schlusse kriegen sie sich nicht. Das würde der Frau Konsul Dieterichs, oder wie sie heißt, wenig gefallen.“

Bertram lachte. „Schade. Aber vielleicht können wir den Roman in Buchform bringen. Ich denke, Ihre japanische Skizzensammlung wird Ihnen den Weg ebnen. Kommen Sie auf ein paar Minuten mit in mein Zimmer; die Klischees zu Ihren ‚Spaziergängen in Japan‘ sind fertig — ich will Ihnen die Abzüge zeigen. Oder haben Sie es eilig?“

„I nein. Nathansohn hat mich zum Diner geladen, aber erst zu sechs Uhr . . .“

Bertram hatte eine scherzende Bemerkung auf der Zunge; doch er unterdrückte sie. Sie schien ihm nicht angebracht. In gewissen Dingen war Dittmar leicht verletzlich. Und Bertram hatte ihn gern. Die Dassels waren von guter Rasse.

Er ließ Dittmar in sein Zimmer vorantreten. In dem großen Gemach herrschte die peinlichste Ordnung. Der Arbeitstisch war fast völlig mit Papieren bedeckt, aber sie lagen sorgfältig geordnet: Aufstellungen und Kalkulationen, Briefschaften, Fahnenabzüge, unaufgezogene Photographieen, Rechnungen, Papierproben. Ein riesiges Regal an der Wand war in zahlreiche Fächer geteilt, und über jedem Fach befand sich ein Zettelchen mit dem Namen eines der Angestellten des Hauses. Ein zweiter großer Schrank war mit den Bändereihen des Shannonregistrators gefüllt; daneben führte eine stets offene Thür in ein saalartiges Zimmer, das die Bibliothek und das Ansichtslager der graphischen Erzeugnisse des Hauses enthielt. Links von der Thür stand ein rundes Tischchen mit einer mehrfachen kreisförmigen Reihe von Elfenbeinknöpfchen, auf die verschiedene Namen eingedruckt waren, wie „Steffens“, „Chefredakteur“, „Expedition“, „Kasse“ u. s. w.: die Klaviatur für die elektrischen Klingeln und den telephonischen Anruf. Große Mappen mit Bildern, Skizzen und Entwürfen lehnten hie und da an den Wänden. Die Stores an den Fenstern waren zugezogen; es herrschte ein mildes Dämmerlicht in den Zimmern. Seiner schwachen Augen wegen konnte Bertram eine grelle Beleuchtung nicht vertragen.

Er stand am Telephon. „Verbinden Sie mich mit der Bilderabteilung,“ rief er in das Sprachrohr. „Ist Herr Steffens noch da? — Lieber Steffens, schicken Sie doch bitte die Bilderabzüge zu den ‚Spaziergängen in Japan‘ zu mir, auch die farbigen. Sie wollen selber kommen? Gut so . . .“ Er wandte sich an Dittmar zurück. „Sie sollen einmal sehen,“ sagte er, „was wir mit dem autotypischen Dreifarbendruck für Effekte erzielen. Ich habe eine Fabrik gefunden, die mir die Grundfarben in wunderbarster Reinheit liefert, und nun kann ich mit drei Platten, gelb, rot und blau, Abtönungen und Lichtwirkungen hervorrufen, die sich früher nur durch acht und mehr Platten ermöglichen ließen . . . 'Tag, Steffens!“

Der Prokurist, der neben seiner neuen Stellung noch das Bilderrayon behalten hatte, war eingetreten. Dittmar reichte ihm die Hand. Bertram begrüßte ihn nur durch Kopfnicken, fragte aber zugleich: „Wie geht's? Was macht Malwine?“

„Danke sehr, Herr Volcker,“ erwiderte Steffens, „es geht ja so weit . . .“ Er öffnete seine Mappe. Die Schwarzbilder waren nach Photographieen ausgeführt, die Farbendrucke nach Aquarellen, die Dittmar in Japan gekauft hatte. Es war in der That erstaunlich, wie fein die bunten Autotypien alle Farbennuancen der Originale wiedergaben. Bertram war stolz. Es hatte viel Arbeit gemacht; zwanzigmal hatte er die Abzüge zurückgeschickt; Retoucheure und Drucker waren schließlich in Verzweiflung geraten. Aber nun war an den Bildern nichts mehr auszusetzen — sie waren tadellos.

„Ja, tadellos,“ wiederholte Bertram, nochmals mit prüfendem Blick die Abzüge überfliegend. „Das Verfahren hat Zukunft, Steffens.“

„Wenn nur der Druck nicht so schwierig wäre . . . Ja, was ich sagen wollte, Herr Volcker: die Zeitung hat mir schon wieder drei meiner besten Drucker fortgenommen . . .“

Mit dem „Morgenblatt“ lag er ständig im Hader. Dies gefräßige Ungeheuer kam ihm ewig in die Quere. Er sah düster in die Zukunft. Es war seine feste Überzeugung, daß „die Zeitung“ das Renommee des großen Hauses untergraben würde.

Bertram beruhigte ihn. Der Faktor des „Morgenblattes“ hatte plötzlich eine Anzahl Setzer entlassen müssen; da mußte man die Druckerei des Verlags in Anspruch nehmen. Aber es war bereits für Ersatz gesorgt worden.

„Nützt mir nichts, Herr Volcker,“ sagte Steffens eigensinnig. „Ich muß meine Leute wiederhaben. Die sind geschult und verstehen ihr Fach. Bei der Zeitung kommt's nicht darauf an, ob der Druck einmal ein bißchen unsauberer ist. Bücher und Kunstwerke wollen anders behandelt sein . . .“

Bertram versprach feierlich, dafür Sorge zu tragen, daß ihm „seine Leute“ nicht mehr entzogen werden sollten. „Söhnen Sie sich doch endlich mal mit der Zeitung aus,“ meinte er lächelnd. „Sie sehen ja, daß der Anfang nicht übel ist.“

„Ein Geschäft wird es nie!“

„Das will ich nicht sagen.“

„Nie, Herr Volcker. Der Interessentenkreis ist viel zu klein. Ja, wenn es sich um den ‚Volksboten‘ handelte!“

„Pfui Geyer!“ rief Dittmar. „Herr Steffens, der Vergleich hinkt. Ein wertloses Sensationsblatt ist doch mit unsrer Zeitung nicht in einem Atem zu nennen!“

„Wird aber einmal Hunderttausende abwerfen, während wir uns im besten Falle mit einem Verdienste begnügen müssen, der in gar keinem Verhältnisse zu den aufgewandten Mühen steht.“

„Das ‚Morgenblatt‘ ist nicht auf den Verdienst hin begründet worden,“ warf Bertram etwas ärgerlich ein.

Steffens zog die Schultern hoch. „Dann bescheide ich mich, Herr Volcker. Dann schweig' ich natürlich. Nicht auf den Verdienst hin — gut. Der Ehre wegen — auch gut. Ich bin zu sehr Geschäftsmann, das zu verstehen. Es giebt ja Verleger, die bei gewissen litterarischen Unternehmungen, die sie ihrer Firma zur Ehre rechnen, Jahr für Jahr zusetzen. Gewiß, es giebt solche — aber, wie gesagt, ich begreife die Herren nicht. Weiß auch nicht, ob das kaufmännisch gedacht ist.“

„Zweifellos!“ rief Bertram. Er schätzte Steffens außerordentlich und hätte seine tüchtige Kraft ungern entbehrt. Aber seine ewige Opposition gegen das „Morgenblatt“ wurde schließlich lächerlich. „Zweifellos, Steffens. Sie fassen den Beruf des Kaufmanns gar zu nüchtern auf, statt auch mit idealen Motiven zu rechnen. Sie vergessen ferner, daß der Ruf einer buchhändlerischen Firma sich nicht auf ihren Reichtum, sondern auf den Wert ihrer Produktion gründet. Auch ein notorischer Verlust kann im kaufmännischen Leben einen Verdienst darstellen. Zahlen beweisen viel, aber nicht alles. Wenn ich den Verlag des ‚Volksboten‘ übernommen hätte, so würde ich in der That vielleicht große Summen verdienen, zugleich aber auch den

Ruf meiner Firma für immer ruinieren. So dachte auch der da" — er wies auf das Bild des alten E. M. Volcker an der Wand. „Sein erstes Verlagsunternehmen war eine Kunstgeschichte Toskanas, an der er zwanzigtausend Thaler verlor. Aber dieser scheinbare Verlust hat sich über Erwarten gelohnt, denn das Werk galt als epochemachend und hat das Renommee unsers Hauses begründet . . ."

Steffens hatte die Bänder an seiner Mappe wieder zusammengeknüpft.

„Ich will nicht streiten," sagte er. „Wozu, Herr Volcker? Daß ich es gut meine, wissen Sie. Möglich, daß ich keine Ideale habe. Malwine behauptet das Gegenteil. Ich bin Radierer von Hause aus, habe aber auch den Buchhandel erlernt. Und als Künstler und Buchhändler hasse ich die Zeitung — die Zeitung im allgemeinen, das Tagesblatt. Sie schlägt das Buch tot und ruiniert die Freude an der Kunst. Einen Menschen von Geschmack muß es schon widrig berühren, wenn er das dünne, lappige, pfui um die Welt, dieses schauderhafte Zeitungspapier nur anfühlt —"

„Wir können das ‚Morgenblatt' doch nicht auf Satiniertem drucken, Steffens!"

„Natürlich nicht; das weiß ich schon. Aber eben, weil das nicht angeht, darum ist die Zeitung die ärgste Geschmacksverderberin. Auch in geistiger Beziehung. Ihr buntes Wischiwaschi, das ganze, aus aller Welt zusammengetragene Füllsel, ein wahrhaftes Frikassee von politischen, volkswirtschaftlichen, geographischen, militärischen, statistischen, kirchlichen und litterarischen Aufsätzen, Artikelchen und Notizen, eine Pastete, nein, ein Ragout, das muß dem Publikum allgemach naturgemäß auch das letzte Verständnis für die ernste Wissenschaft austreiben. Wer kauft denn heute noch eine gediegene Reisebeschreibung oder ein kunsthistorisches Werk? Seine Zeitung liefert ihm das ja viel hübscher — hübscher, weil es nur brockenweise angerichtet wird und in sogenannter populärer Form, damit der geehrte Leser um Himmels willen nicht etwa seinen Geist anzustrengen braucht, der in behaglicher Abwechslung zwischen Roman und Vermischtem, Politik und Kritik, einem Diebstahl in der Rosenthalerstraße und einer Besteigung des Himalaya hin und her pendelt. Es ist fürchterlich, sage ich Ihnen, Herr Volcker, was so eine Zeitung für Unheil, für eine Verwirrung in den Köpfen der Lesewelt anrichtet. Früher war es noch anders. Da erschienen die Zeitungen in kleinem Format und beschränkten sich auf die Neuigkeiten des Tages. Heute verlangt der Leser einen Ballast von Papier, verlangt sozusagen alle Morgen sein Buch Miscellanea. Jawohl, innerhalb seiner Frühstücksstunde will er über hunderterlei in Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur orientiert sein; die Tagesfragen genügen ihm nicht mehr. Hol's der Geyer! Die Zeitung richtet den Buchhandel zu Grunde."

Er nahm seine Mappe unter den Arm. „Pardon," meinte er, „die Zunge galoppierte wieder einmal. Ich habe die Ehre."

Er ging.

„Ein grimmer Teutone," meinte Dittmar lächelnd.

„Er übertreibt wahnsinnig," sagte Bertram, der wieder an seinem Arbeitstische Platz genommen hatte. „Aber ein Körnchen Wahrheit liegt auch in seinen Übertreibungen. Der Buchhandel leidet in der That unter dem Zeitungswesen, und zwar am meisten durch die sogenannten parteilosen Blätter, deren oberflächliches, feuilleto-

nistisches Geschwätz der großen Masse die ganze Litteratur ersetzt. Lieber Dittmar, ich will Sie nicht länger aufhalten; es ist fünf, und ich denke mir, Sie werden sich vor dem Diner noch umkleiden wollen."

„Zackri, schon fünf! Da beeile ich mich. Addio, Bertram; meine Empfehlungen an Ihre verehrte Frau . . ."

Er nahm sich eine Droschke, um nach Hause zu fahren. Das geschah nicht häufig: er war sparsam geworden. Als er in seiner Wohnung ankam, reute es ihn fast, daß er die Einladung Nathansohns angenommen hatte. Er wäre am liebsten daheim geblieben, hätte auf seinem Zimmer zu Abend gespeist und an seinem Roman weiter gearbeitet. Es erschien ihm selbst zuweilen seltsam, daß er jetzt so oft das Bedürfnis nach Häuslichkeit empfand. Eine gewisse Reaktion machte sich bei ihm nach dem ziemlich wilden und regellosen Leben geltend, das er bis dahin geführt hatte. Dazu kam, daß die beiden Zimmer, die er bei Steffens bewohnte, in der That ungemein behaglich waren. Sie lagen im Parterregeschoß und nach einem kleinen Garten hinaus, so daß Dittmar durch das Straßenleben nicht gestört wurde. Allerlei Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Japan, Waffen, Stoffe, Geweihe und Bilder, bedeckten die Wände, und das alles war so hübsch arrangiert, daß man kaum die Tapete durchscheinen sah. Der Schreibtisch stand am Fensterpfeiler, den eine köstliche Seidenstickerei verdeckte: langbeinige Reiher, die in hohen Gräsern umherstolzierten, eine Arbeit von feiner künstlerischer Wirkung. Auf den Tischen und Schränken Cloisonnés und Porzellane und jene zierlichen Lackarbeiten mit Perlmutteinlagen, deren Heimat Japan ist; in einer Ecke ein schön gemalter Wandschirm, hinter dem ein groteskes Götzenbild hervorschaute: eine Nachbildung des Gottes der Winde, der den Tempel in Nikko bewacht; daneben ein Bücherspind mit stark gemischtem Inhalt.

Einen Augenblick überlegte Dittmar: sollte er einen Dienstmann zu Nathansohn schicken und sich entschuldigen lassen? — Aber nein, diese Entschuldigung im letzten Moment wäre ungezogen gewesen. Auch hatte er nicht Nathansohns, sondern Hellas wegen zugesagt. Diese hübsche kleine Jüdin lockte ihn; sie war sehr verführerisch — aber doch auch mehr. Verführerisch nicht nur, weil sie eine höchst pikante Schönheit war, sondern weil sie auch Herz und Geist besaß. Dittmar hatte sich nach seiner ersten Bekanntschaft mit ihr auf dem Hochzeitsfeste seiner Schwester ein ziemlich schroffes Urteil über sie gebildet. Man beurteilte sie gewöhnlich falsch, wenn man sie nur flüchtig kennen gelernt hatte. Da erschien sie herb, abweisend und frostig, in ihren gelegentlichen Bemerkungen über Welt und Menschen gemacht pessimistisch, in ihren Äußerungen über Litteratur und Kunst zuweilen geistreichelnd. „Geistreichelnd", das war das kritische Schlagwort, das Dittmar für sie gefunden hatte. Aber er schränkte sein rasches Urteil doch baldigst ein. Es gab Dissonanzen in ihrer Seele, die er zu spüren meinte. Wurde die Unterhaltung zwischen den beiden gelegentlich wärmer, so klang Dittmar dann und wann etwas Wehes und Schmerzliches entgegen, das er nicht begriff oder falsch deutete. Trug sie irgend eine stille Liebe im Herzen? Oder litt sie unter dem Widerstreit zwischen ihrer Erziehung und Bildung und der Stellung, die ihr die Gesellschaft als Tochter ihrer Rasse zuwies? Dittmar verstand manches an ihr nicht. Und vielleicht gerade deshalb interessierte sie ihn in so hohem Maße. Er

merkte auch, daß sie sich ihm gegenüber anders gab als den gleichgültigen Herren ihrer Bekanntschaft: weicher, milder im Urteil, mädchenhafter und natürlicher.

Er hatte sich umgekleidet und stellte sich vor den Spiegel. Er war, wie Vließen sich ausdrückte, ein „hübscher Bengel". Die schreckliche Decadance, den Sprung vom Legationssekretär zum Lohnschreiber sah man ihm nicht an. Der schwarze Gehrock stammte noch aus guter Zeit, da er die Schneiderrechnungen nicht prüfte. Es saß auch eine Rosette im obersten Knopfloch mit den Farben eines italienischen und eines japanischen Frühstücksordens; aber er knöpfte die Rosette wieder heraus. Dafür wählte er einen helleren Shlips. Er war noch immer für eine gewisse Harmonie in der Toilette . . .

Im Hillerschen Restaurant waren in den vordern Räumen fast alle Tische besetzt. Prinz Inningen saß hier mit Hasso Hunding und mehreren Kavallerieoffizieren und rief ihn an. Als Dittmar entgegnete, er suche den Bankier Nathansohn, trat für einen Augenblick ein verlegenes Schweigen ein. Dann rief ein dritter Garde-Ulan: „Im Salon rechts, Graf Dassel!" — Dittmar dankte und empfahl sich.

Im Salon rechts fand er in der That Nathansohn mit seiner Tochter. Sie saßen allein an einem schon gedeckten Ecktische, dessen Mitte ein Blumenstück einnahm, neben dem eine elektrische Lampe mit rosafarbenem Schirm stand. Nathansohn sah Dassel eintreten und winkte ihm lebhaft mit der Hand zu, während Dittmar sich von dem Kellner Hut, Paletot und Stock abnehmen ließ.

„Auf die Minute pünktlich, lieber Graf," sagte Nathansohn, ihm die Hand drückend, „wir sind ein bissel zu früh gekommen. Servieren, Kellner — wie ich bestimmt habe: statt des Spinats Spargel und als Einschub Hummer à l'américaine. Was für Wein, Graf: Rot oder Rhein?"

„Mir gleich, Herr Kommerzienrat — wie gnädiges Fräulein befehlen."

„Hella spricht in Weinfragen nicht mit. Sie nippt nur. Sie ist entartet. Hören Sie mal, Kellner, ich habe neulich bei Ihnen einen Geisenheimer Rothenberg getrunken — zeigen Sie die Karte — da haben wir ihn! Aber nicht zu kalt. Zum Fleisch eine Mouton Rothschild, und dann stellen Sie uns eine Pommery sec kalt. Als Schlußtropfen, Graf. Ich bin sonst kein Verehrer des Champagners. Hella, hast du einen besondern Wunsch? Gieshübler — natürlich! Also eine Gieshübler, Fritz! . . ."

Dittmar hatte zwischen Hella und ihrem Vater, an der einen Schmalseite des Tisches, Platz genommen. Er begann die Unterhaltung mit einem Kompliment auf die Toilette Hellas.

„Pardon," fügte er an, „das klang beinahe banal. Sollte aber nicht einmal eine Schmeichelei sein. Seit ich an meinem Roman arbeite, treibe ich auch Toilettestudien. Ich glaube, es ist nicht immer leicht, die gerade herrschende Mode mit dem Geschmack in Einklang zu bringen."

„Die Mode ist selten ganz geschmacklos," erwiderte Hella; „nur zuweilen, und in solchen Fällen marschiere ich nicht mit, oder ich verbessere die Mode nach eignem Gutdünken und überlasse mich der Intelligenz der Schneiderin. In einer Beziehung bin ich allerdings ein Opfer der Mode geworden: in Bezug auf meinen Vornamen."

Ihr Vater lachte. Er lachte stets so dröhnend, daß er allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen pflegte.

„Das ist richtig," sagte er, „ist richtig. Es war mal 'ne Zeitlang Sitte in — in unsern Kreisen, den Kindern altnordische Namen zu geben. Siegfried und Siegmund und Helmut und Hartwig, und da — ja, ich weiß nicht mehr, wie meine gute selige Frau gerade auf Hella gekommen ist. Sie muß den Namen in einer Geschichte von Felix Dahn gelesen haben, für den sie viel übrig hatte. Gott, meine gute Rebekka! Sie hieß Rebekka. Ich gestehe, daß mir der Name Hella an sich besser gefällt. Aber in Verbindung mit Nathansohn hat er etwas Groteskes. Es hilft nichts: wir müssen schon beim Altbiblischen bleiben, wie Ihr vom Adel bei der Tradition der ritterlichen Namen, bei Diethwolf und Dittmar und Hildebrandt und Hadubrandt. Hab' ich nicht recht, Graf? . . ."

Dittmar war an die kleinen und großen Taktlosigkeiten Nathansohns gewöhnt. Sie hafteten diesem intelligenten Plebejer unlöslich an. Es war dies um so merkwürdiger, als der Bankier dank seiner weitreichenden Geschäftsverbindungen viel mit der eleganten Gesellschaft zusammentraf und auch im Verkehr stand. Es liegt in der Art, hatte Dittmar anfänglich gedacht, aber seinen Irrtum eingesehen, als er gelegentlich mit andern Finanzgrößen bekannt geworden war, Juden wie Nathansohn, aber von unleugbar vornehmem Weltschliff und feinsten Manieren. Also auch in diesem Falle glich durchaus nicht einer dem andern — und trotzdem konnte Dittmar bei dem dicken Schlemmer niemals den Eindruck des „Typischen" los werden.

Hella war leicht errötet. Daß sie über ihren Vater erröten mußte, wurmte Dittmar am meisten. Er wußte wohl: Vater und Tochter standen sich ausgezeichnet. Hella liebte den Alten zärtlich und las, was er wollte und wünschte, aus seinen Augen. Er aber vergötterte sie. Das hinderte ihn nicht, sie hundertmal zu verletzen. Meist freilich unbewußt, aus Mangel an Zartgefühl; zuweilen aber auch aus grausamer Absicht. Sie reckte ihm öfters das feine Näschen zu hoch, und da demütigte er sie.

Dittmar hatte Nathansohn auf dessen letzte Frage irgend eine gleichgültige Antwort gegeben und lenkte dann auf ein andres Thema über. Von Zeit zu Zeit glitt sein Blick rasch über Hella. Er konnte sich an ihrer Schönheit nicht satt sehen. Was war nur an ihr, was ihn so mit Entzücken erfüllte? Er sann nach, mit wem er sie hätte vergleichen können. Schöne Mädchen waren, ach, wie gar viele auf seinem Wege aufgetaucht. Glich eine von ihnen Hella? — Ja, eine: eine Römerin, eine Komtesse Prata, in die er sich sterblich verliebt hatte, als er noch der Botschaft in Rom angehört hatte. Er hatte Unglück mit seinen Liebschaften, die nicht nur Tändeleien gewesen waren. Komtesse Anina Prata hätte gerade zu ihm gepaßt; sie stammte aus vornehmem Hause und war sehr reich. Aber sie gehörte zur „schwarzen" Gesellschaft Roms, zu jener, die eine Phalanx um den Vatican bildet; Anina hätte sich eher das Herz zerfleischt, ehe sie einem Protestanten die Hand gereicht hätte. Und nun wieder Hella! Große Götter, warum mußte sie Nathansohn heißen!? —

Das Diner schritt vor. Es war erlesen, genügte den lukullischen Neigungen des dicken Banquiers aber doch nicht ganz, obschon er Verschiedenes auf dem Menü gestrichen und dafür andres hatte einfügen lassen. Er rief Fritz, den Kellner, heran,

der sein ganzes Vertrauen genoß, und machte ihm aus seiner Mißstimmung kein Hehl. „Verehrter," sagte er ihm, „da sind nun Artischockenböden, mit Trüffelpüree belegt. Das klingt wunder wie, aber die Artischockenböden könnten um diese Jahreszeit wohl frisch sein. Das sind eingelegte — mir machen Sie kein X für ein U. Und hören Sie mal: die Rinderbrust kriege ich bei der Lina Morgenstern zarter . . ." Plötzlich wandte er sich an Dittmar und legte seine Hand auf dessen Linke.

„Ja richtig, Graf — was ich sagen wollte: möchten Sie nicht Ihre Schriftstellerei wieder an den Nagel hängen, ehe sie sich weiter auswächst?"

Dittmar verstand den Sinn der Frage nicht sogleich. Nathansohn hatte eine Dessertgabel ergriffen und tippte mit ihrem stumpfen Ende auf den Tisch. „Ich glaube, ich habe mich nicht ganz korrekt ausgedrückt," fuhr er fort; „weniger die Schriftstellerei als den Journalismus. Schriftstellern können Sie schließlich ruhig weiter, soweit Muse und Muße es Ihnen verstatten. Aber würden Sie nicht vorziehen, Ihre Stellung als Redakteur des ‚Morgenblatts' mit einer andern Stellung zu vertauschen, einer kaufmännisch-repräsentativen —?"

Hella horchte nicht minder interessiert auf als Dittmar, während Nathansohn weitersprach: „Eine Stellung, die Ihnen ganz bedeutend mehr eintragen würde als Ihre jetzige und die nebenbei eines Gentlemans durchaus würdig ist —? Was? . . ."

Dittmar zuckte etwas verlegen mit den Schultern. Wollte Nathansohn ihn in irgend einem seiner Betriebe als Aufsichtsrat anstellen? —

„Ich bin kein Kaufmann, Herr Kommerzienrat," erwiderte er. „Das sind nun allerdings viele nicht, die an der Spitze großer Verwaltungen stehen. Ich weiß wohl, daß sogar der höhere Adel öfters in die Direktorien und Aufsichtsräte industrieller Unternehmungen hineingezogen wird, ohne irgend etwas von der Sache zu verstehen. Aber es würde mich doch nicht reizen, lediglich meinen Namen als Äquivalent für ein vielleicht glänzendes Gehalt herzugeben."

„Bravo," sagte Hella leise und erschrak fast über sich selbst.

Nathansohn lächelte. „Bravo — schön — ich wiederhole dein Bravo, Hella. In der kaufmännischen Welt braucht man allerdings zuweilen Namen von gutem aristokratischen Klang als — rund heraus — als Lockung. Aber Sie dürfen nicht vergessen, lieber Graf, daß wir nicht mehr in den Gründerjahren leben. Der selige Lasker hat groß Reinemachen beantragt. Der Name thut's nicht mehr allein; man verlangt auch eine gewisse Thätigkeit, keine aufreibende, aber doch immerhin Arbeit, sei sie nun kommerzieller oder büreaukratischer oder lediglich repräsentativer Natur. Auch die Gesetze sind schärfer geworden . . . Das alles hat mit dem, was ich Ihnen anbieten wollte, nichts zu thun. Ich brauche nicht Ihren Namen, sondern — sagen wir — Ihre Individualität. Jawohl. Sie sind ein feiner Kopf, besitzen künstlerischen Geschmack, haben Phantasie, verbinden Weltschliff mit Bildung und Wissen —"

„Merci," warf Dittmar lachend ein, „ich verneige mich im Geiste." Und Hella sagte: „Da bin ich aber wirklich neugierig, Papa, was dieser Einleitung folgen wird."

„Ganz einfach, Graf Dassel: ich möchte Ihnen einen Wirkungskreis schaffen, der Sie mehr befriedigen wird als das Dasein eines Sportredakteurs. Ich habe den Betrieb einer großen Glashütte in Böhmen übernehmen müssen und möchte aus der etwas machen."

„Einer Glashütte?“ fragte Hella erstaunt.

„Ja, mein Kind, die Hütte Schirnau in der Nähe von Pilsen: eine umfangreiche Anlage, die aber infolge unsauberer Manipulationen seitens ihrer bisherigen Leiter in Verfall geraten ist und die nun wieder in die Höhe gebracht werden soll. Ihre Hauptfabrikation war bisher Flint- und Krystallglas, und das wird wohl auch künftighin das finanziell ergebnisreichste Produkt Schirnaus bleiben. Daneben möchte ich aber dem feinern Zierglas eine Arbeitsstätte einräumen; die Anlagen sind da, nur fehlte es an tüchtigen Kräften, vor allem an künstlerischer Direktive. Mit Zierglas ist viel zu verdienen, Graf. Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Der Aufschwung in allen Branchen der Keramik hat Bronze und Marmor in den Hintergrund gedrängt. Neben Porzellan und Fayencen dominiert heute das Glas. Ich möchte den Zeitgeschmack ausnützen. Einen tüchtigen Techniker habe ich bereits gewonnen; nur ist der Mann kein Genie. Deshalb will ich ihm eine ständig anfeuernde Kraft zur Seite stellen, einen Menschen mit weitem Blick und künstlerischem Feinempfinden, der nicht am Engen und Kleinlichen haftet, der weder Techniker, noch berufsmäßiger Künstler, noch Kaufmann zu sein braucht, aber von allen etwas haben muß — einen, der Initiative besitzt. Und da habe ich denn an Sie gedacht, lieber Graf ...“ Er winkte dem Kellner. „Den Sekt, Fritz. Und dann Kaffee und Likör ...“

Dittmar antwortete nicht sofort. Der Vorschlag berührte ihn wunderlich, aber doch nicht gerade befremdend. Warum auch? Dittmar hatte an Selbstvertrauen gewonnen. Er meinte, er könne alles erlernen, wenn es not thue. Er warf einen Seitenblick auf Hella. Die saß stumm neben ihm und knitterte etwas nervös an ihrer Serviette.

Der Kellner schenkte den Pommery ein.

Nathansohn lächelte wieder. „Ein allzu begeistertes Gesicht machen Sie nicht, Graf Dassel,“ meinte er. „Thut nichts — ich habe es so erwartet. Lassen Sie mich erst mal weiter sprechen. Die Konjunkturen liegen günstig für meine Idee; trotzdem will ich keine Übereilung. Wenn Sie zusagen, möchte ich Sie zunächst einmal ein Jahr auf Reisen schicken. Sie müßten sich in die Materie hineinarbeiten. Müßten Salviati besuchen, Gallé in Nancy, die Crystallerie du Val St. Lambert in Belgien, Tiffany in New York. Das wären die Vorstudien ... Hielte ich Sie nicht für einen außerordentlich begabten Menschen und zugleich auch für eine praktisch zugreifende Natur, so würde ich mich gar nicht an Sie wenden ... Den Chester noch einmal, Fritz ... Aber sehen Sie, Graf, ich will nicht nur Ihnen dienlich sein, sondern Sie sollen es auch mir. Ich erhoffe und erwarte viel von Ihnen. Sie beherrschen ein halbes Dutzend Sprachen und sind ein tadelloser Kavalier; Sie werden in der Fremde bessere Aufnahme finden als ein Berufsmann, den man nicht gern in die Geheimnisse der Fabrikation gucken läßt ...“ Er überzeugte sich, daß die Kellner nicht in der Nähe waren und fuhr etwas leiser fort: „Ihre Stellung würde der des technischen Direktors koordiniert sein. Anfangsgehalt zwölftausend Mark — so denke ich. Wenn Sie das Lehr- und Reisejahr hinter sich haben, würden wir über das Weitere noch intimer plaudern. Vorläufig kann ich Ihnen nur Andeutungen geben ...“

Er leerte langsam sein Glas. Er war neugierig auf die Entscheidung Dittmars, ließ es sich aber nicht merken. Er wollte dem jungen Manne sehr wohl und ihm auf seine Weise emporhelfen. Und in der That versprach er sich auch etwas von Dittmars Intelligenz. Der neue technische Direktor in Schirnau bedurfte gerade einer solchen Stütze: keines ausführenden Künstlers — die fand man schon — aber eines Anleiters, einer frischen, vorwärts treibenden Kraft. Nathansohn dachte noch weiter. Hatte sich Dittmar erst in seine neue Stellung hineingearbeitet, und daran zweifelte der Banquier keinen Augenblick, so kam ihm auch sein schöner Name zu nutze. Geeignete Kombinationen ließen sich unschwer finden: „Glashütte Schirnau, Direktion Dittmar Graf Dassel“ — oder vielleicht schlankweg „Gräflich Dasselsche Glashütten-Verwaltung“. Das klang allerdings, als sei Graf Dassel der Besitzer und Inhaber — aber was schadet es? — Ließ ein Firmentitel sich nicht kaufen? —

Das Diner war beendet. Die Kellner räumten den Tisch ab und säuberten ihn, brachten die Kaffeemaschine, zündeten den Spiritus an und servierten die Schnäpse: eine ganze Kollektion in Originalflaschen. Nathansohn griff nach dem Cognak.

„Meukow, wie ich Sie kenne — nicht wahr, Graf?“ fragte er. „Oder einen Marnier? Das ist Frankreichs Neuestes, mir aber zu süß ... Aha, sehen Sie, das habe ich endlich durchgesetzt, daß man den Cognak gehörig kühlt. Mir ist ein alter Meukow hundertmal lieber als ein Henessy; er hat mehr Gehalt. Drüben in Frankreich bevorzugt man den Martel und den Bisquit Dubouché; der ist mir nun geradezu odiös — er hat immer etwas Weichliches. Schließlich ist alles Geschmackssache ...“

Er füllte ein Gläschen goldgelben 1824er Meukow in eine große Porterschale um und brachte diese in schwingende Bewegung. Der Cognak blitzte opalfarbig, tropfte wie Öl von der Glaswand herab und verbreitete einen wunderbaren Duft, den Nathansohn mit der entzückten Miene eines Epikuräers, der mit dem Materiellen gern einen gewissen ästhetischen Genuß verbindet, einatmete.

Hella bekümmerte sich inzwischen um den Kaffee. „Sie sagen ja gar nichts, Graf Dassel,“ meinte sie.

Dittmar fuhr wie zerstreut in die Höhe.

„Es ist schwer, auf den gütigen Vorschlag Ihres Herrn Vaters ohne weiteres entscheidende Antwort zu geben,“ entgegnete er. „Selbstverständlich reizt mich vieles. Ich glaube auch, daß ich ein gewisses künstlerisches Empfinden besitze; aber das würde nicht genügen, meine Stellung auszufüllen. Ich müßte mich auch in das Technische und Kaufmännische versenken, müßte — — mein Gott, all das wäre zu überwinden, denn ich bin immerhin eine arbeitslustige Natur ... Ja, wahrhaftig, es reizt mich vieles: die wachsende Selbständigkeit, das hohe Gehalt ... Aber es ist trotzdem noch manches zu überlegen ... Gnädiges Fräulein, was würden Sie an meiner Stelle thun?“ ...

Die Frage schien Hella überraschend zu kommen. Sie verfärbte sich ein wenig. Es glitt eine Blutwelle über ihr Gesicht. Die Pfirsichfarbe ihrer Wangen verdunkelte sich. Sie senkte für einen Augenblick die Lider mit ihren langen dunklen Wimpern und schlug sie dann rasch wieder auf.

„Ich muß gestehen," sagte sie, „auch auf die Gefahr hin, bei Papa in Ungnade zu fallen, daß ich an Ihrer Statt die angebotene Stellung nicht annehmen würde . . ."

„Verdreht," entgegnete Nathansohn und zuckte mit der rechten Schulter. Der Blick, der seine Tochter traf, war kein allzu freundlicher. „Darf ich fragen: warum nicht, Hella? — Hella, mein Kind, du bist wie Eugen Richter. Du mußt immer opponieren. Du mußt durchaus alles besser wissen. Mit der holden Weichheit des Ewig-Weiblichen verträgt sich dein Regierungsempfinden nicht so recht . . ."

Abermals errötete Hella. „Ich bin nur freimütig, Papa," antwortete sie. „Warum soll ich die Wahrheit verschweigen? Es giebt sicher Fälle, da man besser thut, ruhig zu sein als zu sprechen — liegt hier ein solcher Fall vor? — Ich gönne dem Grafen Dassel von Herzen eine glänzend dotierte Stellung und mehr noch eine ihn vollauf befriedigende Thätigkeit. Aber ich kann nicht glauben, daß ihn der zugedachte Posten auf die Dauer glücklich machen wird."

„Und warum nicht? Und warum nicht?" — Nathansohn trank ärgerlich seinen zweiten Meukow.

„Weil das rein Kommerzielle in dieser Stellung doch immer wieder in den Vordergrund treten würde und Graf Dassel meiner Ansicht nach durchaus keine kaufmännischen Anlagen besitzt — jedenfalls nicht in dem Maße, wie es dir, Papa, wünschenswert sein würde . . . Verzeihung, Herr Graf, daß ich so aufrichtig über Sie urteile . . ."

Dittmar verneigte sich. „Ich kann Ihnen nur dankbar dafür sein, gnädiges Fräulein. Vielleicht haben Sie recht. Ich weiß es wirklich nicht. Ich kenne mich selbst am schlechtesten."

„Ich will auch keine Entscheidung von heute zu morgen," brummte Nathansohn. „Was Hella sagt, ist Unsinn. Sie muß ewig ihre Sondermeinung haben. Überlegen Sie sich die Sache in Ruhe, lieber Graf."

„Das werde ich gewiß thun, Herr Kommerzienrat. Aber schon heute möchte ich Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihr Entgegenkommen aussprechen" —

„Ah bah, der Vorteil würde ebensogut auf meiner als auf Ihrer Seite liegen — also nur keinen Dank . . . Wissen Sie was? Jetzt wollen wir den Göttern noch einen Schluck guten Rotspohn opfern. Als Abschluß — als Auffrischung nach den Anstrengungen der Mahlzeit — einen süffigen Haut Brion . . ."

Dittmar protestierte, aber es half ihm nichts. Das Unglück wollte, daß sich auch noch ein Bekannter Nathansohns einfand, ein Dr. Heller, den der Banquier nötigte, an seinem Tische Platz zu nehmen: ein schlanker junger Herr von einnehmendem Äußern und gewandten Umgangsformen. So war die Flasche bald geleert, und eine neue wurde bestellt . . . Dittmar begann sich unbehaglich zu fühlen. Er war sonst kein Spielverderber. Aber er sah, daß dieses überlange Hinausziehen der Tafelei Hella angriff. Der Ventilator oberhalb eines der großen Spiegelfenster war zwar geöffnet und arbeitete geräuschlos. Doch der Speisen- und Weindunst aus dem Salon war nicht so leicht zu vertreiben. Ein Parfümhauch mischte sich in diesen Dunst — kein angenehmer. Ganz in der Nähe hatten sich zwei Herren,

die sich lebhaft französisch miteinander unterhielten, niedergelassen und neben ihnen zwei Damen, die sich in Ylang-Ylang gebadet zu haben schienen. Das Restaurant füllte sich mehr und mehr. Alle Tische waren besetzt. Auch aus den Nebenzimmern drang Stimmengewirr. Am kassettierten Plafond sammelte sich der lichtblaue Rauch der Cigarren und Papyrossen zu einem durchsichtigen Wolkenschleier. Die Kellner huschten hin und her, brachten silberne Eiskübel, Tabletts, Fruchtschalen und rollten die kleinen Tische mit den großen Fleischstücken auf riesigen Nickelplatten, unter denen Flammen zuckten, lautlos über die Teppiche. Zuweilen erschien der Besitzer des Lokals, in langem schwarzen Rock und weißer Weste, unter der Thür und verneigte sich nach allen Seiten; Nathansohn drückte er kordial die Hand ...

Dr. Heller hatte nur wenige Worte mit Hella und Dittmar gewechselt und wurde sodann fast ausschließlich von Nathansohn mit Beschlag belegt. Er war Elektrotechniker, und der Banquier verhandelte Geschäftliches mit ihm. Einmal glaubte Dittmar von ihm den Namen Düren zu hören. „Ah — Düren — der — jawohl, jawohl,“ äußerte Nathansohn und setzte das Gespräch mit etwas leiserer Stimme fort ... Indessen versuchte Dittmar Hella zu unterhalten. Er plauderte über hunderterlei mit ihr. Aber er spürte, daß sie ihre Frische verlor. Ein etwas müder Zug lag um ihren Mundwinkeln; sie zwinkerte mit den Augen, da sie der Cigarrenrauch belästigte, gab sich aber dennoch Mühe, ihre Nervosität zu verbergen.

Abermals wollte Nathansohn eine neue Flasche bestellen. Da aber legte Dittmar seine Hand auf den Arm des Banquiers. „Lieber Herr Kommerzienrat — wollen wir nicht zum Aufbruch blasen? Ich fürchte, Ihr Fräulein Tochter ist ein klein wenig abgespannt ...“ Auf der Stelle nahm auch Dr. Heller für Hella Partei, bat um Vergebung, daß er sich ihr so wenig gewidmet habe, und erklärte, er trinke keinen Tropfen mehr. Es gab noch ein längeres Hin und Her. Die „letzte Flasche,“ schlug Nathansohn vor — „zum abgewöhnen. Noch zehn Minuten, Hellakindchen ...“ Aber Dr. Heller stand einfach auf und rief nach dem Kellner ...

Man ließ eine Droschke holen, da es leicht zu regnen begonnen hatte. Der Ingenieur ging mit Nathansohn voran; beide waren schon wieder tief in der Elektrizität. Hella und Dittmar folgten.

„Ich möchte nochmals um Verzeihung bitten, Herr Graf,“ sagte das junge Mädchen, „daß ich mich vorhin gegen den Vorschlag Papas ausgesprochen habe. Ich kenne den Papa. Er nimmt großes Interesse an Ihnen, glaubt auch sicher, daß Sie sich für jene Stellung eignen würden — ich möchte behaupten, er hat die Absicht, die Stellung speziell für Sie zu schaffen. Aber er ist doch zu sehr Kaufmann, als daß es früher oder später nicht zu Mißhelligkeiten zwischen Ihnen beiden kommen würde, und sei es auch nur auf Grund gewisser gegensätzlicher Anschauungen, die — in der Verschiedenheit der Erziehung liegen. Und das würde mir schrecklich sein ...“

Die letzten Worte flüsterte sie nur unter ihren Schleier hervor. Man trat ins Freie. Der Portier hielt seinen Regenschirm über Hella und riß den Schlag der Droschke auf. Nathansohn wuchtete zuerst hinein.

„Adjö, Heller — also ich erwarte Sie morgen früh zehn Uhr. Der Düren ist ja ein Teufelskerl ... Auf Wiedersehn, Graf Dassel ... bien merci für Ihre Liebenswürdigkeit; grüßen Sie den alten Herrn ...“

Nun saß auch Hella im Wagen. Durch das offene Fenster reichte sie Dittmar die Hand. „Adieu Herr Graf ...“ Sie trug keine Handschuh; auch Dittmar hatte die seinigen in der Tasche. Er fühlte das warme, lebendige Fleisch ihrer kleinen, nervigen Rechten. War es ein stärkerer Druck als sonst? Ein Rieseln ging durch seinen Körper.

Die Droschke fuhr davon. Dr. Heller zog höflich seinen Hut.

„Es ist mir ein Vergnügen gewesen, Herr Graf,“ sagte er.

„Gleichfalls, Herr Doktor ...“

Sie trennten sich. Obwohl der Ingenieur sich mit ausgesuchter Korrektheit verabschiedet hatte, war es Dittmar erschienen, als habe im Auge des andern ein Ausdruck entschiedener Feindseligkeit gelegen. Doch das konnte auch Täuschung sein.

XI.

Graf Etienne Vließen hatte zu Hause gefrühstückt. Das kam nicht oft vor. Er scheute diese prunkvolle Häuslichkeit, deren gleißender Schimmer ihn um so mehr anwiderte, je öder und zerfallener es in seinem Innern wurde. Wochenlang war er auf Reisen; er dehnte seine Jagdausflüge nach Möglichkeit aus, besuchte Freunde in Kurland, fuhr wohl auch einmal auf vierzehn Tage nach Monte-Carlo oder Paris, verlebte seine Tage im Klub und auf den Rennplätzen — ohne sichtliches Interesse — nur, um seiner entsetzlichen Häuslichkeit zu entgehen.

Denn diesem Heim fehlte die wärmende Seele. Etienne hatte geglaubt, auch er habe keine Seele. In seinem cynischen Egoismus hatte er, als er um Minna Düren gefreit, sich selber für schlechter gehalten als er thatsächlich war. Das strafte sich. Er war nur verkommen — und er fühlte, daß er an der Seite seiner Frau mehr und mehr verkam ...

Es war seltsam. Die Frau störte ihn kaum. Sie ließ ihn leben, wie er wollte. Sie hatte niemals ein böses Wort für ihn. Sie that, was er wünschte; begleitete ihn in die Gesellschaften, wenn er es verlangte, und blieb ebenso willig daheim, wenn er irgend einen beliebigen Grund dafür fand. Sie lag mit ihrer ewigen Migräne viel im verdunkelten Zimmer, verträumte die Tage und zeigte sich nur, wenn er mit ihr zu Hause dinierte. Dann saß sie ihm stumm gegenüber, mit dem häßlichen rotfleckigen Gesicht, das sie selbst zu genieren schien, denn sie hielt gewöhnlich die Augen niedergeschlagen. Sie sprach immer nur, wenn Etienne sie anredete. Sie hatte keinerlei Interessen, und wenn sie antwortete, machte es den Eindruck, als falle ihr auch das Sprechen schwer.

Für den beweglichen Geist Etiennes war das eine wahrhafte Tortur. Er war immer noch der äußerlich tadellos ritterliche Gatte, von korrektem Benehmen und liebenswürdiger Galanterie. Aber das leise Mitleid, das er anfänglich für diese arme, häßliche Frau empfunden, verschwand allgemach. Er begann sein Weib zu

hassen. Zuweilen haftete sein Blick mit einem Ausdruck von grenzenloser Bitterkeit auf Nina — „Nina“ nannte er sie noch immer. Es lag ein harter Vorwurf in diesem Blick, der zu sagen schien: du bist genau so verworfen wie ich; du wußtest, daß ich nur deines verfluchten Geldes halber um dich anhielt; weshalb nahmst du mich?

Weshalb? fragte auch jetzt sein Blick, da der Diener das Dessert abräumte und Gatte und Gattin sich wieder einmal stumm gegenübersaßen. Die Gräfin hatte die Augen gesenkt. Das rechte Lid fiel tiefer herab als das linke. Es war die Seite, auf der sie die Schmerzen der Migräne heimzusuchen pflegten; die halbe Stirn war von einer fliegenden Röte bedeckt. Aber sie klagte nicht. Ihre Finger waren mit Brillantringen geschmückt; sie zitterten nervös, so daß die Ringe zuweilen mit leise klopfendem Geräusch aneinanderschlugen.

„Also —“ sagte Etienne und erhob sich. „Trinkst du den Kaffee in meinem Zimmer, Nina?“

„Sehr gern,“ erwiderte sie und stand gleichfalls auf. Der Diener öffnete die Thür zum Herrenzimmer, aus dem Möbelhändler und Dekorateure ein wahres Wunder an traulicher Vornehmheit geschaffen hatten.

„Gestattest du?“ sagte Vließen und griff nach dem Cigarettenkasten. Aber er besann sich. Sein Auge glitt prüfend über ihr Gesicht.

„Du hast wieder Kopfschmerzen, Nina?“

„Ein wenig, Etienne. Aber das thut nichts. Der Rauch stört mich nicht . . .“

Er stellte die Cigaretten wieder fort. „ . . . Es ist unrecht, daß du dich nicht einmal ernsthaft in ärztliche Behandlung begiebst, Nina,“ meinte er.

„Ich bitte dich — es nützt ja doch nichts.“

„Das sagst du immer. Du solltest nicht so trotzköpfig sein.“

„Ich trotzköpfig? . . . Gut — ich will mit dem Arzte sprechen. Er wird mir wieder Höhenklima verordnen. Und du —“

„Ich liebe die Berge im allgemeinen nicht. Sie erdrücken mich. Ich ziehe die See vor — das ist wahr. Aber was schadet das! . . . Ich — weißt du, daß ich mich ernstlich mit dem Gedanken trage, mich der nächsten Expedition des Doktor Huhnholtz anzuschließen? . . .“

Sie hatte sich müde in einem großen, mit grünem Leder überzogenen Sessel niedergelassen und nahm den Kaffee, den ihr der Diener präsentierte. Dabei zitterten wieder ihre Hände.

„So —?“ sagte sie scheinbar gleichmütig. „Nach Afrika?“

„Ja, Kind. Ich halte das unthätige Leben auf die Dauer nicht länger aus. Du weißt ja, daß ich mir überall Beschäftigung gesucht habe: im Sportleben, in der Politik, sogar im Zeitungswesen . . . Ach, dieses unglückselige ‚Morgenblatt‘! . . . Na, also — das alles befriedigt mich nicht . . .“ Er zerbrach zwischen seinen Fingern die Cigarette, die er aus der Kassette genommen hatte, und warf die Reste in die Aschschale. „ . . . Da hat mir nun der Huhnholtz den Vorschlag gemacht, ihn zu begleiten. Ich möchte zusagen, wenn — wenn du nichts dawider hast . . .“

Sie richtete sich ein wenig empor und saß nun kerzengrade im Sessel. In der weiten Matiné, die sie trug, fiel ihre brennende Magerkeit weniger auf. Sie sah Etienne nicht an, sondern zuckte nur mit den Schultern, als sie entgegnete:

„Was sollte ich wohl dawider haben . . .“ Aber plötzlich wandte sie sich nach ihm um. Es ging wie ein starkes Beben durch ihren Körper. Sie stand langsam auf. „Nein, Etienne,“ fuhr sie fort, „ich habe nichts gegen diese neue Reise. Sie wird dich vielleicht ein Jahr fern von Europa halten, vielleicht auch länger — aber das thut nichts . . . Ich kann dann ja einmal im Hochgebirge leben, wie mir der Arzt verordnet hat . . . Und ich glaube, daß auch dir die Expedition nach Afrika sehr gut thun wird. Du brauchst — energische Abwechslungen. Ja, Etienne — ich — ich bin sehr dafür . . .“

Das Wasser schoß ihr plötzlich in die Augen, und ein paar große Thränen rannen über ihre Wangen. „Entschuldige,“ sagte sie mit sanftem Lächeln, „die Migräne wird stärker — es ist doch schon besser, ich ziehe mich zurück . . .“

Sie ging. Nun zündete Etienne sich die Papyros an, nach der er sich sehnte. Aber das ging langsam. Er hielt das Streichholz so lange in der Hand, bis die Flamme ihm fast die Finger sengte. Er war nachdenklich geworden. Ihm schien, als wäre seine Frau ganz froh, ihn einmal für längere Zeit los zu sein. Das beruhte auf Gegenseitigkeit . . . Ein grimmiges Lächeln zuckte um seinen Mund.

Draußen fuhr ein Wagen vor. Vließen sah vom Fenster aus, wie unten vor der Hausthür das Coupé Nathansohns hielt und wie sich der dicke Banquier schwerfällig durch die Wagenthür zwängte.

‚Will der zu mir?‘ fragte sich Etienne . . . Ja, es war so. Der Herr Kommerzienrat ließ um eine kurze Unterredung bitten. Er war, wie immer, im offenstehenden schwarzen Überrock und praller weißer Weste und, wie immer, in großer Eile. Auch schnaufte er gewaltig.

„Nur so en passant, lieber Graf,“ sagte er beim Eintreten. „Ich störe doch nicht?“

„Nie, mein bester Kommerzienrat. Ich bin nicht so beschäftigt wie Sie . . .“

Nathansohn lachte dröhnend und ließ sich in einen Fauteuil fallen, so daß das massive Eichenholz krachte.

„Glaub's! Chacun à son goût. Wenn ich nicht ewig in Rage bin, fühl' ich mich krank. Hetzjagd — das ist mein Element. Andre Leute klappen dabei zusammen — mich hält der Wirbel der Geschehnisse elastisch.“

„Bin auch nicht für die ewig ruhenden Pole, Kommerzienrat. Ich möchte wieder auf Reisen gehen.“

„Recht so. Huhnholtz rüstet wieder, hör' ich. Ich kann ihn nicht leiden — rein persönlich. Ich liebe die Art nicht. Aber die Sache unterstütze ich immer. Ich bin Kolonialmensch aus Neigung für das Spekulative. Alles Kecke und Verwegene lockt mich, wenn es großzügig ist. Auch in der Politik. Ja, auch in der Politik. Ihre großen Schläge sind immer nur gelungene Effekte waghalsiger Spekulation gewesen. Fanfaren und Chamaden. Hazard ist alles. Notabene, das einzige Hazard, das ich gründlich verachte, ist das mit Karten und Würfeln. Das ist gar zu kleinlich. Aber im Leben —“

Er hielt inne, schnaufte und suchte sein ungeheuer großes rotseidenes Taschentuch hervor.

Etienne war neugierig geworden. Was wollte der dicke Mann? Er kannte seine Art und Weise. Nathansohn liebte lange Einleitungen.

„Eine Cigarre, lieber Kommerzienrat?“

„Nein, ich danke. Nicht vor dem zweiten Frühstück ... Graf Vließen, hören Sie: ich will mich vom ‚Morgenblatt‘ zurückziehen. Es paßt mir nicht mehr. Es ist nichts. Große Ideen, aber unsäglich klein in der Ausführung. Ich werde meinen Kündigungstermin wahrnehmen ...“

Also das war es. Etienne griff nach einer neuen Cigarette, lehnte sich bequemer in seinen Sessel zurück, schlug die Beine übereinander und lächelte.

„Sixt,“ sagte er, „also doch ... Kommerzienrat, ich habe das erwartet. Früher oder später mußte es so kommen. Die Tendenzen des Blattes sagen Ihnen nicht zu — was?“

„Tendenzen?! Lieber Graf — ah bah! ... Was heißt Tendenzen? — Ich bin mehr konservativ als liberal. Das Judentum — en gros — ist nur durch die Zeitströmungen in das demokratische Fahrwasser gedrängt worden. Seiner ganzen Tradition nach ist es ultrakonservativ. Gott bewahre, gegen die politische Tendenz des ‚Morgenblatts‘ habe ich gar nichts. Aber viel gegen seine Langweiligkeit — und noch mehr gegen seine Berichterstattung auf dem Gebiete des Handels. Kostet mich mein gutes Geld, dieses Blatt, und prügelt mich dafür. Indirekt. Eine Beschränkung der Börsenfreiheit ist heller Blödsinn. Schauen Sie nach England hinüber. Schimpfen Sie auf das Krämervolk, so viel Sie wollen, aber gestehen Sie zu, daß seine industrielle Machtentwicklung aller Achtung wert ist. Knebel und Handschellen kennt man da nicht ...“ Er sprach weiter, während er sein großes rotes Schnupftuch in der Hand behielt und zuweilen einen pfeifenden Luftstrom durch die Nase stieß. Er erzählte von der konservativen Tagespresse Londons, jenen Riesenorganen, die Millionen abwerfen und ihre Aktionäre zu reichen Leuten gemacht haben. Die Millionen fließen nicht aus den Abonnements, sondern aus dem Börsenteil und den Inseraten. Und von den Inseraten sind wieder diejenigen die ertragreichsten, die durch das Medium der Börse wandern. Die Annoncenaufträge der Banken bringen Ströme von Gold ins Rollen. Und da ist man nicht kindisch und kleinlich. Das subjektive Empfinden der Redakteure spricht nicht mit. ... „Im übrigen, Graf Vließen — das ist es nicht allein. Ich bin ein guter Geschäftsmann — auch insofern, als ich an meinen Geschäften Freude haben will. Freude heißt nicht in jedem Falle Verdienen. Auch ein Verlust kann mir unter Umständen einmal Spaß machen. Aber ich muß etwas davon haben: ein Gefühl innerer Befriedigung. Ich bin kein Poet, kann mir indessen sehr wohl denken, daß einem Dichtersmann gerade dasjenige Werk seiner Muse am meisten am Herzen liegt, das der großen Menge durchaus nicht gefallen will. Er hat aus voller Seele an der Sache gearbeitet und empfunden: sie ist gut; ein Genuß war ihm diese Arbeit. So will ich's auch haben. Na — und — beim ‚Morgenblatt‘ mitzumachen, ist mir schon längst kein Genuß mehr. Also schnappe ich ...“

Etienne zerstreute mit der Hand die Rauchwölkchen seiner Cigarette. Das war sicher noch nicht alles, was Nathansohn ihm zu sagen beabsichtigte. Er war nicht hergekommen, zu erzählen, daß er seinen Anteil am „Morgenblatt“ kündigen oder

verkaufen wolle. Es mußte noch weiteres folgen. Eine unbehagliche Ahnung überschlich Vließen. Er fixierte Nathansohn scharf und fragte, während er sich langsam erhob:

„Wollen Sie sich bei — bei irgend einem andern Blatte engagieren, Herr Kommerzienrat? . . .“

Auch Nathansohn stand auf und knöpfte den Rock über der weißen Weste zu.

„I ja — das möchte ich schon,“ entgegnete er; „irgend eine Zeitung muß ich zur Verfügung haben, irgend ein Stückchen Papier, das für mich weiß gehalten wird. . . . Da hat sich der Düren an mich gewandt —“

Vließen unterbrach den Sprechenden. Er lachte gezwungen auf.

„Dacht' ich mir! . . . Lieber Kommerzienrat, hier scheiden sich unsre Wege. Schon der Name ‚Volksbote‘ erweckt ein Gefühl des Widerwillens in mir. Brr — — und diesem jämmerlichen journalistischen Mäuschen wollen Sie beispringen?! Liebster, verträgt sich das mit Ihrer geschäftlichen Position und gesellschaftlichen Stellung?“

„Ja aber — mein Gott — warum denn nicht?! Warum denn nicht, frage ich Sie? — Ob der ‚Volksbote‘, vom journalistischen Standpunkte aus betrachtet, etwas ganz Vorzügliches oder höchst Miserables ist, das ist mir absolut gleichgültig. Unter allen Umständen kommt das Blatt den Zeitbedürfnissen und dem großen Publikum entgegen. Unter allen Umständen macht es schon heute glänzende Geschäfte und hat eine noch glänzendere Zukunft vor sich. Jawohl, mein lieber Herr Graf, so ist es — und das ist in gewissem Sinne für mich maßgebend. Außerdem aber — — ich sagte Ihnen vorhin schon: das Verdienen muß mir auch Freude machen. Dieser kleine, unbedeutend erscheinende Düren interessiert mich lebhaft. Es ist ein ganzer Kerl. Ist er. Kam mit nichts hierher und sitzt nun fest im Sattel und reitet stramm drauf los. Er hat eine feine Nase für das, was der Menge zusagt —“

„Dem Pöbel —“

„Ein andres Wort, nichts weiter. Graf Vließen, mit dem sogenannten Pöbel kajolieren ist Mode geworden. Um das Pfeifchen des kleinen Mannes hat sich lange, lange die ganze innere Politik gedreht. Wir wollen nicht streiten. Ich will Leben und Bewegung haben; ich liebe die starken Aktionen. Beim ‚Morgenblatt‘ duselt man ein; anders beim ‚Volksboten‘. Leugne nicht: ich persönlich ziehe gewähltere geistige Kost vor. Aber ich repräsentiere nicht das Volk. Es belustigt mich, wie der Düren Köder auf Köder auswirft, und sie bleiben alle hängen; er ist ein spekulatives Genie. Thut er Schlechtes? Nein. Seine Art gefällt Euch nicht. Nun — mir gefällt die der Volckers nicht. Geschmackssache.“

„Geschmackssache,“ wiederholte Etienne achselzuckend. „Also, Kommerzienrat, da werden wir wohl Abschied nehmen müssen —?“

Nathansohn blieb breitbeinig vor Vließen stehen und tippte ihm mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand auf die Brust.

„Ich hoffe,“ meinte er, „Sie werden mit mir gehen . . . Still, lieber Graf — fahren Sie nicht auf — sei'n Sie gescheit. Ich weiß schon, was Sie mir antworten woll'n. Aber zuerst haben Sie einmal die Güte, mich anzuhören . . .“ Er

setzte sich wieder ... „Düren denkt an eine umfangreiche Erweiterung des ‚Volksboten‘. Ich verstehe das; er ist der Mann dazu, abenteuerlich erscheinende Ideen in Thaten umzusetzen. Der eine seiner Kompagnons, ein gewißer Pofahl, ist kürzlich verstorben. Nun hat er aber noch einen zweiten auf dem Halse, der ihm unbequem ist, weil er überall mitreden will: Werner heißt das Subjekt. Er verlangt eine stattliche Abfindung, wenn er austreten soll. Die wird er bekommen. Düren will sein Unternehmen in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht verwandeln, und da soll ich ihm bei der finanziellen Fundierung behilflich sein. Ich thu' es gern — und ich verpflichte mich, ihm binnen sechs Wochen ein Kapital in Höhe von drei Millionen zu verschaffen. So viel braucht er nicht — aber mir ist er sicher für mehr. Will Ihnen auch sagen, warum. Der Mann hat eine glückliche Hand. So etwas spürt unsereiner; das ist wie mit der Nase der Jagdhunde; wir wittern sozusagen, wer kreditfähig ist ... Der Düren wird also gegründet. Ich rate Ihnen: machen Sie mit, Graf, wenn Sie ein paarmal Hunderttausend verdienen wollen. Ich weiß zwar, daß Sie ein reicher Mann sind —“

„Bitte,“ fiel Etienne ein, mit hartem Gesicht, ohne zu lächeln, „ich habe nur eine reiche Frau —“

„Also,“ sagte Nathansohn, gleichfalls sehr ernst, „um so angenehmer dürfte es für Sie sein, sich — für alle Fälle eine finanzielle Selbständigkeit zu schaffen ...“

Eine leichte Röte lief über das Gesicht Etiennes. Seine Rechte liebkoste den schönen Vollbart mit gleichmäßiger Bewegung. Er überlegte: sollte er grob werden oder weiter hören ... Weiter hören: das war jedenfalls das Zweckmäßigere. Er hatte bereits gelernt, sich über gewisse Gentlemansempfindungen hinwegzusetzen — wenn es ihm passend erschien.

„Sie vergessen bei Ihrem Vorschlage eins, lieber Kommerzienrat,“ erwiderte er; „vergessen, daß dieser Düren ein Verwandter meiner Frau ist — leider — dem ich schon einmal ein paar tausend Thaler geboten habe, wenn er sich dafür verpflichten wolle, den Zeitungshandel zu lassen und Berlin den Rücken zu kehren.“

„Und er hat Nein gesagt. Hätte ich auch gethan. Was sind ein paar tausend Thaler gegen ebensoviele Millionen! ... Graf, wenn Sie sich mit Düren associieren — ich will es so nennen — dann haben Sie ihn am besten in der Hand. Der Mann ist sehr klug. Er hat mit einem Skandalbatt angefangen, um zunächst Aufmerksamkeit zu erregen. Aber aus der Sumpfpflanze soll sich Besseres entwickeln. Kennen Sie die Londoner ‚Tit-bits‘?“ Das Blatt fing ähnlich an. Heute ist es eine Goldquelle. Ein Klatschblatt — meinetwegen. Aber auch geklatscht will sein; auch der Klatsch ist eine Macht. Man kann nicht alleweil die Ideale hochhalten. Man kann nicht ...“ Er hatte seine Uhr gezogen. „Sehn Sie, da hab' ich mich richtig verplaudert,“ unterbrach er sich und stand auf. „Und daheim wartet Hella mit dem Frühstück. Wird mir wieder eine längere Standrede halten ... Addio, Graf Vließen. Überlegen Sie und geben Sie mir Bescheid. Ich will Ihnen nicht zureden, aber ... Addio, lieber Graf! ...“ Er schüttelte Etienne die Hand. An der Thür wandte er sich nochmals um. „Haben Sie keinen Einfluß auf Ihren Vetter Dittmar Dassel?“ fragte er.

„Gar keinen, Herr Kommerzienrat. Warum?“

„Weil . . . Eh, das ist ein seltsames Gemüt, Ihr kleiner Vetter. Ich habe ihm eine glänzende Stellung in einem meiner Betriebe angeboten, aber er hat sie ausgeschlagen. Er will bei der Feder verbleiben. Er hat den verfehlten Beruf lieb gewonnen."

„Es muß auch solche Käuze geben. Im übrigen habe ich allen Respekt vor ihm."

„Wer sagt das Gegenteil? Weil ich ihn sehr schätze — eben darum wollt' ich ihm helfen. Auf Wiederschaun, bester Graf . . ."

Die Thür fiel hinter ihm zu. Etienne hörte, wie der Diener draußen in der Entree dem Kommerzienrat in den Pelz half und wie Nathansohn sich schnaufend entfernte.

Vließen warf sich auf die Chaiselongue und nahm die Broschüre in die Hand, die auf dem Rauchtischchen lag. Graf Dassel Vater hatte sie ihm geschickt. Es war die neueste Arbeit des alten Herrn: „Mittelstandspolitik und Landwirtschaft . . ." Er kämpfte nach wie vor tapfer und mit glühender Begeisterung für seine Theorien — und derweilen verfiel seine Scholle mehr und mehr . . .

Etienne war nicht bei der Sache. Die Broschüre glitt ihm aus der Hand und auf die Erde. Er ließ sie liegen. Der Besuch Nathansohns beschäftigte ihn noch immer. Hinter dem großen Eifer, ihn auf die Seite des ‚Volksboten' hinüber zu ziehen, mußte etwas Besonderes stecken. Gleichgültig, was. Jedenfalls war eine „gewisse finanzielle Selbständigkeit" nicht zu verachten. Weder die Börse noch der Turf hatten ihm bisher Glück gebracht. Er wirtschaftete lässig mit dem Gelde seiner Frau. Dies verfluchte Gold wurde zu Eisen und das Eisen zur Kette.

Zähneknirschend sprang Etienne auf und klingelte dem Diener.

„Gehpelz und Cylinder," befahl er. Er wollte einen Spaziergang machen. Die Unthätigkeit regte seine Nerven auf. Er beneidete Dittmar, der in seiner Arbeit Erholung fand, beneidete auch Nathansohn. Er beneidete alle Welt. Er fühlte sich kreuzunglücklich.

Er ging durch die Königgrätzerstraße und schlug den Promenadenweg der Tiergartenstraße ein. Hier lag das Berliner Ghetto. Hier hatte die jüdische Finanz sich ihre Paläste errichtet. Es war früh Winter geworden. In den Vorgärten der stattlichen Villenbauten standen Büsche und Bäume unter schützenden Strohhüllen. Ein leichter Reif lag über dem hart gefrorenen braunen Rasen. An allen Zweigen funkelte es krystallen. Dabei schien die Sonne hell und freundlich, und der Himmel strahlte in seiner durchsichtigen Bläue.

Vließen schritt rasch fürbaß. Er sah sehr vornehm aus in seinem kurzen Gehpelz mit der polnischen Verschnürung über der Brust; sein Schneider duldete nicht, daß er hinter der Mode zurückblieb. Das blasse, müde und gelangweilte Gesicht belebte sich in der frischen Luft. Sympathisch war es wohl nie gewesen, aber eigenartig und schön und von rassiger Reinheit. Nun hatte das Leben Falten und Krähenfüße hineingezeichnet; was schadete es! Sie standen dem alternden Löwen ganz gut. Denn daß er alt zu werden begann, fühlte Vließen. Innerlich alt und stumpf — viel zu früh. Er tobte sich immer noch zuweilen aus; er fand Freunde, mit denen er dann und wann tolle Orgien feierte — wie in seiner wüstesten Zeit.

Er nannte das „seine kleinen Aufkratzer". Aber es waren keine; er hatte die Genußfähigkeit verloren . . .

„Grüß Gott, Etienne!"

Das war Dittmars Stimme. Er saß in einer offenen Droschke und ließ halten, als er zu bemerken glaubte, daß Vließen eine Bewegung machte, als wolle er ihn sprechen.

Etienne trat an den Wagen heran.

„Tag, Schriftgelehrter," sagte er. „Die plötzliche Berühmtheit hat dich wohl stolz gemacht? Was?"

„Stolz — und Berühmtheit? Große Götter! So du einen Lorbeer schaust, sag', ich laß ihn grüßen . . ."

Er lachte lustig dabei. Er war gleichwie in ein Verjüngerungsbad gestiegen, seit der erste Erfolg ihn aufgemuntert hatte. Seine Augen glänzten; über seiner ganzen Persönlichkeit lag es wie Frühsonnenschein und tauige Frische.

„Rede mir nicht;" entgegnete Vließen. „Du, das Strafkind der Familie, bist ihr Stolz geworden — oder wächst dich dazu heraus. Über deine ‚Spaziergänge in Japan' habe ich Kritiken gelesen, daß ich den Hut abgenommen haben würde, wenn ich ihn gerade aufgehabt hätte. Also rede nicht. Und nun wird noch dazu ein Roman von dir angekündigt. Heißt er wirklich ‚Die Liebeslügner'?"

„Ja, so heißt er, und ich bange mich vor seinem Erscheinen. Bertram Volcker hat ihn gelesen, weil er ihn in Verlag nehmen wollte. Aber er sagte: der Roman könne das Renommee der Firma schädigen. Er sei — zu wahr. Nun erscheint er in Stuttgart."

„‚Zu wahr' ist gut. Id est, du sprichst mancherlei aus, was zahme Gemüter sonst kaum zu denken wagen?"

„So ist es. Im übrigen: ich möchte dich vor einer Täuschung bewahren. Der Roman ist ehrlich, aber nicht frivol. Auch eine Frau kann ihn lesen. Nur Backfischfutter ist er nicht. Wo willst du hin?"

„Hierhin und dorthin. In die Sonne. Und du? Ich sehe, du hast Schlittschuhe bei dir."

„Ich will Hella Nathansohn abholen . . ."

Vließen pfiff durch die Zähne.

„Erlaubt das der Alte?"

„Warum soll er es verbieten? Ein Kavalier bietet Schutz, aber keine Gefahr. Und ich habe das Mädel gern . . . Ah nein, Etienne, keine spöttische Miene! Und bitte, kein Spottwort! Du irrst dich . . . Grüß deine Frau! . . ."

Er schien es plötzlich eilig zu haben, drückte hastig Vließens Hand und befahl dem Kutscher weiterzufahren. Etienne schaute dem Wagen lange nach. Er sah, daß er vor der Villa Nathansohns hielt, die sich ziemlich anspruchslos zwischen den Palästen der Nachbarschaft ausnahm — sah auch noch Dittmar hinter der Gitterthür des kleinen Gartens verschwinden.

‚Der kommt in die Höhe,' sagte er sich im Weiterschlendern. ‚Seltsam, wie so ein tüchtiger Sturz manchmal verschieden wirkt. Viele erholen sich nie; bleiben liegen oder versinken ganz. Der da nicht. Der hat sich aufgerappelt, und nun er

wieder Grund unter den Füßen fühlt, wirft er seine Netze aus. Schlau gemacht. Die kleine Hella wird hängen bleiben und Vater Nathansohn seinen Segen geben müssen. Wasser thut's freilich nicht immer — und Nathansohn ist ein grimmiger Name. Alle Erzväter passieren dabei in der Erinnerung Revue. Aber schließlich — dieser ungeheuerliche Mammon — und das einzige Kind. Und ist recht hübsch . . .' Etienne blieb plötzlich stehen . . . ‚Vielleicht liebt Dittmar die Hella,' dachte er weiter.

Sein Stock beschrieb einen leichten Lufthieb. „Nee," sagte er halblaut, „das glaub' ich denn doch nicht . . ."

Er war in eine Querstraße eingebogen und sah sich jetzt am Kanalufer. Drüben wohnten Hans Volcker und Gerda. Vließen überlegte, daß er lange nicht bei ihnen gewesen war. Gerda war Mutter geworden, und zur Zeit, da man zur Taufe des Jungen geladen, hatte Etienne der grüne Tisch von Monte-Carlo festgehalten. Er schwankte einen Augenblick und zog dann die Klingel an dem Volckerschen Hause.

Die gnädige Frau empfing. Aber Etienne mußte ein Viertelstündchen im Salon warten. Auch die Thüren zu den Nebenzimmern waren geöffnet, zu einem kleinern Salon und der Herrenstube. Etienne wanderte durch die offenen Thüren auf und ab. Dabei schweifte sein Blick neugierig umher. Das war Gerdas Zimmer, mit den Blumen am Fenster und dem zierlichen Schreibtisch, auf dem sich das Tintenfaß aus Lapislazuli grausam zu langweilen schien. Es wurde überhaupt nicht benutzt. Daneben stand noch ein winzig kleines Reisetintefaß, an dem eine Feder lehnte. Die Briefmappe lag aufgeschlagen da und auf dem Löschpapier ein graublauer Bogen, mit wenigen flüchtigen Zeilen bedeckt. Die Briefschreiberin mußte gestört worden sein, denn auf der Hälfte des Bogens brach der begonnene Brief mitten in der Zeile ab.

Etienne lockten die Rosenknospen, die in einem schlanken Krystall auf dem Aufsatz des Schreibtisches zwischen allerhand zierlichen Figürchen aus Meißner Porzellan standen: ein paar wundervolle, halb erblühte Knospen in Gelb, Burgunderrot und Rosa. ‚Ein galanter Gatte,' sagte er sich, und frivol lächelnd fügte er in Gedanken hinzu: ‚oder stammen die Rosen von andrer Hand als der des Gatten? . . .' Erst jetzt fiel sein Blick auf den begonnenen Brief und verweilte dort. Das war eine Indiskretion und eine Taktlosigkeit. Aber Vließen hätte kein „Löwe" sein müssen, um vor einer gelegentlichen Indiskretion zurückzuscheuen. Das angefangene Briefchen interessierte ihn. Er wußte kaum, warum. Vielleicht war es nur die Handschrift, die ihn festhielt; er kannte sie so gut — es hatte Zeiten gegeben, da er diese festen, flotten, ausgeschriebenen Züge mit heißen Küssen bedeckt hatte — Zeiten holder Thorheit, an die er nur noch mit Wehmut zurückzudenken vermochte. Lange Jahre hatte er diese Handschrift nicht mehr gesehen; nun weckte sie auf einmal ein Stück Vergangenheit in ihm und ein Stück Jugend. Ihm wurde weich und eigen im Herzen. Er war dicht neben dem Schreibtische stehen geblieben, hoch aufgerichtet, so daß es schien, als schaue er zum Fenster hinaus. Aber er hielt den Blick gesenkt — und er hatte gute Augen. Er las:

„Mein geliebter Vater;

Warum zeigst Du Dich gar nicht mehr? Ich weiß, Du bist in Berlin, denn ich habe Deinen Namen in der Zeitung gelesen. Lebst Du denn nur noch für die Inter-

essen Deiner Partei, und hast Du Deine große Tochter ganz vergessen? Jawohl — ich höre schon, was Du mir antwortest: Kind, hast Du nicht Deinen Mann und Dein Bübchen? — Ach, Vatting, meinen Mann! Hab' ich ihn denn? Ihr schrecklichen Männer gehört der großen Welt, aber nicht der stillen Häuslichkeit. Seit Hans sich zu allem übrigen auch noch in die hohe Flut der Politik gestürzt hat, bin ich nicht mehr seine Frau. Wirklich nicht. Vatting, komm öfters zu mir. Mache Dir Zeit. Ich bin soviel allein, fast immer, von früh bis spät. Aller Frohsinn ist mir verloren gegangen. Hätt' ich mein Bübele nicht —"

Hier brach der Brief ab . . . Etienne trat vom Schreibtisch zurück und in den großen Salon. Er lächelte; aber nicht heiter: es war ein böses und gefährliches Lächeln. Diese paar Zeilen hatten ihm einen tiefen Einblick in die Seele Gerdas gewährt. Da war nicht mehr alles Frührot und Sonnenschein. Da stiegen Schatten und Nebel auf. Es war die alte Geschichte von der jungen Frau, die der Mann vereinsamen läßt . . . Und wieder zuckte es um den Mund Vließens: so fing es gewöhnlich an, wenn ein Eheglück langsam zum Zerbröckeln kam . . .

Gerda trat ein.

„Sieh da, Etienne," sagte sie herzlich; „das ist einmal eine Freude. Wieder seßhaft geworden? . . ."

Er küßte ihre Hand und umrahmte sie dabei mit seinen Blicken. Es war der freche Blick, den sich der ergrauende Lebemann angewöhnt hatte und der keinen Unterschied mehr zu kennen schien zwischen der ehrbaren Frau und dem feilen Weibe.

Sie errötete unbewußt und griff mit der Rechten nach der Brosche am Halse, als fühle sie dort das Kleid offen stehen . . . Aber nein: die Brosche saß fest und schloß den Kragen. Gerda war noch in Morgentoilette. Sie war etwas schlanker geworden; das stand ihr gut. In dem blassen Gesicht erschien die Farbe der fast zu vollen Lippen noch röter. Die Augen waren umschattet.

Sie wies auf den nächsten Feuteuil.

„Seßhaft geworden," wiederholte Vließen. „Doch nur sozusagen, Cousine. Auch die Ehe hat meiner Natur keine Bleiplomben verliehen. Ich bin der alte Flattergeist geblieben. Und Nina fügt sich gern."

„Gern? Weißt du das so gewiß?"

„Sich fügen und nachgeben gehört mit zu der Mischung, die den sogenannten Kitt der Ehe bildet. Ich denke, das wirst auch du bereits erprobt haben. Freilich — ihr Frauen seid schon durch Begnadung des Schöpfers das fügsamere Geschlecht. Es wird euch leichter als uns."

„Ob leichter, ist fraglich. Nachgiebigkeit kann ebenso gut eine Klugheit als Schwäche sein. Ein Zwang ist sie gewöhnlich. Wie geht es deiner Gattin?"

„Merci. Eher schlecht als erfreulich. Und dir?"

„Recht gut . . ." Sie sagte dies mit Betonung. Sie hatte das Empfinden, gerade dem da nicht zugestehen zu dürfen, daß sie unter dem Alleinsein litt.

Etienne nickte. Er wußte es besser. Sie war auf dem Wege, auf dem er manche Frau gesehen hatte. Die Zeit war nicht mehr fern, da sie sich nach einem anteilnehmenden Herzen sehnen würde . . . Er plauderte von mancherlei, leicht und oberflächlich, wie es seine Art war. Und dabei beobachtete er sie fortwährend, mit

heimlichen Blicken, die rasch und prüfend unter den halb gesenkten Lidern hervorschossen. Auch von Hans sprach er. Der arme Junge hatte rasend zu thun. Klub und Rennplatz waren ihm wahrhaftig zu gönnen; das waren seine Erholungsstätten . . . Plötzlich fragte er, ob er den Buben nicht einmal sehen dürfe? „Wie heißt er gleich, Gerda? Auch Hans, nicht wahr?“

„Ja — Hänschen nennen wir ihn. Ein Unterschied muß sein. Hans ist der große, Hänschen der kleine. Er schläft, aber du kannst ihn sehen. Komm mit . . .“

Sie war froh, daß der Besuch zu Ende ging. Sein forschendes Auge hatte etwas Beleidigendes. Sie fühlte sich unbehaglich in seiner Gegenwart.

Er folgte der Voranschreitenden in das Kinderzimmer. Die Kinderfrau zog den Fenstervorhang ein wenig zurück, so daß der tiefe Dämmer in der Stube sich aufhellte. Hänschen lag in seinem Wagen, die Fäustchen gegen die roten Wangen gepreßt, und schlummerte. Auf dem süßen kleinen Gesicht ruhte der friedliche Ausdruck einer köstlichen Bewußtlosigkeit.

Etienne stand dicht neben dem Wagen. Der spöttische Zug um seinen Mund war verschwunden. Er fühlte in diesem Augenblick etwas wie Weihe. Auch etwas wie stille Wehmut schlich sich in sein verderbtes Herz. Das war ihr Kind — und sie hatte er geliebt. Sie liebte er immer noch . . .

Unsinn! — Sein Herz hämmerte stärker. Er strich glättend über seinen Bart und lächelte wieder und sagte halblaut:

„Sehr süß. Sehr niedlich. Die ganze Mutter . . .“

Irgend etwas mußte er sagen . . . Er war eigentümlich benommen und atmete auf, als er wieder in Pelz und Cylinderhut draußen auf der Straße stand. Die Luft war kalt, aber noch immer schien die Sonne.

Etienne schlenderte das Kanalufer hinab. Er wußte nicht recht, wohin. Nur nicht nach Hause. Im Klub war um diese Zeit kein Mensch. Er kam sich wie ein heimatlos Gewordener vor.

XII.

Im Februar trat das erste Tauwetter ein, und nun konnte auch an dem Neubau für den „Volksboten“ weiter gearbeitet werden.

Es war richtig, was Nathansohn von Düren gesagt: dieser junge Mensch besaß eine überaus glückliche Hand. Die Gründung des „Volksboten“ erwies sich als ein Schlager ersten Ranges. Das Blatt war Lesefutter für die große Masse. Aber diese große Masse war durchaus nicht nur der „Pöbel“, wie Vließen den Abonnentenkreis des „Volksboten“ charakterisierte. Freilich bildete der „kleine Mann“ den Stamm der Abonnenten. In den Hinterwohnungen, den Werkstätten und Kellern hatte das Blatt sich zuerst eingebürgert. Schneiderin und Wäscherin lasen mit fiebernden Wangen den Kriminalroman unter dem Feuilletonstrich. Wenn der Pferdebahnschaffner nach gethaner Arbeit des Abends todmüde nach Hause kam, fand er doch noch Zeit, nach dem „Volksboten“ zu greifen. An den Droschkenhalteplätzen saßen die Kutscher auf ihren Bocksitzen und studierten die Gerichtschronik des Blattes.

In allen Destillationen, Kellerbudiken und Stehbierhallen lag der „Volksbote“ aus. Da brauchte man ihn, denn der Kundenkreis jener Lokale verlangte nach ihm. An kleinen und billigen Blättern war in Berlin auch vorher kein Mangel gewesen. Sie hielten sich, machten leidliche Geschäfte oder siechten langsam dahin. Es war nichts Rechtes. Sie alle fegte der „Volksbote“ rücksichtslos vom Markte. Er traf zum erstenmale den Ton, den man haben wollte. Die Spekulation erwies sich als geglückt; diese „Kolportagelektüre in Zeitungsformat“ — das war es, was das Volk verlangte. Die sozialdemokratischen Blätter waren die ersten, die sich in bittern Ausfällen gegen die Gesinnungslosigkeit dieser Preßmache ergingen; und in der That, im „Volksboten“ erwuchs ihnen eine Konkurrenz, die gefährlich werden konnte. Aber auch die leitenden Organe der Rechten wie des Freisinns und der bürgerlichen Demokratie erhoben warnend ihre Stimme gegen den „Unfug der Parteilosigkeit“ und den niedrigen journalistischen Standpunkt, der sich im „Volksboten“ dokumentierte. Selbst in litterarischen Kreisen wandte man sich gegen ihn. Ein paar junge Schriftsteller traten zusammen und übernahmen die Herausgabe einer Auswahl aus den Werken unserer Klassiker, die für wenige Pfennig auf dem Wege des Kolportagehandels vertrieben wurde. Das Ergebnis war geradezu lächerlich. Auch Düren belächelte es. Er wußte Bescheid. Er hatte Ähnliches versucht und kläglich Schiffbruch erlitten. Was kümmerte ihn das Geschrei der anderen! Gesinnung — pah! Kein Mensch hatte seinem idealen Streben Beifall und Unterstützung gezollt, als er in Köln sein großes Unternehmen begründete, das der schlechten und volksvergiftenden Lektüre der Werner und Genossen einen Bildungsdamm entgegensetzen sollte. Jetzt sollte auf umgekehrtem Wege das Verlorene wieder eingeholt werden. Und es ging; der Plan erwies sich als gut. „Kolportagelektüre in Zeitungsformat“ — das war es. Sie blieb nicht nur in der Küche und im Dienstbotenzimmer liegen. Auch die gnädige Frau griff danach. Das Blatt ihres Mannes langweilte sie. Sie fand sich da nicht zurecht zwischen den doktrinären Leitartikeln und politischen Aufsätzen und dem Wust von Nachrichten aus den Parlamenten, Parteien und Fraktionen. Der „Volksbote“ war viel übersichtlicher arrangiert — und er klatschte so amüsant. Der Klatsch eroberte dem „Volksboten“ auch einen guten Teil der Damenwelt: die blasierten Mondänen aus dem Westen, die ihre Litteraturkenntnis nur aus den Theaterpremièren schöpfen, aber auch die brave kleine Hausfrau, die im Trubel der Alltäglichkeit gern eine ruhige halbe Stunde suchte, um im „Volksboten“ nachzuschauen, was es Neues gebe in Berlin und der Welt. Die Frau ist im allgemeinen keine Zeitungsleserin. Damit hatte Düren gerechnet. Er servierte ihr auch die Politik in schmackhaft zubereiteten und gewürzten Bissen und sorgte durch besondere Beilagen für ihre Interessen.

Ein weiterer glücklicher Coup hatte dem „Volksboten“ noch mehr Verbreitung in den besseren Kreisen verschafft. Es war Düren gelungen, eine sehr gewandte und tüchtige Kraft für die Berichterstattung über gesellschaftliche Geschehnisse zu gewinnen. Diese Plaudereien aus dem Leben der Gesellschaft bildeten eine besondere Anziehungskraft für die Damenwelt. Der Verfasser war immer gut informiert, wußte geschickt zu schildern und verstand sich auf Toiletten. Das machte der Frau von X. ebensoviel Spaß wie der Kommerzienrätin Y., wie schließlich auch der Müllern und Schulzen in der Rosenthalerstraße. Denn auch in das weitere große Geheimnis des „Lese=

pöbels“ war Düren eingedrungen: daß der Arme und Niedrige viel lieber Geschichten liest, die in der großen Welt spielen, in Hof- und Adelskreisen, und in denen mit Titeln wie mit Millionen gleich freigebig herumgeworfen wird, als Schilderungen aus dem Leben der kleinen Leute.

Ein Jahr nach seiner Begründung hatte der „Volksbote“ dreißigtausend Abonnenten. Dann kam statt der erhofften Erhöhung, von der Düren noch Hans Volcker an jenem Renntage gesprochen hatte, da „Sonnabend“ die Farben des Jockeys Milton durch die Pfosten trug, ein plötzlicher Niedergang. Ein rapider Sturz bis auf achtzehntausend Abonnenten. Düren war außer sich. Sprach ein Zufall mit oder eine rätselhafte Gegenströmung, die er nicht kannte? — Er verdoppelte seine Anstrengungen, pumpte seine Kreditfähigkeit bis auf den letzten Groschen aus, raffte an Mitteln zusammen, so viel er deren habhaft werden konnte, verschrieb sich vor allem seinem Kompagnon Werner mit Kopf und Kragen und begann mit einer ganz neuen Organisation. In allen Stadtteilen wurden besondere Filialen errichtet; ein Heer von Agenten überschwemmte nicht nur Berlin, sondern auch die Provinz; Millionen von Propaganda-Exemplaren wurden umsonst verteilt. Auch der Inhalt des Blattes wurde ausgestaltet; es fanden sich plötzlich „Original-Telegramme“ und „Original-Korrespondenzen“ aus aller Herren Ländern. Die Reklametrommel schlug ihre Wirbel. Ein Roman „Aus Berlin W.“ wurde angekündigt, dessen erste Kapitel bereits unter nur leichter Verhüllung auf einen tollen, mit einem Bankkrach verbundenen gesellschaftlichen Skandal hinwiesen, der die Gemüter ein halbes Jahr lang in Aufregung gehalten hatte. Noch andere geschickte Manöver kamen hinzu. Die vornehme Presse hätte sie verschmäht und sicher wären sie bei ihr auch wirkungslos verpufft. Nicht so bei dem „Volksboten“. Plötzlich sprach alle Welt von ihm. Man schimpfte auf ihn und kaufte sich die neueste Nummer an der nächsten Straßenecke. Der Straßenhandel warf Summen ab, wie sie bisher noch kein Blatt eingebracht hatte. Und nun stieg auch die Abonnentenzahl; vor allem aber nahm der Inseratenbestand so rapid zu, daß Düren zu fürchten begann, der verhältnismäßig niedrige Annoncenpreis werde baldigst nicht mehr die Ausgaben für Druck und Papier decken können.

In dieser Zeit steigender Tendenz versuchte es Düren abermals mit einem neuen Coup. Er erhöhte sowohl den Abonnements- wie den Inseratenpreis. Beides nicht allzuviel; dennoch mußten die Mehreinnahmen, wenn der alte Stamm treu blieb, enorm sein. Darauf rechnete Düren gar nicht. Er strich bei der Kalkulation von vornherein ein Drittel der Abonnenten und der bisherigen Annoncen. Aber er verrechnete sich. Wieder wollte das Glück ihm wohl. Die Schwankung war nur eine minimale — und trotz der erhöhten Preise stieg beim Quartalswechsel das Abonnement von neuem. Düren hatte an ein so glänzendes Gelingen seines letzten Schlags — es war in der That ein Hazard gewesen — nicht im entferntesten gedacht. Nun aber begann er seinem Stern zu vertrauen und an seine „glückliche Hand“ zu glauben. Er ging mit Eifer an weitere Pläne.

Als die Abonnentenzahl die Höhe von siebzigtausend erreicht hatte, schlug er Werner vor, die alte Baracke in der Köpenickerstraße zu verlassen und dem „Volksboten“ ein würdigeres Heim in besserer Gegend zu errichten. Darauf hatte Werner

nur gewartet. Der Fiskus unterhandelte schon seit längerer Zeit im geheimen mit ihm wegen Ankaufs der Grundstücke, auf denen die Königliche Bekleidungs-Kommission ein neues Depot errichten wollte. Werner war aber an Düren kontraktlich gebunden und viel zu geizig, ihm eine Abfindungssumme zu bieten. So ging er denn mit Freuden auf den Plan eines Neubaus ein, der in der Krausenstraße, ganz in der Nähe des Volckerschen Geschäftshauses zur Ausführung kommen sollte.

Der Kompagnon begann Düren lästig zu werden. Pofahl war eines Tages mitten in der Arbeit — in dem Augenblick, da er mit einem neu engagierten Tintensklaven einen Kontrakt zur Abfassung eines höchst sensationellen Lieferungsromanes schließen wollte — einem Blutsturz erlegen. Aber unbequemer als Pofahl war Werner. Er war das Bleigewicht an den Füßen Dürens, das um jeden Preis abgeschüttelt werden mußte. Schon die Firmierung G. Werner & Co. konnte für die spätere Entwicklung des „Volksboten“ schädlich sein; denn Düren trug sich mit großen Ideen, die in keiner Weise in den litterarischen Rahmen jenes Verlagsgeschäftes paßten. Die elektrischen Anlagen im neuen Heim des „Volksboten“ hatten ihn mit dem Ingenieur Dr. Heller bekannt werden lassen, der wiederum vielfach in geschäftlichen Beziehungen zu dem Bankier Nathansohn stand. Durch Heller und Nathansohn war Düren zuerst auf den Gedanken gebracht worden, sich gründen zu lassen. Jawohl, sich selbst. Es sollte eine Gesellschaft gebildet werden, die den Namen trug „Franz Düren. Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht“, und deren Wirkungssphäre vorläufig als „geschäftliche Ausbeutung litterarischer Unternehmungen“ offiziell bezeichnet wurde.

Werner ließ sich indessen nicht so leicht aus dem Wege schaffen. Er war ein Schlaufuchs und ein grober Patron. Wollte man ihn, den ersten Geldgeber, nicht mehr haben, so sollte man wenigstens gehörig bluten. Er stellte unverschämte Forderungen. Aber er kam an die Unrechten. Es gab Geheimnisse in seinem Leben, deren Veröffentlichung er zu fürchten hatte. Ein Detektivbureau hatte sich für seine Vergangenheit interessiert und gab Düren jede gewünschte Auskunft. So kam es, daß der sehr ehrenwerte Chef von G. Werner & Co. allmählich ein größeres Entgegenkommen zeigte und schließlich selber den Wunsch äußerte, sich von Düren und dem „Volksboten“ zu trennen.

Nun hatte Düren freie Hand. Jetzt konnten sein Organisationstalent und sein spekulatives Geschick Triumphe feiern. Vom ersten April ab sollte der „Volksbote“ in abermals erweiterter Gestalt vor das Publikum treten. Die fingierten Korrespondenzen hörten auf. Dafür waren nach dem Muster der großen politischen Zeitungen in allen Hauptstädten eigene Vertreter angestellt worden. Es gab keinen Schwindel mehr; Düren war über den kleinlichen Humbug hinausgewachsen. Er dachte daran, allen Ernstes die Konkurrenz mit der großen Tagespresse aufzunehmen. Aus dem Felde schlagen konnte er sie nicht. Denn der „Volksbote“ sollte nach wie vor „unpolitisch“ bleiben und sich auch die eigenartige Volkstümlichkeit bewahren, die sich schon in seinem Titel aussprach und sich im Inhalt des Blattes, dem typographischen Arrangement wie in Stil und Darstellungsart wiederspiegelte. Aber in Bezug auf die Schnelligkeit und Berichterstattung hoffte Düren bald an der Spitze der Berliner Presse marschieren zu können. Das wollte das Publikum, und das mußte dem „Volksboten“ auch Leser

aus den politischen Lagern zuführen. Ein Eroberungszug im großen sollte beginnen. Es kostete riesige Summen; das war vorauszusehen. Aber Düren war nicht mehr der mittellose junge Mann von einst. Seine „glückliche Hand" öffnete ihm die Thüren der Bankhäuser. Er verfügte über Mittel, die ihm die Realisierung seiner kühnsten Wünsche und Träume erlaubte.

An einem heitern Sonnentage Ende Februar schritt er in Begleitung von Nathansohn und Dr. Heller durch den Neubau in der Krausenstraße. Es wurde mit Fiebereifer gearbeitet. Hunderte von Menschen stiegen die Treppen auf und ab, klommen an gewaltigen Leitern empor, bewegten sich hoch oben auf der mit Schiefer gedeckten Plattform des Daches. Ein disharmonisches Chaos verschiedener Töne gellte durch den Bau: der dumpfe Aufschlag einer Rammmaschine, die in regelmäßigen Pausen sich wiederholenden Stampfer der den Hof pflasternden Arbeiter, das helle Klingklang des Hammerschlags bei der Anlage der Telephonleitungen, die zahllosen Geräusche beim Nieten der Eisenplatten, bei der Aufmauerung neuer Zwischenwände, der Kanalisierung, der Betonschüttungen und Dielungen. Am Hauptportal arbeiteten noch die Steinmetze. Es war eine riesige Einfahrt aus Sandstein, flankiert von zwei übermenschlich großen allegorischen Figuren, die Presse und die Wissenschaft darstellend. Über dem Portal war das Dürensche Signet eingemeißelt: die Eule mit dem Reiberballen in der rechten Kralle, die schon das Druckerzeichen seiner Vorfahren geschmückt hatte; darunter als modernes Symbol ein Stück Telegraphenleitung, durch deren Drähte man drei Sterne erblickte; auf dem Spruchband das Wort „Volksbote".

Düren unternahm mit seiner Begleitung einen Rundgang durch das Haus. Eine der bekanntesten Berliner Architektenfirmen hatte die Ausführung übernommen. Düren wollte, daß das Hauptgewicht nicht auf die Eleganz der Ausstattung, sondern auf eine praktische und zweckmäßige Anlage der notwendigen Räumlichkeiten gelegt werde. Diesen vernünftigen Wunsch hatten die Architekten berücksichtigt. Der ganze Bau war weniger umfangreich als das Volckersche Geschäftshaus, das für seinen Kunstverlag, die Illustrations- und Kartenabteilung und die Lagerstätten bedeutend mehr Raum beanspruchte. Das Haus des „Volksboten" war ein moderner Zeitungspalast, in dem alle Errungenschaften der neuesten Technik zur Geltung gebracht worden waren.

Besonders stolz war Dr. Heller auf sein Werk. Die elektrischen Anlagen waren mustergültig. Heller rühmte sie nicht — er trat gern bescheiden auf — aber er kam bei dem Rundgange doch immer wieder auf sie zurück. Das ungeheure System der elektrischen Linien erleuchtete nicht nur das ganze Haus, sondern verband auch telephonisch alle Etagen. Elektromotore trieben die Fahrstühle und die Maschinen. Das war ein imponierender Anblick, diese Maschinenhalle. Noch ruhten die Kräfte. Aber Düren, der schweigend zwischen der behäbigen Gestalt Nathansohns und der eleganten Erscheinung Hellers stand, sah sie bereits in Bewegung, sah sie arbeiten und hörte ihr Dröhnen und Fauchen. Alles glänzte und leuchtete. Alles war neu, war erst vor kurzem aus Augsburger Fabriken hierher geschafft worden. Da standen in einer Reihe zwölf Rotationsmaschinen, darunter sechs Zwillingsmaschinen. Sie hatten im Jahr an hundertundfünfzig Millionen

Papierbogen zu bedrucken. Das entsprach, die Seiten aneinandergereiht, ungefähr einer Länge von hundertundzweiundsechzig Millionen Meter, so daß man das Papier viermal um den Äquator hätte legen können. Diese kolossalen Papiermassen entstammten einer Fabrik in der Umgegend Berlins, die von der Dürenschen Gesellschaft angekauft worden war, um Übervorteilungen und unpünktlichen Lieferungen zu entgehen, und wurden nach ihrem Eintreffen in großen Kellereien nach dem Innenhofe zu abgelagert.

Die drei Herren schritten plaudernd weiter. Im dritten Setzersaal interessierte sich Nathansohn lebhaft für einige neue Setzmaschinen, die Düren probeweise einführen wollte. Der Setzer arbeitet an diesen „Linotypen" wie der Maschinenschreiber an einer Art Klaviatur, und zu gleicher Zeit wird infolge einer sinnreichen Verbindung der Matrizenreihe mit einem Kessel voll flüssigen Bleis jede fertige Zeile automatisch gegossen. Düren erzählte, daß man nur gut geschulte und besonders intelligente Kräfte an diesen sehr subtil konstruierten Setzmaschinen verwenden könne, da jede Korrektur die Neuherstellung der ganzen Zeile verlange. Andrerseits aber leiste die Maschine auch die verdreifachte Arbeit eines einzelnen Setzers.

Es gab in diesen Souterrainräumen mit ihren großen Bogenfenstern, vor denen überdies mächtige Reflektoren die Lichtfülle sammelten und zurückstrahlten, viel zu sehen. Besonders das Interesse des dicken Nathansohn wuchs bei dem Rundgang; er vertrat hier gewissermaßen die Gesellschaft, und das, was man ihm zeigte, war auch *sein* Eigentum: sein Kapital steckte mit in diesen Mauern. Das war ja freilich auch drüben der Fall gewesen, im Hause der Volckers. Aber — er wußte selbst nicht so recht, woran es lag: hier gewährte ihm das alles eine ganz andre Freude als dort; er war beim „Volksboten" hundertmal mehr bei der Sache, als er es beim „Morgenblatte" gewesen — vielleicht nur, weil er hier die „glücklichere Hand" walten sah, vielleicht auch, weil er wußte, daß Freund Düren ihm immer eine freie Ecke im Börsenteil reservieren würde. Warum auch nicht. Die Firma Nathansohn stand fest, und ihr Ruf war fleckenlos. Faule Schiebungen und häßliche Transaktionen gab es bei ihr nicht. Hatte man also einmal den Wunsch, irgend ein neues Papier, eine neue Emission, ein neues industrielles Unternehmen in den Vordergrund der geschäftlichen Interessen gerückt zu wissen, so konnte das weder dem Blatte noch dem Leserkreise schaden. Ganz gewiß nicht. Düren konnte beruhigt das Winkelchen im Handelsteil freilassen . . .

Nathansohn nickte befriedigt, als er daran dachte. Er sprach wenig; er hörte zu. Düren gab den Erklärer ab. Hier die Setzersäle für Politik und Vermischtes, daneben das Faktorenzimmer — drüben der riesige Saal für die Annoncensetzer. Dies der Raum für die Stereotypie, für das Schlagen der Matern und den Guß der Platten — Vorgänge, die bei den Setzmaschinen automatisch bewerkstelligt werden. Durch das Zimmer der Korrektoren ging es einen langen Gang hinab in die Schriftgießerei, dann hinauf in die Säle für den Accidenzdruck, die auch für den Kunst- und Farbendruck eingerichtet waren: mit Schnellpressen, Zweifarbmaschinen und Tiegeldruckpressen für kleinere Aufträge. Weiter in die hellen, freundlichen Zimmer der Zeichner; denn die Spezialität des „Volksboten": die aktuellen Bilderchen, sollte auch fernerhin beibehalten werden. Das interessierte die große

Masse. Man wollte wissen, wie der neue Minister aussah, wie es bei der Grundsteinlegung dieses und jenes Denkmals zugegangen war, welche Toilette Fräulein Groß bei der Première der „Charakterlosen“ getragen hatte. Es war viel bequemer, sich das im Bilde vorführen zu lassen, als es in langer Beschreibung zu lesen. Recht so, hatte sich Düren gesagt, meine Zeitung soll auch ein Bilderbuch für euch sein . . .

Nun noch einmal hinab in des tiefste Souterrain. Der Fahrstuhl führte die Herren in wenigen Augenblicken in das unterirdische Reich der Transmissionen. Jetzt wurde auch Dr. Heller lebhaft. Seine Arme beschrieben einen weiten Kreis, als wolle er die hochgewölbten Räume mit ihren gigantischen, blitzblank schimmernden Maschinen umfassen und sagen: das alles sind *wir* . . . In den ungeheuren Räumen hallten die Schritte im Echo wieder. Da war der Saal für die Haupttransmission mit der cyklopischen vierhundertpferdigen Verbunddampfmaschine und dem artesischen Brunnen; da die Keller für die Dynamos und den Akkumulatorenbetrieb, für die Zwillingsdampfmaschinen, die Dürrkessel, die Gasmotoren und Gasometer. Von diesem Oktogon aus wurde die Warmwasserheizung reguliert; daneben lag die einem gotischen Kirchenschiff ähnelnde Halle, von der aus teils durch Wasser, teils durch Elektrizität betriebene Ventilatoren den Wechsel und die Reinigung der Luft im ganzen Hause besorgen sollten. Noch andre große Räume dehnten hier unten sich aus: Lagerstätten für die Kohlen und das Maschinenöl, für die Wasserfilter und Speisepumpen, Reparaturwerkstätten und eine vollständig eingerichtete Schlosserei. Es war ein Welt für sich. Und alles blitzend in seiner jungfräulichen Neuheit — und überall eine Totenstille.

„Vier Wochen später,“ sagte Nathansohn, — „da beginnt hier das Leben . . .“

Ja — vier Wochen später. Düren reckte sich, und in seine hellen Augen trat ein fieberischer Glanz. Er hätte die Zeit beflügeln mögen. Wie schlich sie dahin! Wie endlos lange dauerte dieser Bau! Seit Monaten saß er den Architekten auf den Fersen und drängte und hetzte. Täglich kam er hierher. Alles ging ihm zu langsam. Am liebsten hätte er selbst Hand an das Werk gelegt und nach Kelle und Mörtel, Meißel und Beil gegriffen. Diese endlosen Konferenzen mit hundert Lieferanten! Mit Tapezier und Möbelhändler, Schlosser und Linoleumfabrikanten, mit Schulze und Müller und Meyer und Cohn! Er schlief nicht mehr; er sprach laut im Traum. Seine Nerven waren wie in ständiger Erzitterung. Und doch behielt er immer seinen kühlen Kopf, seine Thatkraft und seine Zähigkeit: auch das heitere Lächeln auf seinem hübschen Gesicht . . .

„Also gehen wir weiter,“ sagte Dr. Heller.

Im Parterregeschoß lagen die Büreaux und Magazine der Zeitungsexpedition, die Inseratenannahme, der „Kundenraum“ — eine Art Wartesaal — die Wohnung des Portiers sowie eine besondere „Auskunftei“. Der erste Stock war für die Redaktion reserviert, im zweiten und dritten befanden sich die Konferenzzimmer und die Büreaux des Verwaltungsausschusses und ferner die Wohnung Dürens. Er war persönlich anspruchslos und hatte sich bisher mit einem kleinen Mietsquartier in der

Köpenickerstraße beholfen. Nun aber wollte er auch im Hause seiner Zeitung wohnen. Vorläufig wenigstens — wenigstens so lange, bis auch die neue Organisation ins Rollen gekommen war, bis der „Volksbote" in das zweite Hunderttausend seiner Abonnenten hineinmarschierte. Dann erst, wenn die Grundsäulen so sicher standen, daß keine Erschütterung mehr dem großen und staatlichen Bau schaden konnte — dann durfte man an eine bequemere Zukunft denken . . .

Nathansohn und Heller waren müde geworden. Aber Düren schleppte sie erbarmungslos weiter. Sie mußten auch noch die Bodenräume besichtigen und schließlich mit ihm auf das flache Dach steigen . . . „Brrr," machte der Bankier und schlug seinen Pelzkragen hoch, — „etwas luftig hier oben . . ."

Düren spürte nicht den Tauwind, der über die Stadt wehte. Er war dicht an die das Dach umspannende Balustrade getreten und hier stehen geblieben. Tief unten rauschte und brandete das Leben der Weltstadt, und in dem sich ineinanderschiebenden Gewirr von Straßen, Plätzen und Gäßchen lebte und regte sich fiebernde Arbeitslust. Das ganze wimmelnde Menschenmeer war nur von dem Gedanken an die Arbeit des Tages erfüllt, der im leisen Tönen der Telegraphendrähte, im Surren des Telephonnetzes, im Rollen der Wagen, dem Geläut der Straßenbahnen, den hundert Geräuschen des großen Verkehrs zu lauten Akkorden wurde. Und eine gewaltige Arbeitsfreude war es auch, die auf Dürens Antlitz den Ausdruck siegenden Triumphes wiederspiegelte. Die Arbeit hatte ihn emporgeschnellt und in die Höhe getragen, so daß er nun auch den Kampf mit denen da drüben aufnehmen konnte, die den armen Petenten von ihrer Schwelle gewiesen hatten. . . . Er hörte nicht, wie Nathansohn mit einem spöttischen Blick auf ihn Heller in das Ohr flüsterte: „Sehen Sie, Doktor — Polykrates! . . ." Er schaute sinnend hinüber nach dem Volckerschen Geschäftshause. Er haßte die Leute nicht; er haßte niemand. Aber in Konkurrenz mit ihnen treten zu können — gerade mit ihnen, die die Solidität des deutschen Verlagshandels verkörperten — das erfüllte sein Herz mit Freude. Er wußte, die „Soliden" schauten ihn ziemlich verächtlich über die Schultern an. Die Volckers würden sich geschämt haben, ihn „Kollege" zu nennen. Das konnte anders werden. Da drüben war nicht alles so, wie es sein sollte. Es bohrte ein Wurm im Gebälk. In den Fundamenten zeigten sich Risse. Es ging langsam bergab — er aber stieg bergan. Sein „Klatschblatt" trug ihn — und das Blatt der vornehmen Gesinnung zog die Volckers allgemach in die Tiefe. Was wiegt die Gesinnung auf dem Weltmarkt!? . . .

„Herr Düren," sagte Nathansohn, „nichts für ungut, aber ich bin kein Alpenfex und an die Höhenluft nicht gewöhnt. Freilich, es ist hübsch hier oben. Man übersieht die ganze Friedrichstadt. Aber ich möchte mir die Fortsetzung des Anblicks doch lieber für einen Sommertag aufheben, wenn Sie erlauben, und jetzt wieder erdenwärts pilgern."

„Außerdem ist Frühstückszeit," fügte Dr. Heller hinzu, „und ich muß sagen, der Spaziergang durch Ihr Reich, Herr Düren, hat mir Appetit gemacht."

Düren schlug vor, in die nahe gelegene Huppkasche Weinstube zu gehen. Noch unterwegs sprach er von allerhand neuen Plänen.

„Es ist nicht leicht," sagte er, „die fest eingebürgerte alte und zum Teil auch ganz gute Parteipresse aus dem Sattel zu heben. Der Berliner Spießbürger, vom Weißbierwirt bis hinauf zum Geheimrat, schwört ebenso auf seine Tante Voß wie der Feudale auf seine Kreuzzeitung. Gewiß, man kann die Konkurrenz mit diesen Blättern aufnehmen — die beiden als Typen gedacht — aber man kann sie nicht vernichten. Das geht nicht. Sie haben ein viel zu festes Stammpublikum —"

„Pardon," fiel Nathansohn ein; „das hatte seiner Zeit Merckels ‚Freimütiger', hatte der ‚Beobachter an der Spree', hatte die ‚Spenersche' auch. Die alten braven Blätter hatten alle ihr sogenanntes Stammpublikum — und es ist ihnen endgültig doch nicht treu geblieben. Die neue Zeit hat neue Menschen geboren —"

„Und deren Geschmack wußten jene ‚alten braven Blätter' nicht mehr zu treffen. Richtig, Herr Kommerzienrat. Das ist es. Das ist der einzige Punkt, an dem die Konkurrenz zu fassen wäre. Sie wandelt ihren alten Schlendrian weiter und pocht allzusehr auf die Langmut und auch auf den Gewohnheitsdusel ihrer Abonnenten. Nun kommen wir mit Neuem, mit ganz Neuem. Was schiert es mich, ob die großen Lessings auf ihren kurulischen Sesseln achselzuckend die neue Art als unjournalistisch, als Schand- und Klatschpresse verurteilen! Wie hat man ehedem über Kotzebue und Seyfried geschrieen. Der Erfolg ist der einzig maßgebende Faktor —"

„Ist es," bestätigte Nathansohn kopfnickend.

„Und wir haben ihn für uns. Vielleicht ist noch manche Krise zu überwinden. Die eine habe ich hinter mir. Ich werde auch über weitere hinauskommen. Es ist beim Zeitungswesen wie bei der Kriegführung. ‚Geld, Geld, Geld,' hat Montecuculi gesagt. Nachpulvern, wenn einmal ein Riß, eine Stockung entsteht. Und immer Tamtam, immer die Trommeln gerührt, immer Fanfare geblasen. Das Publikum darf nicht ahnen, wenn ein Stillstand oder Rückgang kommt. Was ist denn das Publikum? Eine erzdumme Gesellschaft, die glücklich darüber ist, wenn man ihr Sand in die Augen streut. Was ist denn das Publikum? Ein großes Kind, das immer nach Neuem verlangt. Unsre Gegner sagen, wir verschlechterten den Geschmack der Menge. Unsinn. Wir akkomodieren uns einfach ihrem Geschmack. Zum Beispiel: einen psychologisch fein ausgeführten sogenannten Milieuroman in sechzig Feuilletonfortsetzungen zu bringen, ist einfach Unsinn. Das ermüdet den Leser und dient auch dem Autor nicht. Ein Zeitungsroman verlangt äußerste Spannung. Die französischen Boulevardblätter haben das schon vor dreißig Jahren eingesehen; da war Ponson du Terrail ihr Mann."

„Schrecklich," warf Dr. Heller lachend dazwischen.

„Lieber Doktor, eine Zeitung ist ein andres Gewächs als ein Buch. Sie dient dem Tage, soll und will ihm allein nur dienen. Ein Buch kann unter Umständen einen Ewigkeitswert haben. Das Buch stellt man in die Bibliothek; die Zeitung liest man und wirft sie dann fort. Und *wie* liest man sie?! Nicht wie ein Buch, nicht mit konzentrierter Aufmerksamkeit und Zeile für Zeile. Man durchfliegt sie, und nur hier und da bleibt der Blick interessierter haften. Deshalb habe ich die vielseitige Gliederung des Stoffes eingeführt: hundert Abschnitte an Stelle von dreien — Überschriften und Schlagworte und Stichmarken — alles leicht zu überschauen und sicher für jeden etwas."

„Amerikanische Art," fiel Dr. Heller abermals ein.

„Man nimmt das Gute, wo man es findet. Ich weiß wohl, ich diene auch damit nicht jedermanns Geschmack. Aber doch dem Geschmack der Mehrzahl. Und die Majorität hat immer recht. Zu ihr gehören vor allem die Frauen. Ich habe es durchsetzen können, daß man den ‚Volksboten' vielfach neben den sogenannten ernsten Blättern hält — sozusagen als Dessert nach der schwereren Kost. Das ist der Anfang. Aber ich gehe weiter. Ich werde mir auch die Herren der Schöpfung erobern — nicht den kleinen Mann — den habe ich schon auf meiner Seite — auch die obern Zehntausend. Sie sollen sich wundern, wie ich meine Berichterstattung im Auslande organisiert habe. Bei jeder wichtigern Nachricht lasse ich Extraausgaben drucken und gratis verteilen. Gratis — das ist die beste Propaganda. Ich engagiere mir einen Trupp Ausrufer mit festem Gehalt. Von früh bis spät soll der Ruf ‚Volksbote' durch die Straßen gellen. Die Menschheit muß ihn hören; das Ohr soll sich an das Wort gewöhnen. Es soll dahin kommen, daß der Passant, der den Ruf ‚Volksbote' hört, unwillkürlich zusammenzuckt — daß unwillkürlich die Frage in ihm auftaucht: was ist da wieder Neues passiert? — Verstehen Sie, meine Herren: ‚Volksbote' und Neuigkeit, das sollen sozusagen synonyme Begriffe werden . . ."

„Ein Teufelskerl," murmelte Nathansohn. Dr. Heller hatte nur zugehört; er sagte gar nichts. Er war ein außerordentlich tüchtiger Geschäftsmann und hatte es durchzusetzen gewußt, daß sich auch die Elektrizitätswerke, die er vertrat, an der Gesellschaft Düren beteiligten. Denn er war von der Prosperität der Dürenschen Unternehmungen fest überzeugt. Aber er war ein viel zu fein gebildeter Mann, um den groben Mitteln, mit denen der „Volksbote" arbeitete, Geschmack abgewinnen zu können. Er gehörte nicht zur „Majorität".

Die drei Herren traten in die Weinstube. Am Fenster sahen sie Hans Volcker sitzen, der hier häufig zu frühstücken pflegte, wenn es ihm an Zeit gebrach, nach Hause zu fahren. Die Begegnung war Nathansohn unlieb. Seit er seinen Anteil am „Morgenblatt" verkauft hatte, mied er die Volckers. Nichtsdestoweniger that er sehr erfreut, drückte Hans mit warmer Herzlichkeit die Hand und unterhandelte dabei gleichzeitig mit dem Kellner. „Ja, Rinderbrust, aber nur, wenn sie auf der Zunge zerfließt. Gut, das Befinden, verehrter Herr Volcker? Und der kleine Prinz? Zuerst ein Glas Sherry, Kellner . . ."

Auch Düren hatte Hans begrüßt, mit etwas zurückhaltender Höflichkeit, doch gleichfalls mit einem Handschlag. Dann nahmen die drei Herren am Nebentische Platz. Hans hatte sein Frühstück beendet und wollte nur noch seinen Wein austrinken. Die Unterhaltung von Tisch zu Tisch bewegte sich in ziemlich kurzen Sätzen.

„Wann werden Sie Ihren Einzug in das neue Haus halten, Herr Düren?"

„Anfang April, Herr Volcker."

„Ah — schon? Da wird man sich beeilen müssen."

„Wenn wir keinen Frost mehr bekommen, geht es im Galopp. Ich habe übrigens kein andres Obdach. Am ersten Mai übernimmt der Fiskus das alte Haus in der Köpenickerstraße."

„So, so . . .“ Hans hob sein Glas . . . „Also auf gute Nachbarschaft, Herr Düren!“

„Auf gute Nachbarschaft, Herr Volcker . . .“

Hans stand auf und empfahl sich. Nathansohn war ihm plötzlich überaus widerwärtig geworden. Dieser dicke Schacherjude lief immer nur dem Erfolge nach. Dem Erfolge — es war zum Lachen. Ein solches elendes Juxblatt — und an hunderttausend Auflage! —

„Holla!“ sagte eine Stimme vor ihm. Es war Graf Vließen, in modefarbenem Ulster, einen aufgespannten Regenschirm über dem blanken Cylinder haltend. „Ich habe Glück. Wollte eben auf fünf Minuten zu Ihnen heraufspringen.“

„Bitte, lieber Graf. Es wird mir eine Freude sein.“

„Sie wollten ein Paar gute Traber kaufen, nicht wahr?“

„Wollte — ja — aber . . . Ich habe kein Glück in meinem Stall. Trotzdem: haben Sie ein Traberpaar zur Hand?“

Vließen erzählte, Prinz Inningen wolle seine prächtigen Goldfüchse verkaufen. Er fordere zwar ein Sündengeld, aber darüber würde sich ja reden lassen. Und ganz beiläufig fügte er an, seinen Arm unter den Volckers schiebend und vertraulich werdend: „Hören Sie mal, lieber Hans, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun. Ich muß Gelder flüssig machen, weil — weil ich fort will. Wenigstens wahrscheinlich. Ich präliminiere noch mit Huhnholtz. Aber meine Kapitalien liegen fest. Wollen Sie mir nicht meine Anteile am ‚Morgenblatt‘ abnehmen? Ich möchte sie nicht auf dem großen Markt losschlagen; das sieht — sieht wunder wie aus . . .“

Hans war unwillkürlich blaß geworden. Die siebzig- oder achtzigtausend Mark, die Vließen zurückhaben wollte — das war das Wenigste. Die wurden von heute zu morgen geschafft. Aber es sprach etwas wie Mißtrauen aus dem ganzen Gehaben des Grafen. War es im Grunde genommen nicht berechtigt? Den Aktionären des Morgenblatts war zwar eine hoffnungsvolle Dividende prophezeit worden, aber bis jetzt war es bei der Prophezeiung geblieben. Sie konnten zufrieden sein, wenn man ihre Einschüsse mit zwei Prozent verzinste. Und ging es so weiter, dann fiel auch diese Verzinsung fort. Man stand vor einer bösen Krise. Plötzlich schoß Hans ein unangenehmer Gedanke durch den Kopf. Seines Wissens war Nathansohn der Bankier Vließens. Wollte der unersättliche Mensch auch Etienne in das feindliche Lager hinüberziehen — zu dem Schandblatt da drüben? . . .

Er lächelte. „Lieber Vetter,“ entgegnete er, „wir nehmen Ihnen jederzeit Ihre Anteilscheine wieder ab. Und zwar mit tausend Freuden, denn wir suchen möglichst viel Anteile in unsre Hände zu bringen. Lassen Sie morgen die Papiere an unsrer Hauptkasse präsentieren . . .“ Und als Vließen ein Dankeswort sagte, fuhr er lebhaft fort: „Aber nein — Sie thun uns ja einen Gefallen, Etienne — nicht wir Ihnen . . . Kommen Sie noch einen Augenblick mit hinauf?“

Die beiden standen jetzt vor dem Volckerschen Hause. Vließen war es zu spät geworden; ihm fiel ein, daß er noch eine Verabredung hätte. Er reichte Hans zur Verabschiedung die Hand. Dabei wies er auf den Neubau des „Volksboten“ hinüber.

„Was sagen Sie zu dem Konkurrenten?“ meinte er.

„Nichts, lieber Graf. Übrigens heute ebensowenig unser Konkurrent wie je. Kann ein Kolportageroman mit einer Novelle Paul Heyses oder ein Volksstück draußen im Ostend-Theater mit einem Drama Wildenbruchs konkurrieren? . . Aber allerdings: der neue Palazzo da drüben beweist wieder einmal, daß es noch immer einträglicher ist, der großen Menge Konzessionen zu machen, als sie zu einem geläuterten Geschmack heranzuziehen . . .“

Vließen trat in diesem Augenblick ein wenig zur Seite, um ein junges Mädchen in das Hausportal zu lassen. Die kleine Blondine stutzte, als sie Hans erblickte, und dann schoß ein glühendes Rot in ihre Wangen. Auch Hans wurde sichtlich verlegen, obwohl er sich zu fassen suchte. Er zog seinen Hut.

„Guten Tag, Fräulein Pawel. Wollten Sie — mich aufsuchen? . . .“

Die Kleine senkte die Augen und zupfte an ihren Handschuhen. Sie war unsäglich verwirrt.

„Ja, Herr Volcker,“ flüsterte sie, während Graf Vließen sich diskret etwas zurückzog. „Nur auf wenige Minuten . . . Ich hätte eine große Bitte an Sie . . .“

„Ich würde mich freuen, wenn ich Ihnen gefällig sein könnte,“ sagte Hans mit wieder völlig ruhiger Stimme. „Bitte, gehen Sie voran und erwarten Sie mich im Sprechzimmer . . .“ Dann wandte er sich an Vließen zurück. „Addio, bester Graf. Also morgen an der Hauptkasse. Zwischen zwei und drei, wenn ich bitten darf . . .“

Vließen nickte und schielte dem kleinen Fräulein nach. Die Hausthür war offen stehen geblieben. Man sah, wie das Mädchen mit gesenktem Kopfe die Treppe hinaufstieg. Vließen schmunzelte, glättete seinen Bart, spannte wieder seinen Regenschirm auf, denn es rieselte noch immer feucht durch die Luft, und ging weiter. Er hatte so seine eignen Gedanken. Wenn man den Hans Volcker auch noch auf kleinen Eskapaden erwischen könnte — das würde den Sieg bei Gerda erleichtern helfen. Ja — den Sieg, sagte sich Vließen und machte in Gedanken ein Fragezeichen hinter den Satz. Er zweifelte daran, aber träumte davon. Diese Hoffnung auf eine Abscheulichkeit bildete einen Lichtpunkt in der grauen Leere seines Lebens.

XIII.

Am Abend vorher war es zwischen Axel Pawel und seiner Schwester zu einer ernsten Aussprache gekommen.

Das alte Redaktionslokal des „Volksboten“ in der Köpenickerstraße befand sich in jämmerlichem Zustande. Werner hatte schon zu den Zeiten, da sein Compagnon Posahl noch lebte, nie daran gedacht, an den umfangreichen Baulichkeiten auf seinem Grundstück irgendwelche Reparaturen vornehmen zu lassen. Das hätte sich gar nicht gelohnt. Früher oder später verkaufte er das Grundstück doch; man hatte ihm bisher nur nicht genug dafür geboten. Als er endlich mit dem Militärfiskus abgeschlossen hatte, ließ er den Hauskomplex erst recht verfallen. In dem südlichen Quergebäude, in dessen zweitem Stockwerk sich die Redaktion des „Volksboten“ befand, fiel der

Putz in großen Stücken von den Mauern. Wenn unten die Schnellpressen und Rotationsmaschinen arbeiteten, so erdröhnte das ganze Haus; man konnte jeden Augenblick gewärtig sein, daß die Wände zusammenbrechen oder auseinanderklaffen würden. „Mag die Bude zusammenbrechen," sagte Werner, als Düren ihn auf die Lebensgefährlichkeit dieser Behausung aufmerksam machte; „was schiert's mich? Sie können doch nicht verlangen, daß ich in das alte Ding noch ein paar tausend Thaler hineinstecke, wo ich es am ersten Mai abgeben muß! Fehlte mir gerade! . . ."

Der würdige Mann war von stetig wachsendem Groll gegen Düren erfüllt. Dieser Düren war in seinen Augen ein ganz gemeiner Betrüger. Dieser Düren hatte sich erst in sein Vertrauen geschlichen, um ihn dann, bei günstiger Gelegenheit, mit einem Fußtritt beiseite zu stoßen. Ja, mit einem Fußtritt. Er hatte gesessen. Werner fühlte ihn noch. Die Detektivs hatten ihn umstellt wie die Jäger das Wild — und da war mancherlei Peinliches zu Tage gekommen. Und nun hatte Düren erklärt: entweder du nimmst deine Abfindung und scherst dich zu allen Teufeln — oder ich schlage an die große Glocke. Es war eine einfache Pression, ein Bubenstreich; es war unerhört. Und was das Schlimmste: Werner mußte sich fügen. Er sah in der Ferne den Staatsanwalt; der konnte hören, wenn man die große Glocke läutete. Er fügte sich zähneknirschend und verwünschte die modische Einrichtung der Detektivinstitute, die ihre Nasen überall hinsteckten und in der Menschen Vergangenheit herumwühlten. Es war ja richtig: Düren zahlte ihn bar aus — die Grundeinlage mit Zins und Zinseszinsen, eine hübsche Dividende und auch eine ganz stattliche Abfindungssumme. Aber Werner wollte noch mehr. Der „Volksbote" hatte Zukunft; es war viel zu gewinnen bei dieser „Colportagelitteratur in Zeitungsformat" — und der Gewinn der eigentlichen Colportageromane ging immer mehr zurück. Die „Nonne von Krakau", von der er sich viel versprochen hatte, machte nicht einmal die Probehefte bezahlt; „Der Einsiedler am Teufelssee", ein ganz ausgezeichneter Roman, in dem es von Geistererscheinungen wimmelte und der Heft für Heft ein andres Verbrechen enthielt, ging gar nicht; selbst „Das Blutbuch des Entsetzlichen und Schauderhaften", eine Zusammenstellung von Kriminalgeschichten schrecklichster Art, brachte es nur auf ein paar hundert Abonnenten. Werner versuchte es mit einigen geschickten Schiebungen. Er ließ alte Romane neu broschieren und unter veränderten Titeln in die Welt gehen; er verfaßte diese Titel sogar selber und war stolz auf seine Erfindungsgabe; es waren Titel, die locken mußten. Aber sie lockten nicht. Woher kam das? — Werner war ganz verzweifelt; dann wurde er melancholisch. Das Volk wendete sich von ihm ab. Es war undankbar. So lange hatte er es mit geistiger Nahrung gespeist; nun wies es sie zurück. Und warum? — O, er fand schon die Antwort auf dieses Warum. Die „Colportagelektüre in Zeitungsformat" — die war es, die ihn tot machte. Das interessierte die Leute mehr. Das flog ihnen tagtäglich ins Haus. Das brachte nicht nur ein Stück Roman, sondern auch sonst allerlei Buntes, Interessantes, Spannendes und Aufregendes. Dieser Düren hatte die richtige Mischung gefunden — und er, der unglückselige Werner, hatte noch sein gutes Geld zur Herstellung jenes Rezeptes gegeben, das ihn selber lahm legen sollte.

Eine wilde Wut gegen Düren packte ihn. In das Quergebäude ging er nicht mehr. Das war an den Feind vermietet, und Düren hatte einfach erklärt, von seinem

Hausrecht Gebrauch zu machen, wenn es ihm nötig erscheinen würde. Aber von seinem Fenster aus sah er den „Volksboten" arbeiten. Und dann knirschte er wieder mit den Zähnen. Das ganze Haus dröhnte, wenn unten die Maschinen arbeiteten. Wenn es doch zusammenbräche! Werner trug sich mit der fixen Idee, die brechenden Trümmer würden den „Volksboten" begraben, für immer und ewig. Und wie ein Schwarm von Phönixen würden sich dann seine gelben Hefte von neuem siegreich emporschwingen. Aber da drüben dröhnte es nur; es brach nichts . . .

Am Abend sahen die Redaktionsräume ein wenig freundlicher aus als am Tage. Das halbe Licht und das Dunkel verdeckten einen Teil der Jämmerlichkeit, der klaffenden Dielen, kahlen Wände mit ihrem gesprungenen Putz und verschmutzten Decken. Anfänglich hatten Dr. Rolo Metzenthien, ein ehemaliger Lehrer, der als Chefredakteur fungierte, Axel Pawel und noch zwei jüngere Herren Namens Schnipphahn und Sardowski die Redaktion allein geführt. Später wurde das Personal erheblich vermehrt. Man pferchte sich in den engen Räumen zusammen, schimpfte unablässig und zählte die Tage, die noch bis zu dem gemeinsamen Triumphmarsch nach der Krausenstraße zu vergehen hatten.

Pawel, der das Feuilleton bearbeitete, hatte ein Zimmer gemeinsam mit dem Dr. Metzenthien und dem Lokalredakteur Sardowski. Letzterer war ein kleiner beweglicher Mensch mit frechen Zügen, ein ehemaliger Kommis, der auf Gott weiß welche Art in die journalistische Carriere gekommen war, während Dr. Metzenthien mit seinem runzligen, bartlosen und bebrillten Gesicht noch gern die ruhige Würde des früheren Philologen zur Schau trug.

Neben dem Arbeitstische des Herrn Sardowski stand der Gerichtsreporter Schlottke, der soeben einen längern Bericht über eine, wie er sagte, höchst sensationelle Ehescheidungsklage gebracht hatte. Sardowski überflog das Manuskript, aber es schien ihm nicht recht zu gefallen. Er schüttelte während der Lektüre wiederholt den pomadisierten Friseurkopf.

„Herr Schlottke," meinte er, „Sie sind zu zahm geworden. Sie gehen um jede Pikanterie wie die Katze um den heißen Brei herum. Sie vermeiden geflissentlich alles, was Anstoß erregen könnte. Warum denn? Wir haben unsre Leser doch nicht in einer Kleinkinderbewahranstalt." — „Gott, Herr Redakteur," sagte Schlottke, „wie soll ich's denn machen. Hier so und da so. Hier recht pikant und beim ‚Morgenblatt' höchst dezent und bei der ‚Allgemeinen' die gute Mittelstraße. Ich weiß nicht mehr aus und ein." — „Das ist eben schlimm, lieber Schlottke. Die Artikel für uns müssen von besonderm Wurf sein. Wir bezahlen ja auch anständig. Erfinden Sie doch interessante Geschichten; es kommt absolut nicht auf die Wahrheit an. Erfinden Sie sozusagen forensische Märchen, die Sie bloß uns geben. Kaufen Sie sich den Boccaccio und den Casanova, da finden Sie Stoffe in Hülle und Fülle, die Sie nur zu aktualisieren brauchen . . ." Auf das Wort ‚aktualisieren' schien er besonders stolz zu sein, denn er wiederholte es mehreremal. Schlottke machte ein dummes Gesicht und schien zu überlegen. Inzwischen wandte Dr. Metzenthien sich um, schob seine Brille auf die Stirn und nickte. „Das ist richtig," sagte er; „der Chef hat sich neulich wieder beklagt, der Ton im ‚Volksboten' würde zu ledern. Kollege Pawel, ich glaube, das ging auch auf Sie." — „Kollege Pawel haßt den

Realismus," warf Sardowski ein; „der attische Stil seiner Theaterrezensionen würde ganz gut sein, wenn nicht das attische Salz fehlte." — Nun fuhr Pawel an seinem Pulte herum. „Herr Sardowski, ich verbitte mir Ihre Bosheiten," entgegnete er eifrig; „ich schreibe wie ich schreibe. Auf den Ton kalauernder Schnoddrigkeit, wie manche Kritiker und auch Sie ihn lieben, gehe ich nun einmal nicht ein." — „Pardon," sagte der Chefredakteur, „hier handelt es sich lediglich um das Publikum. Lessingsche Abgeklärtheit ist nichts für unsre Leser. Die wollen ein Witzchen, wollen einen gelegentlichen Kalauer, ein lustiges Bonmot. Auch der neue Roman geht viel zu sehr in die Breite. Handlung, aber keine Seelenstimmungen, Kollege Pawel. Unter uns: der Chef ist nicht sonderlich begeistert über Ihr Feuilleton . . ."

Über das blasse Gesicht Pawels huschte eine drohende Röte. Plötzlich warf er seine Feder hin, nahm Havelock und Hut von den Riegeln an der Wand und ging zur Thür. Hier wandte er sich nochmals um. „Also das hat er gesagt!" rief er mit bebender Stimme. „Es ist gut, meine Herren. Er soll es nicht zum zweitenmal sagen. Lieber hungern, als seiner Überzeugung untreu werden. Guten Abend!" — Er ging und warf die Thür wütend hinter sich zu. Die Kollegen schauten ihm sprachlos nach. „Pawel — Mensch!" rief endlich Dr. Metzenthien. Aber Pawel hörte ihn längst nicht mehr. Sardowski lachte. „Er kann sich mit seinen Idealen begraben lassen," meinte er. „Er wird nie auf einen grünen Zweig kommen, niemals. Ich frage Sie, Kollege, müssen wir uns nicht alle fügen? Sind wir nicht Angestellte Dürens? Sind wir nicht auch — nu ja — in gewisser Weise Sklaven unsers Publikums? Wenn die Leute es so wollen — da ist's doch verrückt, es anders zu machen! ‚Überzeugung' — ach du lieber Gott, mit seiner Überzeugung kommt man schon weit!" —

„Überzeugung ist eine schöne Sache," entgegnete der ehemalige Philologe und schob die Brille wieder auf seine Nase. „Aber sie darf nicht zum Starrsinn werden. Namentlich nicht in der Presse. Die Presse ist wie die Diplomatie: man muß auch nachgeben können. Die Macht der Presse liegt in ihrer Fühlung mit dem Volke. Ergo: maßgebend für uns können immer nur die Regungen der Volksseele sein. Die müssen auch in unserm Blatte vibrieren. Nur so können wir über den Tag hinauskommen und — und für später als ein kulturhistorisches Dokument unsrer Zeit gelten. Ja . . ." Nach diesen großen Worten wandte sich Dr. Metzenthien wieder seiner Politik zu, um sie für die Leser der Zeitung in appetitreizende Bissen zu zerlegen . . .

Inzwischen hatte Pawel den langen, durch einzelne zitternde Gasflämmchen schlecht erhellten Korridor zurückgelegt. Er bebte vor innerer Erregung. Wo wohnte die Freiheit? Gab es denn auf dieser Welt überall nur Ketten? Von einer Sklaverei in die andre — Fron und immer wieder Fron! Bis jetzt hatte er ausgehalten — hoffend und hoffend; es mußte ja einmal anders werden; Düren konnte der Vernunft nicht ewig unzugänglich bleiben, konnte dem Pöbel zu Gefallen sein Blatt nicht noch tiefer herabdrücken. Doch — es sollte so sein, und auf seiner Redaktion saßen willige Leibeigene, Preßkulis, die die Wünsche des Herrn von seinen Lippen ablasen. Es war schmachvoll . . .

Pawel klopfte an eine Thür am Ende des Ganges und trat ein. In einem winzig kleinen, ganz schmalen, überheizten und schlecht gelüfteten Zimmer saß Olga

bei ihrer Arbeit. Sie führte die Redaktion der Beilage „Frauenwelt“ und las in langen, noch druckfeuchten Fahnenabzügen Korrektur. Ihr Kopf war tief über den Tisch gebeugt; in den blonden, zausigen Stirnlöckchen perlten ein paar Schweißtropfen. Sie schaute nicht auf, als Axel eintrat. Sie glaubte, der Metteur wolle sie mahnen, und rief, während sie mit der Feder ein Zeichen auf den Rand der Fahne malte: „Einen Augenblick, Teterow, ich bin gleich fertig . . .“

„Ich bin schon fertig,“ versetzte Axel, „und zwar ganz und völlig und mit allem. Ich verlasse das Haus; ich breche meinen Kontrakt — schlankweg. Ich bleibe nicht eine Minute länger in dieser Strafanstalt. Ich habe es satt — bis zum Halse heran!“ —

Er würgte die Worte hervor. Olga war erschreckt aufgesprungen und schaute den Bruder mit großen Augen verängstigt an.

„Herr du mein . . . Axel, was ist?! — Bist du beleidigt worden?“

„Beleidigt! . . .“ Er warf seinen Havelock ab. „Was ist hier für eine wahnsinnige Temperatur, Olli?! Du machst dich ja krank!“

„Sorge dich nicht um mich. Das Fenster ist so verquollen, daß es sich gar nicht mehr öffnen läßt. Ich liebe die Wärme. Also — was ist los?“

Er fuhr wieder auf. „Ich hab' es satt. Hörst du — — mir wird übel, wenn ich noch länger in dieser geistigen Versumpftheit stecken bleiben soll. Ich komme um. Ich ersticke hier . . .“

Sie schob ihm schweigend einen Stuhl zu. Sie kannte ihn und hatte einen so wütenden Ausbruch des Zorns und Unwillens längst erwartet. Trotzdem erzitterte sie. Es war hier wahrlich noch immer ein besseres Brot als bei G. Werner & Co.

Axel ließ sich nieder.

„Ich will ruhig bleiben, Ollinka. Sei mir nicht böse. Es tobt alles in mir. Aber ich will ruhig bleiben . . . Als Düren uns vor drei Jahren das Angebot machte, seiner Redaktion beizutreten, atmete ich auf. Ich ahnte zwar, daß auch da manches anders sein würde als ich erhoffte — aber — aber es war doch eine Erlösung aus der tiefsten Knechtschaft, aus der elenden Soldschreiberei für einen notorischen Halunken . . . Düren setzte mir seine Absichten auseinander; ich sollte auf seine Intentionen eingehen — es handelte sich zunächst darum, dem neuen Blatte eine gewisse Volkstümlichkeit zu geben. Das war verständlich; den Leserkreisen, die man erobern wollte, konnte man nicht mit Klassizität kommen. Also gut; heruntergeschraubt das geistige Niveau, tiefer und immer tiefer — ja, bis wohin?! Es mußte doch einmal eine Grenze sein; es mußte doch auch ein langsames Aufsteigen geben. Wenn erst ein fester Stammkreis von Abonnenten gewonnen ist, so sagte ich mir, dann kann man es wagen, das Niveau allgemach ein wenig zu heben, kann geschmackverbessernd, läuternd, erzieherisch wirken. Denn das ist doch die Pflicht der Presse, ihre große, hehre und schöne Aufgabe. Das Ringen und Streben, das ganze geistige Leben der Völker soll in der Presse sein Spiegelbild finden. Ach du lieber Gott, wenn noch nach hundert Jahren ein Band des ‚Volksboten‘ erhalten worden ist — wie kläglich muß da die Nachwelt den Geist Deutschlands zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts beurteilen! Kotzebue, Herloßsohn und Bertuch waren Heroen gegen uns. Und das ist das Schauderhafte: das absichtliche Herunterdrücken, wo

man doch höher hinaus könnte! Kein Erheben in reinere Atmosphäre — immer nur im Staube kriechen — und noch häßlicher: im Schmutze waten! Sensation ist die Losung — pikantes Gewäsch an Stelle ernsthafter Polemik, Seichtheit für gediegenes Wissen und öde Witzelei für herzensfrohen Humor. Andre Blätter sehen auf litterarischen Schliff dessen, was sie bieten; bei uns ist der Schliff verpönt, denn ‚unsre Leser sind nicht litterarisch gesinnt‘, sagt Düren. Für hunderttausend denkfaule Büffel also arbeiten wir! Ich nicht mehr, Olli. Ich streike. Ich setze keinen Fuß mehr in die Redaktion des ‚Volksboten‘ . . .“

Olga schüttelte sorgenvoll den Kopf.

„Du kannst Düren kündigen, Axel, darfst ihn aber nicht im Stiche lassen,“ erklärte sie.

„Ach was — im Stiche lassen,“ erwiderte er mürrisch. „Ich weiß recht gut, daß ihm meine Thätigkeit längst nicht mehr paßt. Ich bin nicht seinesgleichen. Ich arbeite nicht nach seinem Geschmack. Die Kollegen — ach, die Kollegen — haben mir das hundertmal durchblicken lassen . . . Hat er mich bis jetzt behalten, so geschah's nicht meinetwegen, sondern bloß, weil er dich gern hat und ich dein Bruder bin . . .“

Olga lächelte, aber sie wurde rot dabei.

„Ich weiß nichts davon, daß er mich ‚gern hat‘. Ach herrjeh — auch noch! Aber freilich: ich bin fleißig, und die ‚Frauenwelt‘ paßt ihm so, wie ich sie mache — das bunte Nichts und der Firlefanz nnd die Rätselecke und das ganze Drum und Dran . . . Ja, Axel, aber was denn nun? Willst du wieder an deine Stücke gehen und an deine Romane?“

„Ich danke. Wenigstens vorläufig. Die Ablehnungen haben mich mürbe gemacht. Und dann — die Journalistik macht mir mehr Freude. Ich möchte nur den Platz finden, wo ich hingehöre. An einem Blatte, das höher steht als dieser elende ‚Volksbote‘ —“

„Ah — schimpf nicht so viel! Ich bin auch noch hier.“

„Wirst aber nicht bleiben wollen, wenn ich fort bin.“

„Ich bleibe. Nicht aus Zwang, sondern aus Dankbarkeit. Düren hat uns aus der Tiefe gezogen —“

„Und wieder hinabgestoßen. Werner oder Düren — es ist die gleiche Nummer.“

Olga zuckte die Achseln. „Was soll ich mit dir streiten!“ sagte sie unmutig und griff wieder zur Feder.

Er erhob sich und küßte sie auf den Scheitel.

„Nein, nicht streiten, Kleine. Ich fühle mich wirklich recht elend. Ich kann nichts dafür. Ich will auf die Suche gehen. Vielleicht, daß beim ‚Morgenblatt‘ —“

„Da nicht,“ fiel sie hastig ein. „Da ist keine Stelle frei.“

„Doch,“ sagte er hartnäckig. „Doktor Eschwege will fort, der Feuilletonredakteur. Die Kollegen erzählten es. Das wär' etwas, was ich mir wünschte . . .“

Sie schaute starr auf den Korrekturabzug. Sie liebte den Bruder so sehr. Wirklich: in die Redaktion des „Morgenblatts“ gehörte er. Das war eine Zeitung, die seiner politischen Neigung entsprach, ein Blatt von vornehmer Gesinnung, anständig im Ton und in den nichtpolitischen Teilen von gutem litterarischen Geschmack. Da konnte Axel sich halten; da konnte er sich auch glücklich fühlen . . . Sie überlegte.

„Weißt du, Axel," sagte sie plötzlich, „ich möchte für dich den Werber spielen. Ich möchte mal zu den Volckers gehen. Sie werden mich nicht fressen. Du bist kein Sprecher, aber ich versteh' mich aufs Reden. Soll ich? Was kann es schaden? . . ."

Er fand das anfänglich unmöglich und komisch. Das ginge doch nicht. Wie sehe das aus. Dann lenkte er ein. „Es dünkt mich zwar sehr verrückt," sagte er, „aber vielleicht — vielleicht hast du recht. Ich werde leicht konfus, wenn ich eine Bitte hervorbringen soll; dann fange ich an zu stottern und spreche geschraubt und in unmöglichen Perioden, und schließlich vergess' ich die Hauptsache. Du dagegen — du bleibst in allen Lagen des Lebens die Logische. Und sprichst immer wie ein Buch. Redest du, so ist einem, als lese man eine sanfte Lektüre, etwas Goethisches. Wahrhaftig, du hast eine merkwürdig abgeklärte Sprechweise. Du bist meine große Ollinka, wenn du auch nur klein von Person bist. Olli, deine Idee ist gut. Geh zu den Volckers. Eine solche niedliche Mädchenerscheinung guckt man auch gleich mit andern Augen an. Und fressen werden sie dich nicht, das ist richtig. Es sind ja anständige Menschen. Sage ihnen nur, schreiben könnt' ich, aber nicht reden. Und deshalb kämst du. Das ist eine ganz famose Idee von dir . . ."

Sie lächelte beglückt. Er rückte näher an ihren Tisch heran und ergriff ihre rechte Hand. „Olli, ich glaube, da werde ich Wurzeln schlagen," meinte er. „Ach Gott, wenn doch etwas aus der Geschichte würde! Das Gehalt — na, ich nehme jedes. Ich sehe mehr auf die Anständigkeit als auf den Lohn. Über den Jammer des Daseins sind wir ja hinaus —"

„Dank Düren," fiel sie ein.

„Also ja. Ich will ihm nicht zu nahe treten. Ich — aber lassen wir das doch! Ich habe eben andre Ansichten vom journalistischen Beruf als er. Ein Journalist ist immer ein geborener Advokat der Menschheit, sagt Weckherlin. Für Düren ist er ein Handelsmann, der die zum Kauf fertig gemachte Allerweltslitteratur geschickt in die Auslage zu bringen hat . . . Olli, es ist hier zum Verzweifeln heiß. Ich gehe. Wann kommst du nach Hause?"

„Nicht vor zehn. Ich habe noch viel zu thun."

„Armer Kerl. Ich besorge Abendbrot: Wurst, Schinken und so weiter. Ich weiß schon. Ich kaufe ein und erwarte dich. Und schreibe auch gleich an Düren. Sehr höflich — das versteht sich. Auf Wiedersehen, Olli . . ."

Sie vertiefte sich wieder in ihre Korrektur. Das dauerte noch eine halbe Stunde. Dann trug sie die Fahnen selbst in die Druckerei; sie wunderte sich, daß der Metteur sie noch nicht geholt hatte. Im Saale der Druckerei, einem großen Raum mit geschwärzten Wänden, an die hie und da ein Flugblatt, ein Plakat, ein buntes Bild geklebt worden war, herrschte ein Höllenlärm. Die Maschinen waren in Arbeit: die Zeitung wurde fertig gestellt. Der Metteur verschraubte gerade die Letternkolumnen einer Seite in ihren eisernen Rahmen und brachte diesen zu dem Stereotypeur, der hinter einem Verschlag in einer Ecke des Saals arbeitete. Er formte die Matrize, indem er eine Art feuchter Pappe auf die Lettern legte und sie mittels eiserner Bürsten so lange schlug, bis das Negativ sich scharf in die Pappe ausprägte. Die Papierform wurde hierauf gebogen in einen eisernen Halbcylinder

gesetzt und mit flüssigem Blei übergossen. In wenigen Augenblicken war die Druckform fertig, wurde an den Rändern in der Fräsmaschine geglättet und nun mit einem zweiten halben Cylindermantel zusammen an den Druckcylinder geschraubt. Jetzt konnte die Form ihren Platz in der Rotationsmaschine einnehmen, einem gewaltigen System von tuchüberzogenen Druck- und Farbwalzen, durch die das endlose Papier sich hindurchwand ... Der Anblick dieser Riesenmaschine interessierte Olga immer wieder von neuem. Wie das Papier sich von gewaltigen Rollen abhaspelte, wie es automatisch befeuchtet, von den Walzen erfaßt und in rythmischer Schlangenbewegung zwischen den Druckcylinder hindurchgeleitet wurde — wie die Farbwalzen sich gegeneinander rieben, um die Farbe in exakter Verteilung an der Drucksäule abzugeben, wie ein höchst sinnreiches System von Bändern das Papier weiterführte, zerteilte und in den Falzapparat einlaufen ließ — wie schließlich der Zählapparat zu funktionieren begann und die Zeitungsbogen endgültig gefalzt, aufgeschnitten und sauber zusammengelegt durch eine Trommel flogen, um nun verpackt werden zu können: das alles erschien Olga jedesmal gleich märchenhaft. Sie war auch heute, nachdem sie ihre Korrekturbogen abgeliefert hatte, wieder sinnend vor jener Maschine stehen geblieben und schaute in das Walzenwerk hinein. Die Arbeiter und Arbeiterinnen kannten sie und hatten das freundliche blonde Fräulein gern. Sie gingen um sie herum und beachteten sie kaum. Aber unvermutet fühlte Olga die Berührung einer Hand auf ihrer Schulter. Düren stand lachend, in regenfeuchtem Paletot, den Hut auf dem Kopfe, hinter ihr.

„Bon soir, mademoiselle," sagte er. „Wie geht's? — Ja, das ist ein hübsches Ding, diese Maschine — eine Kulturleistung ersten Ranges. Aber Sie sollten erst den Maschinenpark in unserm neuen Hause sehen. Das da ist auch schon wieder veraltet ... Ist Ihr Bruder noch oben?"

Sie wurde verlegen. Axel sei soeben gegangen. Und dann faßte sie sich ein Herz und bat Düren um eine kurze Unterredung. Er war etwas erstaunt, willigte aber ohne weiteres ein. Oben, im Zimmerchen Olgas, begann auch er sofort über die Hitze zu schimpfen. „Eine elende Bude — aber warten Sie nur, Fräulein Olga, Sie sollen für Ihren Opfermut entschädigt werden, wenn wir erst ‚drüben' sind. Das schönste Zimmer der Redaktion kriegen Sie. Groß, hoch, Wasserheizung, Parkett, Teppiche und eine Tapete, die ich eigenhändig ausgesucht habe, weil sie mit Ihrem blonden Haar harmonieren sollte. In die Druckerei brauchen Sie auch nicht mehr selbst zu gehen. Neben Ihrem Schreibtisch liegt ein Hörrohr, da machen Sie nur knipps, und dann können Sie mit dem Faktor oder Metteur sprechen, oder mit wem Sie wollen. Auch mit mir. Ihr Redaktionszimmer ist das einzige, das mit meinem Büreau in telephonischer Verbindung steht. Sie können daraus ersehen, welchen hohen Wert ich auf Ihre ‚Frauenwelt' lege ..."

Er machte ihr noch immer, wie vom ersten Tage ihres Bekanntwerdens ab, gern ein wenig den Hof. Aber er hatte noch nie gewagt, ihr in verletzender Weise näher zu treten. Er schätzte sie sehr. Sie war ein forsches und fleißiges kleines Frauenzimmer, vor dem er die höchste Achtung hatte. Auch liebte er ihren Typus: das Blonde, Niedliche und Zierliche, ihre anmutige Art und ihr Lächeln.

Es wurde ihr schwer, sofort mit der brutalen Wahrheit herauszurücken. Aber es mußte sein. Er verfärbte sich ein wenig, als sie von den Absichten Axels sprach, und fragte ohne weiteres:

„Nun, und Sie?“

„Was ich?“

„Wollen Sie auch fort?“

„Nein, Herr Düren — wenn Sie mich nämlich noch behalten wollen . . .“

Nun lachte er wieder fröhlich.

„Behalten wollen! Frage! Ich möchte Sie mit goldenen Ketten festbinden . . . Unter uns: das mit Axel sah ich kommen. Er paßt wirklich nicht hierher. Ich nehm' es ihm gar nicht übel, daß er davonläuft. Eins schickt sich nicht für alle. Ich will verdienen — das sag' ich ganz offen. Und da fang' ich es so an, daß ein Verdienst möglich wird. Und hab' es ganz recht angefangen. Der Erfolg spricht für mich. Habe ehrlich gearbeitet — aber es giebt auch eine ehrliche Arbeit, die sich nicht für jeden eignet. Mag Axel auf dem ‚Morgenblatt‘ glücklich werden. Vielleicht wird er noch Kommissionsrat oder kriegt den Kronenorden. Denn die vom ‚Morgenblatt‘ fangen an, offiziös zu werden. Na — was die Hauptsache ist: Sie bleiben. Sie bleiben mir treu. Geben Sie mir Ihre Patschhand — ich danke Ihnen . . .“

Er schien wirklich ein wenig gerührt zu sein. Seine Stimme, die in der Modulation noch immer den Rheinländer erkennen ließ, klang außergewöhnlich weich, und während er nun Olgas Hand festhielt, schaute er ihr so treuherzig und zugleich so fragend in die Augen, daß sie ein heimliches Zucken im Herzen zu spüren vermeinte. Unwillkürlich senkten sich ihre Lider.

Das war ein gefährlicher Augenblick für Düren. Er wußte wohl: hätte er sie in seine Arme gezogen — sie würde sich nicht lange gewehrt haben. Es ging ein Strom gegenseitiger Sympathie herüber und hinüber, und sie fühlten beide seinen Einfluß. Und wie er das warme kleine Händchen mit seinen Fingern umklammerte und ihr niedliches Gesichtchen mit dem goldigen Lockenstrudel über der Stirn so dicht vor sich sah, da hätte er beinahe seine Besonnenheit verloren. Es war gut, daß es an die Thüre klopfte und der Faktor der Druckerei mit einer Anzahl Fahnenabzüge erschien, überschüssigem Satz, den er nicht mehr unterbringen konnte, der aber geprüft werden mußte, ob er noch Wichtiges enthalte, das an Stelle von Überflüssigerem eingeschaltet werden solle.

Olga atmete auf, als sei ihr ein Alp vom Herzen genommen. Sie entfaltete jetzt wieder ihre ruhige Geschäftlichkeit, nahm die Abzüge und überflog sie. Düren warf dem unbequemen Faktor keinen allzu freundlichen Blick zu.

„Ich will gehen, Fräulein Pawel,“ sagte er. „Also — wegen Ihres Bruders machen Sie sich keine Sorgen. Ich nehme die Sache nicht tragisch. Vielleicht ist es sogar besser für ihn. Grüß Gott!“

Sie erhob sich ein wenig vom Stuhl und entgegnete förmlich: „Guten Abend, Herr Düren . . .“ Dann neigte sie sich wieder über ihre Arbeit. Ihr Herz klopfte noch immer stark. —

Am folgenden Tage machte sich Olga auf den Weg nach der Redaktion des „Morgenblatts“. Es war ein schwerer Gang für sie. Sie benutzte nicht die Trambahn, sondern ging zu Fuß. Ging langsam und blieb wohl zwanzigmal stehen, als zögere und überlege sie. Aber immer wieder trieb es sie weiter. Es galt ja dem Bruder. Für ihn that sie alles.

Daß sie Hans Volcker gemeinsam mit jenem Grafen Vließen, auf den Düren sie bei Gelegenheit des ersten Renntags aufmerksam gemacht hatte, im Portal des großen Geschäftshauses treffen mußte, war unsäglich peinlich für sie. Sie fühlte, wie sie errötete. Es schlug heiß über ihr Gesicht. Am liebsten hätte sie jetzt noch Kehrt gemacht. Die freundliche Art Volckers beruhigte sie nicht; benommen und ängstlich stieg sie die Treppe hinauf und ließ sich von einem der Zeitungsboys in das Sprechzimmer weisen.

Sie hatte nicht lange zu warten. Hans eilte ihr sofort nach, schob ihr einen Stuhl zu und bat sie, Platz zu nehmen. Und als er sah, daß sie abermals die Farbe wechselte und zu zittern begann und nicht zu sprechen wagte, nahm er ihre Hand und sagte warmherzig:

„Mut, Fräulein Olga! Ich kann es mir denken, daß es Ihnen nicht leicht gefallen sein mag, zu mir zu kommen. Ich kann es mir denken, denn ich kenne Sie. Es muß also etwas Besonderes vorliegen. Sie sprachen von einer Bitte. Ich würde sehr froh sein, wenn ich sie Ihnen erfüllen könnte. Ja . . . Man vergißt auch ein kurzes Glück nicht so leicht . . . Also sprechen Sie. Wie zu einem Freunde. Ich möchte gern Ihr Freund sein . . .“

Es war merkwürdig, daß sie ihn nicht ansehen konnte. Sie suchte mit den Augen den Boden, und dann stieß sie hastig hervor:

„Ich komme nicht meinetwegen, Herr Volcker. Ich möchte für meinen Bruder ein gutes Wort einlegen. Er ist Redakteur beim ‚Volksboten‘, und es gefällt ihm da nicht und . . .“ Sie erzählte, sprach rasch und begann allmählich wärmer zu werden, je mehr sie auf das Wesentliche ihrer Bitte kam. Sie rühmte ihren Bruder und wußte nicht genug von seinem Fleiße und seiner Arbeitskraft zu erzählen. Aber bei Düren sei nicht der Platz zur freien Entfaltung seiner Fähigkeiten. Und dann fiel ihr ein, daß diese Bemerkung möglicherweise ein schlechtes Licht auf Düren werfen könne, und sie begann auch ihren Brotherrn zu loben. Aber als sie sah, daß Volckers Gesicht ernst wurde und einen fast finstern Ausdruck annahm, stockte sie und wurde verlegen. Plötzlich schossen ihr die Thränen in die Augen, und sie schwieg.

Hans hate sie aufmerksam beobachtet. Er hörte kaum auf das, was sie sagte. Hundert Erinnerungen regten sich in ihm, da er ihr niedliches Gesichtchen wiedersah und ihre sanfte, schmeichelnd klingende Stimme hörte. Er hatte für dies kleine blonde Kätzchen stets ein großes Zärtlichkeitsgefühl empfunden, und die Trennung war ihm recht schwer geworden — damals, als es zur Trennung kommen mußte. Er dachte daran und an manches andre, an die Wandlungen des Glücks und seines Herzens Thorheit, und unwillkürlich furchte sich seine Stirn. Ihm war, als spüre er einen häßlichen und bittern Geschmack im Munde.

„Thränen, Fräulein Olga," sagte er und versuchte zu lächeln. „Immer noch so leicht Thränen?"

„Ich kann nichts dafür, Herr Volcker — es ist so dumm. Ich weiß nicht, warum ich weine. Ich bitte ja nicht einmal für mich —"

„Das haben Sie nie gethan — vielleicht weil Sie wußten, daß ich gerade Ihnen nie eine Bitte abschlagen würde. Nun gilt es Ihrem Bruder. Haben Sie ihn so lieb, daß Sie sogar den Weg zu mir nicht scheuten?"

„Ja, ich habe ihn sehr lieb. Wir waren früh verwaist und — — aber das wissen Sie ja alles. Wir haben oft davon gesprochen."

Er nickte. „Freilich, oft. Wissen Sie noch, den Nachmittag draußen in Onkel Toms Hütte? Die Partie durch den Grunewald, am Jagdschlosse vorbei, wo Sie die Vergißmeinnicht fanden? Und das Gewitter auf freiem Felde?" —

Jetzt lächelte er wirklich; er lächelte heiter und ungezwungen in der Erinnerung an die frohen Tage, da er mit dem kleinen blonden Liebchen die Umgebung Berlins durchstreift hatte, ganz so wie der Kommis von Herzog und Gerson, der seine Nähterin am Sonntag nachmittag spazieren führt.

Olga aber wurde abermals rot. Für sie war das alles ein begrabenes Glück und ein verflogener Sonnenschein. Sie wollte nicht mehr an jene Tage zurückdenken. Es bohrte sich wie eine feine Nadel in ihr Herz, als sie Hans davon sprechen hörte. Unwillkürlich sah sie Düren vor sich. Es war eine Gedankenverbindung, die sie selbst überraschte und auch erschreckte. Sie erhob sich mit schneller Bewegung.

„Herr Volcker," sagte sie, „ich kam wegen meines Bruders —"

Sie stand dicht vor ihm und schaute ihn bittend an.

Er begriff ihre Abwehr und wurde mißmutig. „Gut, Fräulein Olga — ich weiß schon — ich werde mir überlegen —"

„O, Herr Volcker" — und in plötzlicher Angst faltete sie die Hände und hob sie zu ihm empor — „warum noch überlegen? Dann bekomme ich abschlägigen Bescheid — und — bitte ich auch nicht für mich, so ist es doch gerade so gut. Was Sie für meinen Bruder thun, thun Sie für mich. Herr Volcker, versuchen Sie es probeweise mit Axel! Sie werden zufrieden mit ihm sein. Herr Volcker, bitte — bitte —"

Sie berührte seine Arme mit ihren Händen. Da hielt er sie fest, nahm ihre Hände und drückte sie stark. Ein Verlangen überkam ihn, sie auf den Mund zu küssen, der rot und frisch war wie in den Tagen heimlichen Glücks. Aber er widerstand. Sein Anstandsgefühl sträubte sich dagegen, der Regung des Augenblicks nachzugeben.

„Hören Sie zu, Olga . . . Es geht das nicht so im Handumdrehen. Es ist auch eine Gefahr dabei. Es ist ein mißliches Ding für uns, einen Redakteur des ‚Volksboten' zu übernehmen. Das wird Aufsehen erregen und Klatsch geben. Trotzdem . . . Eschwege scheidet am Ersten aus, und wir haben thatsächlich noch keinen Ersatz für ihn — freilich, zwanzig Leute in Aussicht . . . Ich werde mit meinem

Bruder sprechen und durchzusetzen versuchen, daß er sich mit Axel einverstanden erklärt. Schicken Sie ihn einmal zu mir —“

„Er ist so schwerfällig, Herr Volcker —“

„Mein Gott, er soll mir ja nichts vordichten oder vorredigieren. Aber ich muß doch mit ihm sprechen. Wird er bei uns engagiert, so muß er einen dicken Strich unter die Vergangenheit machen. Eine neue Lebensphase würde für ihn anfangen. Es darf auch niemand ahnen, daß er unter den unmöglichsten Pseudonymen die unmöglichsten Kolportageromane in die Welt geschickt hat —“

„O Gott, Herr Volcker,“ fiel Olga mit zitternder Stimme ein, „weshalb that er denn das?! Weil wir leben mußten — und weil das Gute, das er schaffte, keinen Abnehmer fand! Ich bin ja doch nur zu Ihnen gekommen, um ihn aus einem schweren Martyrium zu erlösen. Man hat ihn zum Kuli erniedrigt — damals, als er für Werner arbeitete. Das war das Schlimmste. Und beim ‚Volksboten‘ ist es ganz ähnlich. Er kann sich nicht in Verhältnisse schicken, die wie ein Alp auf ihm lasten. Aber es ist nicht Dicköpfigkeit von ihm. Es ist ein Zug von Größe... Ich glaube wenigstens. Vielleicht ist er auch nur ein armer idealistischer Narr...“

Sie sagte das Letzte in leise klagendem Ton, und dann fügte sie nochmals ihr süßes „Bitte — bitte — bitte, Herr Volcker“ an.

„Fräulein Olga, ich thu', was ich kann. Mein Wort darauf. Und ich glaube Ihnen heute schon versichern zu können, daß gegen das Engagement Ihres Bruders kaum ein Einspruch erhoben werden wird. Daß er sich bei Düren nicht wohl fühlt, könnte allein schon maßgebend für mich sein. Es ist mir nur unbegreiflich, daß Sie — Sie, liebes Kind, Sie, liebe Olga, es bei dem Manne auszuhalten vermögen. Ich lese gerade Ihre ‚Frauenwelt‘ immer mit besonderm Interesse — begreiflich — und freue mich über die geschickte Redaktion. Sans phrase, die Beilage ist gut gemacht — — aber sie ist ein Appendix des ‚Volksboten‘, und der genießt nun einmal in der Zeitungswelt einen spottschlechten Ruf... Vielleicht — hören Sie mal, Fräulein Olga, vielleicht findet sich in unsern Betrieben auch für Sie ein geeigneter Posten. Würden Sie tauschen wollen —?“

Sie schüttelte ohne weiteres den Kopf.

„Das könnte ich nicht, Herr Volcker,“ erwiderte sie, „auch wenn ich es wollte. Aber ich will nicht einmal. Ich habe mich über Herrn Düren nicht zu beklagen. Er behandelt mich mit Respekt und Entgegenkommen —“

„Und führt Sie zuweilen sogar auf die Rennplätze,“ fiel Hans ein. Das klang mehr höhnisch als bitter; es war unwillkürlich und nicht beabsichtigt. „Pardon,“ fuhr er einlenkend fort, „das sollte keine Spitze sein. Sie sind frei in Ihren Entschlüssen und Handlungen und können machen, was Sie wollen. Es war eine Bemerkung, die mir gegen meinen Willen entschlüpfte. Aber damals — als ich Sie an der Seite Dürens sah, stieg ein ganz eignes Gefühl in mir auf. Ich kann es nicht definieren. Es mag so eine Mischung zwischen Mißstimmung und Mitleid gewesen sein.“

„Und beides war unberechtigt, Herr Volcker,“ sagte sie fest. „Im übrigen: denken Sie über die geschäftliche Thätigkeit des Herrn Düren, was Sie wollen —

die Thatsache, daß er mir Achtung entgegenbringt, läßt mich auch ihn achten. Er war mein Wohlthäter — und ist es noch."

„Das heißt also: Sie fühlen sich behaglich da drüben und —"

„Jedenfalls bleibe ich."

„Das ist ein Wort. Ich will Ihnen nicht zureden, eine angenehme Stellung mit einer vielleicht unbequemern zu vertauschen. Jeder ist seines eignen Glückes Schmied."

„Das Gleiche sagten Sie mir damals, als —"

„Ich weiß. Liebe Olga, es ist ein wahres Wort." Er warf sich in den Schreibtischstuhl und faltete nervös eine ihm zur Hand liegende Zeitung zusammen. „Seines eignen Glückes Schmied," wiederholte er. „Sind Sie glücklich, Kind?"

„Wie ich es sein kann, Herr Volcker. Ich bin auch einmal sehr unglücklich gewesen. Aber die Zeit gleicht aus. Auch Wunden, an denen man sterben zu müssen vermeint, heilen."

„Nicht bei allen. Aber ich gebe zu, bei den meisten. Und das ist gut. Also verhältnismäßig glücklich. Auf dem ‚verhältnismäßig' liegt der Ton. Auch bei mir, Olga. Und könnte doch ganz, ganz glücklich sein, ohne Einschränkung. Ich bin es nicht, und weiß nicht, warum. Weiß nicht, was mir fehlt. Sie haben sich früher zuweilen über meine Rastlosigkeit lustig gemacht. Das mag es sein. Wir Ruhelosen halten ein Glück nicht fest."

„Herr Volcker, ich weiß nicht, was Sie unter einem ‚ganzen' Glück verstehen. Vielleicht sind Sie nur unbescheiden. Ich höre, daß Sie eine schöne, liebenswürdige und auch gute Gattin besitzen, und dazu ein reizendes Kind. Ist das kein ‚ganzes' Glück? Sie wollen es größer haben und noch vollkommener — es ist wie bei dem Königssohn, der auf die Berge kletterte, um in die Sterne greifen zu können. Du lieber Gott, wie groß ist ein Glück?! Es gab Zeiten für mich, da ein Gedanke mir Seligkeit gab. Jetzt ist schon die Zufriedenheit mein Glück . . ."

Hans sah sie an. Traf sie in ihrer Einfachheit nicht das Rechte? Das Glück ist ein Bannkreis; darüber hinaus wage sich keiner . . . Er schleuderte die Zeitung fort und stützte den Kopf in die Hand. Er sah auf einmal sehr müde aus.

Olga trat näher an ihn heran. Ihre Stimme klang weich und zart; auch sprach sie so leise, daß es fast einem Flüstern glich.

„Ich habe für Ihr Glück gebetet," sagte sie; „ich will wieder für Sie beten, Herr Volcker. Auch eine arme Sünderin findet bei Gott Gehör. Ich wollte —"

Ein schluchzender Laut erstickte alles Weitere. Sie senkte den Kopf und weinte.

Da erhob er sich. Er kämpfte gegen eine seltsame Weihestimmung an, die ihn überschlich und die ihm närrisch erschien. Aber sie war stärker als die zergliedernde Skepsis. Er nahm Olgas Kopf zwischen seine Hände und küßte sie. Dabei war nichts von einer sinnlichen Regung in ihm wie vordem. Er meinte, sein Glück zu küssen oder doch die, die es ihm wiederbrachte. Und ruhig ließ sie sich küssen.

„Nun gehen Sie, Olga," sagte er. „Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Bruder die Stellung Eschweges erhält. Und Sie — Sie seien tausendmal bedankt, daß Sie zu mir kamen. Sie sind mir immer wie ein Quell erschienen, den Frühlingswasser

speisen: so klar und so wahr und so erquicklich. Und wie ein Sonnenstrahl, Olga: so leuchtend. Das hat mir auch heute wohlgethan. Gehen Sie — und sollten wir uns nicht wiedersehen — so ganz vergessen, denke ich, werden wir uns nie . . ."

Sie schüttelte nur heftig den Kopf und ging schweigend.

Hans blieb stehen, da wo er stand, starrte zu Boden, und langsam hob sich seine Brust zu einem tiefen, tiefen Atemzuge. Diese sonnige Kleine, die einmal sein Liebchen gewesen war, hatte sie ihm die Wahrheit gebracht? Verlangte das Glück, sich zu bescheiden? —

XIV.

An Gerdas Geburtstag fand ein kleines Familiendiner im Volckerschen Hause in der Rauchstraße statt. Nur wenige waren geladen und nicht durchweg die intimsten; die Familie fand sich selten zusammen. Hans war für eine größere Festlichkeit gewesen, aber Gerda hatte darauf gedrungen, Bertram und Steffens mit ihren Frauen einzuladen. Das waren Leute, deren man sich nicht zu schämen brauchte, und waren die nächsten Verwandten. Der alte Graf Dassel hatte sich schon in aller Frühe durch ein Telegramm angesagt, Etienne Vließen einen Rosenkorb geschickt. Gerda wehrte ab, als Hans anfragte, ob er Etienne noch eine telephonische Einladung zugehen lassen solle. Nein, heute nicht; Gerda war entschieden dagegen, und Hans war es recht: er mied Vließen, seit dieser seinen Anteil vom „Morgenblatt" gekündigt hatte und zum Feinde übergetreten war. Das war mehr als eine Rücksichtslosigkeit; es war eine Gemeinheit. Im Handumdrehen hatten sich Düren und Vließen gefunden, die erbittertsten Gegner von ehemals — und Nathansohn hatte den Vermittler gespielt. Hans Volcker ballte die Hände, wenn er daran dachte.

Dittmar Dassel schloß den Kreis der Gäste ab; der Tisch war für acht Personen gedeckt.

Hans war heute früher aus dem Geschäft nach Hause gekommen als sonst. Er war noch zum Juwelier gefahren, der das Angebinde für Gerda nicht rechtzeitig geliefert hatte. Nun war die Arbeit fertig: eine Gürtelschnalle mit Opalen und Türkisen, ein auserlesenes kleines Kunstwerk, über das sich Gerda aufrichtig freute.

„Ja, ich freue mich, Hans," sagte sie und küßte ihn, „es ist vlämische Arbeit, das sehe ich wohl, und wie fein und geschmackvoll sind die Steine verteilt. Aber ist das Ganze nicht zu kostbar für mich? Hans, du bist ein großer Verschwender. Die Schnalle sieht so einfach aus, doch ich weiß schon, diese gediegene Einfachheit hat goldene Füße. Verbirg mir die Rechnung."

„Soll geschehen," entgegnete Hans lachend; „pfui, wer spricht von Rechnungen an einem Festtage! Festtag freilich — aber werden wir ihn auch festlich begehen können? Bertram in Ehren, doch Dorothee! Wenn sie das Gemüse mit dem Messer ißt, läuft es mir eiskalt die Wirbelsäule hinab. Und Steffens, der Brave. Er wird wieder auf die Zeitung schimpfen, die den Ruhm von E. M. Volcker verschlingt wie der Oger im Märchen die kleinen Kinder. Mußte das alles sein? Konnten wir uns gerade an deinem Geburtstage nicht gemütlicher vereinen?"

„Was nennst du gemütlich, Hans? Du hättest mir Inningen und den Kultusminister, Breesen und die Hundings und dazu ein paar Berühmtheiten eingeladen. Sei nicht so kleinlich. Man redet so viel vom Adelsstolz. Euer bürgerlicher Hochmut ist viel schlimmer. Thu mir die Liebe und sei nett zu den Verwandten. Dorothee hat auch nicht meines Herzens ganze Sympathien; sie ist mir zu sehr Kaffeetischgenre und zu sehr seidenes Kleid. Aber sie ist deines Bruders Frau. Und er ist nicht glücklich in seiner Ehe, das habe ich längst gemerkt. Es wuchtet so etwas wie der Alp eines unerträglichen Philisteriums auf ihm."

„Unter dem er längst selber zum Philister geworden ist, Gerda —"

„Sage das nicht, Hans. Er mag ein Pedant sein, aber das hindert nicht, daß in seiner Geschäftsnatur doch etwas Großzügiges steckt. Schade um ihn; vielleicht wäre er auch als Mensch ein andrer geworden, wenn er eine passendere Frau gefunden hätte."

„Mag schon wahr sein. Die Frauen sind unsre Erzieherinnen."

„Ach du lieber Gott — leider nicht immer!"

„O Gerda, das klingt fast beleidigend. Bin ich nicht Wachs in deinen lieben Händen, und hast du mich nicht nach deinem Gefallen zurecht geknetet, umgeformt und so modelliert, wie es dir passend erschien und gut? —"

Sie standen beide am Eßtische, auf dem Gerda noch die Blumen ordnete.

„Hans," sagte sie, „heute ist mein Geburtstag. Da will ich mir nicht wehthun und auch dir nicht. Aber von meinem Einfluß auf dich sprich nicht. Du hast ihn beständig abgewehrt, und das Wort deiner Frau wog dir immer nur leicht. Ich glaube, ich bin niemals ein Backfisch gewesen. Ich bin aus der Kinderstube in das Leben getreten. Zarte Übergänge gab es für mich nicht. Ich habe als Mädchen regiert, und meine Hände hielten die Zügel ziemlich fest. Frage in Uttenhagen nach. Aber als Frau habe ich nichts zu sagen, es müßte denn sein bei der Wäsche oder in der Kinderstube oder im Verkehr mit der Köchin. Da bin ich für dich plötzlich zum Backfisch geworden. Du liebst mich und küssest mich. Das ist mir zu wenig. Ich möchte mehr sein als dein Liebling. Ach, ich möchte deine Mitstreiterin sein!"

Hans steckte sich eine Knospe in das Knopfloch. Er lachte und haschte nach Gerdas Hand.

„Kameradin mußt du sagen, Gerda," meinte er. „Das ist neueste Sitte und ein gut klingendes Schlagwort. Kameradin des Mannes! Liebste Maus, die Kameradschaft in Ehren, aber du würdest sehr bald genug haben, wenn ich dich mit den tausend Scherereien des geschäftlichen Lebens behelligen wollte. Schatz, nur nicht die unverstandene Frau spielen wollen! Das ist zwar noch immer modern, doch es wirkt nicht mehr — nicht einmal mehr auf der Bühne. Sei meine Königin, aber nicht meine Arbeitssklavin. Gewiß, auch der Fleiß deiner Hände ist mir nötig, so wie er es deinem Papa in Uttenhagen war. Nur bleibe in deinem Reiche. Das ist das Haus, nicht das Geschäft. Arbeitsteilung auch bei uns. Einen Kuß als Siegel auf diese Weisheit! . . ."

In der Entree hörte man ein Klingelzeichen. Die ersten Gäste meldeten sich an. Gerda spürte kaum den Kuß ihres Gatten. Nein, die unverstandene Frau der modernen Litteratur war sie nicht — und dennoch unverstanden. Sie wollte Brücken

bauen, und er litt es nicht. Sie wollte ein Teil seiner Wesenheit werden, und er stieß sie von sich.

Hans merkte, daß sie seinen Kuß in kühler Gleichgültigkeit hinnahm. Das verstimmte ihn. Ein Riß in der Ehe war da — das fühlte er seit lange. Er dachte häufig an die kurze Unterredung mit der kleinen blonden Olga zurück, die ihn eigentümlich erregt hatte. Da hatte er mancherlei Vorsätze gefaßt; dies und das und jenes sollte anders werden. Aber es blieb alles beim alten. Was ihm unbequem war, löschte er gern in der Erinnerung.

Dittmar hatte seinen Vater auf der Straße getroffen. Beide traten voll guter Laune ein. Der alte Graf hatte vor wenigen Tagen im Parlament eine glänzende Redeschlacht geliefert und den sprachgewandtesten der Minister aus dem Sattel gehoben. Das war ihm eine Herzensfreude gewesen. Es war wie ein Sonnenstrahl durch ödes Wolkengrau. Denn daheim in Uttenhagen sah es böse aus. Es wollte nicht vorwärts gehen; es stockte überall im Getriebe; es fehlte eine starke Hand und ein überwachendes Auge. Der Graf sah es mit Schmerzen; aber er war kein Praktiker. Er war ein Mann des Worts, nicht der That, war ein überzeugender Theoretiker von großen Gaben und stand dem Leben wie hilflos gegenüber.

Das vornehme alte Gesicht glänzte heute auch in väterlichem Stolz. Sein Sohn war ihm zurückgegeben worden. Ditt war durch eine Schule der Läuterung gegangen: aus dem leichtfertigen, verbummelten jungen Diplomaten war ein tüchtiger Schriftsteller geworden. Sein Roman „Die Liebeslügner“ war vor einigen Wochen erschienen und hatte so gewaltiges Aufsehen erregt, daß bereits die vierte Auflage in Vorbereitung war. Dittmar selbst war die „Sensation“, die sein Werk erregte, unangenehm. Ein stillerer Erfolg wäre ihm lieber gewesen. Die Gunst, mit der Kritik und Publikum die „Liebeslügner“ aufnahmen, hatten ihn mit einem Schlage in die Mode gebracht. Redaktionen und Verleger überschwemmten ihn mit verlockenden Anerbietungen; überall wurde sein Name genannt; in den Etalagen der Buchhandlungen waren die „Liebeslügner“ im Verein mit den japanischen Reisebriefen reihenweise ausgelegt worden; ein paar illustrierte Blätter brachten das Porträt des über Tag und Nacht berühmt gewordenen Autors.

Mehr als Dittmar berauschte dieser laute Erfolg den alten Dassel. Er führte selbst eine gewandte Feder und wußte die Macht des gedruckten Worts zu schätzen. War sein Junge kein Held am grünen Tische der hohen Diplomatie geworden, so doch ein Held der Feder. Man sprach von den Dassels: von dem alten, der im Parlament der Opposition das Leben schwer machte, und von dem jungen, der am Himmel der deutschen Dichtkunst wie ein leuchtendes Meteor aufgetaucht war. In einer Nacht hatte der Uttenhagener den Erstlingsroman Ditts gelesen. Er hatte mancherlei auszusetzen. Zu schonungslos war hie und da die Wahrheit gesprochen worden; das liebte er nicht. Als Politiker zog er es vor, die Hüllenlosigkeit der Wahrheit zu bekleiden und zu drapieren. Aber der scharfe Blick für die Daseinsäußerungen der Gesellschaft, den Dittmar in seinem Buche bekundete, sein verständnisvolles Eindringen in das seelische Leben mit allen seinen feinen Schwingungen, Widersprüchen und Rätseln und sein hinreißendes Darstellungsvermögen, alles das frappierte auch den alten Herrn. Es war unleugbar: aus dem Jungen konnte noch

etwas werden. Die Prügel auf der Kegelbahn des deutschen Klubs in Tokio hatten gewirkt oder den Bann gebrochen. Die Schmach hatte ihm den Weg zum Ruhme gewiesen.

Das aber war es nicht allein. Ditt war auch als Mensch ein andrer geworden: ernster, ruhiger, gesetzter, männlicher. Nur sein Hang zur Spottsucht war geblieben; doch er hatte sich verfeinert, war gewissermaßen litterarischer geworden. Der Cynismus, der Welt und Menschen mit Vorliebe die Kehrseite der Persönlichkeit zuwendete, hatte sich in einen satirischen Zug gewandelt, mehr überlegen humoristischer als bitterer Art . . .

„Ratte, meine Ratte!“ rief der alte Dassel beim Eintreten und schloß Gerda an seine Brust. „Wie alt wirst du heute? Ich muß nachrechnen. Nein, ich rechne lieber nicht. Es war immer meine schwache Seite, das verdammte Rechnen. Wie hübsch du aussiehst! Was macht der Bube?“

„Er erwartet den Großvater. Tappst schon hin und her und redet viel. Das ist Dasselsche Art. Auch politische Reife zeigt er bereits, denn greift er nach der Zeitung, so nur nach dem Hauptblatt, in dem die Leitartikel stehen und die Stenogramme aus dem Reichstag.“

„Pardon,“ sagte Hans, „ich meine, das deutet auf Volckersches Blut. Die Zeitung ist eben die Zeitung. Er hat Interesse für gedrucktes Papier, sowohl für das ‚Morgenblatt‘ wie auch für Bücher. Er entstammt einem Buchhändlerhause.“

„Gut,“ meinte Gerda; „aber er ist lieber draußen im Freien als drinnen. Er schwärmt für Natur. Er entstammt einem Landadelshause.“

„Erlaubt,“ sagte Dassel lachend, „er ist eine feine Mischung. Stadt und Land, Litteratur und Agrariertum, vornehmste Bildung und rustikale Offenheit — das vereint sich sozusagen in ihm. Darf ich ihn sehen?“

„Er wird zum Dessert herumgereicht, Papa,“ erwiderte Hans. „Gerda hat das so eingeführt. Beim Dessert ist er auch am genießbarsten. Ich weiß das, da ich in die Geheimnisse der Wickelei so ziemlich eingeweiht bin. Weiter sage ich nichts . . .“

Steffens und Frau Malwine traten ein, und bald erschien auch Bertram mit Dorothee. Man ging rasch zu Tisch, um Stimmung in die Gesellschaft zu bringen. Frau Dorothee war wie gewöhnlich in ein enges Seidenkleid eingeschnürt, das nur in der Taille ein paar Falten schlug. Sie musterte sofort die elegante Ausstattung des Tisches und ließ heimlich den Saum ihrer Serviette durch die Finger gleiten, um die Feinheit des Gewebes zu prüfen. Und dann lächelte sie boshaft. Ihr Mann warf ihr einen scheuen Seitenblick zu. Er fühlte sich immer niedergedrückt und beengt, wenn er sie in der Nähe wußte. Vom ersten Jahre seiner Ehe ab hatte er unter dem Pantoffelregiment dieser robusten Frau gelitten, einer Stuttgarter Kaufmannstochter, deren mädchenhafte Frische ihn einst entzückt und gelockt hatte. Nach einer Reihe schrecklicher Scenen hatte er seinen Widerstand aufgegeben. Er war keine Kampfnatur. Er duckte sich und schwieg und lebte fortan nur noch seiner Arbeit.

Glücklich schienen die Steffens zu sein. Malwine hatte durchgesetzt, was sie wollte; hatte in späten Mädchenjahren noch ein liebendes und gutes Herz und einen treuen Gatten gefunden. Es machte ihr nichts, daß die Brüder den Prokuristen noch immer nicht so recht als Schwager anerkennen wollten, daß sie ihm gegenüber bei

dem steifen „Sie“ verblieben und jede intimere Annäherung an ihn vermieden. War das denn nötig? Malwine hatte sich durch alle Zeiten ihren praktischen Blick erhalten. Sie fühlte sich glücklich und zufrieden in ihrer Ehe; mehr verlangte sie nicht. Der Himmel hatte ihr bisher ein Kind versagt; ihr Gatte war tagsüber im Geschäft thätig; da war es ihr denn eine um so größere Freude, daß Dittmar Dassel in ihrem Hause wohnen geblieben war. Er hatte die Steffens gern, und sie ihn nicht minder. Besonders Frau Malwine schwärmte für ihn. Es war wirklich so eine Art Schwärmerei, und seit dem Erfolg der „Liebeslügner“ war sie so stolz auf ihn, als wäre er ihr Sohn oder Bruder.

Geflissentlich vermied man anfänglich, die Unterhaltung auf das Geschäft zu bringen. Als aber der Fisch serviert wurde, ließ Steffens sich nicht mehr zurückhalten.

„Jaja,“ sagte er, „das ist schon so 'ne Sache. Bei dem Einweihungsdiner, das der Düren gegeben hat, als er mit seinem ‚Volksboten‘ in den neuen Palast eingezogen ist, soll es lukullisch zugegangen sein. Champagner in Strömen.“

„Der Wermuth wird nachkommen,“ bemerkte Hans. Doch Steffens schüttelte den Kopf.

„Ich glaube es nicht. Auch solch ein Blatt ist ein Bedürfnis. Meine Herren, mehr als das unsre. Wir vertreten Parteiinteressen — drüben der ‚Volksbote‘ angelt nach allen Gruppen — und fischt sie auch. Ich wette, die Hälfte unsrer Leser hält den ‚Volksboten‘ nebenbei. Diese unpolitischen Zeitungen sind ein wahres Unglück für den Buchhandel —“

„Aha, Steffens — Ihr Steckenpferd. Reiten Sie los!“

„Ach, lieber Herr Hans, ich wollte, ich könnte stoppen. Losreiten — ja, wenn das was nützte! Ich sehe die Zeit kommen, da das Buch ganz totgeschlagen werden wird. Nicht heute, nicht morgen, aber in kommenden Tagen. Die Zeitungsflut wird das Buch verschlingen. Wozu denn noch Bücher, wenn die Tageslitteratur alles bringt! Als Ergänzung kommen die Zeitschriften dazu, die Wochenblätter und die Revuen. Das wächst an wie der Sand am Meere. Du lieber Gott, das Buch ist ja kaum noch vonnöten! . . .“

Das war nun einmal sein Lieblingsthema. Während er seinen Fisch aß, klagte er weiter. War es denn zu glauben! Im Jahre 1865 gab es in Deutschland etwa neunhundert Zeitungen. Jetzt zähle man deren an achttausend. Das zeitungsreiche England stehe hinter Deutschland um zweitausendfünfhundert Blätter zurück, Österreich um viertausendsiebenhundert. Deutschland werde mit Zeitungen erstickt. Das kleinste Nest im entlegensten Winkel des Reichs habe sein Blatt. Steffens hatte sogar Statistisches im Kopf: allein das Berliner Postzeitungsamt versende alljährlich zweihundertunddreißig Millionen Exemplare, also täglich im Durchschnitt an sechsmalhundertundvierzigtausend. Das seien Zahlen; Zahlen sind immer Beweise. Das Buch müsse langsam sterben . . .

Während Hans lächelnd zuhörte und Bertram ernst verblieb, nahm Dittmar das Wort zur Verteidigung der Zeitung. Man dürfe die wohlthuende Macht der Tagespresse nicht unterschätzen. Sie sei in der That einer der wichtigsten und bedeutungsvollsten Träger der Bildung geworden, denn sie dringe in alle Kreise.

Schließlich und vor allem aber sei die große Presse das öffentliche Gewissen, das „Organ der öffentlichen Gerechtigkeit“, wie Weckherlin sich ausdrücke.

Nun wurden auch die andern Herren lebendig. Als die Gänseleberpastete kam, war die Unterhaltung bereits außerordentlich erregt. Der alte Graf Dassel hielt schon aus politischen Gründen ein weiteres Aufblühen der Presse für begrüßenswert, wetterte dabei aber energisch gegen die sogenannten parteilosen Zeitungen, die nur eine Unterstützung der Denkfaulheit und des nationalen Indifferentismus Michels seien. „Das ist der Krebsschaden unsrer Presse,“ sagte er, „und deshalb, nur aus diesem Grunde, verurteile ich auf das entschiedenste spekulative Gründungen wie das Klatschblatt des Herrn Düren. Die Zeitung ist der Wecker des politischen Sinnes im Volke; das lehrt schon ihre Geschichte. Die ersten Ablaßbriefe, die Gutenberg auf Geheiß des Klerus gegen die drohende Türkengefahr druckte, waren im Grunde genommen nichts weiter als politische Streitschriften — und waren die Flugblätter der Reformationszeit etwas andres? Mit den Straßburger Relationen des Johannes Carolus begannen meines Wissens die wöchentlich erscheinenden Zeitungen. Das war um 1600 — und damit fing auch das politische Leben in weitern Kreisen an; es verpflanzte sich in die Schichten des Volks — der Michel erwachte. Ein unpolitisches Volk ist ein Unding. Die Politik fördert die nationalen Interessen, die nur aus Kampf und Streit heraus zur Blüte treiben. Es ist meiner Ansicht nach unrichtig, lieber Herr Steffens, daß die Zeitung das Buch verdränge; die politische Presse thut das jedenfalls nicht, höchstens jene Afterpresse, die sich eine parteilose nennt und durch feuilletonistische Schaumschlägerei das ernste Wort zu ersetzen versucht. Das Buch wird immer zu recht bestehen; aber die wissenschaftliche und die schöne Litteratur wird das geistige Leben eines Volkes nie vollends ausfüllen. Denken Sie an die Fridericianische Zeit zurück! Sie war der Ausgangspunkt der deutschen Dichtung; aber da es uns gänzlich an politischer Reife gebrach, so hatte die Fremdherrschaft es leicht, sich bei uns einzunisten und auch unsrer Poesie die deutsche Eigenart zu nehmen. Nein, bester Herr Steffens — schelten Sie nicht auf die Presse. Sie ist uns so nötig wie das liebe Brot. Sie ist der große Kampfplatz, auf dem die Geister aufeinanderplatzen, und — sagen Sie, was Sie wollen — sie hat in bösen Tagen mitgeholfen, uns zu einen und zu einer Nation zu erheben . . .“

Steffens neigte den Kopf hin und her, schwieg aber. Er wollte nicht unhöflich sein. Es war ja doch nur ein unnützer Streit. Diese verdammte Politik kam dem Buchhandel überall in die Quere. In Zeiten politischer Erregung verödete der Büchermarkt. Steffens stand auf einem autokratischen Standpunkte: die Politik ist Sache der Regierungen, aber nicht des Publikums.

Dittmar warf ein Scherzwort ein. Man wurde heiterer, bis die Unterhaltung plötzlich wieder auf das ‚Morgenblatt‘ kam. Es war, als könne man sich von der „Geschäftssimpelei“ nicht frei machen. Man war unter sich und konnte offen sprechen. Dassel fragte, ob es wahr sei, daß Bließen und Nathansohn ihre Anteile gekündigt hätten. Bertram gab das ohne weiteres zu. Aber das sei kein Unglück, solange das böse Beispiel nicht ansteckend wirke. Gewiß, das ‚Morgenblatt‘ habe bisher noch keinen Gewinn abgeworfen, habe nur Geld verschlungen. Doch das

sei vorauszusehen gewesen. Erst das dritte Jahr sei das entscheidende. Und schon spüre man eine steigende Tendenz. Bertram glaubte allerdings nicht, daß der Abonnentenkreis sich erheblich vergrößern würde; dazu war die Partei, der das Blatt diente, zu klein und auch der Preis der Zeitung ein zu hoher. Aber die Inserate vermehrten sich. Das war ein günstiges Zeichen. Das ‚Morgenblatt‘ galt bereits als führendes Organ, und es wurde viel in den wohlhabendern Adels- und Bürgerkreisen gelesen. Die verhältnismäßig kleine Auflage, durch die Papier und Druck gespart wurde, erhöhte die Einnahme durch die Inserate. Auch die Börse begann das Blatt zu beachten. Man hatte vor der strengen Rechtlichkeit, mit der die Finanzrevue redigiert wurde, Respekt bekommen.

„Die paar Anteilskündigungen stören mich nicht,“ schloß Bertram, an seiner Brille rückend; „ich wünsche sogar lebhaft den Zeitpunkt herbei, an dem die Firma alleinige Eigentümerin des Blattes sein wird. Er wird kommen; heute weiß ich es. Ich gestehe, ich bin mit tausend Sorgen an die Begründung der Zeitung gegangen. Und hatte mir damals fest vorgenommen, auch bei diesem Unternehmen dem alten Wahlspruch unsers Geschäfts treu zu bleiben: Labore et Constantia. Selbst die verlockendste Spekulation war ausgeschlossen. Ruhig und stetig mußte das Blatt sich weiter entwickeln. Nun ja, es hat uns auch an Nackenschlägen nicht gefehlt — und sicher: einen glänzenden Gewinst wird das ‚Morgenblatt‘ schwerlich je abwerfen. Aber es wird sich erhalten und bescheiden verzinsen, vielleicht sogar einmal ganz gut. Mehr verlange ich nicht. Sind wir erst so weit, dann wird das Blatt auch der Firma von Nutzen sein. Für ein so umfangreiches buchhändlerisches Institut wie das unsrige ist es immer ein Vorteil, ein publizistisches Organ zu besitzen, über das man verfügen kann. Steffens ist ein Rabe — ja, Steffens, das sind Sie. Aber der alte Rabe hätte auch recht behalten können, wenn wir dem ‚Labore et Constantia‘ weniger Beachtung geschenkt haben würden. Arbeit und Stetigkeit verlangen eine volle Konzentrierung der Kräfte — und gerade in einem Geschäft, das ununterbrochen mit neuen Publikationen auf den Markt tritt, dessen Stärke seine Vielseitigkeit ist, dessen Vielseitigkeit aber dabei nie zur Warenhauspraxis verflachen soll — gerade in einem solchen Geschäft führt eine nach außen hin ablenkende Zersplitterung unfehlbar zum Ruin . . .“

Er hatte das leichthin gesagt; aber Hans fühlte dennoch den Stich. Er errötete und bemerkte lachend:

„Ich sehe, es nahet das Eisomelette. Das ist der Höhepunkt der Kochkunst Gerdas. Denn alles, was Kunst in der Küche heißt, hat sie erst der Köchin gelehrt. Laßt uns dies wahre und eigentliche Chaudfroid in Ruhe und mit Genuß verzehren, womit ich sagen will: sprechen wir einmal von etwas anderm als immer nur von der Zeitung.“

Die Damen erklärten sich einverstanden. Nur Gerda meinte: „So ist mein Mann. Es ist doch nur natürlich, daß ich mich für seine Unternehmungen interessiere. Ich zähle täglich die Annoncenseiten des Morgenblatts, und finde ich einmal ein Inserat, das eine ganze Seite einnimmt, also entsprechend hoch bezahlt wird, dann freue ich mich herzlich darüber. Ich glaube, der Instinkt

für das Kaufmännische rührt noch von meiner Milchwirtschaft in Uttenhagen her. Ich hätte viel besser zu Bertram gepaßt."

Sie lachte dabei. Aber Bertram erblaßte und wurde gleich darauf glührot. Er versuchte ebenfalls zu lächeln, doch sein Mund verzerrte sich nur. Es war gut, daß in diesen Augenblick der Diener fragte, ob der junge Herr gebracht werden könne.

Der erschien denn auch bald auf dem Arm der Kinderfrau: rosig, lachend und mit den Ärmchen in der Luft umherfuchtelnd und sofort dem Großvater den Bart zerzausend, als er auf dessen Schoße niedergelassen wurde. In Gerda erwachte der Mutterstolz. Wenn sie den Jungen sah, vergaß sie die öden Wegstrecken in ihrer Ehe. Dann leuchtete das Glück aus ihren Augen, und es floß wie Mailicht über ihr Antlitz.

Der Bube blieb bis zur Aufhebung der Tafel. Während der Kaffee im Herrenzimmer gereicht wurde, brachte Gerda selbst ihren Kleinen in das Kinderzimmer zurück. Erst als sie dort war, merkte sie, daß Dittmar ihr gefolgt war.

„Willst Du Studien in der Kinderstube machen, geliebter frère?" fragte sie heiter.

„Es könnte mich reizen. Aber vorderhand möchte ich dich einmal sprechen — auf ein paar Minuten und unter vier Augen. Ist es angänglich?"

Gerda sah ihn scharf an. Sie entdeckte etwas in seinem Gesicht, das sie an die schwere Zeit nach seiner Heimkehr aus Japan erinnerte. Eine heimliche Angst überfiel sie; sie wurde unruhig. Hatte er wieder einmal eine Dummheit gemacht? War ein Rückfall eingetreten? — Nein — das war unmöglich. Und wieder flog ein rascher Blick zu ihm hinüber. Seine Stirn lag in Falten. Aber er sah nicht sorgenvoll aus, sondern eher wie einer, auf dem schwere Zweifel wuchten.

„Komm," sagte sie und ging voran in das anstoßende Boudoir, während der kleine Hans fröhlich zu krähen begann und, auf dem Teppich sitzend, mit beiden Fäustchen in die aufgeschichteten Steine eines Baukastens hineinfuhr.

Dittmar schritt auf und ab. In der großen Psyche sah er, daß er blaß geworden war. Es zuckte nervös um seinen Mund. Der einladenden Bewegung Gerdas, Platz zu nehmen, wehrte er ab.

„Laß mich, Schwester," sagte er, „ich bin zu unruhig. Die Tafelstunde war eine Tortur für mich."

„Also was giebt es, Ditt? Aussprechen und ehrlich sein. Ich hab' dir oft genug helfen können —"

Da umarmte er sie. Er hielt sie fest und küßte sie. Seine Augen waren feucht geworden.

„Schwesterherz, Schwesterherz," rief er voll tiefer Bewegung, „ach, was war alle deine Hilfe von einst gegen jetzt, da ich nur eines Rates bedarf und einer starken Hand und ... Ich bin ein großer Thor, daß ich so scheu bin und schwanke. Ich weiß es: ich bin ein Narr. Bin auch ein Feigling, daß ich nicht über mich selbst hinauskomme und noch immer an tausend Vorurteilen hafte und —"

Nun hatte er ihre Hände gefaßt und schaute ihr in die Augen.

„Gerda,“ fuhr er rasch atmend fort, „ich liebe! Bin nicht verliebt, wie ich es hundertmal gewesen — nein, ich liebe, liebe — ich kämpfe mit einer rasenden Leidenschaft, die mich wie sinnlos umhertreibt und mir den Frieden raubt — und die, die — mich tief unglücklich macht!“

Ein häßlicher Gedanke blitzte in Gerda auf.

„Großer Gott, Ditt,“ sagte sie zitternd, „du — du liebst eine verheiratete Frau —?“

„Nein! . .“ Er stieß das schroff und scharf hervor, wie verärgert über diese Mutmaßung. Dann warf er sich in einen der niedrigen Sessel und sprach mit lautlos klingender Stimme: „Ich liebe Hella Nathansohn . . .“

Gerda nickte. Sie begriff plötzlich alles. Bließen hatte es an Anspielungen über den intimen Verkehr Dittmars im Hause Nathansohns nicht fehlen lassen; auch Hans hatte mehrfach davon gesprochen. Sie hätte vorbereitet sein können. Aber sie wußte: Ditt war ein Antisemit; er haßte die Juden nicht; es war ein instinktiver Widerwille, ohne Fanatismus und ohne Überlegung.

So war denn auch sie überrascht. Aber sie behielt ihre Ruhe bei. Sie setzte sich dem Bruder gegenüber.

„Laß uns vernünftig miteinander sprechen,“ sagte sie. „Ich kenne Fräulein Hella nur oberflächlich. Ich kann nicht über sie urteilen —“

Doch da fuhr Dittmar empor. Es schlug wie Flammen aus seinen Augen, und wie eine Verklärung glänzte es über sein Gesicht.

„Nein, du kennst sie nicht, Gerda,“ rief er. „Und sie ist nicht leicht auszukennen und nicht über eine Tischunterhaltung hinüber zu verstehen und zu begreifen . . . Als ich zum erstenmal mit ihr zusammentraf — auf eurer Hochzeit — war sie mir durchaus nicht sympathisch. Die Rassengegnerschaft sprach nicht allein mit. Ich hielt sie für oberflächlich und doch auch wieder vollgefüttert mit jener modernen Bildung, die alle Seelenregungen ausgleicht und das Gemüt unter Tinte setzt. Weißt du, für so eine höhere Tochter der Tiergartenstraße, die von Nietzsche spricht, ohne ihn zu verstehen, in alle Premièren läuft und unter schillernder Geistreichigkeit eine unsägliche geistige Armut verbirgt . . . Ich habe erst nach und nach in ihr inneres Leben eindringen können — und einen Zauber gefunden, wie ich ihn nie geahnt habe. Ja, einen Zauber, Gerda. Sie ist ein seltsames Mädchen. Ist wie ein Garten, den eine hohe Mauer umgiebt, und drinnen blühen die Wunderblumen. Sie schließt ihre Seele von der Welt ab — aus Scheu vor der Welt, und ich glaube auch, aus Furcht vor ihrem Vater. Das ist merkwürdig. Sie liebt ihren Vater; aber er ist ihr dennoch ganz fremd. Ich bin der erste, dem sie sich aufgethan hat und — und, Gerda, sie ist so reich an Gemüt und Herz, wie sie klug und verständig ist. Sie ist — — mein Gott, sie ist das liebenswerteste Geschöpf — und so, so heiß liebe ich sie, daß ich wie ein Träumer umherlaufe und wie ein Narr; daß ich krank bin . . .“

Er hatte rasch gesprochen, wie vom Fieber gejagt, und brach nun plötzlich ab.

Gerda seufzte leicht auf und erschrak fast darüber. Warum seufzte sie? Sie gab sich keine Antwort. Der Bruder dauerte sie. Er stand im Bann einer großen Liebe, das war gewiß; sie hätte sich freuen können über diese reine und starke Neigung — und konnte es doch nicht. Sie war sehr ernst geworden.

„Habt ihr euch ausgesprochen?“ fragte sie kurz.

„Ja. Sie liebt mich wie ich sie . . .“

Wieder schwieg Gerda kurze Zeit, während Dittmar sie fast ängstlich beobachtete.

„Und — was sagt ihr Vater?“

„Er weiß noch nichts. Hella sorgt sich freilich darum, daß er die Einwilligung versagen könne; aber das glaube ich nicht. Ich biete ihm ja doch schließlich mehr als nur meinen guten Namen.“

Gerda stand auf. „Noch eins, Ditt. Ich möchte ganz klar sehen. Die Religionsfrage hat auch mitzusprechen —“

„Ah ja — ich verstehe. Hella wird selbstverständlich zum Christentum übertreten. Sie hat sich auf eigne Hand vorbereitet . . . In unsern Unterhaltungen haben wir häufig auch Theologisches und Dogmatisches berührt. Das hat sie veranlaßt, sich — — — also, Gerda, sie wird Christin werden! Frage nicht, ob aus tiefinnerster Überzeugung oder aus Liebe zu mir — frage nicht! Hast du mich je ausgeforscht, ob ich gläubig bin? . . . Schwester, ich sehe: du sinnst und überlegst. Ich weiß, warum. Unsre Gedanken treffen sich. Es ruht ein Fluch auf dem Judentum. Ob berechtigt, ob nicht — wir werden die Frage nicht lösen. Aber der Fluch ist da, und gerade in unsern Kreisen ist die Verachtung für Juda groß. Kann die Liebe sie überbrücken? Ich fühle: ja. Ich liebe Hella so über alles, daß ich nicht nach ihrer Abstammung frage. Seltsam, von dem Augenblick ab, da sich mir ihre Seele erschloß und wir das erste Keimen der Liebe fühlten, war sie nicht mehr die Jüdin für mich. Sie hat auch nichts von jenem Typischen, das uns am Judentum unangenehm ist. Und — und — Herrgott, es klingt, als suche ich nach einer Verteidigung und nach Entschuldigungen für meine Liebe — und ich spüre dabei, wie häßlich das ist und wie erniedrigend für Hella . . . Schwester, kannst du in meinem Herzen lesen? Es ist wie zerfleischt — und so wund. So voller banger Seligkeit und voller Schmerzen . . . Ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich bin ganz verzweifelt . . .“

Gerda legte ihre Hände auf seine Schultern.

„Bleib so,“ sagte sie; „ich will dein Auge sehen. Armer Junge, du bist bös verstört. Ich verstehe alle deine Zweifel. Ginge es an, so würdest du deine Hella nehmen und mit ihr auf eine stille Insel flüchten oder in einen tiefen, tiefen Wald. Ist's so?“

Dittmar nickte schweigend.

„Aber wir leben in einer Welt, die du brauchst,“ fuhr Gerda fort, „und auch du bist verpflichtet, ihr zu leben, denn sie nimmt Anteil an deinem Schaffen. Sieh, Ditt: wüßte ich, daß du nur eine ‚Partie‘ machen wolltest, so würde ich dich allein lassen. Dann hätt' ich dir nichts mehr zu sagen. Nicht, weil ich prinzipiell gegen eine sogenannte Vernunftheirat bin, sondern weil ich es speziell in diesem Falle ganz bestimmt sein würde. Denn es handelt sich nicht allein um Vorurteile und um den fanatischen Haß einer künstlich verhetzten Meute, sondern um den Kampf gegen gesellschaftliche Anschauungen, die zweifellos ungeheuer stark sind — so stark, Ditt, daß in der That nur die Liebe sie besiegen kann. Du liebst Hella, und sie ist deiner Liebe wert. Da ich dies weiß, schweigt alles andre in mir. Schweigen meine

Bedenken — ja, sie schweigen. Ich will dich glücklich wissen — und du wirst es werden, Ditt, dem Spott und den Anfeindungen und allen Lästerungen zum Trotz. Eure Liebe wird euch himmelhoch über das Urteil der Gesellschaft erheben, und trifft euch eine Bosheit, ihr werdet sie überwinden. Denn ihr habt euch lieb ... Ditt, ich küsse dich, und mein ganzes Herz ist mit dir. Hör nicht nach rechts und nach links: laß nur deine Liebe sprechen und nur deine Liebe allein! ..."

Sie umarmte den Bruder. Sie hielten sich fest umschlungen; sie waren guten Muts und gehörten zusammen und verstanden sich.

„Ich danke dir, Gerda," sagte Dittmar, „danke dir aus tiefster Seele. So mußtest du sprechen; es konnte nicht anders sein — ich kenne meine Gerda. Nun bin ich beruhigt, bin fest und aller Zweifel ledig. Bleiben nur noch die Väter. Es wird besser sein, mich dem Papa erst anzuvertrauen, wenn ich mit Nathansohn einig bin ..." Er lächelte. „Nathansohn. Die edlen Gänse zu Putlitz und die Riedesel und die Schweinichen führen auch keine poetischen Namen. Aber Nathansohn. Es ist merkwürdig, wie tief in uns die Antipathie sitzt gegen alles, was jüdisch anklingt. Doch du siehst, ich lächle. Ich denke an Hella, und da schrumpft alle Kleinlichkeit zu einem Nichts zusammen ... Nun komm: Man soll nicht glauben, daß wir Geheimnisse miteinander haben ..."

Sie gingen mitsammen in das Herrenzimmer. Dort hatte es eine kleine Scene gegeben. Frau Dorothee begann plötzlich über „Beklemmungen" zu klagen. Bertram kannte das; sie litt immer an Beklemmungen, wenn es ihr in der Gesellschaft nicht behagte und sie aufzubrechen wünschte. Aber er wollte nicht unhöflich sein, sehnte sich zudem nach einer guten Cigarre und einer Tasse Kaffee. So versuchte er, seine Frau zu beruhigen. Doch jetzt wurde sie giftig. Das Blut schoß ihr zu Kopf, und ihre Nasenflügel begannen zu zittern. Sie schoß wütende Blicke auf ihren Mann. So sei er immer, klagte sie Malwine; rücksichtslos, brutal und selbstsüchtig. Daheim sei es kaum noch auszuhalten mit ihm; ihre schwache Natur unterliege seiner Tyrannei. Dassel und Hans legten sich ins Mittel. Es half wenig. Mit einem Seufzer warf Bertram die eben angezündete Cigarre in den Aschbecher, trank seinen Kaffee aus und erklärte sich bereit, nach Hause zu fahren.

In diesem Augenblick erschienen Gerda und Dittmar im Herrenzimmer. Dorothee schien nur darauf gewartet zu haben. Sie stieß einen Wehlaut aus und sank mit geschlossenen Augen auf das Sofa zurück. Gerda war aufrichtig erschrocken. Mit Hilfe Malwines brachte man Dorothee in die Fremdenstube, legte sie dort nieder und öffnete Taille und Korsett. Dorothee atmete schwer und that, als leide sie unsäglich. Während Malwine bei ihr blieb, eilte Gerda in ihr Boudoir, Eau de Cologne zu holen. Sie traf Bertram im Eßzimmer, schon im Paletot, den Hut in der Hand.

„Bemüh dich nicht, Schwägerin," sagte er mit bitterm Lächeln. „Weder Eau de Cologne thut es, noch eine Medizin. Es währt ein paar Minuten. Es ist der Besuchskoller Dorothees; er tritt immer ein, wenn sie sich langweilt oder der Ansicht ist, daß man sie nicht genügend estimiere."

Scharf und grimmig stieß er das hervor. Noch nie hatte Gerda den stillen Mann so erregt gesehen.

„Bertram, sei nicht ungerecht," entgegnete sie bittend.

Er nahm ihre Hände.

„Ich bin es nicht, Gerda. Aber ich leide schwer. Und wenn ich sehe, wie du hier schaltest und waltest, wie der Sonnenschein vor dir herfliegt und deines Wesens Zauber überall Glück verbreitet, so packt mich ein rasender Neid. Gerda —“

Sie unterbrach ihn. Er kam ihr unheimlich vor mit seinen brennenden Augen. Mit rascher Bewegung entzog sie ihm ihre Hände.

„Bertram, ich wollte, es wär' so,“ entgegnete sie. „Aber ich habe keine Feenhände. Ich kann nicht einmal Hans so an das Haus fesseln, wie ich wollte und wünschte. Ich bin ein schwaches Weib —“

„Und wärst besser ein starkes. Gerda, ich bin glückesarm. Ich habe mich längst meinem Schicksal gefügt; mein Glück ist nur noch meine Arbeit. Dich aber will ich glücklich sehen, weil — weil ich dich liebe . . . Still!“ — Er faßte sie von neuem an den Handgelenken und hielt sie fest. Sie war wie erstarrt und schaute ihm mit großen Augen in das fahle Gesicht. Sie bewegte sich kaum. Wie war das entsetzlich! Sie standen am Büffet. In jedem Augenblick konnte der Diener kommen, oder die Zofe oder einer der Herren das Zimmer betreten. Sie wagte kaum zu atmen. Sie dachte an Flucht, aber seine Hände umspannten ihre Gelenke.

„Erschrick nicht,“ fuhr er fort, halblaut nur, und hinter seinen Brillengläsern sah sie seine schönen sammetbraunen Augen leuchten; „es kommt keine Erklärung und kein versuchter Ehebruch. Ich liebe dich, sagte ich — ja, aus tiefstem Herzen. Das kannst du mir nicht wehren. Jeder muß dich lieben, der dich kennen lernt — das ist keine Sünde. Und weil ich dich liebe, will ich dich auch geachtet wissen. Hans achtet dich nicht genügend: das ist die Wunde in Eurer Ehe. Erzwinge dir diese Achtung, Gerda. Sei minder weich, sei strenger und herber zu ihm. Verlange und fordere und bitte nicht mehr. Du thust ein gutes Werk, nicht nur an dir und ihm — an uns allen, an E. M. Volcker, an unserm alten Hause. Gerda, es geht nicht so weiter. Laß uns Verbündete sein. Wenn du Hans mehr und inniger an dich und dein Heim fesselst, so wird er auch die hundert Narretheien lassen, die ihn ablenken und sein Vermögen zersplittern: den Sport, den Klub, die Politik. Er ist kein Sportsman und kein Politiker — er will es nur sein aus namenlos thörichter Eitelkeit . . . Gerda, sei klug! — Ich höre die Stimme Dorothees. Die fünf Minuten sind um. Hatte ich recht? Gott behüt dich, Gerda . . .“

Er küßte ihre Hand und ging.

Gerda blieb noch stehen. Sie schaute ihm wie verständnislos nach. Es war ja alles Wahrheit, was er gesagt hatte; aber sie fand die Brücken nicht von seinem heißen Geständnis zu der nüchternen Klugheit seines Rats. Sie sah noch immer seine blitzenden Brillengläser und dahinter seine tiefen braunen Augen, in denen so viel lag an stummem Leid und Resignation und unbeugsamer Thatkraft.

Im Korridor wurden Stimmen laut. Bertram verabschiedete sich von seiner Schwester. Gerda eilte hinaus. Dorothee war in Hut und Mantel.

„Verzeihe mir, Schwägerin,“ sagte sie, „— meine unglückseligen Anfälle. O Gott, was ich ertragen muß! — Und hab schönen Dank für die Bewirtung. Es war alles so gut und fein. Nimm meinen Schirm, Bert. Sind denn Droschken hier in der Nähe?“ —

Die Thüren klappten.

Malwine nahm Gerda unter den Arm.

„Man muß das nicht tragisch auffassen,“ sagte sie. „Es ist alles Verstellung — und ganz zwecklose. Ich glaube nicht einmal, daß etwas Krankhaftes dabei mitspricht. Es ist einfache Ungezogenheit von Dorothee, die Unart eines kleinen Kindes, dem öfters die Rute gefehlt hat. Bertram müßte strenger sein; er bittet zu viel, statt zu befehlen. Wenn man sich in der Ehe nicht gegenseitig zu erziehen versteht, ist es immer schlimm . . .“

Nun traten sie wieder in das Herrenzimmer, und Gerda ersparte sich die Antwort. Ihre Gedanken wanderten. Sie verglich die gut gemeinten Worte Malwines mit dem Mahnruf Bertrams an sie und mußte unwillkürlich lächeln. Es lag ein bitterer Humor in diesem Weh des Lebens.

XV.

Trotz des Ultimos hatte Kommerzienrat Nathansohn schon zu verhältnismäßig früher Stunde die Börse verlassen. Im Fortgehen gab er noch einige Aufträge, aber nur nebenbei, gewissermaßen aus Gefälligkeit. Die Stimmung war flau und interesselos, und Nathansohn hatte andres im Kopfe. Zum erstenmale in seinem Leben ließ ihn das Geschäftliche kühl; das Herz verlangte seinen Anteil.

Draußen suchte er nach seinem Wagen. Es war klares Frostwetter. Droschken und Equipagen standen in langer Reihe vor dem Börsenpalast. Hin und wieder traf noch ein verspäteter Besucher ein und eilte raschen Schrittes und mit vertraulichem Gruße an ihm vorüber. Endlich sah Nathansohn sein Coupé. Eine Hand, die einen abgezogenen wildledernen Handschuh trug, winkte ihm aus dem Fenster entgegen.

„'Tag, lieber Heller,“ sagte der Kommerzienrat, „— vernünftig, daß Sie es sich bequem gemacht haben.“

„Ich bin eine Viertelstunde auf und ab gependelt, Kommerzienrat,“ entgegnete der Techniker, weiter in die Wagenecke rückend, um der gewichtigen Persönlichkeit Nathansohns Platz zu machen, „und habe dabei mindestens ein halbes Hundert Bekannte getroffen. Und jeder wollte wissen, auf wen ich warte, und wollte eine Bestellung entgegennehmen. Das wurde mir schließlich zu langweilig, und da flüchtete ich denn in Ihr Coupé.“

„Recht so . . . Nach Hause, Kutscher! Aber machen Sie einen Umweg — fahren Sie uns noch ein bißchen im Tiergarten spazieren . . . Recht so, lieber Freund. Ich wär' längst bei Ihnen, denn an irgend ein Geschäft ist heute nicht zu denken. Es ist wie im Hochsommer. Nur die Chilenen beginnen sich wieder zu regen. Ich habe Düren rasch noch eine Notiz zukommen lassen . . . Also, lieber Heller, nun sprechen Sie!“ —

Er zog sein Taschentuch hervor, schob seinen Cylinder auf den Hinterkopf und trocknete sich die Stirn. Er transpirierte immer.

Dr. Heller saß gerade und in korrekter Haltung neben ihm, tadellos gekleidet wie gewöhnlich: ein vornehmer junger Mann, der auf sich hält.

„Es bedarf keiner Präliminarien," entgegnete er; „Sie wissen Bescheid, lieber Kommerzienrat. Ich habe Hella aufrichtig lieb. Sie muß es längst gemerkt haben, wenn ich bisher auch eine Aussprache mit ihr vermieden habe. Absichtlich: denn zuerst wollte ich mich Ihrer vergewissern. Nicht nur, weil es so Sitte bei uns ist, sondern weil es sich auch nicht anders mit meinem Pflichtgefühl vertragen würde. Ich thue nichts hinter dem Rücken des Vaters . . ."

Nathansohn nickte zustimmend und klopfte Heller mit der Hand wohlmeinend auf die Schulter.

„Weiter, lieber Junge," sagte er.

„Ich habe mit meiner Werbung noch warten wollen," fuhr der Ingenieur ruhig fort; „zum ersten Januar ist mir die Stellung als zweiter Direktor sicher. Die Gehaltserhöhung spricht nicht mit. Sie kennen meine Verhältnisse und wissen, daß ich vermögend bin. Aber mein gesellschaftliches Prestige wächst durch die neue Stellung. Ich selber gebe nicht viel darauf, wenn ich mich auch selbstverständlich über mein rasches Avancement freue —"

„Selbstverständlich, mein Junge —"

„Ich glaube dagegen, Hella haftet in mancherlei Dingen noch stark am Äußerlichen. Das ist entschuldbar bei ihrer Jugend und wird sich legen; denn es ist schließlich nur Schale, nicht Kern. Ich hätte also gewartet bis zu dem Augenblick, da ich aus dem Vertreter der Elektrizitätswerke deren Direktor geworden wäre. Gewisse Beobachtungen, die ich gemacht habe, ganz apropos und ohne Heimlichkeit, haben indessen die Situation verschoben. Es muß auch Ihnen, lieber Kommerzienrat, längst aufgefallen sein, daß Graf Dittmar Dassel sich auffallend um Hella bemüht."

„Nein, mein Bester," entgegnete Nathansohn lebhaft, „das ist mir nicht aufgefallen. Und ich erkläre Ihnen, das ist Unsinn. Der Graf wie Hella haben gemeinsam schöngeistige Neigungen — das ist alles. Er macht der Hella nicht einmal die Kur. Einmal hat er ihr ein paar Blumen gebracht, als sie ihn malte — nu', mein Gott, warum nicht? Ich gestehe Ihnen, daß ich den jungen Dassel sehr gern habe. Er hat so etwas. Ich habe ihm auch Anerbietungen gemacht, wollte ihm auf die Beine helfen und vorwärts bringen — aber er lehnte ab. Die Musen halten ihn fest — und die ganze Welt schreit ja auch über sein Talent. Wo man hinkommt, findet man seinen Roman auf dem Tische. Haben Sie ihn gelesen, Heller?"

„Ja. Ein gutes Buch und auch ein tapferes. Der Mann wird seinen Weg machen. Aber gerade dieser Erfolg hat mich ängstlich werden lassen. Seien Sie mir nicht böse, Kommerzienrat: ich glaube, Sie kennen Ihre Tochter nicht so in allen Tiefen. Ich glaube, Sie beurteilen sie zu oberflächlich. Hella ist nicht das typische Judenmädchen aus Berlin W. und den Grunewaldvillen. Pardon, daß ich mich so ausdrücke; ich bin Jude wie Sie, und Sie werden verstehen, wie ich es meine. Es giebt Kreise bei uns, die ihr antipathisch sind — ich möchte sagen, aus ästhetischem Empfinden heraus. Über so etwas läßt sich nicht rechten; es ist Gefühlssache. Nun ist ihr, wohl zum erstenmale in ihrem jungen Leben, ein Mann aus der Aristokratie näher getreten: kein fader Schwätzer, sondern eine Persönlichkeit; noch dazu ein Poet, dessen

Künstlernatur sie anzieht. Lieber Herr Nathansohn, sie müßte kein Mädchen sein, wenn alles das ohne Einfluß auf sie bleiben sollte. Freilich — ich weiß nicht, ob sich die beiden schon von Neigung gesprochen haben. Vermutlich nicht; denn auch Dassel würde als Ehrenmann wohl zuerst Ihre Ansichten observieren. Aber das Wort thut es nicht allein. Ceterum censeo — ich habe Sorge bekommen und möchte nicht länger warten . . ."

Der Kommerzienrat wischte sich wieder die Stirn, auf der sich Falten zeigten. Nun wurde er doch unruhig.

„Trotzdem, Heller," rief er, „trotzdem! . . . Die Hella weiß, wie ich denke. Ich bin kein Streber und kein eitler Narr wie viele unsersgleichen. Und ich habe Beispiele vor Augen. Denken Sie an die Tochter des alten Reiherstein, die da den Grafen Irypsilon heiratete und todunglücklich wurde: ein Exempel für viele. Nein, nein — man soll in der Rasse bleiben und auch in der Religion. Ja, auch in der. Ich gehöre nicht zu den Orthodoxen; aber ich habe meinen Platz in der Synagoge, und an den Gedenktagen laß ich ein Licht anzünden und halte unsre großen Feste ein, und am Jom Kippur faste ich. Ob Frömmigkeit, ob Pietät oder Tradition — ich thu es. Und ich will auch, daß meine Tochter einen Juden heiratet. Versteht sich, ausgewählt — aus einer unsrer besten Familien — so einen wie Sie, Heller. Sie passen mir, ich sag' es. ‚Hella Heller', das giebt schon einen Gleichklang. Ich frag' Sie: war nicht schon alles abgemacht zwischen uns, eh' wir mit einem Worte der Sache erwähnt hatten?"

Dr. Heller nickte. Ja, es war so. Man hatte nie darüber gesprochen und beiderseits längst an diese Ehe gedacht. Zwei angesehene und reiche jüdische Familien sollten sich vereinigen, zwei große Vermögen zusammenfließen. Aber das war es nicht allein. Heller liebte das Mädchen. Er hätte niemals auf Befehl geheiratet und nie auf Wunsch; die altjüdische Institution des Schadchens, des berufsmäßigen Ehevermittlers, war ihm genau so verhaßt, wie ihm gewisse Eigentümlichkeiten in Sitte und Wesen des Judentums unangenehm waren. Wie er sich vorhin über Hella geäußert hatte — ähnlich so erging es ihm selbst.

„Und was dann," sagte er, „wenn Hella mich abweist? Wenn sie dem Grafen Dassel thatsächlich Neigung entgegenbringt?"

„Oho!" — Und Nathansohn fuhr auf. „Bin ich nicht der Vater?!"

„Ein Vater vermag viel, aber nicht alles."

„Heller, das ist wieder Unsinn. Wir wollen nicht streiten. Meine Tochter ist so erzogen, daß sie sich meinem Willen nimmermehr widersetzen wird. Hat ihr der Dassel den Kopf verdreht, so werde ich ihn ihr wieder zurechtsetzen. Vielleicht lockt sie die Grafenkrone. Mich nicht. Eisenberg und Fröhlich und der alte Esel, der Bieberstein, die würden sich blähen und protzen mit einer gräflichen Tochter. Ich nicht. Hätte man mir zugemutet, für meinen Kommerzienratstitel auch nur zehn Mark zu zahlen, ich hätte allerschönstens gedankt. So bin ich . . . Hella eine Frau Gräfin! Und dann? Anfänglich würde vielleicht alles ganz gut gehen, denn auch der alte Dassel ist ja ein traitabler Mann. Aber da giebt es noch andre Verwandtschaft, hüben und drüben: hochnäsiges Volk, und auch unsre Leut' würden mit

Bissigkeiten nicht sparen — äh — nee, lieber Heller, ich danke. Ich will meiner Tochter der Vater bleiben. Ich will keine tiefe Kluft zwischen ihr und mir . . ."

Er hatte jetzt seinen Cylinderhut abgenommen und hielt ihn auf den Knieen fest. Das feiste Lebemannsgesicht war blaß, und in den wulstigen Thränensäcken unter den Augen schimmerte es feucht. Er war erregt geworden.

Dr. Heller rollte zwischen den Fingern eine Cigarette hin und her. Er bemühte sich, seine wohlerzogene Kaltblütigkeit zu bewahren; doch auch ihm wurde es schwer. Ihm ahnte, daß die Nebenbuhlerschaft Dittmar Dassels nicht so leicht zu überwinden sein würde.

„Also kommen wir zum Schluß, Kommerzienrat. Sie sind fest gewillt, meine Werbung bei Hella durchzusetzen?"

„Fest gewillt. Ich spreche heute noch mit ihr. Besuchen Sie uns morgen nach der Börse. Dann können wir übermorgen die Verlobung veröffentlichen."

„Gut. Noch ein Letztes: das Geschäftliche —"

„Ah ja. Ich habe Hella vorläufig eine halbe Million zugedacht, möchte das Kapital aber im Geschäft behalten. Ich verzinse es Ihnen mit fünf Prozent. Macht eine Rente von fünfundzwanzigtausend Mark."

„Ganz einverstanden. Mein Gehalt beträgt zur Zeit achtzehntausend Mark. Es würde sich vom ersten Januar ab mit allen Tantièmen nahezu verdoppeln. Dazu kommen elftausend Mark Zinsen aus der mir zugefallenen Erbschaft der Tante Rachel Hirsch. Wir können also immerhin leben . . ." Er lächelte und fuhr in demselben geschäftsmäßigen Tone fort: „Ich bin der einzige Sohn, und mein Vater spekuliert nicht mehr."

Jetzt lachte auch der Kommerzienrat. „Kommt aber noch mannigmal auf die Börse," rief er, „der alte Herr, und dann stellt er sich kerzengerade an die Wand, nimmt sein Notizbuch zur Hand und hört zu. Die Makler führen einen Kriegstanz um ihn auf; er läßt sich nicht stören. Er bleibt wie versteinert stehen. Nur wenn australische Goldrente gehandelt wird, schießt sein Auge Blitze. Da hat er einmal einen gehörigen Posten verloren. Hören Sie, Heller, beim Verlobungsdiner — da muß er aber seinen Weinkeller aufthun. Ich habe mal einen Clos d'Estournel bei ihm getrunken, der liegt mir heute noch auf der Zunge. Seinen Kellergeiz müssen wir ihm abgewöhnen. Schließt er noch immer seine Marquis-Schokolade in seinen Geldschrank ein? —"

Er begann jetzt fröhlich zu plaudern. Seine Laune kehrte zurück. Die Geschichte mit dem Grafen Dassel hielt er für ganz verrückt und ganz unmöglich. Das kam von der Eifersucht Hellers. Er war überzeugt, daß seine Tochter mit keinem Wort widersprechen würde. Sie wußte so gut wie er selbst, daß Heller der ihr Zugedachte war.

Mitten im Tiergarten bat Heller, aussteigen zu dürfen. Er wurde beim Abschiede wärmer und drückte fest die Hand Nathansohns.

„Addio," sagte er, „und Dank. Morgen um diese Zeit hoffe ich Sie Vater nennen zu dürfen. Ich werde sehr, sehr glücklich sein . . ."

Zehn Minuten später hielt das Coupé des Kommerzienrats unter dem Glasdache der Einfahrt seiner Villa.

„Fräulein Hella da?“ fragte Nathansohn schon beim Aussteigen den herbeispringenden Diener.

„Sehr wohl, Herr Kommerzienrat,“ antwortete dieser, „das gnädige Fräulein und der Herr Graf Dassel sind im japanischen Salon . . .“

Nathansohn fuhr zusammen. Das war ein ärgerliches Ungefähr. Donnerwetter, war das eine Art, diese Besuche zur Börsenzeit! Zu einer Stunde, da man ihn fern vom Hause wußte! — Er ließ sich den Paletot ausziehen und brummte dabei vor sich hin.

„Ich bin für niemand zu sprechen,“ befahl er, „auch nicht am Telephon — ich müßte denn aus dem Geschäft angerufen werden. Kommt jemand zum Essen?“

„Nein, Herr Kommerzienrat; es ist niemand geladen.“

Nathansohn schnäuzte sich in sein riesiges Taschentuch und trat durch die ihm von dem Diener geöffnete Thür. Man mußte sein Kommen gehört haben. Hella flog ihm aus einem Nebenzimmer entgegen und um seinen Hals. Sie zitterte und war totenblaß.

„Vater,“ flüsterte sie, „Graf Dassel ist da —“

„Ich weiß es, mein Herz — der Diener sagte es schon . . . Hella — zum — Hella — was ist dir?!“

Sie blieb an seinem Halse hängen. Ihr Atem flog. „Lieber Vater,“ stieß sie hervor, „Graf Dittmar will mit dir sprechen. Er — er hat um mich angehalten — —“

Die Überraschung war so groß, daß Nathansohn brutal wurde. Er schleuderte mit harter Bewegung Hella von sich, so daß sie niederstürzte. Aber schon im nächsten Augenblick bereute er seine Rauheit. Er hatte einen Blick seines Kindes aufgefangen, der ihn tief in das Herz schnitt. Er beugte sich über sie und hob sie auf.

„Verzeih mir, Hella,“ sagte er weich; „das wollte ich nicht . . . Ich — ich bin so erstaunt — und entrüstet —“

Da erschien Dittmar in der Thür. Er hatte den Vorgang nicht gesehen und ein halb liebenswürdiges, halb verlegenes Lächeln auf den Lippen. Doch ehe er noch nähertreten konnte, hatte Hella sich von ihrem Vater getrennt und den Geliebten umschlungen. Es war, als suche sie Schutz an seiner Seite.

Dittmar war in der That verlegen. Er sah das streng gewordene Gesicht des Kommerzienrats und dessen verfinsterte Stirn. Seine Weltgewandtheit verließ ihn.

„Wir haben Sie gemeinsam erwartet, Herr Kommerzienrat,“ begann er zögernd, „weil wir Sie gemeinsam bitten wollten, unserm Herzenswunsche zu gewähren. Wir lieben uns so —“

„Halt, mein Herr Graf!“ fiel Nathansohn ein. Er fuhr mit der Hand durch die Luft. Er schnaufte und zog wieder sein Taschentuch hervor. „In mein Zimmer, wenn ich bitten darf. Hier haben die Wände Ohren . . .“

Er ging voran. Die beiden folgten. Sie wußten jetzt, wie sie zu kämpfen haben würden und tauchten nur einen Blick ineinander. Aber sie hielten sich noch immer umschlungen.

„So,“ sagte der Kommerzienrat und öffnete die Thür seines Arbeitszimmers. „Laß den Herrn Grafen los, Hella — wir sind noch nicht so weit. Nehmen Sie Platz, Herr Graf — nicht? — auch gut; so gestatten Sie, daß ich mich setze. Ich bin müde . . .“

Er warf sich in einen der großen Sessel. Dittmar war erbleicht. Er schaute abermals zu Hella hinüber. Sie zitterte nicht mehr. Auch ihre Lippen bewegten sich nicht. Doch ihr Auge sprach, und er verstand diese Sprache.

„Also, Herr Graf . . .“ Nathansohn unterbrach sich häufig und stieß die Sätze rauh hervor . . . „Ich unterschätze die Ehre Ihres Antrags nicht. Es kommt dazu, daß ich Sie persönlich gern habe. Dennoch antworte ich Ihnen mit einem entschiedenen Nein . . . Hella, ich verbitte mir jedwede Unterbrechung . . . mit einem entschiedenen Nein. Ersparen Sie mir die Motivierung, aber lassen Sie sich sagen, daß ich über Hellas Hand bereits verfügt habe.“

„Vater!“ schrie Hella. Es war ein Ruf der Empörung. In ihren schönen Augen schlug eine Flamme auf. Die zierliche Figur reckte sich, und der kleine, fein geschnittene Kopf zuckte zurück. „Verfügt über meine Hand? — Und mein Herz, Vater? Bin ich eine Ware?! Nicht ein lebendiges Menschenkind — mein Gott, nicht deine Tochter, die du lieb hast?!“

„Ja, Hella, ich habe dich einzig lieb. Das weißt du. Und deshalb hätte ich gewünscht, diese Scene wäre uns erspart geblieben. Sie wäre es, hätten Sie, Herr Graf, die Güte gehabt, mir vorher eine Andeutung über Ihre Absichten zu machen —“

„Konnte ich das, Herr Kommerzienrat, ehe ich der Neigung Hellas sicher war?“

„Ich bin der Vater und Vormund Hellas.“

„Aber Hella hat das Recht der freien Wahl, und es spricht nichts gegen mich, was Sie berechtigen könnte, diese Wahl zu beanstanden.“

„Sie irren sich, Graf Dassel. Es spricht dennoch viel gegen Sie. Von meinem Standpunkte aus. Zuvörderst die Glaubensfrage.“

„Hella ist bereit, zum Christentum überzutreten.“

Der Kommerzienrat schnellte empor. Er stützte sich dabei so wuchtig auf die polstergefütterten Armlehnen des Sessels, daß eine von ihnen krachend brach.

„So?!“ rief Nathansohn. „Übertreten! Und das sagen Sie so, als wäre es eine Kleinigkeit, ein Garnichts, eine Lappalie! Übertreten — schlankweg — eine Schnelltaufe, und die neue Christin ist da . . . Hella! — Hella, ich frage dich: als du diesen Entschluß faßtest, hast du da gar nicht an deinen Vater gedacht? Und nicht an die fromme Mutter?“

„Doch, Papa,“ entgegnete sie sanft; „und ich wußte auch, daß es dir Schmerz bereiten würde. Doch du selber hast nie in mich gedrungen, festen Glaubens zu sein. Ich habe seit Jahren den Tempel nicht mehr betreten — und ich bin dir dankbar dafür gewesen, daß du keinen geistigen Zwang auf mich ausgeübt hast. Denn — denn ich bin schwankend geworden. Nun hat die Liebe schneller vollendet, was früher oder später doch einmal zur That geworden wäre . . .“

Der Kommerzienrat neigte den Kopf. Es war eine schwere Stunde für ihn. Wahrhaftig, er hatte nichts gegen die Person dieses jungen Aristokraten, dessen

Tüchtigkeit er schätzte. Aber er war nicht wie so viele seinesgleichen. Er fürchtete, es werde doch einmal eine Zeit kommen, da Hella die Grafenkrone teuer bezahlen müsse. Wer konnte wissen, wie sich alles fügen würde! Eine Scheidewand zwischen Vater und Tochter richtete diese Heirat unbedingt auf: die Macht der Vorurteile und die Verschiedenheit der Weltanschauung waren die Fundamente der Trennungsmauer. Und dann: Nathansohn hing zähe an der Überlieferung. Er war Jude aus Rassegefühl. Der beabsichtigte Übertritt Hellas war für ihn nicht nur ein Glaubenswechsel: es war eine Herauslösung aus der Stammesgemeinschaft — ja, es war eine Flucht in das feindliche Lager. Was kam nicht noch alles dazu, ihm das Herz schwer zu machen! Eine Verbindung mit der Familie Heller war immer sein Wunsch gewesen. Da wurde der gemeinsame Reichtum zu einem gepanzerten Turm — und auch am Gelde hing Nathansohn: es gehörte mit zu der Überlieferung . . .

Hella wie Dittmar benützten den Augenblick des Schweigens zu einem neuen Sturm auf das Herz des Alten. Sie fanden hundert gute Worte. Hella hing sich an ihn und flehte ihn an, sie glücklich werden zu lassen. Ihre Augen begannen zu tropfen; sie küßte ihn und umschmeichelte ihn. Die Herbheit ihres Wesens löste sich in weiche Zärtlichkeit auf.

Auch Dittmar versuchte aus ehrlichem Herzen heraus einen Ausgleich der Dissonanzen. Er nahm Nathansohns Hand und versprach, ihm ein guter Sohn sein zu wollen. Er wurde warm und schilderte, was er erhoffte und erstrebte. Hella und er hatten die gleichen Neigungen; man würde unendlich glücklich werden in dieser aus inniger Liebe geschlossenen Künstlerehe . . .

Dies Wort fing Nathansohn auf. Er zuckte mit den Schultern. „Künstlerehe,“ sagte er; „geht mir damit! Ich habe sie dutzendweise zusammenbrechen sehen — geradeso wie die gemischten Ehen. Und eine gemischte Ehe würde auch die eure sein — trotz des Glaubenswechsels. Jüdin bleibt Jüdin, Graf Dassel — die Taufe verwischt nicht die Sonderheiten unsrer Rasse. Und es thut nie gut, Elemente, die sich von Grund aus fremd sind, aneinander zu ketten. Fremd, sage ich — jawohl — mit Absicht und mit Betonung. Denn unserm innersten Wesen nach werden wir euch immer fremd gegenüberstehen. Die uralte Feindschaft bleibt; dafür sorgt ihr und — ja — sorgen wir selber. Ich beschönige nichts . . . Graf Dassel, es geht nicht. Zu allem: Doktor Heller hat mein Wort.“

Das empörte Hella von neuem. Aber sie hatte ihre Erregtheit überwunden; sie blieb ruhig bei ihrer Antwort.

„Ich ahnte es,“ entgegnete sie; „nur Doktor Heller konnte der mir Zugedachte sein. Er ist ein Ehrenmann. Wir wollen sehen, ob er bei seiner Werbung bleibt, wenn er erfährt, daß ich einen andern liebe.“

„Es fehlte nur noch,“ sagte Nathansohn bitter, „daß Graf Dassel den unbequemen Nebenbuhler vor die Pistole fordert. Das wär' eine Lösung nach Kavaliersart — nicht wahr, Herr Graf?“

„Doch nicht, Herr Kommerzienrat. Ich wenigstens habe andre Pflichten erlernt. Warum so gereizt? Warum so namenlos bitter? Ich liebe Hella. Thu ich unrecht, wenn ich Sie um ihre Hand bitte? Bin ich irgend ein Gleichgültiger aus Nirgendher? Ich bitte nicht nur; ich biete auch. Pardon, Herr Kommerzienrat, wenn ich

das betone. Pardon auch, wenn ich noch etwas hinzufüge. Sie sind reich. Ich unterschätze den Wert des Geldes nicht. Aber ich spekuliere nicht auf die Mitgift Hellas —"

„Das weiß der Papa," fiel Hella ein. Und unter leichtem Erröten fügte Dittmar hinzu: „Verzeihung, Herr Kommerzienrat — aber ich bin zur Abwehr gedrängt worden . . ."

Nathansohn steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Ich habe Ihnen erklärt, Graf Dassel, daß ich Sie aufrichtig achte. Ein Mitgiftjäger sind Sie gewiß nicht. Glaube auch, Sie würden die Hella nehmen, wenn ich ihr jeden Groschen Zuschuß verweigern wollte. Denn Sie sind eine zu vornehme Natur, sich einer versagten Mitgift wegen zurückzuziehen. Aber, mein verehrter Herr Graf: wenn Sie von vornherein gewußt hätten, daß Hella ein ganz, ganz armes Mädelchen, dann würden Sie den Mut gefunden haben, ihre Liebe niederzukämpfen. Bitte — das ist keine Beleidigung — das kann ich ruhig aussprechen. Lassen wir die Geldfrage beiseite . . ." Er schritt einmal durch das Zimmer und blieb dann wieder stehen . . . „Sie sagen, Sie bieten auch. Graf Dassel, Sie bieten mir nichts oder doch nur Selbstverständliches: einen ehrlichen Namen. Nicht mehr. Gesellschaftlichen Ehrgeiz kenne ich nicht. Gewiß, Sie sind allem Anschein nach auf dem Wege zum Ruhm. Aber auch das würde mich nicht locken; denn der Ruhm ist schließlich nur die Verbrämung am Kleide des Lebens. Nein — Sie bieten mir wenig — und wollen dafür mein alles haben. Die Heirat mit Ihnen entfremdet mir mein Kind. So steht's in meinem Herzen. Und alle lieben Worte und alle Versprechungen werden diese Überzeugung in mir nicht ändern. Deshalb bleibe ich bei meinem entschiedenen Nein . . ."

Es war wahnsinnig. Gegen diesen trotzigen Alten ließ sich nichts ausrichten. Dittmar war wie niedergeschmettert. Er fühlte auch, er verlor an Boden. Nathansohn war doch nicht der „typische" Jude. Dittmar spürte, wie sein Stolz zu zerbröckeln begann. Er sah in das blasse, verzweifelte Gesicht Hellas, und sein Herz schmerzte. Von neuem begann er zu bitten, aber er wählte die Worte nicht mehr; er erging sich in Phrasen; er wußte kaum noch, was er sprach. Auch Hella wurde nervöser; bei ihr wechselten Bitten mit Vorwürfen und Anklagen — und ganz plötzlich stieß sie einen Schrei aus und rief, wie im Übermaße seelischer Qual:

„Gut, Vater! Bleibe bei deinem Nein! Aber dann — — beim allmächtigen Gott — du spielst um mein Leben! . . ."

Es war jeder Blutstropfen aus ihrem Antlitz gewichen. Ihre Lippen waren weiß geworden, und in den dunkeln Augen stand ein furchtbarer Ernst.

Nathansohn stierte sie an. Es kroch wie ein Tausendfüßler über seine Glieder. Er schauerte zusammen und war aschfahl geworden gleich ihr. Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen. Auch Dittmar wagte nicht zu sprechen. Auf diese schreckliche Drohung hin wäre jedes weitere Wort zu viel gewesen.

Der Kommerzienrat faßte sich endlich. Er atmete gewaltig auf, schloß für einen Moment die Augen, und sagte dann in anscheinender Ruhe:

„So sei es. Möge Gott dir verzeihen, Hella. Ich gebe meine Einwilligung unter der Bedingung, daß du Jüdin bleibst, solange du in meinem Hause weilst. Nach der Heirat habe ich kein Bestimmungsrecht mehr über dich. Ankündigung der

Verlobung wünsche ich nicht. Herr Graf, mein Haus steht Ihnen Montag und Freitag von fünf Uhr ab offen, wenn Sie Hella sehen und sprechen wollen. Jetzt bitte ich — — ich bin sehr angegriffen — —"

Er machte Dittmar eine kurze Verbeugung. Sie war verständlich. Dennoch versuchte Dittmar noch einen letzten Schritt der Versöhnung. Er streckte Nathansohn die Hand entgegen.

„Herr Kommerzienrat," sagte er in bittendem Tone, „ich möchte nicht —"

Aber Nathansohn fiel ihm ins Wort. Sein Gesicht rötete sich plötzlich, und seine Fäuste ballten sich, als überfalle ihn rasende Wut.

„Herr Graf," keuchte er, „ich — ich bitte Sie: gehen Sie! Lassen Sie mich allein — für heute — — ich kann Sie nicht mehr sehen — —"

Hella zog Dittmar aus dem Zimmer und hinaus auf den Korridor. Er folgte ihr widerstandslos.

In der halbdunkeln Entrée schlang Hella ihre Arme um seinen Hals und küßte ihn leidenschaftlich. „Üb Nachsicht, Lieber und Einziger," flüsterte sie, „und habe Geduld. Und bleibe fest — fest wie ich. Geliebter — Geliebter! . ."

Nun stand er wieder draußen auf der Straße, im hellen Schein der Novembersonne, und schaute stumpf um sich her. Noch brannten auf seinen Lippen die Küsse der Liebe . . . Er war hinter dem Gitter stehen geblieben und ließ den Blick gedankenlos rechts und links hinabschweifen. Dann zündete er sich mechanisch eine Cigarette an und warf sie nach dem ersten Zuge wieder fort.

Auf dem Reitwege sah er einen Herrn vorübertraben, der ihn lächelnd grüßte und mit leichter Bewegung des Reitstocks auf die Villa Nathansohn wies. Es war Etienne Vließen. Dittmars Gesicht verfinsterte sich. Hätte Etienne ihn angerufen und eine Bemerkung über sein Verhältnis zu Hella gemacht, so würde es zu einem blutigen Austrag gekommen sein. Dittmar war in der Stimmung, einen Ableiter für seinen Grimm zu suchen. Denn der Grimm überwog. Aber nicht für lange Ditt schritt über den Fahrdamm und bog in einen Fußpfad des Tiergartens ein. Hier klangen die Axthiebe; man rodete aus und schlug neue Lichtungen; es wimmelte zwischen den mit Sonnenflecken besprenkelten Stämmen von Arbeitern. Ditt horchte auf das metallische Klingen der Axt, das seltsam beruhigend auf ihn einwirkte. Es war zeitweilig wie ein Läuten ferner und näherer Glocken. Groll und Grimm schwanden, und Schmerz und Wehmut blieben zurück. Das blasse Gesicht Hellas stand vor ihm und begleitete ihn. Er sah immer nur dies blasse Gesicht; wohin er sich wandte, da schaute es ihn an. Das Herz that ihm weh . . .

Plötzlich stutzte er. Sein Vater fuhr in offener Droschke vorüber; er kam aus dem Reichstage. Dittmar wandte sich ab; aber der alte Herr hatte ihn bereits erkannt, ließ seinen Wagen halten und winkte ihm.

„Das ist famos, Ditt," sagte er; „hast du etwas vor? Sonst iß mit mir. Ich habe da eine kleine Weinstube am Kürfürstendamm entdeckt, in der man eine vorzügliche Rinderbrust bekommt. Die einzig anständige in ganz Berlin. Und das Lokal ist immer leer. Wir haben lange nicht zusammen gekneipt, Junge . . ."

Dittmar fuhr mit. In jener kleinen Weinstube saß es sich in der That behaglich. Die beiden Herren hatten sich in einer Nische niedergelassen. Der alte Dassel bestellte eine Scharzhofberger und ließ eine Flasche Sekt in Eis legen. Er war guter Laune. Er hatte am gestrigen Tage mit der Firma Volcker ein Abkommen getroffen, das ihn im Monat zu einer gewissen Anzahl politischer Artikel für das „Morgenblatt" verpflichtete; dafür war ihm als Honorar ein anständiges Fixum bewilligt worden.

„Siehst du, das macht mir Freude, Ditt," sagte er. „Und bringt mich auch auf die Beine. Schenk ein, mein Junge. Daß ich mich auf meine alten Tage noch der Journalistik zuwenden würde, hätt' ich mir allerdings nicht träumen lassen. Aber böse Beispiele verderben gute Sitten. Im übrigen: die Schriftstellerei hast du eigentlich von mir. Nicht von der Mama selig. Die war gegen die Kunst der Feder. Bringt mich wieder ein bißchen auf die Beine, sagte ich. Ja, Ditt, mit Uttenhagen ist nichts mehr los — ach du lieber Gott . . ."

Er begann zu seufzen und zu klagen. Es war ein Jammer. Er gestand zu: er war nun einmal kein Landwirt. Diese Dirne Politik hielt ihn fest und ließ ihn nicht mehr los. Und Uttenhagen bedurfte eines strengen Regiments; auf den Inspektor war gar kein Verlaß . . . Dann kam der Sekt, und die Stimmung schlug abermals um. Der Alte erzählte lachend, Graf Breesen habe ihn im Foyer des Reichstags aufgesucht. Breesen zöge wieder einmal mit seiner Reisetasche umher und sammle Gelder für die nächsten Wahlen. Ach, diese Wahlen! Sein Mandat sei ihm ja sicher; aber das ewige Herumgezanke mit den Gegnern verbittere und verstimme. Vierzig Jahre Politik sei wie ein Dantesches Fegefeuer. Schließlich sprach Dassel auch von Hans Volcker. Es sei Thorheit, daß der sich habe als Zählkandidat aufstellen lassen. Das nütze weder ihm noch dem Blatte. Und endgültig: ein Politiker sei der gute Hans nun einmal nicht . . .

Es mußte Dassel auffallen, daß Dittmar wenig sprach. „Junge, was ist mit dir? fragte er. „Stoß an — prost! Du bist mir nicht aufgekratzt. Ditt, was ist los? Ich sorge mich nicht mehr um dich; darüber bin ich hinaus. Du hast deine Lehrzeit hinter dir, auch die Zeit der Prüfung. Du marschierst vorwärts. Wie gesagt: um dein Fortkommen gräm' ich mich nicht. Aber heute gefällst du mir nicht. Liegt es an der verteufelten Beleuchtung oder hast du wirklich ein Blaßgesicht? Und den Mund machst du überhaupt nicht mehr auf. Qu'y a-t-il!? . ."

Ein guter Gedanke schoß Dittmar durch den Kopf. Er wollte sich Rat von dem Alten holen, ohne ihn zu beunruhigen. Da sprach ein Dassel zu einem Dassel, ein Edelmann zum andern. Und es sprach einer, der die Welt kannte, der seinen Stolz hatte und doch auch menschlich dachte.

„Es ist eine eigne Sache, Papa," begann Dittmar und füllte seinen Kelch; „du hast recht: ich bin nicht ganz bei Laune. Aber es hat nichts auf sich. Ein Freund hat mich verstimmt, der bei mir war, um mir seines Herzens Nöte zu klagen: der Baron — nein, ich will keinen Namen nennen. Ich konnte ihm nicht einmal raten, so nahe mir auch sein Schicksal geht."

„Schulden?" fragte der alte Herr, „oder eine affaire d'amour? —"

Jetzt erzählte Dittmar, erzählte die Geschichte seiner eignen Liebe. Der Freund war er selbst, und Hella wurde zu einer biblischen Esther. Sein Darstellungsvermögen kam ihm zu Hilfe und seine Fabulierungskunst; er schilderte die Vorgänge so, daß der Vater in der That glaubte, Dittmar spreche von einem dritten.

Aber der Liebeshandel interessierte den Alten. Er hatte aufmerksam zugehört, und trank nun in kleinen Schlücken sein Glas leer.

„Hm, Ditt," meinte er, „sowas kommt vor. Früher war es unmöglich; da ragten die Ghettomauern noch himmelhoch in die Luft. Aber seit der Emanzipation — — na . . . Ist dein Freund etwa aktiver Offizier?"

„Nein. Er ist frei und kann schließlich machen, was er will und was ihm gut dünkt. Und ist dennoch nicht frei. Die Macht der gesellschaftlichen Anschauung ist ungeheuer stark. Ist auch eine Ghettomauer; aber eine hundertfache. Über neunundneunzig Mauern kann man hinwegsetzen, und vor der hundertsten erlahmt man."

„So ist es. Ich verstehe die Situation. Ich sehe ganz klar. Die Liebe ist eine große Überwinderin; aber eine Allsiegerin ist sie nicht. Am letzten Hindernis, an der letzten Mauer, da wird dein Freund scheitern. Der Adel hat die sogenannte ‚Reinheit des Bluts' längst aufgegeben, sogar gesetzlich. Das berühmte Edikt von 1739, das Ehen ‚adliger Mannspersonen mit Weibsbildern aus dem Bauern- und geringen Bürgerstande' verbietet und für nichtig erklärt, läßt doch im letzten Absatze eine Hinterthür frei. Das ist ein köstliches Edikt, Ditt, und ging auch wahrhaftig in das preußische Landrecht über . . ." Der Graf wurde ausführlicher, wie immer, wenn ihn ein angeschlagenes Thema besonders interessierte. Er erzählte von jener „Hinterthür", die den Fall betraf, daß ein verarmter Edelmann durch „dergleichen Heirat und den ausnehmenden Reichtum einer zwar geringen, doch unberüchtigten Person sich und seiner Familie wieder aufhelfen könne". In solchen Fällen konnte ein Kabinettserlaß das Successionsrecht regeln. Von der Zeit dieser praktischen Handelserlaubnis ab gab es für den Adel kein Gesetz der Rassereinheit mehr. Der Bürger in den Hansestädten und in den alten Ordenslanden hielt sich abgeschlossener als der Edelmann. Das war schon der Kummer des alten Herrn von der Marwitz, und in den vierziger Jahren stritt noch Herr von Bülow-Kummerow mit seinem Fraktionsfreunde Stahl über die Frage der „freien Verehlichung" des Adels . . . Graf Dassel wurde weitschweifiger und erging sich in Erinnerungen an das sogenannte Junkerparlament, an Andrae-Roman und Blankenburg und an das erste Auftreten Bismarcks. Dittmar ließ ihn ruhig sprechen. Er kannte die Art des alten Herrn, der auf hundert Umwegen doch immer wieder zum Ausgangspunkte zurückkehrte. So auch diesmal . . . Also ja — mit der „Reinheit des Bluts" war es vorbei. Die Mischehen mehrten sich, und auch Heiraten zwischen Edelleuten und reichen Jüdinnen kamen häufiger vor. „Der Fall deines Freundes gehört also nicht zu den Seltenheiten, Ditt; oder vielleicht nur, weil, wie du sagst, hier nicht der Geldsack, sondern das warme Menschenherz die führende Rolle spielt. Schön — ich will es glauben und mich darüber freuen, denn die Liebe ist nun einmal der höchste Triumph der Menschlichkeit. Aber jetzt kommt der Haken. Soweit ich die Geschichte unsers Adels

kenne, hat notorisch noch niemals ein Edelmann eine Jüdin zum Altare geführt. Versteh mich recht: der Rasse nach bleibt sie natürlich Jüdin; aber sie ist Christin geworden. Verlangt daher der Vater deiner armen Heldin, sie solle bis nach der Hochzeit ihrem Bekenntnisse treu bleiben, so wird dein Freund nicht nur in schwere Gewissensbedenken, wenn er nämlich religiös ist, sondern auch in einen argen Konflikt mit unserm Gesellschaftskodex kommen. Und dieser Kodex, Ditt, das letzte Überbleibsel aus den Tagen ständischer Zusammengehörigkeit, ist mit unserm Blute geschrieben. Hundert Paragraphen mögen verblaßt sein; die andern hundert sind noch immer eine furchtbare Macht ... Lieber Ditt, dein Freund möge sich hüten. Vor allem eins: er soll Vernunft und Logik aus dem Spiel lassen. Ich kann nicht in sein Herz sehen; aber du, du rufe ihm zu: Landgraf werde hart! Es ist leichter, in der Theorie als in der Praxis mit jener Gesellschaft zu brechen, in deren Ansichten man aufgewachsen und mit der man durch tausend Bande verknüpft ist. Und dann noch eins. Du schilderst deinen Freund als einen einwandsfreien Gentleman und seine Esther als eine liebende Idealistin, die allen seinen Herzenswünschen gefügig ist. Es handelt sich also nur um die prinzipielle Gegnerschaft ihres Vaters in diesem einen Punkte. Prinzip gegen Prinzip. Dein Freund möge an dem seinen festhalten; ein Nachgeben könnte ihn zu allem andern in eine unliebsame Abhängigkeit bringen. Donnerwetter, verteidige er doch seinen Herrenstandpunkt! ..."

Der Graf faltete seine Serviette zusammen, warf sie auf den Tisch und bot Dittmar eine Cigarre an. Während dieser das Licht seinem Vater reichte, sagte er langsam:

„Bleibt noch ein Letztes, Papa: die absolute Unmöglichkeit einer Einigung. Und dann?"

„Du fragst mich zu viel. Das wird von dem Charakter und der Individualität deines Freundes abhängen, was dann. Ich kann mich von der Ansicht nicht frei machen, daß er als tadelloser Edelmann, der nur sein Herz sprechen läßt, durch seine Heirat dem Judentum eine hohe Ehre erweist. Mißverkennt man das auf der andern Seite —"

„Das thut man nicht," fiel Dittmar unbesonnen ein. „Nathansohn selbst hat mir gesagt —"

Er brach ab. Nun war es heraus. Dittmar war wütend über seinen Mangel an Vorsicht; aber es half nichts. Sein Vater schaute erstaunt empor, sah sein errötendes Gesicht und seine wachsende Verlegenheit. Die Augen des alten Herrn wurden größer; auch er verfärbte sich.

„Nathansohn —?" wiederholte er fragend. „Also dessen Tochter — die Hella —? Und — du, Ditt, bist der Freund, von dem du sprachst? ..."

Dittmar nickte schweigend.

Der Graf sprang auf. Auf dem Tische klirrte die Kaffeetasse; ein Cognacglas fiel um.

„Ist dir der eigne Vater nicht Freund genug, daß du offen zu ihm sein konntest?"

„Vergieb, Papa. Ich habe mit Gerda gesprochen; ich wollte mich dir erst anvertrauen, wenn die endgültige Entscheidung da wäre."

„Was hat Gerda gesagt?“

„Was ich erwartet habe. Ich solle nach meinem Herzen handeln. Freilich: die letzte Bedingung Nathansohns kannte sie noch nicht . . .“

Der Alte lehnte sich mit dem Rücken gegen einen Pfeiler der kleinen Nische. Eine Pause entstand. Man hörte das Summen einer Fliege, die das Sahnetöpfchen auf dem Kaffeeservice umkreiste.

Dann setzte der alte Herr sich wieder. Er goß sich einen zweiten Cognac ein und leerte das Glas hastig.

„Du bist immer Antisemit gewesen, Ditt,“ sagte er, „mehr als ich. Würdest auch nicht schachern um Namen und Krone. Ich glaube an die Stärke deiner Liebe und — und ich füge mich ihr. Aber ich setze der Bedingung Nathansohns eine andre entgegen. Ich verlange eine kirchliche Trauung mit deiner christlichen Braut. Ich verlange und fordere das: ich, dein Vater. Ich verlange das im Gedenken an deine Mutter und Namens unsers Geschlechts. Und — mein Ehrenwort, Ditt: von dieser Bedingung gehe ich nicht ab. Nun weißt du Bescheid. Wähle zwischen mir und —“

Er vollendete den Satz nicht, sondern schlug mit dem Messer so scharf gegen das Champagnerglas, daß der zierliche Kelch mit leisem Klirren zerbrach, und schrie:

„Kellner! — Zeigt denn zum Zapperment sich niemand?! . . . Kellner — die Rechnung! Ich möchte zahlen . . .“

XVI.

Ende November fand im Konferenzsaal des Volckerschen Geschäftshauses wieder eine Aufsichtsratsitzung des „Morgenblatts“ statt. An dem großen, grün überzogenen Tische fehlte von den Mitbegründern der Zeitung nur der Bankier Nathansohn. Sonst waren alle anwesend, die alten Freunde: der Kammerherr Graf Breesen, der seine schwarzlackierte Reisetasche, ohne die man ihn niemals sah, auf einen Stuhl gestellt hatte und noch immer so nervös zappelig war wie ehemals; ferner der Baron Hunding und neben diesem der Prinz Inningen mit dem ungeheuern Monocle in dem leeren Gesicht; weiter der fanatische Bimetallist Dr. Bruno Pfeil und der Afrikaforscher Dr. Huhnholtz, der seine Pferde verkauft hatte, weil er nunmehr endgültig zu der längstgeplanten neuen Expedition rüstete — der Commis voyageur der Partei, Dr. Sensenschmidt, in wundervoll sitzendem offenen Gehrock und mit schön gestärkter schneeweißer Hemdbrust — und endlich Graf Dassel der Ältere, sowie die beiden Volckers. Auch der Chefredakteur des Blattes, Dr. Rempler, war hinzugezogen worden.

Es herrschte allgemeine Unzufriedenheit. Baron Hunding beklagte sich, daß das „Morgenblatt“ die Fühlung mit der Partei immer mehr verliere. „Immer mehr,“ bestätigte Prinz Inningen und nickte. Es machten sich zuweilen Sondermeinungen geltend, die tief zu beklagen wären. Das ginge nicht an. Man müsse Farbe bekennen und bei der Fahne bleiben. Dr. Rempler antwortete. Er sprach sehr gewandt, ruhig und gemessen. Das „Morgenblatt“ habe sich allerdings in den Dienst der Partei gestellt;

aber es sei nicht der Partei willenloses Mundstück. Bei Beginn seines Engagements sei ihm die Zusicherung gemacht worden, daß er sich völlige Unabhängigkeit bewahren dürfe. „Meine Herren, ich stehe auf demselben politischen Boden wie Sie. Aber ich bin kein Reptil. Ich kann nicht Ansichten und Meinungen wiedergeben, die gegen mein Gewissen sprechen. Und ich freue mich, daß ich in meinem hochverehrten Mitarbeiter, dem Herrn Grafen Dassel, eine gleich empfindende Seele gefunden habe. Graf Dassel und ich sind die Leiter der Politik des ‚Morgenblatts‘. Wir bemühen uns ehrlich und nach Kräften, der Partei dienstbar zu sein. Doch wir können das nur, wenn Sie uns keine Fesseln anlegen. Wir können das nur, wenn Sie uns auch einmal eine von den Beschlüssen des Parteivorstandes abweichende Meinung gestatten. Im andern Falle würde ich, wenn auch mit großem Bedauern, mein Amt niederzulegen gezwungen sein . . .“

Darauf schien Dr. Sensenschmidt nur gewartet zu haben. Er warf sich gewaltig in die Brust, so daß das pralle Vorhemdchen krachte, und donnerte los, als stehe er auf der Rednertribüne. Rücksichtslos zog er gegen Rempler und Dassel zu Felde. Das „Morgenblatt“ sei als Parteiorgan gegründet worden; sonst hätte ihm die Partei von vornherein jedwede Unterstützung versagt. Man möge gefälligst auch nicht vergessen, daß im „Morgenblatte“ große Kapitalien von Parteimitgliedern steckten. Die Phrase von der Unabhängigkeit der Presse sei in diesem Falle ganz deplaciert. Das „Morgenblatt“ habe in seinem politischen Teile lediglich die Ansichten der Partei zur Geltung zu bringen. Aber freilich: weder Dr. Rempler noch der Graf Dassel — „pardon, Herr Graf, aber ich muß bei der Wahrheit bleiben —“ ständen noch fest mit beiden Beinen auf dem Parteiboden. In hundert wichtigen, einschneidenden und maßgebenden Fragen wichen sie von den Beschlüssen der Leitung ab . . . Dr. Sensenschmidt wurde schärfer, je länger er sprach. Seine Ausfälle wurden bissig. Er rief Dr. Pfeil und den Baron Hunding zu Hilfe. Sei denn die letzte Polemik gegen die Zölle erhört gewesen? Und sei das schwächliche Eintreten für die Agrarier nicht geradezu belächelnswert? Dann citierte er wieder den Prinzen Inningen als Zeuge. Im Herrenhause habe man das „Morgenblatt“ bereits zur Kuriositätenlitteratur geworfen. Man schwöre auf Bismarck — gut. Aber wenn der große Diplomat sich von der Partei abwende, so liege noch kein Grund vor, ihm auf seinen Sonderexcursionen zu folgen. Parteiblatt oder nicht; scharfe Scheidung. Rechts oder links! Dr. Rempler drohe mit seinem Austritt. Unter den obwaltenden Verhältnissen könne das dem Blatte wie der Partei nur förderlich sein. „Jawohl, meine Herrn, das sage ich frank und frei!“ —

Er schlug die Klappe seines Gehrocks zurück und setzte sich. Ein paar Minuten lang tönten die Stimmen durcheinander. Herr von Hunding stimmte dem Vorredner zu, im allgemeinen auch Graf Breesen. Doch hatte dieser auch noch andre Klagen auf dem Herzen. Seine Frau hatte ihm gesagt, der letztveröffentlichte Roman sei einfach unmöglich. Sie schnitte das Feuilleton heraus, um es nicht in die Hände ihrer Tochter fallen zu lassen. Er, der Graf, schaue ja nur zeitweilig in den Roman hinein; aber auch er müsse gestehen, die Dinge, die da geschildert würden, seien zum mindesten nicht alltäglich. Die Flucht einer jungen Engländerin mit einem Prinzen, ganz mutterseelenallein — und dann das Lager im Walde bei einbrechender Nacht —

das seien denn doch Dinge, die nicht in eine, auch von Damen guter Stände gelesene Erzählung hineingehörten. Inningen war durchaus derselben Meinung. Ein Prinz pflege sich auf derlei gewöhnlich nicht einzulassen; die Engländerin in dem Roman sei überdies noch eine ehemalige Schauspielerin oder, irre er nicht sehr, sogar eine Kunstreiterin. Durch solche Erzählungen würden total falsche Anschauungen über das Leben der höhern Kreise in das Volk getragen. Übrigens fänden sich mitunter auch in der Gerichtschronik und in dem Vermischten skandalöse Sachen . . . Dr. Huhnholtz konstatierte mit Genugthuung die nationale Haltung des Blattes in Kolonialfragen. Aber man solle doch die Reklame für den Dr. Bernewitz lassen, den man gar nicht zu den Afrikaforschern rechnen könne. Ebensowenig den Dr. Loewen, und Herrn von Gröbner erst recht nicht. Dann schrie Dr. Sensenschmidt von neuem los und fand diesmal in Dr. Pfeil lebhafte Unterstützung.

Da klopfte Graf Dassel mit einem elfenbeinernen Papieraufschneider auf den Tisch.

„Nur wenige Worte,“ sagte er. „Sie alle, meine Herrn, verkennen meiner Ansicht nach den Zweck des ‚Morgenblatts‘ gründlich. Es ist kein offizielles Organ der Partei; ein solches besitzen wir bereits und haben nie die Absicht gehabt, ihm Konkurrenz machen zu wollen. Durchaus auf den Prinzipien unsrer Partei fußend, sollte das ‚Morgenblatt‘ sich doch von Anbeginn an seine unabhängige Haltung bewahren. Und das hat es, den Herren Volcker und dem Dr. Rempler sei Dank dafür gesagt, auch redlich gethan. Es ist allezeit mit warmem Herzen für unsre Sache eingetreten, und wich es in dieser und jener Frage einmal von der ausgegebenen Parole ab, so geschah es mit Takt und ernsthafter Begründung. Meine Herrn, seien wir doch froh, daß uns ein unabhängiges Organ zur Verfügung steht! Wenn es nach Herrn Dr. Sensenschmidt ginge, dann würde überhaupt nur noch der Parteivorstand existieren, und alle übrigen müßten sich gehorsam und unterthänigst den Ideen dieser gewaltigen Sieben fügen. Aber, meine Herrn, so fördern wir nicht unsre politischen Pläne. Vom Anfang meiner parlamentarischen Thätigkeit an, und sie reicht ziemlich weit zurück, habe ich mich energisch gegen jedweden Parteiterrorismus gewehrt. Ich habe viel kämpfen müssen, doch auch meine Gegner sind meine Freunde geblieben. Ich habe zuweilen meine persönlichen Ansichten dem Gesamtwohl untergeordnet, aber doch immer nur da, wo ich in der That das Wohl der Gesamtheit vor Augen sah. Ich stehe fest und stehe nach wie vor mit beiden Füßen auf dem Boden unsrer Partei, mein verehrter Herr Dr. Sensenschmidt. Nur habe ich mich nie als Höriger des Siebenerausschusses gefühlt, sondern immer als freier Mann. Und so möchte ich auch unsrer Zeitung die Freiheit und die Freimütigkeit des Urteils gewahrt wissen. Die brauchen wir mehr als das Echo, das Sie aus ihr machen möchten . . .“

Eine leichte Erregung entstand im Aufsichtsrat. Sensenschmidt warf mit dem Schlagwort „Parteidisziplin“ um sich; Graf Breesen und Dr. Pfeil wandten sich lebhaft gegen Dassel, und auch Huhnholtz schüttelte den Kopf und meinte: wenn man solche Ansichten bei Begründung des Blattes hätte laut werden lassen, so würden kaum so erhebliche Mittel zusammen gekommen sein. Schließlich erbat sich Bertram das Wort.

„Ich stehe durchaus auf dem Standpunkte des Grafen Dassel," sagte er. „Es ist eine thatsächliche Verkennung der Verhältnisse, wenn Sie, meine Herren, der Ansicht sind, das ‚Morgenblatt' sei lediglich zu dem Zwecke geschaffen worden, ein Sprachrohr der Parteileitung zu sein. Daß sie eines solchen bedarf, erkenne ich ohne weiteres an; sie besitzt aber bereits ihre Korrespondenzen und ihr offizielles Organ. Es würde sich meines Erachtens nach nicht mit dem Rufe unsrer Firma vereinigt, würde ganz gewiß nicht dem Sinne des Begründers unsres Hauses entsprochen haben, wenn wir uns in ein Abhängigkeitsverhältnis begeben hätten, dessen Druck sich mehr und mehr fühlbar gemacht haben würde. Sie haben uns heute schon den Beweis dafür erbracht, wie stark dieser Druck zu spüren ist. Herr Baron von Hunding, erinnern Sie sich, was Ihnen Fürst Bismarck seinerzeit gesagt hat, als Sie bei ihm waren, um mit ihm über das Inslebentreten des ‚Morgenblatts' zu sprechen. Entsinnen Sie sich seiner Worte über die ‚Parteischablone' und die ‚parlamentarischen Condottieri' und über die Freiheit der Presse, die die einzige Korrektive gegenüber dem Terrorismus einzelner Führer sei; entsinnen Sie sich, Herr Baron, wie sehr sich der Fürst darüber beklagt hat, daß die Parteipresse immer mehr an Charakter verliere und zur Marionette in den Händen der Fraktionsleitung geworden sei. In unsern Fraktionen sei der Kristallisationspunkt nicht ein Programm, sondern eine Person — so ähnlich hat er sich auch mir gegenüber geäußert — und gerade deshalb begrüßte der Fürst unser Unternehmen so freudig, weil wir gewillt waren, uns nicht in die Schleppe dieses und jenes Führers nehmen, sondern auch einmal die eigne Meinung zu Wort kommen zu lassen. Die Presse erfüllt nur ihren Beruf, wenn sie unabhängig ist. Ich gestehe offen, daß ich von Anfang an gefürchtet habe, der Einfluß des Aufsichtsrats und des sogenannten Redaktionskomitees würde kein günstiger sein. Jede Beeinflussung ist vom Übel. Sie werden es mir nicht zu unrecht deuten können, meine Herren, wenn ich mich von diesen Einflüssen frei zu machen trachte. Ich stelle mich auf den Boden unsrer Abmachungen und werde mir erlauben, die noch in fremden Händen befindlichen Anteile zum ersten April zu kündigen. Dann ist das ‚Morgenblatt' unbeschränktes Eigentum der Firma E. M. Volcker; dann erst ist es völlig unabhängig. Und, meine Herren, ich werde dafür Sorge tragen, daß ihm diese Unabhängigkeit gewahrt bleibt — im Geiste Bismarcks und auch im Geiste unsrer Partei, der wir nach besten Kräften dienen wollen, nicht nur als Mundredner, sondern auch von der Warte einer freimütigen Kritik aus . . ."

Er schwieg. Unter den Anwesenden war keiner, der durch die Erklärung Bertrams nicht sichtlich betroffen worden wäre. Am unerwartetsten kam sie Hans. Die Kündigung der Anteilscheine war erfolgt, ohne daß er befragt worden war. Bertram griff damit gewaltsam in seine Rechte ein. Hans war erblaßt; aber er erwiderte nichts. Das war ein Tag des Unglücks für ihn; in aller Morgenfrühe hatten die Aufregungen begonnen, und es schien, als sollten sie sich fortsetzen. Mit finsterer Stirn saß er auf seinem Platze und blätterte mechanisch in den vor ihm liegenden Papieren.

Auch Dassel war erstaunt. Er war immer der Ansicht gewesen, daß das „Morgenblatt" sich nur ohne Rücksichtnahme auf persönliche Wünsche und Empfindungen günstig fortentwickeln könne. Aber es gehörten große Mittel dazu, sich von dem

Einfluß des Gründungskomitees frei zu machen. Hatte Bertram Volcker die nötigen Kapitalien beschaffen können? Es mußte wohl so sein, da er von einer Auszahlung der Anteile sprach. Dassel nickte erfreut. Daß man den Dr. Sensenschmidt abschütteln konnte, diesen sprachgewandten und heuchlerischen Lobredner der Partei, der in Politik reiste wie andre in Cigarren und Weinen, das war ihm ein besonderes Vergnügen.

Sensenschmidt war denn auch der erste, der Antwort auf die Erklärung Bertrams fand.

„Da sind wir ja unnötig,“ sagte er und stand auf. „Ich werde mir erlauben, dem Parteivorstand Mitteilung von Ihrem Entschlusse zu machen, Herr Volcker. Die Irrung, als stehe das ‚Morgenblatt‘ noch in irgend einer Verbindung mit der Fraktion, muß endgültig zerstreut werden. Es könnte sonst zu unliebsamen Mißverständnissen kommen . . .“

Nun erholten sich auch die übrigen Herren von ihrem Erstaunen. Huhnholtz sprach von einem Überfall aus dem Hinterhalt. Baron Hunding kam auf die Unterhandlungen mit Bismarck zurück und versuchte Bertram klar zu machen, daß der große Staatsmann von den Zeiten der sogenannten Wochenblattspartei ab immer seinen persönlichen Einfluß in der Presse zur Geltung gebracht habe. Er sprach wild durcheinander von Bethmann-Hollweg, Goltz, Pourtalès, Perrot und Wagner, den Deklaranten und Arnim, der „Reichsglocke“ und der „Kreuz-Zeitung,“ während der kleine Doktor Pfeil in den Grafen Breesen hineinredete, der vor Nervosität mit Armen und Beinen schlenkerte und einmal über das andre rief: „Also an die Luft gesetzt! Das ist toll! Das ist toll! An die Luft gesetzt — schlankweg an die Luft gesetzt . . .“ Prinz Inningen hielt sich am ruhigsten. Doch konnte er sich nicht versagen, seine Hand auf die Schulter Bertrams zu legen und mit einem gewissen Wohlwollen zu äußern: „Sie werden uns wiederkommen, mein werter Herr Volcker. Sie werden überlegen und uns wiederkommen. Ich weiß es. Und wir werden Ihnen gern verzeihen . . .“

Aber Bertram blieb fest im Sturm des Aufruhrs. Nur einmal wurde er unruhig, als Huhnholtz Hans zurief: „Liebster, da sagen doch auch Sie einmal ein Wort! . . .“ Doch Hans zuckte nur mit den Schultern und behielt seine finstere Miene bei.

Die Sitzung dehnte sich aus. Sensenschmidt war stürmisch davongeeilt; Doktor Huhnholtz folgte ihm, da er eine Verabredung mit einem Offiziere von den Gardekürassieren hatte, der ihm seine Jucker abkaufen wollte. Die übrigen blieben noch. Es gab ein langes Hin und Her. Prinz Inningen wurde immer väterlicher; Graf Breesen zappelte vor Nervosität; Baron Hunding ließ es an Versprechungen nicht fehlen: Lockvögel wie „Hofbuchhändler“ und „Kronenorden“ flatterten auf . . . Bertram blieb fest . . .

Der Sitzung folgte eine nicht minder stürmische Scene im Arbeitszimmer des ältesten Chefs. Hans war dem Bruder gefolgt; er war entschlossen, Rechenschaft von ihm zu fordern.

„Bin ich Mitbesitzer der Firma, Bert?“ begann er. „Und hab' ich die gleichen Rechte wie du?“

„Beides, Hans,“ erwiderte Bertram ruhig. „Ehe du heftig wirst, höre mich an. Setze dich da herüber — da hast du das Bild unsers Vaters vor Augen. Es wird nötig sein, dir den Verewigten in das Gedächtnis zurückzurufen . . . Wie entstand das ‚Morgenblatt‘ — weißt du es noch? Eine Gruppe Parlamentarier trat in Bismarcks Auftrag an uns heran. Du warst Feuer und Flamme; der Ehrgeiz wachte in dir auf und die liebe Eitelkeit. Das enge Haus in Leipzig genügte dir längst nicht mehr. Du wolltest hoch hinaus, wolltest nicht schrittweise vorwärts —“

„Sondern im Fluge. Es sind die alten Vorwürfe, Bert. Bleib bei der Sache.“

„Vorwürfe — ja. Aber auch Wahrheiten. Ich wäre ein gewissenloser Narr, wollte ich noch länger beschönigen, was nicht mehr zu beschönigen ist. Du weißt, wie sehr ich mich anfänglich gegen das Zeitungsunternehmen gewehrt habe. Schließlich gab ich nach; ich habe das Für und Wider reiflich erwogen. Zum mindesten konnte das Blatt uns auch einen moralischen Gewinn bringen, wenn es in die rechten Wege geleitet würde. Aber das Unglück war, daß wir von vornherein mit einem zu großen fremden Kapital arbeiteten und uns dadurch die Hände banden. Ich gestehe freimütig zu, daß ich diesen Fehler mitverschuldet habe. Der dort, unser Vater, hätte das nicht gethan. Er hätte den Plan fallen lassen, wenn die Mittel sein Können überschritten hätten. Auch wir haben uns das System autonomer Wirtschaft auf kapitalistischer Grundlage zu eigen gemacht, das heute vielfach im Buchgewerbe herrscht. Wir gehörten zu den ersten, die der Spezialisierung entgegen traten und eine ganze Reihe von Betrieben in einer Hand vereinigten; der Ruhm unsrer Firma baut sich auf der Zusammenfassung von Produktion und Vertrieb auf, die unserm Geschäft seine riesige Ausdehnung gab. Aber wir haben immer mit eignen Kräften gearbeitet und sind dadurch Herren unsrer selbst geblieben. Das ist mit der Begründung des ‚Morgenblatts‘ anders geworden. Von allen Seiten hat man uns in das Handwerk gepfuscht. Entsinne dich, welches Zetern sich erhob, als wir den Verlag des Reisewerks des Fürsten Turbetzkoi übernahmen. Ein unpolitisches Werk — aber man hat uns beschimpft und geschmäht, weil Fürst Turbetzkoi an der Spitze der antideutschen Bewegung in Petersburg steht! Man forderte, auch unser Verlag solle sich gewissermaßen der Richtung unsers Blattes anbequemen. Und was hat man aus dem Blatte selbst machen wollen! — Hans, wir sind zu gut dazu, ein Reptil zu züchten, das aus dem Futterkorbe der Parteileitung gespeist wird. Hätte den alten Herrn da oben hören mögen, wenn man ihm das zugemutet haben würde! . . Und da habe ich denn kurzen Prozeß gemacht. Nicht ohne Überlegung — o, ich habe nächtelang nicht geschlafen und habe reiflich bedacht, was ich vorhatte. Du kannst mich schelten, daß ich dich nicht in das Vertrauen gezogen —“

„Ich schelte nicht, aber ich warte noch immer auf genügende Aufklärung.“

„So kann ich sie dir nicht geben, wie du sie erwarten wirst. Zürne und wett're, Hans: ich habe allein gehandelt, weil ich der Überzeugung war, daß du mir widersprechen würdest. Denn die Ausführung meines Planes verurteilt dich zu einer vollkommen und von Grund aus veränderten Lebensführung. Wir werden

unsre persönlichen Bedürfnisse auf das Geringste einschränken und werden an allen Ecken und Enden sparen müssen — oder wir werden zu Grunde gehen . . .“

Hans erhob sich langsam und kreideweiß im Gesicht.

„Bert,“ sagte er heiser, „— das alles kommt nicht aus dir allein. Leugne es, wenn du kannst: du hast eine Genossin an meiner Frau!“

Da fuhr auch Bertram empor. Seine Wangen färbten sich dunkler. „An Gerda?“ rief er. „Eine Genossin? — Vielleicht heimlich, vielleicht im stillen, vielleicht auch . . . Ja, Hans, eine Genossin hab' ich in ihr; da hast du recht. Eine Genossin in der Verurteilung deiner kindischen Eitelkeit, die dich zum Verschwender macht. Aber sonst — — Hans, was sollte die thörichte Äußerung? . .“

Hans stand mit gesenktem Kopfe vor ihm. Der große, elegante Mann fühlte sich wie ein Schuljunge gedemütigt.

„Bert — Bert, heute früh — da hatte ich daheim eine furchtbare Scene. Ein Unglücksfall gab den Anstoß. Mein ‚Sonnabend‘ ist an der Maulsperre zu Grunde gegangen. Milton, der Schuft, trägt die Schuld — hat einen rostigen Nagel nicht rechtzeitig bemerkt, den sich der Gaul in den Huf getreten . . . Ganz gleich . . . Ich fluchte und schimpfte, war ärgerlich, vielleicht auch ein wenig rücksichtslos gegen Gerda — und da — kam es denn zu der Scene . . .“

Bertram hatte, an seinem Arbeitstische sitzend, die Hände gegen die hämmernden Schläfen gedrückt. Er dachte an Gerda und die unvergeßlichen Minuten von neulich, an ihrem Geburtstag, und an die kurze Aussprache im Speisezimmer. War die „Scene“ von heute morgen eine Folgewirkung seiner Mahnung gewesen? —

„Hat Gerda dir Vorwürfe gemacht?“ fragte er.

„Ja. Genau wie du. Und genau wie du forderte auch sie eine ‚von Grund aus veränderte Lebensführung‘.“

Bertram horchte auf. Das war in der That ein seltsames Zusammentreffen, und doch wieder ein verständliches.

„Hans — mein Wort darauf, daß Gerda von meinem Entschlusse, das ‚Morgenblatt‘ in eigne Regie zu nehmen, keine Ahnung haben kann. Ich habe sie seit Wochen nicht gesehen und gesprochen. Aber ich begreife ihre Forderung. Ihr liegen andre Motive zu Grunde als der meinen; in der Wirkung sind beide gleich . . .“ Er stand auf und nahm das Hauptbuch aus dem Arnheim: das große Heiligtum der Firma und ihr Geheimnis — und schlug es auf . . . „Sieh, Hans, hier ist unser Soll und Haben,“ fuhr er fort. „Weißt du, welche Summe du im letztverflossenen Jahre aus dem Geschäft gezogen hast?“

Hans wurde verlegen. „Es ist viel geworden, Bert — ich hatte mancherlei Unglück — hatte —“

Und wieder verstummte er, mit scheuem Blicke nach rechts und links. Es war unerträglich, diese Schulmeisterei. Mußte er sich das denn gefallen lassen? — Und dennoch rührte er sich nicht.

„Viel geworden,“ wiederholte Bertram. „Ja — es sind genau vierundneunzigtausendsechshundert Mark geworden. In einem Jahre, Hans!“ — Er klappte das Buch wieder zu . . . „Das ist Wahnsinn; das ist unser Ruin. Ein Vermögen nur so aus dem Handgelenk auf die Straße geworfen. Auf die Straße — denn

du bist nicht einmal ein Wüstling. Bist nur der Grandseigneur von Geblüt, dem das Gold zwischen den Fingern zerschmilzt wie Schneeflocken . . . Hans, es gilt Einkehr zu halten. Es ist bitterer Ernst geworden, verdammt bitterer. Schau den noch einmal an da oben, unsern Alten — und dann höre. Ich kann mit einer viertel Million die fremden Anteile am ‚Morgenblatt‘ an mich bringen. Das Geld liegt bereit; auch Malwine hat wieder geholfen. Aber bedenke: es kommt eine neue Zeit des Kampfes für uns, denn Sensenschmidt und Konsorten werden eilen, uns bei der eignen Partei zu verunglimpfen. Und Kampf kostet Geld. Wir müssen also zusammenhalten, was möglich ist, und dürfen dabei doch unsern Verlag nicht vernachlässigen. Das geht nur unter bestimmten Voraussetzungen. Ich habe meine Jahresbudget auf zwanzigtausend Mark festgesetzt; da lebe ich immer noch wie ein König. Bin ich König, so sollst du ein Kaiser sein. Setzen wir das Doppelte für dich fest, Hans — keinen Pfennig mehr. Wirst du mit vierzigtausend Mark deinen kärglichen Unterhalt bestreiten können? . .“

Die Scham schlich sich in die Seele des andern. Er war ein Thor und ein Kind und ein Leichtfuß; aber war nicht schlecht. Und von der Wand herab schaute ein ernstes und liebes Gesicht, im Bilde nur, doch das Bild schien Leben zu gewinnen. Es glich auf ein Haar dem Gesicht Bertrams; und so wie Bertram, genau so würde der Alte gehandelt haben. Er war kein verknöcherter Kaufmann gewesen, sondern ein Mann mit weitem Blick. Nur ein Prinzip hatte er aus alten Zeiten ehrwürdig bewahrt: daß das Seine auch „sein“ bleiben sollte. Er war ein Feind der großen Associationen, des Zusammenfließens fremder Kapitalien in eine Gesellschaftskasse zum Zweck verdoppelten und vervielfachten Erwerbs, und war ein Feind der Spekulation. Das konnte man ihm in Tagen schrankenlos gewordener Gewinnsucht und raffiniertester Ausnützung der Interessen als Kleinlichkeit vorwerfen; aber es war doch auch ein Schutzwall für ihn. Auf dem Grundsatz „Labore et constantia“ dem alten Wahlspruch der Plantins zu Antwerpen, hatte E. M. Volcker zu bauen begonnen, und in der Stetigkeit der Arbeit war die Firma groß geworden; war groß geworden aus eignem Fleiße und ohne die Beihilfe Fremder. In begreiflichem Stolze hatte der alte Herr denn auch in seinem Testamente die Bitte ausgesprochen, das Geschäft nicht gleich andern ähnlichen großen buchhändlerischen Firmen in ein Gesellschaftsunternehmen umzuwandeln. Das Haus E. M. Volcker sollte den Volckers verbleiben; die Volckers sollten es weiterführen, als Besitzer und Herren, nicht als Beamte eines vielköpfigen Komitees . . .

Bertram schaute seinen Bruder fragend an. Er wartete auf die Antwort. Hans überschlich ein Gefühl von Scham. Er konnte heftig und trotzig sein, war aber doch eine leicht lenkbare Natur. Einen Augenblick überlegte er: sollte er den Gekränkten und Beleidigten spielen — oder nachgeben? Die Klugheit erforderte Nachgiebigkeit, denn an dem „bittern Ernst“ Bertrams war nicht zu zweifeln. So lächelte Hans denn — etwas überlegen und spöttisch — und erwiderte:

„Ich kann alles, was sein muß, Bert. Du beliebst ein wenig ironisch zu sein. Sei es. Ich streite nicht ab, daß ich mich in meinem Verbrauch mehr hätte einschränken können? Aber — — nein, ich will mich nicht verteidigen. Wozu auch? Du erklärst mir: es muß anders werden — aus geschäftlichen Gründen. Gut, sage

ich dir, so füge ich mich. Verständigen Auseinandersetzungen habe ich mich noch nie widersetzt. Und deshalb war es unrecht von dir, mir nicht von vornherein ganz offen deine Pläne und Absichten klarzulegen."

Er richtete sich wieder hoch auf. Bertram brauchte nicht zu wissen, daß sich in der That eine leise Scham in ihm regte. Aber Bertram war klüger als er. Auch er gab nach.

„Ich bitte dich nachträglich um Verzeihung, Hans," sagte er. „Und zugleich danke ich dir für dein Entgegenkommen. Es ermöglicht uns die Aufstellung eines neuen Budgets und schafft mir Vertrauen auf die Zukunft. Ich bin kein Prophet und meiner ganzen Veranlagung nach kein Optimist. Aber ich hoffe viel von der Zeitung, sobald sie sich aus kleinlichem Abhängigkeitsverhältnis frei gemacht hat. Dein Schwiegervater ist mir in politicis eine vorbildliche Erscheinung. Er vertritt nicht lediglich unsre Partei, vertritt sie jedenfalls nicht par ordre de Moufti, laut Befehl und Wunsch der paar an ihrer Spitze stehenden ‚Condottieri', wie Bismarck sich ausdrückt. Er vertritt sie auf dem Boden des gesunden Menschenverstands. Und Gottseidank ist er keine Ausnahmeerscheinung; wie er, denken Zahllose. Begreift die Parteileitung nicht, daß unsre Aufgaben von heute wesentlich andre sein müssen als zur Zeit des Konflikts, so muß die Partei selbst dies den Führern klar zu machen suchen. Mit egoistischer Interessenpolitik dienen wir nicht der nationalen Sache. Das Wort Roons von der ‚Partei des konservativen Fortschritts' kam aus dem Herzen eines grundehrlichen Mannes. Ich will keine Sezession und würde sie nie befürworten. Aber ich will in dem Blatte der Volckers die männliche Ehrlichkeit eines Roon zur Geltung bringen. Ich habe vorhin schon betont: die Abhängigkeit der Presse ist immer vom Übel. Als die ‚Spenersche Zeitung' in den letzten Zügen lag, ließ sie sich von Paris aus durch den Grafen Harry Arnim in das Schlepptau nehmen. Das war ihr gänzlicher Untergang. Wir können nur gewinnen, wenn wir uns von Zwang und Fesseln freihalten. Ich freue mich, Hans, daß du meine Ansichten teilst . . ."

Hans nickte; aber seine Zustimmung erschien ziemlich kühl und doch nur bedingt.

„Ich teile sie," sagte er, „wenigstens in ihren großen Zügen. Ich sehe ein, daß wir nur reformierend wirken können, wenn wir uns unabhängig halten. An organisatorisch schöpferischen Geisten fehlt es unsrer Partei; da könnten wir einsetzen und Gutes schaffen. Ja, das könnten wir. Aber — aber denke gefälligst auch an meine persönliche Stellung zur Parteileitung. Wie soll ich mich als ihr Kandidat ihr gegenüber verhalten?"

„Du wirst zurücktreten," erwiderte Bertram einfach.

Hans schüttelte heftig den Kopf.

„Das geht nicht. Das wäre ein Vertrauensbruch."

„Meiner Ansicht nach keineswegs. Du figurierst sowieso nur als Zählkandidat. Ich habe mich von vornherein gegen deine Aufstellung erklärt, weil ich Konflikte voraussah. Im übrigen: willst du bleiben, so kann ich natürlich nichts dagegen thun. Du kommst dann möglicherweise nur in die Gefahr, dich in Widerspruch zu den An=

sichten zu setzen, die in dem Blatte deiner Firma ausgesprochen werden. Möglicherweise sage ich. Überlege das, Hans . . ."

Hans wurde unwillig. „Überlegen — überlegen, das ist dein drittes Wort!" rief er ärgerlich. „Dabei gönnst du mir keine Überlegung, sondern setzest mir einfach die Pistole auf die Brust. Du hast mich überrumpelt, Bert!"

„That ich das, so geschah es zu unser aller Bestem. Trotzdem — du bist noch immer frei in deinen Entschlüssen. Was auf dem Spiele steht, weißt du: nicht mehr und nicht weniger als die Ehre unsers Hauses . . . Nun verzeihe. Ich habe eine Konferenz mit unserm Papierlieferanten und muß nach der Behrenstraße. Bleibst du im Geschäft?"

„Bis sechs Uhr."

„Das ist mir lieb. Es ist möglich, daß mich ein Vertreter von Meisenbach, Riffarth & Compagnie zu sprechen wünscht. Ich bin spätestens in zwei Stunden zurück . . . Noch eins: dein neuer Schützling macht sich, wie es scheint."

„Wer ist das?"

„Pawel. Er hat sich mit wahrer Begeisterung in die Arbeit gestürzt. Ein Idealist wie Eschwege, aber er hat mehr Pflichtgefühl. Ich bin sehr zufrieden mit ihm . . . Auf Wiederschaun, Hans!"

Die Brüder reichten sich die Hände. Bertram hielt die Rechte des andern fest in der seinen und drückte sie stark. Es war wie das Zeichen eines neuen Bundes. Doch er hatte das Vertrauen verloren. Er fürchtete immer noch die Haltlosigkeit des Bruders und seine Charakterschwäche. Um diese schwankende Natur zu völliger Umkehr zu zwingen, bedurfte es starker Gewalten.

Bertram ging, die kampffreudige „Genossin" aufzusuchen. An der Ecke der Friedrichstraße nahm er sich eine Droschke. Aber er fuhr nicht zu seinem Papierlieferanten, sondern zu Gerda.

XVII.

Graf Vließen hatte schlecht geschlafen, war spät aufgestanden und hatte allein gefrühstückt. Die Zofe hatte gemeldet, die gnädige Frau leide unter ihrer Migräne und ließe sich entschuldigen.

Daran war Etienne gewöhnt. Er saß in einem weichen, warm gefütterten Morgenanzuge an seinem Schreibtische und war mit der Ordnung seiner Papiere beschäftigt. Sein Entschluß stand nunmehr fest; er wollte Huhnholtz begleiten und schon in den nächsten Tagen nach Neapel fahren, um ihn dort zu erwarten. Er sehnte sich fort. Das Leben eines faullenzenden Sybariten ertrug er auf die Dauer nicht. Es erschlaffte ihn und erhöhte nur seine innere Unruhe.

Von Zeit zu Zeit lehnte er sich in den bequemen Schreibtischsessel zurück und verfolgte mit müdem Blick die Rauchringel seiner Cigarette. Im Grunde genommen begriff er nicht, warum er sich so maßlos unglücklich fühlte. Nun ja — seine Frau war die unangenehmste Zugabe zu dem ihm zugeflossenen Reichtum. Aber diese arme, stets leidende Frau hielt sich so scheu und ängstlich zurück, daß es fast war, als sei sie gar nicht da.

Sie war wirklich kein Hemmschuh für ihn und keine Last. Sie war mit allem zufrieden und mit allem einverstanden. Ob er seinen Tag im Klub und auf den Rennplätzen und seine Abende in lustiger Herrengesellschaft, hinter den Kulissen oder am Spieltische vertrödelte — sie fragte gar nicht danach. Ob er hierhin und dorthin reiste, einer Jagdeinladung Folge leistete oder plötzlich auf zwei Wochen nach Ostende oder Monte-Carlo verschwand — sie hatte immer nur das gleiche, Einverständnis ausdrückende Lächeln für ihn. Und ob er sich in die Politik stürzte, ob über Tag und Nacht ein leidenschaftliches Interesse für den Automobilsport in ihm erwachte, ob er sich industriellen Unternehmungen zuwandte — es ließ sie völlig gleichgültig. Sie hörte ihm zu, wenn er erzählte, nickte und lächelte. Das war alles.

Sie war ihm keine Last. Und doch eine furchtbare. Sie war das Gespenst der Leere in der trostlosen Öde seines Lebens. Nun er älter wurde, kam die Sehnsucht nach Anschluß über ihn. Sein Herz war nicht tot. Es lebte und forderte sein Recht. Er ertappte sich häufiger auf Erinnerungen an ferne Zeiten. Er mied Gerda und konnte sie doch nicht vergessen. Er empfand Reue und wollte es nicht wahr wissen.

Er hatte zuweilen das Gefühl, als sei sein Empfinden stumpf geworden. Er hatte keine Freude mehr; seine Genußfähigkeit versagte. Es war wie eine Ausschöpfung aller seiner Kräfte. Dabei stieg seine Ungerechtigkeit. Er konnte seine arme leidende Frau kaum noch sehen. Alle Verantwortung für den Zusammenbruch in seiner Seele häufte er auf das Haupt der Schuldlosen ...

Nun wollte er fort. Er erhoffte nicht viel von dieser neuen Reise in die Ferne. Aber sie war ein physisches Austoben, ein Müdemachen. Das war auch etwas wert. Seine Ausrüstung und Waffen waren bereits auf dem Wege nach Neapel. Es handelte sich nur noch um die Ordnung einiger finanzieller Angelegenheiten, bei der ihm Nathansohn mit Rat und That zur Hand ging. —

Der Diener brachte ihm eine Visitenkarte. „Teufel," murmelte Vließen, „Düren —? Das ist ein unerwarteter Besuch ... In den Salon, Heinrich ..."

Er folgte, begrüßte Düren mit höflicher Zurückhaltung und entschuldigte sich, daß er noch im Morgenanzug sei.

„Bitte recht sehr," erwiderte Düren; „zu entschuldigen habe *ich* mich, daß ich nicht eine spätere Besuchsstunde gewählt habe ..." Er war in schwarzem Überrock und hielt den Cylinderhut in der Hand. Sein Gesicht war etwas blasser als sonst, zeigte auch nicht das gewöhnliche, unbekümmerte Lächeln und die liebenswürdige Heiterkeit des sich in allen Sätteln zurechtfindenden Rheinländers ... „Ich komme zunächst einer geschäftlichen Angelegenheit halber, Herr Graf ..."

Vließen bat ihn, Platz zu nehmen. „Ich bin ein schlechter Geschäftsmann, Herr Düren," entgegnete er. „Handelt es sich um meine Beteiligung an Ihren Unternehmungen, so erscheint es mir zweckmäßiger, Sie haben die Güte, sich an den Kommerzienrat Nathansohn zu wenden, der meine Vollmacht hat. Überdies stehe ich auf dem Sprunge, einen kleinen Abstecher nach Ost-Afrika zu machen."

„Gerade deshalb komme ich her, Herr Graf. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß mich Ihre Annäherung an den ‚Volksboten' außerordentlich ehrt. Sie macht mich um so stolzer, als Sie, Herr Graf, ehemals gewichtige, mir jedenfalls durchaus

verständliche Gründe hatten, sich meinen Plänen gegenüber abwehrend zu verhalten. Ich gestehe zu, es war eine Riesenaufgabe, die ich mir gestellt hatte, und ihre Resultate erschienen immerhin zweifelhaft. Habe ich sie durchführen können, so danke ich dies auch dem Glücke, das mich begünstigt hat . . ." Er nahm eine bescheidene Miene an, stellte seinen Cylinderhut neben den Stuhl, auf dem er saß, und fuhr fort: „Ich höre, daß Doktor Huhnholtz für das ‚Morgenblatt' über seine neue Expedition berichten will. Auf der andern Seite ist mir dagegen zugetragen worden, daß es zwischen den Herren Volcker und seinen Kommanditären zu gewissen Zwistigkeiten gekommen sei, die vielleicht auch die Absicht des Doktor Huhnholtz hinfällig werden lassen. Sei dem, wie es wolle: es würde für uns ein großer Gewinn sein, wenn Sie, Herr Graf, die Güte haben wollten, die Berichterstattung über die Expedition für den ‚Volksboten' zu übernehmen. Soviel ich weiß, reisen Sie nur als Begleiter des Doktor Huhnholtz, sind von ihm völlig unabhängig und Ihr freier Herr. Sie werden sich zudem überzeugt haben, daß die litterarische Qualifikation des ‚Volksboten' seit der letzten Umformung erheblich gestiegen ist; Sie würden als Mitarbeiter in gute Gesellschaft kommen. Schließlich: ich bin in der angenehmen Lage, Ihnen für Ihre Beiträge ein Honorar bieten zu können, das zum mindesten Ihre Reisekosten deckt . . ."

Graf Vließen hatte interessiert zugehört. Das war eine Lockung, der man nachgeben konnte. Es reizte ihn, auch einmal schriftstellerisch vor die Öffentlichkeit zu treten. Es war eine Abwechslung in der Monotonie des Lebens, gab neue Anregungen. Freilich: der „Volksbote"! Er entsann sich, wie widerwärtig ihm das Blatt ehemals gewesen war. Aber es hatte sich gemausert; es repräsentierte heute eine Macht . . . Er kam rasch über seine Bedenken hinweg. Man sprach noch ein weniges hin und her: über die Art der Berichterstattung, auch über das Honorar.

„Ebbene," sagte Vließen, „ich bin einverstanden. Die Sache macht mir Spaß. Zwar — da drüben bei den Volckers wird man schiefe Gesichter ziehen. Man ist sowieso ein wenig verstimmt auf mich . . ."

Düren räusperte sich. „Apropos, Volckers," nahm er das Wort. „Ich komme noch in einer zweiten Angelegenheit, Herr Graf — einer etwas delikaten. Seien Sie mir nicht böse . . ." Er streifte langsam seine Handschuhe von den Fingern und fuhr dabei fort: „Ich muß offen sein — auf die Gefahr hin . . . Nein, es hat keine Gefahr. Herr Graf werden mich recht versteh'n und . . . Also, Herr Graf: die Redaktrice meiner ‚Frauenwelt' ist ein Fräulein Pawel. Ich hätte gern Näheres über das Mädchen gehört. Man hat mir von einem Liebesverhältnis des Fräuleins mit Herrn Hans Volcker gesprochen. Aber man spricht viel. Sie haben mit Herrn Hans Volcker ehemals intimer verkehrt, Herr Graf. Würden Sie mir wohl Aufschluß geben können? . . ."

Etienne war vorsichtig. Die kleine Blondine fiel ihm ein, der er einmal im Portal des Volckerschen Geschäftshauses begegnet war. Hatte Hans sie nicht „Fräulein Pawel" angeredet? . . . Er zog die Schultern hoch.

„Verehrter Herr Düren," entgegnete er, „könnte ich Ihnen auf Ihre Anfrage Antwort geben — ich würde es doch nicht thun. Es giebt unter Gentlemen — sagen wir besser, unter Männern von Ehre eine selbstverständliche Diskretion. Sie ist

nicht zu brechen. Indessen kann ich Ihnen versichern, daß ich thatsächlich nichts weiß. Thatsächlich nichts. Ich weiß nicht einmal, ob Hans Volcker derlei kleine Escapaden geliebt hat — und noch liebt. Aber ich will Ihnen etwas sagen: gehen Sie direkt zu ihm und fragen Sie ihn selbst. Ganz offenherzig."

Düren schaute auf. „Aber nein," stieß er hervor, „das ist . . ." Dann brach er ab, glättete seine Handschuh und schaute zu Boden. Er war verwirrt, war wie verwandelt . . . „Vielleicht haben Sie recht. Der Bruder des Fräuleins arbeitet auf der Redaktion des ‚Morgenblatts'; das giebt mir eine Anknüpfung. Oder aber . . ." Er verstummte von neuem und erhob sich. „Herr Graf, nochmals Pardon ob meiner Anfrage. Und bitte —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel Vließen ein. „Beruhigen Sie sich, Herr Düren. Sie hörten, was ich vorhin von der selbstverständlichen Diskretion sagte . . ."

Es gab noch einige kurze Abschiedsworte. Düren ging, mit gesenktem Kopf und in eigentümlicher Befangenheit.

Vließen schaute ihm lächelnd nach. Er strich sich den Bart. „Heilige Einfalt," murmelte er, „und heilige Liebe!" . . . Er kehrte in sein Zimmer zurück. „Narren und Brünstige — das ist die Welt. Stony limits cannot hold love out: And what love can do, that dares love attempt . . ." Er steckte sich eine neue Cigarrette an und nahm wieder am Schreibtische Platz. Aber er ließ seine Papiere unberührt liegen. Er starrte zum Fenster hinaus, ins Weite. Sein Gesicht nahm allgemach einen veränderten und veredelten Ausdruck an. Es war, als glätte sich das Spinnennetz an den Schläfen und als verschwinde der brutale Zug um den Mund; als streiche eine unsichtbare linde Hand über seine Stirn . . .

Dann plötzlich zuckte er zusammen, wie unter einer widrigen Berührung oder dem Einfluß eines schreckhaften Gedankens. Er schritt an die elektrische Klingel, wieder ein Lächeln auf den Lippen, aber ein böses.

„Ankleiden!" befahl er dem eintretenden Diener. „Und dann das Coupé!" —

Er fuhr nach der Rauchstraße. Er wollte sich von Gerda verabschieden. Was war da weiter? Es war nur natürlich. Die einfachste Pflicht der Höflichkeit erforderte das. Er wollte auch Gerda noch einmal sehen. Wer wußte es: vielleicht zum letztenmale. Afrika ist nicht Monte-Carlo . . .

Aber Gerda empfing nicht. Sie sei nicht ganz wohl, meldete die Zofe.

Etienne war hartnäckig. „Gehen Sie noch einmal zu der gnädigen Frau, liebes Kind," sagte er, „und fragen Sie, ob ich sie nicht wenigstens auf eine kurze Minute sprechen kann. Ich will nur Lebewohl sagen; ich stehe im Begriff, nach Afrika abzudampfen . . ."

Das wirkte: Etienne wurde eingelassen. Gerda kam ihm mit geröteten Augen entgegen.

„Vergebung, Etienne. Eine tückische Migräne —"

Er küßte ihr die Hand. „Ich kenne das, Gerda. Meine Frau hat mich in alle Stadien der Migräne eingeführt. Ich bleibe auch nicht lange; aber ich hatte doch das Bedürfnis, dir Adieu zu sagen."

„Also geht es wirklich fort? Und länger als sonst?"

„Auf ein Jahr. Mindestens. Hier bin ich ein Nichtsnutz. Drüben kann ich vielleicht noch etwas leisten. Was man so leisten nennt. Wenn auch nicht entdecken, so doch zugreifen . . .“

Sie saßen sich gegenüber. Es war hell und sonnig im Zimmer. Die geröteten Augen der jungen Frau fielen Vließen auf, auch ein weißliches Licht auf ihren Wangen. ‚Sie hat geweint,‘ sagte er sich, ‚hat sich das Gesicht gewaschen und gepudert. Aber ungeschickt‘. . .

„Und deine Frau?“ fragte Gerda. „Wie denkt sie über das lange Alleinsein?“

„Das ist schwer zu beantworten. Sie wird inzwischen ihre Migräne pflegen.“

„Pfui, Etienne, das klingt grausam.“

„Gerda, wen das Leben gehörig schüttelt, der wird leicht hart und erbarmungslos. In Afrika sind solche Eigenschaften sehr schätzenswert. Im übrigen: dir habe ich nichts zu verhehlen. Du kennst die Wonnen meiner Ehe — oder ahnst sie wenigstens.“

„Hast du sie dir nicht selber bereitet?“

„Gewiß . . . Ah, Gerda — nicht ein so finsteres Gesicht! Nicht die Richterin spielen wollen . . . Im Grunde genommen: was haben wir uns vorzuwerfen? Denn dein Auge sagt mir Vorwürfe. Dein Auge schmäht mich. Ich wollte vernünftig sein. Da entsagte ich meiner Liebe. Und über Jahr und Tag hattest du Trost gefunden. Meine Entsagung — sie ist dir nicht schwer gefallen . . . Und meine Reue — was schiert sie dich?! . . .“

Sie war erschreckt aufgefahren. Aber der Schrecken wich schnell. Sie hatte immer eine Aussprache gefürchtet. Es war ganz gut, daß es jetzt dazu kam, unmittelbar vor seiner Abreise. Ehe er wiederkehrte, verfloß eine lange Zeit . . . Sie blieb ruhig sitzen und gab seinen Blick zurück.

„Ob es recht von dir ist, die Vergangenheit aufzuwühlen — ich weiß es nicht,“ sagte sie. „Wir sind beide gebunden — zwecklos ist es also jedenfalls. Oder vielleicht doch nicht ganz. Vielleicht regt sich irgend eine unbestimmte, vage Hoffnung in dir. Sie wäre Wahnsinn, Etienne . . . Du sprichst von Vorwürfen. Das ist ein Irrtum. Als du — damals ohne Adieu, ohne Sang und Klang verschwandest und lange, lange nichts von dir hören ließest, bis wir zufällig in der Zeitung die Nachricht von deiner Verheiratung fanden — da gingen mir die Augen auf. Es war gut so. Ich hatte dich bisher falsch beurteilt; nun lernte ich dich erst recht kennen. Jetzt erst sah ich dich so, wie du bist. Ich hatte in einer Täuschung gelebt; aber ich selbst trug die Schuld. An Vorwürfe habe ich nie gedacht — weder damals noch heute. Heute — ach, Etienne, welch Unsinn! Wie käm' ich dazu? Und sagst du mit spöttischer Miene, ich hätte über Jahr und Tag schon wieder Trost gefunden für deine plötzliche Flucht, so frage ich dich: bedurfte ich eines Trostes? Nein — nur deine Eitelkeit kann dir diesen Gedanken eingegeben haben. Ich sah einen Irrtum ein und war sehr froh über die mir gewordene Belehrung. Und dann kam Hans und warb um mich — und ich wurde sein Weib, weil ich ihn liebte. Da war kein Irrtum möglich . . .“

Sie hatte das alles in ruhigem Tone gesprochen, aber doch abweisend, zuweilen mit einem ganz leisen Beiklang von Verächtlichkeit. Vließen hatte das nicht anders

erwartet. So mußte es sein. Sie mußte sich wehren gegen die starke Macht der Erinnerung, und da war es verständlich, daß sie gleichgültig that und kühl bis ans Herz hinan und selbst verächtlich.

Aber ihn täuschte sie dennoch nicht. „Kein Irrtum möglich,“ wiederholte er. „Lüg dir nichts vor, Gerda. Nein, das thust du nicht. Aber mir sagst du eine fromme Lüge. Du nahmst deinen Hans aus — Trotz. Du warst genau so thöricht wie ich. Wir haben beide gefehlt — und nun leiden wir. Wir hätten ein Paradies finden können und seufzen unter der Qual einer trostlosen Alltäglichkeit —“

Gerda schnellte empor. Die Sprache Etiennes empörte sie. Ihre müden, verweinten Augen wurden finster und drohend.

„Was soll das alles, Etienne!?“ rief sie zürnend. „Ich bin glücklich, hörst du? Glücklich — und will es bleiben! Bin tausendmal glücklicher als ich es je —“

„Halt!“ fiel er ein. Auch er hatte sich erhoben. „Gerda, lüge nicht abermals. Ich weiß es besser. Du brichst zusammen an der Seite eines, der dich nicht versteht. Ich habe es kommen sehen. Du bist meines Bluts, nicht seines. In ein sattes Dasein voll ruhiger Gleichförmigkeit gehören wir beide nicht. Sind beide keine zahmen Hausnaturen, die in der Simpelei der vier Pfähle glücklich werden können. Nein, Gerda, du liebst ihn nicht — du lügst — mich liebst du noch immer!“

Sie stieß einen leisen Schrei aus, der sie den Anschlag der Entreeglocke überhören ließ, und wankte. Etienne schloß sie in seine Arme. Da er sie umschlungen hielt, bäumte die Leidenschaft sich in ihm auf. „Du liebst mich immer noch,“ flüsterte er keuchend, „hast mich immer geliebt und wirst zu Grunde gehen an dieser Liebe. Willst du das, Gerda? Langsam sterben oder noch einmal glücklich werden, noch einmal den Himmel sehen? Nimm dein Kind und laß uns zu Dreien fliehen. Ich will dem Kleinen ein besserer Vater sein als jener. Ich bin auf dem Wege nach Afrika. Dabei soll es bleiben. Aber wir wenden uns nach Transvaal, nicht nach unsern Kolonien. Wir brechen gewaltsam die Brücken ab, die uns an die Vergangenheit fesseln; wir schaffen uns die verlorene Freiheit zurück. Gerda, meine Gerda, die Freiheit! Das heißt Seligkeit und Glück und heißt ein neues Leben. Keine Alltagsruhe — ein Kampf um die Scholle auf entlegener Farm. Aber in wilder Einsamkeit werden wir unser Glück fester zu halten wissen als hier . . . Sieh mich an — was wehrst du dich noch? Gerda, was thust du?! . . .“

Er rang mit ihr. Kein Wort war von ihren Lippen gekommen. Anfänglich hatte eine rasche Ohnmachtsanwandlung sie schwach werden lassen. Dann spürte sie seine Umschlingung und spürte seinen Atem und hörte seine verbrecherischen Worte. Ihr Herz wandte sich um. Ein krasser Ekel stieg in ihr auf. Nichts mehr von Liebe war in ihr — nur unerträglicher Widerwille gegen den alternden Löwen, der in der tristen Öde seines Lebens nach einer Fata Morgana haschte . . . Sie rang mit ihm, wortlos, nur leise keuchend; stieß ihn mit voller Gewalt zurück und dann, in einer tollen und wilden Aufwallung keuschen Zornes, schlug sie ihn in das Gesicht.

Da er taumelte, fassungslos ob der ihm gewordenen Schmach, öffnete sich die Thür und Bertram trat ein. Die Zofe hatte dem Bruder des Hausherrn un-

angemeldet Eintritt gewährt; nur Dassel, Dittmar und Bertram genossen diesen Vorzug. Infolge seiner Kurzsichtigkeit übersah Bert nicht sofort das Geschehene. Er stutzte an der Thür, machte eine ungeschickte Verbeugung und zwinkerte mit den Augen. Aber schon war Gerda an seiner Seite. „Gottlob, Bert," rief sie, in ihrer Erregung jede Klugheit vergessend, und umklammerte ihn, „— du kommst im rechten Moment! Sieh den da — den da — und — weise ihn hinaus! . . ."

Dann brach sie in krampfhaftes Schluchzen aus, sank in die Kniee und verbarg ihr Gesicht in den Kissen des Divans.

In die Wangen Bertrams stieg langsam eine feine Röte. Das Geäder an seinen Schläfen schwoll an; seine Hände ballten sich. Noch sprach er nicht. Ein pfeifender Laut kam von seinen Lippen. Der Gedanke, daß Vließen es gewagt haben könne, sich an seiner Göttin zu vergehen, jagte ihm das Blut zum Hirn und erfüllte ihn mit unsinniger Wut.

Aber Etienne war rascher als er. Er sah, was kommen mußte. Er reckte sich, ganz fahl im geschändeten Antlitz, in dem nur die Augen brannten.

„Ich gehe freiwillig," sagte er, „— ja, Gerda, ich gehe — gehe für immer. Aber nehme keine Reue mit: deine Lehre war gut . . . Mein Herr Volcker, bemühen Sie sich nicht — ich finde allein den Weg . . ."

Man hörte die Thüren fallen. Bertram fuhr auf, gleichwie als habe ein Peitschenschlag ihn getroffen. Sollte der Schurke straflos flüchten? Vielleicht wartete er auf die Komödie eines Duells . . .

Eine weiche Hand legte sich auf Bertrams Arm. Gerda hatte sich erhoben; ihr Gesicht war noch thränenüberströmt; aber allgemach kam wieder die Ruhe über sie.

„Laß ihn," sagte sie; „er ist gestraft genug. Und glaube mir: er kommt nimmer wieder — nein, nie wieder . . . Bert, frag mich nicht aus. Er versuchte, von seiner Liebe zu sprechen und —"

Sie neigte den Kopf. Sie konnte nicht weiter. Dann nahm er sie sanft am Arm und führte sie an den Divan. „Setz dich, Gerda," sagte er, „oder besser noch: streck dich aus. Ich schiebe dir ein Kissen unter den Kopf und decke dich zu. Werde ruhiger. Es ist ja alles vorüber und du sagst selber: er wird nicht wiederkommen. Aber ich komme wieder, obgleich es auch für mich einmal eine Stunde gab, da . . . Sorge dich nicht, Gerda. Ich habe dich lieb, weil ich dich lieben muß. Aber das ist keine Marter für mich und dich. Meine Liebe ist rein, ist brüderliche Zärtlichkeit, ist mir ein Stück Heiligtum . . . Nun genug. Willst du zu schlafen versuchen? Soll ich wieder gehen?"

Er hatte sie niedergebettet und saß auf dem Stuhl neben dem Divan und hielt ihre Hand in der seinen. Gerda hatte für eine kurze Minute die Augen geschlossen, schlug sie nun aber wieder auf und schüttelte den Kopf.

„Nein," flüsterte sie, „bleib. Du hast eine so kühle Hand . . . Bert, hat draußen die Zofe gehört —"

„Nichts, Kind. Ängstige dich nicht."

Die Erinnerung an das Geschehnis von vorhin packte sie wieder mit Macht. Sie schüttelte sich wie im Fieberfrost.

„O, Bert — es war schrecklich,“ stöhnte sie. „Er kam, mir Adieu zu sagen. Er will nach Afrika. Und ich hatte verweinte Augen — da glaubte er wohl —“

„Sprich nicht mehr davon, Gerda — ich bitte dich.“

„Doch, Bert. Laß mich sprechen — nur frage nicht. Er sah, daß ich geweint hatte und hielt mich für unglücklich. Das gab ihm Mut. Und ich verabscheue ihn so. Sein Leben und seine Ehe — das ist alles so schändlich . . . Ich hatte wirklich geweint, Bert — ja, ich habe geweint. Und wirklich — ich bin nicht glücklich — nicht so, wie ich es sein könnte. Ach, Bert, du weißt ja, weshalb! Ich liebe Hans, und er liebt mich wieder, aber — — Bert, rate mir — rate mir noch einmal wie damals! Sage mir, daß ich hart sein soll —“

„Sei es, Gerda! . . .“ Er sprach zärtlich und liebevoll zu ihr, ohne Leidenschaftlichkeit. Er war jetzt wirklich nur der Freund und Berater. Hielt auch noch immer ihre zuckende Hand fest und strich zuweilen über ihre heiße Stirn . . . „Sei es, Gerda! Ich wiederhole es — wiederhole es hundertmal. Hans hat mir von eurem Streit erzählt. Und ich habe ihn gesegnet — es klingt grotesk, aber bei Gott: ich war glücklich darüber. Denn dieser Zwist ist ein Rettungsanker für mich wie für euch — und deshalb stahl ich mich heimlich zu dir. Gerda, Hans muß ein neues Dasein beginnen — hörst du: er muß. Wir stehen vor einer schweren Krise. Aber sie wird überwunden werden, wenn wir uns nach Möglichkeit einschränken. Und dazu bedarf ich deiner Beihilfe. Laß uns Verschwörer sein — wahrhaftig, Verschwörer — und wie ein paar Carbonari einen fürchterlichen Plan entwerfen —“

„Einen fürchterlich guten — einen, der gelingen muß,“ ergänzte sie lächelnd. Und Bertram freute sich über dies Lächeln. Er brachte die Kissen unter ihrem Kopfe in Ordnung und deckte sie von neuem sorglich zu. Dann erzählte er von den Vorkommnissen auf dem „Morgenblatt“ und von dem Geschäftsgange des Hauses. Um das Leben eines Grandseigneurs führen zu können, wie Hans es beliebte, hätten die Einnahmen sich verdoppeln müssen. Aber die Zeitung war in der That ein gefräßiges Ungeheuer. Man hatte anfänglich auch mancherlei Fehler gemacht und mit zu lockerer Hand gewirtschaftet. Immerhin — man hatte eine feste Grundlage geschaffen, die sehr wohl eine langsam steigende Rentabilität versprach. Doch da hieß es vor allen Dingen, sich unabhängig machen von den Bleigewichten der verschiedenen Komitees — und das erforderte neue Opfer . . . Gerda nickte. Sie begriff das alles. Sie richtete sich auf in eine halb sitzende Stellung und begann lebhaft zu werden, während in das blasse Gesicht wieder eine sanfte Röte zurückkehrte. Herrgott, das war ja, was sie sich wünschte! Sie wollte ihrem Mann eine getreue Mitarbeiterin sein, Anteil nehmen an seinen Ideen und Plänen und seine Sorgen tragen helfen. Das war es ja. Sparen und vernünftig sein — o, das hatte sie gelernt. An ihr Regiment in Uttenhagen dachte der Vater noch heute mit Sehnsucht zurück . . . „Sprich weiter, Bert,“ bat sie, „erspare mir nichts — ich will klar sehn. Ich — lache, Bert — ich bin ganz glücklich, daß ich euch helfen kann! Und hart will ich werden — wie der eiserne Landgraf. Hart wie Eisen. Zwei große Fehler hat Hans: seine Schwäche und seine Eitelkeit. Ich will sie besiegen. Ja, ich will. Will nicht mehr klagen und weinen — handeln will ich . . . Bert, ich bin dir so dankbar, du guter, lieber, vernünftiger Mensch . . .“

Sie drückte sanft und freundschaftlich seine Hand. Dann setzte sie sich völlig aufrecht auf das Sofa und hörte von neuem aufmerksam zu, wie er seinen Verschwörerplan entwickelte. Ein Stück Komödie und ein großes Stück Wahrheit. Ist nicht das ganze Leben eine große Komödie, und mischt sich nicht überall in das gesellschaftliche Dasein ein theatralisches Spiel? — Sie nickte, während er weitersprach: sie war mit allem einverstanden. Ja, ja — es mußte Ernst gemacht werden. Es handelte sich nicht allein um das Wohl und Wehe der alten Firma, sondern auch um das Glück ihrer Häuslichkeit . . .

„Also abgemacht," sagte Bertram und erhob sich.

„Abgemacht, Bert. Du kannst sicher sein, daß ich diesmal nicht nachgebe . . . Willst du schon fort? Nicht eine Tasse Thee mit mir trinken?"

„Meine Zeit drängt, Gerda. Hans wartet auf mich. Er glaubt, ich habe eine Konferenz mit irgend einem Papierlieferanten. Addio, Schwägerin. Ich halte dich beim Wort. Es hängt viel, wenn nicht alles von dir ab."

„Ich werde klug sein . . ." Sie nahm noch einmal seine Hand . . . „Bert, du bist so verständig und weißt so gut Rat zu spenden," sagte sie weich und bittend; „kannst du nicht auch deiner Frau gegenüber einmal —"

Er fiel ihr ins Wort; seine Stirn war wieder finster geworden. „Nein, Gerda, laß das. Es ist zwischen uns anders als bei euch. Wo die Gegensätze sich so gewaltig schroff berühren, da ist keine Verständigung möglich. Und was noch schlimmer: auch eine Trennung ist ausgeschlossen. Die kaufmännische Praxis wird hier zu grausamem Witz: Dorothees Vermögen steckt mit im Geschäft — und grade in dieser Zeit würde es Schwierigkeiten machen, es herauszuziehen . . . Ich kann nur duldsam sein. Und es geht ja auch . . ."

Er küßte noch einmal ihre Hand.

Sinnend blieb Gerda noch kurze Zeit im Zimmer; sie dachte nach, die Brauen zusammengezogen, mit ernstem Gesicht, die Unterlippe zwischen den Zähnen. Dann sprang sie mit raschem Entschlusse auf und klingelte der Zofe.

„Die Koffer vom Boden," befahl sie. „Wir wollen zusammen packen. Es ist möglich, daß ich auf einige Zeit mit dem Kleinen nach Uttenhagen reise . . ."

Als Hans zwei Stunden später in schlechtester Laune heimkehrte, fand er Gerda zwischen Koffern und Reisekörben knieend und Berge von Wäsche und Toiletten ordnend. Er war erstaunt, und eine böse Ahnung beschlich ihn.

„Was soll das, Gerda?" fragte er.

„Ich will nach Uttenhagen, Hans."

„So —? Habe die Güte und komm in mein Zimmer. Die Abreise eilt ja wohl nicht."

„Nicht vor morgen. Ich komme . . ."

In seinem Zimmer warf Hans zunächst wütend ein Buch auf die Erde. „Willst du die Scene von heute früh fortsetzen?!" schrie er. „Willst du mich vor den Domestiken blamieren?!"

„Höchstens könntest du *mich* vor den Leuten bloßstellen, Hans," erwiderte sie ruhig. „Dein thörichtes Schreien ist überdies zwecklos. Es wird mich in meinen Entschlüssen nicht behindern — eher bestärken. Was willst du? Was bin ich dir

noch? Ich bin deine Frau — nicht deine Geliebte, zu der man nach Gefallen zurückkehrt. Dein Leben spielt sich fast lediglich außerhalb unsrer Häuslichkeit ab. Die Behaglichkeit des Daseins zu Zweien habe ich nur in den ersten Monaten unsrer Ehe kennen gelernt. Dann kam die Ruhelosigkeit über dich."

„Du übertreibst. Das Geschäft nimmt mich in Anspruch. Ich kann meine Sorgen nicht in die Häuslichkeit tragen."

„Ich wollte, du thätest es. Bin ich dir so wenig wert, daß du mich nicht einmal an deinen Sorgen teilnehmen läßt? — Sieh einmal, Hans — an meinem Geburtstage überraschtest du mich mit einem kostbaren Geschenk. Eine tausendmal größere Freude aber wäre es mir gewesen, du hättest mich in einen Winkel gezogen, mir dein Herz ausgeschüttet, mir geklagt, was du auf der Seele hast — hättest mich zu deinem Mitwisser gemacht. Ich weiß ja, daß du mich lieb hast. Ich will aber auch deine Vertraute sein. Spotte nur wieder über die ‚Kameradin'. Es ist dennoch so. Das Empfinden ist nicht von Modeströmungen abhängig, und die Wahrheit tötet kein Spott. Du mußt doch auch mein Selbst in Rücksicht ziehen, mein bißchen Individualität. Ich bin nicht zufrieden damit, dir nur ‚das Heim zu schmücken'. Tausend Frauen mag das gefallen — mir nicht . . ."

Er hatte sich in einen Sessel geworfen und drehte an seinem Siegelring. Er versuchte ironisch zu lächeln; aber es ging nicht so recht. So zuckte er denn nur ein wenig mit der rechten Schulter.

„Eine Gardinenpredigt," sagte er; „Fortsetzung folgt. Sprich nur weiter. Ich höre."

„Hoffentlich. Aber keine Gardinenpredigt, lieber Hans. Ein sehr ernstes Wort. Ich denke mir, ein ernsteres als du ahnst. Du redest so viel von deiner ‚Häuslichkeit'. Was gilt sie dir? Es ist nicht wahr, daß dein Geschäft dich allein in Anspruch nimmt. Deine Interessen sind tausendfältig — und es sind nicht einmal ehrliche Interessen. Du läßt dich hierhin und dorthin ziehen. Da redeten Inningen und Hasso Hunding mit ihrer sauve-garde in dich hinein — und du entdecktest in deiner Seele plötzlich eine unbesiegbare Neigung zum Sport. Du mußtest Mitglied von diesem und jenem Klub werden, weil du da die wahre Ritterlichkeit, die wahrhaftigste und edelste, zu finden glaubtest — und ach, wieviel Vereine hast du nicht mit deinem Vorsitz beglückt! — Hans, ich bin keine Thörin. Ich weiß, was dem Manne geziemt. Er gehört in die Welt und nicht hinter den Ofen. Aber das Heim ist seine feste Burg; die darf nicht verfallen. Ich liebe die Geselligkeit wie du, und die Gastfreundschaft steht mir hoch. Doch was nennst du gastlich! Du schleppst mir wildfremde Leute in Scharen ins Haus und bist glücklich, wenn sich unter dem Dutzend Grafen an deiner Tafel auch ein zweifelloser Prinz findet . . . Fahre nicht auf — ich komme zu Ende; ich spreche aus, und wenn du mir auch noch so grimmige Blicke zuwirfst! Ich spreche aus, was ich denke — und gerade, weil der Zufall meiner Geburt mich einem alten Adelsgeschlechte entstammen ließ, das, o Stolz, einstmals die Kaiser küren half — gerade deshalb belächle ich deine Eitelkeit. Sie ist kleinlich und ist geschmacklos. Vor allem: sie ist deiner unwürdig!"

Zitternd erhob sich Hans. „Soll es noch fortgehen, Gerda — in gleichem Tone?" fragte er. „Oder — oder bist du fertig mit deiner Blütenlese?"

Sie stand unbeweglich vor ihm.

„Willst du — so bin ich fertig. Aber noch nicht ganz. Ich fahre nach Uttenhagen und nehme den Kleinen mit. Doch ich komme wieder, Hans, wenn du mich rufst. Nur ruf mich nicht eher, eh' du nicht anders geworden bist. Es ist kein Geheimnis für mich, daß wir weit über unsre Verhältnisse gelebt haben. Ich teile trockenes Brot mit dir und werde dich nicht weniger lieben. Ruf mich — aber erst brich mit der Vergangenheit. Keinen Rennstall mehr, keine Klubfreuden, keine freie Tafel für hundert Gleichgültige! Ruf mich, wenn du nicht nur mich, sondern wenn auch ich dich wiederhaben kann wie in den ersten Monaten unsrer Ehe! . . . Nun laß mich zur Reise rüsten . . .“

„Noch nicht!“ rief Hans. „Du wirst nicht reisen, weder allein noch mit dem Kinde! Wollen sehen, ob ich in meinem Hause nicht Herr bin!“

„Nicht Herr über mich. Hindre mich — wenn du es wagst. Ich habe meinen Besuch in Uttenhagen bereits telegraphisch angemeldet. Papa ist drüben und erwartet mich. Aber — ängstige dich nicht. Ich werde den alten Mann nicht aufregen. Was wir miteinander auszukämpfen haben, geht uns allein an . . . Du bist Herr im Hause, lieber Hans; aber doch nicht Tyrann genug, um mir zu verbieten, meinem Vater einen Besuch abzustatten. Ich nehme übrigens niemand von den Domestiken mit; deine Häuslichkeit bleibt dir also wie bisher . . .“

Sie ging, den Kopf erhoben, ruhig und stolz. Es kochte in Hans. Er geriet leicht einmal in heftige Aufwallung — und seine Eigenliebe war bitter getroffen. Erst Bertram, nun Gerda. Aber Bertram war immerhin noch schonend gewesen; sein eignes Weib schonte ihn nicht . . . Wütend stampfte er mit dem Fuße auf. War er denn ein Knabe — ein kindischer Tropf? Und sollte er sich gefallen lassen, wie ein Schulbube gemaßregelt zu werden!? —

Er rief nach dem Diener.

„Hut und Paletot! Und melden Sie der gnädigen Frau, ich käme zum Essen nicht zurück. Ich hätte mit Herrn von Eckstädt eine Verabredung wegen Ankauf eines neuen Reitpferdes und ginge dann in den Klub . . .“

„So,“ sagte er sich, als er die Treppe hinabstieg und seine Handschuh anzog, „nun wollen wir doch wirklich mal sehen, ob ich mich am Gängelbande leiten zu lassen brauche. Himmeldonnerwetter — ich, der Hans Volcker! . . .“

Aber bei all seinem kindischen Trotze kam er doch nicht über das Herzweh hinweg, das leise einsetzte und stärker und stärker wurde. Der große Täufer Schmerz blieb an seiner Seite. Gerda hatte ihn gerufen: er sollte kommen.

XVIII.

Graf Vließen war vor dem Volckerschen Hause wieder in sein Coupé gestiegen.

„Nach Hause!“ rief er dem Kutscher zu.

Nach Hause — nein, weiter, weiter — meilenweit fort, über Meer und Land, in eine neue Welt, unter neue Menschen, in eine neue Umgebung! . . . Auf seiner Wange fühlte er noch den Schlag Gerdas. Ein Peitschenhieb hätte nicht brennender treffen können . . . Ein Schlag von der Hand Gerdas — und dann der Hilferuf,

der den Herrn Grafen vor die Thür setzen sollte! — Vließen drückte sich tief in die Wagenecke, gleichsam als fürchte er, irgend ein Bekannter könne sein gezeichnetes Antlitz sehen. Er atmete schwer; es war wie ein Ächzen. Und dann lächelte er wieder — ein grimmiges Lächeln. Verfluchte Narrheit, die ihn an ein Weib glauben ließ! Was war das Weib in seinem Leben gewesen!? Immer nur eine Dirne. Und von den beiden Frauen von Ehre, die ihm näher getreten, von denen haßte er die eine, und die andre haßte ihn . . .

Der Wagen hielt. Etienne stieg aus. Seine Bewegungen hatten etwas Greisenhaftes bekommen. Wie er langsam die Treppe zu seiner Wohnung hinaufschritt, hätte man ihn für einen alten Mann oder einen Schwerkranken halten können. Er rief seinen Kammerdiener und fragte nach der gnädigen Frau. Die gnädige Frau lag noch immer zu Bett; auch die Zofe durfte nicht in das Schlafzimmer. Etienne befahl dem Diener, die Koffer zu packen. Das war nichts Verwunderliches; er hatte häufiger davon gesprochen, daß seine Abreise sehr plötzlich erfolgen könne; die Hauptlast der Bagage war längst unterwegs. Dann telephonierte er an das Schlafwagenbureau nnd ließ sich einen Platz nach Verona sichern.

Er hatte nur noch ein paar Briefe zu schreiben. Der erste war an Huhnholtz adressiert und lautete kurz: „Mein lieber Doktor; meine Nervenstimmung ist nicht die beste. Ich sehne mich nach dem Süden, fahre heute abend ab und erwarte Sie in Neapel, Grand Hotel. Allerschönstens Ihr ergebenster Vließen . . .“ Ein zweiter Brief war an Nathansohn gerichtet und enthielt Geschäftliches. Dann kam noch einer — ein Abschiedswort an eine Tänzerin des Viktoriatheaters — und schließlich der letzte. Der wurde ihm schwer. Er überlegte lange. Schließlich glaubte er die rechte Form und Fassung gefunden zu haben und schrieb:

„Liebe und verehrte Cousine!

Ich bin seit einiger Zeit nicht so recht bei Wege. Bin geistig und körperlich nicht auf der Höhe und will machen, daß ich fortkomme. Habe ich Euch schon Lebewohl gesagt? Ich weiß es wahrhaftig nicht. Mein Gedächtnis wird lückenhaft. Aber auf die Gefahr einer Doublette hin: brieflich adieu. Ich hätte Dir gern noch die Hand geküßt; indessen die Zeit drängt. Sei herzlich gegrüßt und grüß mir auch Deinen lieben Hans, Vater und Bruder und alles sonstige Grüßbare. In alter Verehrung dein gehorsamst ergebener Vetter Etienne Vließen.“

Famos! — Der Brief konnte sich sehen lassen, konnte auf dem Schreibtische Gerdas offen liegen bleiben, und männiglich konnte ihn lesen. Er brach jedwedem Klatsch die Spitze ab.

Das war erledigt. Vließen zündete sich eine Cigarre an und überwachte sodann das Packen seiner Koffer. Er pflegte sonst seinen Diener mit auf Reisen zu nehmen. Diesmal sollte der treue Bursche daheim bleiben. Es war alles vorbereitet und in bester Ordnung. Die beiden großen Koffer standen fertig da; die Handtasche mit dem Necessaire lag noch geöffnet auf dem Tische.

Jetzt kam der Abschied von Nina. Etienne schickte die Zofe in das Schlafzimmer. Er bat, die gnädige Frau in dringlicher Angelegenheit sprechen zu dürfen. Dann legte er die Cigarre fort und spritzte einige Tropfen Parfüm auf seinen Rock, um den Rauchgeruch zu vertreiben. Er war sehr rücksichtsvoll . . .

Im Schlafzimmer der Gräfin war es fast ganz dunkel. Die Fenster waren dich verhängt.

Etienne war leise eingetreten.

„Liebe Nina,“ sagte er halblaut, „vergieb, wenn ich dich störe. Meine Abreise ist plötzlich beschleunigt worden. Ich wollte dir Lebewohl sagen.“

Ein leichter Aufschrei antwortete ihm. Man hörte ein Rascheln und Knittern.

„Etienne — komm näher. Setz' dich zu mir. Ich bitte dich. Auf wenige Minuten... Wann willst du reisen?“

„Mit dem Römerzug, Kind — heut abend . . .

Ein Augenblick Stille. Ein mühsam unterdrückter Schluchzlaut . . . Vließen spürte, wie Nina nach seiner Hand haschte. Er drückte die ihre.

„Es ist so plötzlich gekommen, Nina. Du mußt schon verzeihen —“

„Ich verzeihe, Etienne. Ich war vorbereitet. Ich . . . du bleibst diesmal lange — nicht wahr?“

„Ich werde häufig schreiben . . .“ Er versuchte zu scherzen . . . „Ich werde dir lange Reisebeschreibungen schicken — weißt du: hebe sie auf — vielleicht mache ich ein Buch daraus, wenn ich wieder zurück bin . . .“

Die Gräfin seufzte schmerzlich auf. „Etienne — wenn du wieder zurück bist, wirst du mich nicht mehr finden. Gewiß nicht. Da wirst du erlöst sein. Ich fühle es — nein, ich weiß es . . .“

„Sei kein Kind, Nina. Du wirst endlich einmal auf den Arzt hören. Wirst den Sommer im Hochgebirge verleben, und die häßliche Migräne wird schwinden. Du wirst gesund sein, wenn ich wieder da bin. Wirst auch gesund werden wollen, Nina . . .“

„Ich will es nicht und werde es nicht, Etienne. Ich kann es ja gar nicht werden . . . Die schreckliche Migräne ist es nicht allein. Es ist irgend etwas zerstört in mir; das heilt kein Mensch . . .“

„Meine arme Nina . . .“

Sie richtete sich im Bette auf. Vließen hörte das Rascheln der Spitzen und sah ihre weiße Gestalt.

„Etienne, wie süß das klingt! ‚Meine arme Nina‘ — das hast du zum erstenmale gesagt. Bin ich deine ‚arme Nina‘? — Ach, sag' es noch ein einziges — ein einziges Mal! . . . ‚Arme Nina‘ — — ja, Etienne, so arm bin ich, so arm bin ich, so arm . . . Laß mir deine Hand! Nein — steh nicht auf! Laß die Fenster geschlossen. Es ist gut, daß es dunkel ist. Da — da siehst du nicht mein häßliches, schmerzverzerrtes Gesicht . . .“

Er barg im tiefsten Herzen einen abscheulichen Haß gegen diese Frau, die das Gespenst der Leere war in der trostlosen Öde seines Lebens. Aber in diesem Augenblick schmolz der Haß und machte einem aufrichtigen Mitleid Platz. Zwischen Himmel und Hölle, in hundert Gegensätzen und Widersprüchen, hatte sich immer sein Empfindungsleben bewegt.

„Nina, du mußt brav und vernünftig sein,“ sagte er weich, „mußt nicht so thöricht sprechen. Mach' dir den Abschied nicht schwer. Es ist ja nicht das erste

Mal, daß wir uns trennen. Vielleicht komme ich auch schneller wieder, als ich mir vorgenommen habe —"

„Nein, Etienne," fiel sie ein, „du wirst lange bleiben — — ewig für mich. Ewig, ewig — ich werde dich nie wiedersehen . . . Das ist gut für dich. Für einen wie du, da paßte ich nicht. Ich konnte dir kein Glück geben. Ich bin häßlich, ungebildet, gewöhnlich — ich weiß das alles. Du konntest nie stolz auf mich sein — nur Mitleid empfinden . . . Großer Gott, nur Mitleid — wie ist das wenig für ein Herz voll Sehnsucht! Und doch klage ich nicht; auch für dein Mitleid danke ich dir . . . Etienne, ich habe dich sehr geliebt. Ich liebe dich bis zum Tode. Ich liebe dich — liebe dich! — Und du —? Hassest du mich? Wofür? — Oft kam ein Schauer über mich, wenn ich deinen Blick auffing. Da fröstelte mich . . . Heut seh' ich dich kaum — ich fühle dich nur. Deine warme Hand — und deine Lippen . . ."

Sie umschlang ihn plötzlich. Die Leidenschaft gab ihr Kraft. Sie riß ihn an ihre Brust und küßte ihn. Das Weib schrie in ihr auf, das getretene und verachtete. Ein Jauchzen ging durch ihre Seele — und in der Wonne ihrer Liebe vernahm sie ringsum einen tausendfältigen Chor süßer Engelsstimmen, die sangen ein hohes Lied. In ihren Küssen entschwanden Erdenleid und Gegenwart. Sie durfte ihn küssen — und küßte ihn . . .

Die kleine Rokokouhr auf dem Spiegelsims schlug an.

Vließen beugte sich über seine Frau. „Leb wohl, Nina," sagte er und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen — flüchtig, wie widerstrebend.

Sie antwortete nicht. Er hörte sie leise und regelmäßig atmen, und als er sich tiefer über sie neigte, sah er, daß ihre Augen geschlossen waren und daß sie selig lächelte.

„Leb wohl, Nina," sagte er noch einmal und ging. An der Thür war ihm, als vernehme er noch einen Laut: einen leisen Ruf, vielleicht auch letztes Abschiedswort. Einen Augenblick blieb er stehen, dann schloß er sacht die Thür.

Er beeilte sich. Der Diener sollte mit dem Gepäck auf dem Bahnhof sein. Er selbst wollte im Klub soupieren; ihm lag daran, sich noch vor der Abreise diesem und jenem zu zeigen.

Er nahm sich eine Droschke. Das Wetter war schlecht geworden. Ein eisiger Wind wehte und peitschte eine Mischung von Schnee und Regen durch die Luft. Etienne hatte sich wieder eine Cigarre angesteckt und hüllte sich in ihre duftigen Rauchwolken. Er versuchte an gar nichts zu denken, versuchte zu träumen. Die Fenster des Wagens waren hochgezogen. Der Regen schlug gegen die Scheiben und rieselte in kleinen Bächen an dem Glas herab. Draußen raste der Sturm. Die Menschen auf den Straßen kämpften vornübergebeugt gegen den Wind an. Vließen amüsierte sich darüber, wie sich der Boreas in den Kleidern der Frauen verfing. Aus der Thür einer kleinen Konditorei trat ein junges Mädchen, daß vom Sturm fast niedergerissen wurde. Ein hübsches Kind; Vließen wischte mit den zusammengerollten Handschuhen die Fensterscheibe ab, um besser sehen zu können. Schau — war das nicht Hella Nathansohn? — Und hinter ihr, der junge Herr, der sie stützte

und hielt und vergeblich nach allen Seiten Umschau hielt, wohl nach einer rettenden Droschke — war das nicht Dittmar Dassel? —

Jawohl, es waren die beiden. So weit also schon. Man gab sich Stelldicheins in entlegenen Lokalen, wo man sich ungestört und ungeniert wähnte ... Vließen überlegte, ob er halten lassen und der verliebten Kleinen seinen Wagen anbieten sollte. Aber nein — wozu das? Mochte das Pärchen seine verschwiegenen Wege wandeln; auch bei Sturm und Regen lachte über ihnen der Himmel der Liebe.

„Äh," stieß Vließen hervor, „— pfui Deibel! Liebe?!..." Er schüttelte sich.

Im Klub fand er nur wenige Tische besetzt. Im zweiten Zimmer saß Prinz Inningen mit Hasso Hunding beim Piquet.

„Quart," sagte er. „Hasso, du bist unaufmerksam. Wer schreit denn nebenan so wahnsinnig?"

„Volcker. Er tempelt mit Oppeln, Wedel, Huhnholtz und Fabricius. Mir scheint, er kam schon etwas angesäuselt an."

„Der ‚Sonnabend' ist ihm eingegangen; da wird er sich selber Trost zugetrunken haben. Er sollte seinen Milton ins Loch stecken lassen. Ich traue dem Lümmel nicht. Hat dir dein Alter schon erzählt, daß das ‚Morgenblatt' abschwenken will?"

„Nee. Wohin abschwenken?"

„Nach links natürlich. Wohin sonst? Aber wir werden den Volckers die Eisbeine knicken. Adjee, Hasso — es giebt keinen Stich mehr."

Er warf seine Karten auf. Vließen trat ein.

„'n Abend, mon prince. 'n Abend, Hunding."

„'n Abend, Vließen. Willst du für mich weiter spielen?"

„Muß dankend bedauern. Will zu Abend essen und dann abschwimmen."

„Aha. ‚Viktoria'!"

„Ex est Viktoria. Napoli heißt die Parole. Erste Etappe auf dem Wege nach Afrika."

Er lachte und horchte auf. „Die lärmen ja da nebenan, als ob sie in einer Volksversammlung wären," sagte er.

„Jeuratten, Vließen. Aber seit die Ballotage lässiger gehandhabt wird, ist es auch mit der Noblesse beim Spiel vorbei."

„Und immer Synagoge," fügte Inningen hinzu. „Warum nicht ein Rubber Whist oder eine Partie Piquet? Man müßte dem Präsidenten mal stecken, wie gegen Paragraph drei der Hausordnung gesündigt wird ..."

Vließen war in das Nebenzimmer getreten. Er begrüßte die Anwesenden, die den Spieltisch umringten. Ein langer Gutsbesitzer mit braunem Gesicht und schneeweißem Schnurrbart hielt die Bank. Neben ihm saß Hans Volcker; zwischen beiden stand ein Sektkühler.

Vließen reichte Hans über die Schulterstücke eines kleinen Husaren hinweg die Hand.

„Grüß Sie Gott, Bester. Habe mir eben erlaubt, Ihrer Gattin ein Abschiedswort zu schreiben. Hab' auch an Sie geschrieben, lieber Doktor. Ich dampfe mit dem Elfuhrzug ab."

„Glücklicher," antwortete Huhnholtz. „Also Grand Hotel, nicht wahr? In acht Tagen komme ich nach. Das Schiff geht ja erst am siebenundzwanzigsten von Brindisi ab. Da kann man immer noch ein paar Atemzüge kampanische Luft mitnehmen. Einen Augenblick, Herr von Oppeln. Der Bube reizt mich."

Er schob ein Goldstück auf die Karte. „Na —?" fragte der Bankhalter. „Herrschaften, das ist ja ein Läpperspiel. Keine Teilnahme, kein Interesse. Herr Volcker, Courage. Sie können Ihren Stallverlust wieder einbringen."

„Versuchen wir's," entgegnete Hans. Er hatte in seiner Erregung schon mehr getrunken, als gut war.

Inzwischen hatte sich Vließen von einem der Klubdiener die Speisekarte reichen lassen. Er wählte aus und befahl, den Tisch am Fenster zu decken. Währenddessen schaute er dem Spiel zu. Hin und wieder nahm er ein Goldstück aus der Westentasche und pointierte mit: lässig und gleichgültig; er wollte pünktlich auf dem Bahnhof sein und sich nicht von der Leidenschaft fortreißen lassen.

Die Unterhaltung während des Spiels war laut und ungeniert. Herr von Hunding hatte nicht so unrecht mit seiner Bemerkung von vorhin: der Ton in diesem Klub, dem vornehmsten Berlins, war lässiger geworden, seit unter dem neuen Präsidium die Aufnahmebedingungen minder streng gehandhabt wurden als früher.

Man sprach von Hunderterlei, meist von Pferden und Weibern, wohl auch einmal von der Politik, vom Cirkus und vom Theater. Von Zeit zu Zeit wechselte einer der Diener die leer gewordene Flasche im Eiskühler gegen eine gefüllte aus. Das Gold klirrte über den Tisch. Aber es war wirklich nur ein „Läpperspiel". Man blieb in soliden Grenzen.

Hans Volcker war der einzige, der dann und wann einen Hundertmarkschein auf eine Karte legte. Als er ein paar hundert Mark gewonnen hatte, ließ er sie stehen und verlor. Er spielte ohne Interesse. Aber er trank viel und hastig. Er hatte seit dem Frühstück nichts gegessen, war auch nicht bei Appetit. Seine Stimme klang laut und schallend. In seinen Augen lag ein eigentümlich fiebriger Glanz.

Unerwartet wurde von dem „Volksboten" gesprochen. Hans schaute auf. Wer hatte davon angefangen? — Herr von Wedel von den zweiten Husaren, zur Turnschule kommandiert und noch nicht so recht eingeführt in Berlin, erzählte, er halte das Blatt: es sei immer amüsant und bringe auch gute Sportnachrichten.

Hans lachte hell auf. Ein Klatschblatt ersten Ranges, dieser „Volksbote". Man könne darauf schwören: von allem, was er bringe, sei die Hälfte erlogen. Ein hundsgemeines Blatt.

Es fanden sich Stimmen, die den „Volksboten" verteidigten. Huhnholtz gefiel die schnelle Berichterstattung der Zeitung; Herr von Fabricius meinte, auch der Klatsch müsse seine Ventile haben. Hans wurde heftig und überlegte nicht mehr, was er sprach; er fegte mit dem Arm sein Glas zu Boden und schlug zuweilen mit der Hand auf den Tisch.

„Attention," flüsterte Herr von Fabricius dem Dr. Huhnholtz zu; „Volcker ist betrunken. Wir müssen Obacht geben . . ."

„Ein hundsgemeines Blatt," wiederholte Hans in diesem Augenblicke. „Herr von Oppeln, nehmen Sie noch einen Satz an? Einen Bläuling auf den König.

Meine Herren, ich verstehe nicht, wie man mit solcher Preßmache sympathisieren kann. Es ist gar zu elend. Klatsch und immer wieder nur Klatsch . . . Sapristi, Herr von Wedel, Sie sagen, Sie halten den ‚Volksboten‘? Oder sagten Sie, Ihr Bursche halte ihn? Ach ja, Sie sagten wohl, Ihr Bursche halte ihn? — Gewonnen, Herr von Oppeln! Bleibt stehen . . . Herr von Wedel, wissen Sie, wo der ‚Volksbote‘ seine Mitarbeiter zusammen scharrt? . . .“

„Vorsicht, Volcker!“ rief Vließen vom Tische am Fenster herüber. Er saß beim Souper und ließ sich vom Diener ein Glas Pommery einschenken. Das „Vorsicht, Volcker!“ klang gemächlich und freundschaftlich. Vließen speiste weiter.

Aber Hans zuckte empor. Die Stimme Vließens erbitterte ihn. Er stierte nach dem Fenster hinüber und schrie: „Was ist los, lieber Vließen? Was ist los, Herr Graf? Mahnten Sie mich? Riefen Sie nicht: Vorsicht?!“

„Das rief ich,“ entgegnete Etienne ruhig. Ein paar Hände legten sich auf Arme und Schultern von Hans. „Aufpassen, Herr Volcker,“ sagte der Bankhalter; „Sie haben wieder gewonnen. Noch mal stehen lassen —?“

Hans schnellte empor und stieß mit dem Ellenbogen die Hände, die ihn festhalten wollten, zurück. Er taumelte und griff nach der Stuhllehne.

„Vorsicht, Herr Graf!“ schrie er von neuem los. „Rufen Sie sich das nur selber zu! Selber — jawohl! Wer Schmutz anfaßt, besudelt sich! . . .“

„Futsch, lieber Herr Volcker,“ sagte der Bankhalter und zog seinen Gewinn vom König ab. Vließen legte seine Serviette auf den Tisch und erhob sich. Huhnholtz und der schwarze Husar hatten Hans unter dem Arm genommen. „Kommen Sie, Alterchen,“ flüsterte Huhnholtz, „Sie sind ein ganz klein bissel beschwippst. Um Gottes willen keinen Skandal! . . .“

Aber die Warnung kam zu spät. Auch Vließen lag nichts an einem Skandal. Doch in Hans tobte der Wein. Er war nie ein starker Zecher gewesen. Heut war er sinnlos. Er riß sich los und packte Vließen am Rock.

„Herrgott, es wird Ernst!“ rief Herr von Fabricius. In der Thür zum Nebenzimmer erschienen Inningen und Hunding.

Hans keuchte. „Graf Vließen!“ schrie er. „Seht einmal — das ist der Graf Vließen! Treuester Freund eines Düren! Ein Graf und ein Wortbrüchiger! Ein Graf mitten unter Halunken! Ein —“

Mit aller Gewalt riß man ihn zurück. Und da schrie Hans gellend auf. Vließen hatte ihm ein Glas Wasser in das Gesicht gegossen. Es kam zu einer peinlichen Scene, wie diese Räume sie noch nicht gesehen hatten. Man rang mit Hans. Der Wütende hieb mit den Fäusten um sich und stieß mit den Füßen. Schließlich brach er zusammen. Man brachte ihn in das Billardzimmer. Hunding blieb bei ihm.

Im Spielsalon sammelte Vließen die übrigen Herren um sich.

„Ich bin der älteste unter Ihnen, meine Herren,“ sagte er, „auch wohl das älteste Mitglied des Klubs. Ich möchte Sie zum Stillschweigen über das eben Geschehene verpflichten. Einverstanden?“

Man war es. Vließen hatte sich auf eine Tischecke gesetzt, rief die beiden Diener heran, schärfte ihnen gleichfalls Stillschweigen ein und schickte sie dann hinaus. Es war noch über die Beilegung der Zwistigkeit zu verhandeln.

„Mir ist die Sache über alle Maßen unangenehm,“ fuhr Vließen fort. „Ich muß meine Abreise im letzten Augenblick aufschieben. Was Volcker veranlaßt haben kann, so unerhört ausfallend gegen mich zu werden, ist mir unklar —“

„Er war total betrunken,“ warf Herr von Wedel ein, und Fabricius fügte hinzu: „Er traf schon merkwürdig aufgeregt hier ein —“

„Richtig,“ sagte Prinz Inningen, „es fiel mir auch auf. Er kam betrunken an. Herrschaften, wenn man nicht viel verträgt, soll man gefälligst vorsichtig sein. Der Klub ist doch um aller Welt willen keine Destillation.“

„Sicher nicht,“ erwiderte Huhnholtz. „Durchlaucht haben ganz recht. Aber Volcker schien mir eher verärgert und verstimmt als angekneipt zu sein. Das entwickelte sich erst hier. Ich taxiere, er wird geschäftliche Unannehmlichkeiten gehabt haben.“

„Wir sind nicht berechtigt, das zu untersuchen,“ sagte Vließen. „Jedenfalls ist bei der Schwere und der Grundlosigkeit der mir zugefügten Beleidigungen ein Austrag durch Waffen unvermeidlich. Lieber Doktor Huhnholtz, würden Sie die Güte haben, mir sekundieren zu wollen?“

Huhnholtz verbeugte sich. „Selbstverständlich, lieber Graf. Indessen — vielleicht ist doch noch eine Beilegung möglich —“

„Möcht' wissen wie,“ fiel Herr von Oppeln ein. „Das Glas Wasser ist nicht zurückzunehmen —“

„Es war nur die Folge der ersten Beleidigung Volckers,“ sagte Etienne finster, „— die Antwort auf einen brutalern Angriff. Mir macht das in Aussicht stehende Duell verdammt wenig Spaß. Aber es ist unvermeidlich. Indessen, lieber Doktor Huhnholtz — beruhigen Sie sich: ich schieße so sicher, daß ich den guten Volcker bestimmt — nicht treffen werde. Schon aus Rücksicht auf seine Frau, die meine Cousine ist ...“ Er starrte einen Augenblick über die blanken Achselstücke des vor ihm stehenden kleinen Husaren. Er sah Hans Volcker tot in seinem Blute liegen. Das wäre die furchtbarste Rache an Gerda gewesen. Vließen fühlte ein Brennen auf seiner linken Wange. Da hatte ihn Gerdas Hand getroffen. Und ein dämonischer Haß blitzte in seinem Auge auf ...

Man besprach die nötigen Vorbereitungen. Vließen wollte nicht mehr nach Hause zurück, sondern in einem Hotel übernachten: seine Frau sollte nicht beunruhigt werden. Huhnholtz erklärte, sich mit Baron Hunding ins Einvernehmen setzen zu wollen; man vermutete, Hunding werde Hans Volcker sekundieren. Das Duell sollte nach Möglichkeit beschleunigt werden. Während man noch die Einzelheiten näher erörterte, öffnete sich die Thür zum Billardzimmer und Hans trat ein; an seiner Seite Hasso Hunding.

Hans sah furchtbar aus: das Gesicht kalkweiß, die Augen verschleiert und wie gebrochen, einen unsäglich bittern Zug um den Mund. Er schleppte sich mühsam vorwärts und stützte sich schwer auf den Arm Hundings. Aber er war völlig nüchtern.

„Meine Herren,“ sagte Hunding, „Herr Volcker hat eingesehen, daß er in einem Augenblick der Sinnlosigkeit den Grafen Vließen schwer beleidigt hat und ist bereit, zu revocieren. Sind Sie damit einverstanden, Herr Graf?“

Aller Augen hefteten sich auf Vließen. Der hatte einen schweren kurzen Kampf zu bestehen. Die Schmach auf seiner Wange brannte weiter. Aber er sah die fragenden Gesichter ringsum. Ein Nein würde in diesem Falle sein gesellschaftlicher Tod gewesen sein.

Er verneigte sich flüchtig. „Selbstverständlich," erwiderte er; „ein Wort der Entschuldigung genügt mir."

Nun sprach Hans — tonlos, aber fest. Jedes Wort war verständlich.

„Herr Graf," sagte er, „ich bedaure, daß ich beim hastigen Pokulieren die Selbstbeherrschung verloren habe. Ich weiß nicht mehr, wodurch und in welcher Form ich Sie beleidigt habe. Man sagt mir, die Beleidigungen seien schwer gewesen. Ich bitte Sie um Verzeihung und nehme vor diesen Zeugen jedes kränkende Wort ausdrücklich zurück. Wollen Sie mir die Hand reichen? —"

Vließen war wieder der vollkommene Kavalier. Er spürte wohl, daß die Hand Volckers schlaff wie die eines Toten in der seinen lag; um so herzlicher schüttelte er sie.

„Ich freue mich, verehrter Herr Volcker, daß der einzig verständige und richtige Ausgleich gefunden worden ist. Freue mich aufrichtig darüber. Meine Herren, die Scene von vorhin ist vergessen; sie ist nicht geschehen. Meinen Dank, Herr Volcker . . ."

Er schüttelte nochmals dessen Hand. Hans war unbeweglich stehen geblieben. Von Zeit zu Zeit erzitterte er leise, als überlaufe ihn ein Frösteln.

„Na, Gott sei Dank — also alles in Ordnung!" rief Huhnholtz.

„All right," fügte der Bankhalter von vorhin hinzu; „nun können wir unser Jeu fortsetzen. Ich bin Ihnen für meinen letzten Gewinst noch Revanche schuldig, Herr Volcker."

Hans starrte wie geistesabwesend um sich. Auf einmal durchfuhr es ihn wie ein elektrischer Schlag. Er zuckte heftig zusammen und schaute dann Herrn von Oppeln mit leerem Lächeln an.

„Ich schenke Ihnen die Revanche, Herr von Oppeln," sagte er. „Ich — ich erkläre meinen Austritt aus dem Klub und werde das morgen dem Herrn Präsidenten anzeigen . . ." Er verneigte sich und ging.

Niemand hielt ihn zurück.

„Besser so," meinte Prinz Inningen. „Über die Revocierung läßt sich streiten. Das Glas Wasser bleibt hängen."

„Ich sage," lachte Herr von Oppeln, „der Suff ist ein Laster — aber ein schönes."

„Wie kam Volcker zu dem Entschluß der Revocierung?" fragte Vließen. „Er benahm sich doch kurz vorher noch wie ein Wahnsinniger."

„Auch noch im Billardzimmer," berichtete Baron Hunding. „Aber ganz plötzlich wechselte die Stimmung. Der Rausch war auf einmal wie weggeblasen. Die psychische Erregung in Volcker war freilich noch immer gewaltig. Aber er sprach verständig und ruhig. Und als ich ihm vorschlug, allen weitern Skandalen durch ein Entschuldigungswort vorzubeugen, war er auf der Stelle einverstanden . . . Lassen wir die Sache ruhen."

Man nickte. Es war in der That so am besten; war auch gut, daß Hans Volcker aus dem Klub austreten wollte.

„Er gehörte doch nicht so recht hierher,“ sagte Inningen halblaut zu dem schwarzen Husaren.

Der stimmte zu. „Man muß unter sich bleiben, Durchlaucht . . .“

Zur selben Zeit, da Graf Vließen vom Klub aus nach dem Bahnhofe fuhr, betrat Hans seine Wohnung. Er fand auf seinem Schreibtische einen kurzen Brief von Gerda: „Lieber Hans; da Du heute doch nicht mehr heimkehren willst, habe ich mich entschlossen, schon mit dem Abendzuge nach Uttenhagen zu fahren. Bitte gieb dorthin Nachricht Deiner Gerda . . .“

Hans sank in den Schreibtischsessel. Es brannte nur ein einziges Licht auf dem Tische; das flackerte hin und her. Hans saß so, daß er sein Gesicht dem Licht zuwandte. Er sah wie ein Sterbender aus: die Augen schwarz umschattet, die Wangen hohl. Seine Zähne schlugen aufeinander. Er fühlte sich grenzenlos elend. Er dachte an nichts Bestimmtes: seine Gedanken sprangen. Er sah Gerda vor sich und Vließen und Bertram und zwanzig andre. Einmal trat die Scene im Klub mit lebhaften Farben in sein Gedächtnis zurück — und ein schreckliches Übelfinden überschlich ihn. Er sprang auf, nahm das Licht und ging in sein Schlafzimmer. Auf seinem Nachttisch lag die letzte Nummer des „Morgenblatts“, die er zuweilen noch im Bett zu überfliegen pflegte. Er nahm das Blatt und las gedankenlos die Überschrift des Leitartikels. Dann drehte er das elektrische Licht auf. Nun wurde es plötzlich blendend hell. Da stand das Bett Gerdas: unberührt und sauber zugedeckt. Die blaue Seide der Couvertüre schimmerte; auf den Waschtischen blitzte das Krystall der Flaschen; die drehbare Psyche warf das Licht in vollen Wogen zurück.

Hans schaute in den Spiegel. Er sah einen einsamen, verzweifelten Mann mit herzzerreißendem Elend im Blick. Er trat dicht an das Glas heran und schnitt sich eine Fratze. Diese Fratze — das war sein Leben. Und wieder verzerrte er sein Gesicht. Aber er erschrak vor sich selbst. War er denn verrückt? —

Er wandte sich und ging in das anstoßende Kinderzimmer. Eine Drehung — und auch hier strahlte das elektrische Licht auf. Und auch hier die gleiche frostige Ordnung wie nebenan: das Spielzeug sauber eingepackt, in zahlreichen Schachteln und Kistchen, die auf Simsbrettern standen; das kleine Bett unberührt; der Spielteppich zusammengerollt und daneben ein Netz mit Gummibällen... Auf der Erde, an der Ecke einer Kommode, sah Hans etwas Glitzerndes. Er bückte sich und hob eine farbige Glaskugel auf. Das Auge wurde ihm feucht. Der Kleine mochte noch zu guterletzt mit der Kugel gespielt haben, und man hatte beim Aufräumen des Zimmers ihrer nicht geachtet.

Hans behielt die Kugel in der Hand. Eine unermeßliche Sehnsucht nach Weib und Kind packte ihn plötzlich. Er kehrte in das Schlafzimmer zurück und warf sich vor dem Bette Gerdas in die Knie und drückte sein heißes Gesicht in die Kissen. Er schluchzte laut. Er war nicht mehr das große Kind mit dem eitlen Herzen und den thörichten Neigungen. Ein erster Schicksalssturm hatte genügt, ihn Mann werden zu lassen. Was nicht die Liebe vermocht, das hatte der Schmerz vollbracht.

XIX.

Graf Vließen hatte sich auf der Fahrt nach dem Klub nicht getäuscht: er hatte Hella und Dittmar gesehen.

Für beide war eine Zeit schweren Martyriums angebrochen. Die Forderung seines Vaters war für Dittmar ein nicht zu umgehender Befehl. Sie entsprach zudem seinem eignen Empfinden. Er war nur ein einziges Mal der Erlaubnis Nathansohns gefolgt und hatte an einem Freitag nachmittag in der Villa der Tiergartenstraße vorgesprochen. Doch da war das Haus voll Besucher, so daß ein Wort heimlicher Zwiesprache mit Hella unmöglich gewesen war.

Aber das verliebte Herz Hellas fand trotz der Aufsicht des Vaters den Weg zu Dittmar. Sie zog ihre Zofe in das Vertrauen. Das Mädchen vergötterte sie und wäre für sie durch Wasser und Feuer gegangen. Es kostete Hella Überwindung, sich Mittel zu bedienen, die ihrem Feinempfinden wenig entsprachen. Doch noch lauter sprach ihre Liebe. Diese heiße Liebe erfüllte ihr ganzes Sinnen. Jeder ihrer Gedanken gehörte Dittmar. Es war kein müßiges Spiel mit dem Tode, daß sie in bangen Stunden daran dachte, sterben zu müssen, wenn man ihr jede Hoffnung rauben wolle, die seine werden zu können.

Die Zofe vermittelte das erste Rendezvous in jener kleinen, wenig besuchten Konditorei, vor der Vließen die beiden gesehen hatte. Hier trafen sie sich einige wenige Male. Ein fester Entschluß mußte gefaßt werden. Er war nicht leicht. An ein Nachgeben Nathansohns war nicht zu denken. Der evangelische Pfarrer, bei dem Hella heimlich Religionsunterricht genommen, hatte erklärt, die Taufe nur mit Einwilligung des Vaters vornehmen zu wollen. Er vertrat den Standpunkt, daß Hella zwar mündig sei, aber noch unter väterlicher Obhut stehe. Ein zweiter, Dittmar befreundeter Geistlicher, den dieser aufgesucht hatte, war gegenteiliger Ansicht. Es handle sich in keinem Falle um Gewissensbedenken, sondern um eine einfache Rechtsfrage. Die Thatsache, daß Hella das mündige Alter erreicht, sei maßgebend. Dennoch führte der Geistliche, ein warmherziger, menschenfreundlicher Mann, auch theologische Momente zu Gunsten der Wünsche Hellas an. Nötigenfalls hätte Dittmar selbst die heilige Handlung an seiner Braut vollziehen können.

An jenem Sturmtage, an dem Vließen Hella und Dittmar begegnet war, wurden die letzten Abmachungen zwischen den beiden Liebenden getroffen. Es war ein Mittwoch. Am Sonnabend sollte die Taufe in der Wohnung des Dittmar befreundeten Pfarrers stattfinden. In Hella war alles leuchtende Liebe. Die große göttliche Gnade durchströmte ihr Herz und verschönte sie wunderbar. In ihren Augen lag ein hehrer Glanz, der sprach beredter als Worte.

Noch ein herber Schmerz sollte kommen: die Aussprache mit ihrem Vater. Aber dann war Hella gewappnet. Es konnte kein Zurück mehr geben. Und die Hoffnung war mit ihr, daß der Segen der Liebe auch im Herzen des Vaters auf fruchtbaren Boden fallen würde.

Im Sturm und Regen wanderte sie an jenem Mittwoch nach Hause. Der schneidende Wind ließ sie frösteln. Sie achtete nicht darauf. Sie war Glückes voll. Noch drei Tage — und das feste Band, das sie mit Dittmar verknüpfte, hatte heilige Weihe empfangen. Dann der Schlußkampf — dann Frieden . . .

Dittmar wollte Gerda und Bertram als Paten zu dem Taufakt bitten. Aber als er am Donnerstag nachmittag in der Rauchstraße vorsprach, fand er Hans fiebernd im Bett vor und mußte von ihm hören, daß Gerda mit dem Kleinen auf kurze Zeit nach Uttenhagen gereist sei.

Hans war nicht so krank, daß er nicht ein Viertelstündchen mit Dittmar hätte plaudern können. Er sprach von einer leichten Influenza; der Arzt habe ihm lediglich Ruhe und Schonung anbefohlen.

„Ich will nicht, daß Gerda davon erfährt,“ sagte er, „— hörst du, Ditt? Also schreibst du etwa an sie, so erwähne meine Bettfaulheit gar nicht. Bin ich wieder ganz auf dem Damm, so gönne ich mir vielleicht auch ein paar Tage Landluft. Mir ist Berlin plötzlich überaus ekelhaft geworden; ich muß die Lungen mit Ozon füllen und mir die Seele in frischerer Atmosphäre rein baden . . .“

Dittmar hatte sich kaum verabschiedet, als der Diener im Schlafzimmer Hansens erschien, um zu melden, ein Herr sei draußen, der sich nicht abweisen lassen wolle: ein Herr Düren. Er bitte darum, Herr Volcker möge ihn nur auf eine Minute empfangen — im Bett oder im Schlafrock, es sei gleichgültig.

Hans wurde unwillig. Aber er besann sich. Was suchte Düren bei ihm? Eine Ahnung dämmerte in ihm auf. Geschäftliches führte den Mann sicher nicht in des Gegners Haus. Also was war! . . . Und plötzlich fühlte Hans sein Herz rascher und lauter schlagen. Es war der Augenblick nahe, da es von einem Wort seiner Lippen abhing, zwei Menschen glücklich zu machen.

Er empfing Düren und bat um Entschuldigung, daß eine Erkältung ihn zwinge, das Bett zu hüten.

Düren hatte sich an der Thür verbeugt.

„Nicht Sie haben sich zu entschuldigen, Herr Volcker,“ entgegnete er, „— ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie zu so wenig gelegener Stunde belästige . . .“ Er wehrte ab, als Hans auf einen Stuhl deutete . . . „Ich will nach Möglichkeit kurz sein, Herr Volcker,“ fuhr er fort und trat einen Schritt näher an das Bett heran. „Ich stehe im Begriff, mich zu verloben. Sie kennen meine Braut — Olga Pawel —“

Hans nickte ruhig mit dem Kopfe. Er bemühte sich sichtlich, gelassen und gleichmütig zu bleiben. „Ja,“ sagte er, „ich kenne sie — und ich gratuliere Ihnen von Herzen, Herr Düren. Es giebt kaum einen zweiten Menschen auf der Welt, dem ich so aus dem Tiefsten Glück und Sonne wünsche als diesem Mädchen. Ich kenne Olga — und nun weiß ich auch, was Sie zu mir führt . . . Hören Sie mich an — aber ich bitte Sie, nehmen Sie sich einen Stuhl . . .“ Er stützte den Kopf in die Hand und schaute ernst zu seinem Feinde herüber, der da blaß und wartend saß, mit Hoffnung und Sehnsucht in seine Hände gegeben — ein Gebundener. Aber Hans sah ihn kaum; er sah ein liebes kleines Gesicht mit blondem Gelock über der Stirn und zwei ängstlich bittende Augen. Da wußte er, was er zu thun hatte . . . „Hören Sie mich an,“ wiederholte er aufatmend. „Wo ich sie kennen lernte — ja wo? In einem Theater — richtig: im Schauspielhause, im ‚Faust‘. Und ein paar Tage später führte der Zufall mich abermals mit ihr zusammen — bei der Entgleisung eines Eisenbahnwagens — bei einer ganz prosaischen Gelegenheit, die aber doch . . .“

Er schwieg einen Augenblick, um dann rascher fortzufahren: „Herr Düren, die Zeit meiner Bekanntschaft mit Olga war eine wundervoll poetische Episode in meinem Leben, war ein holder Traum, an den ich gern zurückdenke. Wir waren beide frei — sie wie ich — und wir hatten uns lieb. Aber sehen Sie: es war keine Liebe, die zu sinnloser Leidenschaft stieg — es war eine Zärtlichkeit, in der etwas Rührendes lag... Vielleicht hat gerade dies geschwisterliche Empfinden meine Neigung zu ihr gesteigert; es war eine Liebe, die nicht begehrte, sondern sich mit herzlicher Freundschaft begnügte ... Herr Düren, wir waren wie zwei Kinder — und daß es so war, das giebt der Erinnerung an jene Tage eine Verklärung, die mir vor Ihnen jede Verlegenheit nimmt. Ja — ich habe Olga lieb gehabt — was weiter!? Ist das ein Flecken auf ihrer Ehre? —"

Düren erhob sich. „Ich danke Ihnen, Herr Volcker," sagte er: „ich wollte hören, was ich gehört habe. Man ist ein Thor. Ich danke Ihnen und bitte nochmals um Vergebung, daß ich Sie gestört habe ..." Er verbeugte sich abermals tief und förmlich und ging.

Hans blieb mit unter dem Kopf verschränkten Händen im Bette liegen. Ein frohes Lächeln glitt über sein Gesicht, ein Reflex der Stimmung in seinem Innern. Er hatte einen Feind glücklich gemacht, statt ihn niederzustrecken. Das löschte manches aus ...

* *
*

Dittmar war inzwischen in seine Wohnung zurückgekehrt. Er fand eine beunruhigende Nachricht vor. Die Zofe Hellas hatte ein Billet für ihn abgegeben. Es war flüchtig mit Bleistift geschrieben und enthielt nur wenige Zeilen: „Geliebter Ditt! Ich habe mich bei dem gestrigen Sturm gründlich erkältet und darf nicht aus den Federn. Aber ich hoffe, morgen wird wieder alles in Ordnung sein. Und übermorgen — und dann! Gruß und Kuß, mein Lieb — deine Hella ..."

Morgen und übermorgen und dann! ... Das Morgen kam und das Übermorgen und keine weitere Nachricht von Hella. Am Freitag abend wurde Dittmar von einer quälenden Unruhe gepackt. Er stürmte davon und durchquerte mit eilenden Schritten den Tiergarten. Der Wind brauste in den Baumwipfeln und brach und knickte das dürre Geäst; in den Regen mischten sich Schneetropfen. Es war fast menschenleer auf den Straßen. Hin und wieder ratterte eine geschlossene Droschke über das schlüpfrige Pflaster. Im Nebel schienen die Laternen trüber zu brennen. Es war ein Abend wie jener, da er sich zum letztenmal mit Hella in der kleinen Konditorei getroffen hatte ...

Dittmars Unruhe wuchs. Gleichsam unvermutet sah er sich plötzlich der Villa Nathansohn gegenüber. Nur zwei Fenster waren im ersten Stockwerk erleuchtet. Das machte Dittmar von neuem stutzig. War heute nicht Freitag — nicht jour fixe im Hause Nathansohns? Sonst flammte Licht an Licht an der Front der Villa, und vor der Einfahrt leuchtete die elektrische Girandole ... Dittmar lehnte sich am Reitwege an den Stamm einer Linde. Daß der vom Baum rinnende Regen in schweren Tropfen sein Gesicht netzte, spürte er nicht. Es lag gleich einer Riesenlast auf seiner Brust; sein Atmen war ein leises Röcheln geworden ...

Da klang drüben die Gartenpforte, und es huschte etwas auf die Straße. Der Regen sprühte Dittmar in die Augen. Wer war das? Dittmar wischte sich mit der Hand über die Augen und sprang über den Macadam. Er hatte Emma erkannt, die Zofe Hellas, den treuen Liebesboten.

„Emma! . . .“

Die Kleine zuckte erschreckt zusammen und wandte sich um. Sie hatte ein Tuch über den Kopf geworfen, das auch Schultern und Büste umhüllte.

„Herr Graf,“ keuchte sie, „— Sie . . .? Ich wollte zu Ihnen. O das entsetzliche Unglück! . . .“

Ihr Gesicht war fahl, das Auge verweint und brennend. Ein Unglück?! Dittmar zog sie mit sich. Schon in diesem Moment wußte er, was kommen würde. Er zitterte nicht; aber es hämmerten seine Pulse wie ein gewaltiges Schlagwerk, und das Blut schoß ihm zu Hirn, so daß es dunkel um ihn zu werden schien.

„Erzählen! . . .“

Er führte Emma an der Hand mit sich. Sie sprach hastig und leise, von Schluchzlauten unterbrochen und dabei wie von Krämpfen geschüttelt. Es war so furchtbar. Vor einer Stunde war Hella gestorben. Die Erkältung hatte sich in eine schwere Lungenentzündung gewandelt . . .

Wie Dittmar nach Hause gekommen, das wußte er nicht. Er fand sich mitten in seinem Zimmer, lang ausgestreckt auf dem Teppich wieder. Hella tot. Es war so unfaßbar und unbegreiflich, daß er an seinen Sinnen zu zweifeln begann. Seine Hella tot . . .

Die Nacht, die da folgte, war die schwerste im Leben des jungen Mannes. Sie zählte nicht nach Stunden; sie war eine unendliche Leidenszeit.

Dittmar hatte sich nicht niedergelegt. Ruhelos schritt er auf und ab, warf sich zuweilen im Übermaße der Qual laut weinend auf das Sofa und sprang dann wieder empor wie aufgepeitscht. Er starrte vom Fenster aus in die Nacht hinein. Da ging Hella draußen vorüber und nickte ihm zu. Er warf den Kopf auf den Tisch und verbarg sein Gesicht. Da hörte er Hellas Stimme. Er raste wieder durch das Zimmer, mit tobendem Blut und fiebernden Pulsen. Da war Hella neben ihm . . .

Hella — Hella! Die erste reine und heilige Flamme, die in seinem Herzen gelodert — der Tod hatte sie gelöscht . . . Es dämmerte der Morgen in das Zimmer; in seinem alltäglichen Grau, kalt, winterlich und öde. Da lag Dittmar vor dem Sofa auf den Knieen und sprach mit seiner Toten. „Liebe, süße Hella — du, meine Hella, du hörst mich! Ich habe dich über alles geliebt und liebe dich über Tod und Grab. Ich liebe dich immer und ewig. Ich liebe dich, du meine Hella. Ich will dein Andenken heilig halten, und du sollst mein Schutzgeist sein — süße, süße Hella! . . .“ Er sprach das laut und sprach lange mit ihr. Und jedes Liebeswort wurde zu einem Stachel neuer Qual . . .

Am Vormittage fuhr er nach der Villa Nathansohn. Er traf in allen Zimmern auf Verwandte und Bekannte des Hauses, schwarz gekleidete ernste Männer und Frauen, die ihn stumm und höflich grüßten. Eine Hand rührte von hinten an seiner Schulter. Nathansohn winkte ihm und zog ihn in sein Arbeitszimmer. Da war

man allein. Der Bankier war in allen Tiefen erschüttert; in dem grauen Gesicht zuckten die Muskeln; die Augen waren verschwommen.

„Graf," sagte er und preßte die Hände Dittmars, „hier auf diesem Fleck stand sie damals. Da sprach sie von ihrer Liebe. Meine Hella! —" Es war wie ein Aufheulen . . . Und wieder packte der Alte Dittmars Hand. „Kommen Sie — Sie haben sie geliebt — Sie sollen sie noch einmal sehen . . . Ganz allein. Ich lasse niemand zu ihr . . . Nur Sie und ich . . ."

Er führte Dittmar in das Schlafgemach Hellas. Das war das Totenzimmer. Die Spiegel waren verhängt und alle Fenster; die Lichter brannten. Sie lag im Bett; ein seidenes Tuch war über ihr Antlitz gebreitet. Dittmar erschauerte nicht. Er war mit seiner Toten allein. Er trat an das Bett und hob das Tuch und küßte die kalte Stirn . . . Der Sturm in seiner Seele tobte nicht mehr. Dittmar fühlte eine große Ruhe über sich kommen und eine stille Weihe. Sein schweigender Mund sprach ein Gelöbnis. Die Tote war sein gewesen und blieb es. Das heilige Wasser hatte noch nicht ihre Stirn genetzt. Binnen kurzem würde draußen auf dem jüdischen Friedhofe ein prunkvoller Denkstein die Stelle bezeichnen, da sie ruhte. Doch wo immer man sie auch beisetzte: sein war sie gewesen und blieb es. Blieb es in starker und ewiger Liebe . . .

Als Dittmar das Totenzimmer verließ, sah er dicht an der Thür einen blassen Mann, der nahm hastig seine Hände und drückte sie stark. Sagte kein Wort dabei; aber Dittmar verstand den Druck der Hand. Es war der Doktor Heller. Nathansohn hatte ihn nicht in das Zimmer gelassen. Da sollte keiner hinein als er, der Vater, und der, den sein Kind geliebt. Doktor Heller sagte kein Wort; er drückte nur die Hand Dittmars, die die Tote berührt hatte. — — —

Drei Tage vor Weihnachten fuhren Dittmar und Hans Volcker nach Uttenhagen. Sie saßen allein im Coupé, jeder in einer Ecke, und plauderten miteinander.

„Du solltest auf einige Monate nach dem Süden gehen, Ditt," sagte Hans; „es reißt dich hinaus und bringt dich in andre Umgebung. Es wird dir auch gesundheitlich gut thun. Du siehst schauderhaft aus."

„Ich kann nicht behaupten, daß du vor Gesundheit strotzest, Hans," erwiderte Dittmar, „könnte dir den guten Rat also wohl zurückgeben. Aber er nützt dir so wenig wie mir. Du brauchst nicht die Sonne Italiens; du brauchst deine Gerda und wirst sie dir wiederholen. Und ich —? Lieber Junge, ich brauche die Arbeit. Denke ich an frühere Tage zurück, so muß ich fast lächeln bei diesem Wort. Was war mir dereinst die Arbeit! Im besten Falle eine angenehme Abwechslung. Aber sie ist mir eine gute Freundin geworden — ein Gefährtin, die treuer ist als das Glück. Ich rufe sie — doch nicht an den Schreibtisch. Vor der stillen Geistesarbeit fürchte ich mich. Kannst du das verstehen?"

„O ja, Ditt. Du scheust die Phantasie. Es ist Selbsterhaltungstrieb, daß du die Zeit für dich sprechen lassen willst. Aber es wird dich doch bald wieder an den Schreibtisch locken — und du wirst der Lockung nachgeben."

„Warum nicht? Dann und wann — ja —" er seufzte auf — „doch, Hans, sieh, wenn ich verdammt wäre, jetzt an eine größere Arbeit gehen zu müssen, ich würde verzweifeln. Ich würde immer nur wieder mein Leid niederschreiben können,

und das will ich nicht. Das vermag ich nicht. Es wäre ein Vergehen und eine Auflösung im Schmerz. Gewiß: ich denke an die Zeit; du hast recht. Sie wird den Schmerz nicht aus meiner Seele fegen; aber den Stachel wird sie ihm nehmen . . . Der Papa schreibt hilfeflehend. Er weiß in Uttenhagen nicht mehr aus noch ein. So wie die Verhältnisse liegen, ist eine Weiterwirtschaft unter der Hand meines guten Alten ein Ding der Unmöglichkeit. Ihn hält die Politik. Da ist mir ein Gedanke gekommen, der sich durchführen läßt. Wir werden die Rollen tauschen. Papa ist nicht nur ein famoser Redner, er ist auch der geborene Journalist. Mag er bei der Politik bleiben und meinetwegen noch tiefer in ihre Strudel tauchen. Vielleicht wird das auch eurem ‚Morgenblatt‘ dienlich sein —“

„Ausgezeichnet!“ rief Hans einfallend. „Papa ist uns schon heute unentbehrlich geworden; es wäre prächtig, wenn wir ihn noch fester an unser Blatt fesseln könnten. Die Tadellosigkeit seiner Persönlichkeit giebt uns Folie; die Lauterkeit seiner Gesinnung erkennen auch die Gegner an. Und dann noch etwas. Der Papa ist der einzige Politiker der Partei, der seine volle Unabhängigkeit bewahrt hat. Will man ihn der Gruppe der ‚Wilden‘ einreihen — was thut's? Er ist ein parlamentarisches Genie, und schon um seinetwillen wird der Parteivorstand das ‚Morgenblatt‘ nicht einfach an die Wand drücken können. Die Idee ist vortrefflich. Was sagt der Alte dazu?“

„Er schwankt noch. Aber seine Bedenken sind nicht ernsthafter Art. Vor allem ist er glücklich, daß ich ihm Uttenhagen abnehmen will. Ich stehe auf einmal hoch in Ehren bei ihm. Übrigens: ich bin langsam gestiegen; es kam nicht über Nacht; er hat Rückfälle gefürchtet. Sie sind ausgeschlossen: ich habe mich selbst kennen gelernt. Ich bin durch eine doppelte Schule gegangen, Hans: der Schmach und des Schmerzes . . .“

Hans nickte stumm. Er hörte eine verwandte Stimme in der eignen Seele.

Der Zug raste durch die winterlich weiße Landschaft. Aber es schneite nicht mehr. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und die Sonne schien.

Dittmar wies aus dem Fenster. „Aufgepaßt, Hans,“ sagte er, „gleich wird die Lokomotive pfeifen. Wir kommen auf Uttenhagener Gebiet. Da ist der Birkenwald — da der See — da tauchen die Dachsberge auf . . .“

Hans schaute aus dem Fenster. Der Zug glitt an der silbernen Pracht des Birkenhains vorüber. Die Bäume waren mit Eiskrystallen bepackt. Zwischen die hellen Stämme hindurch sah man den gefrorenen Spiegel des Sees leuchten. Auf jener Erhebung drüben hatte Hans einst Gerda seine Liebe gestanden. Da war der Humor der Gefährte ihrer Poesie gewesen . . .

Ein schriller Pfiff. Der Zug hielt vor der kleinen Station. Hinter dem Bahnhofsgebäude wartete auch schon der Schlitten; davor das ungezogene Ponypaar, und Fritz hielt die Zügel. Fritz war avanciert; kein Boy mehr, sondern zweiter Diener, und zuweilen durfte er auch den Kutscher vertreten.

Er grinste, als Dittmar ihm lachend zunickte. Aber er saß bewegungslos auf seiner Pritsche, die Peitsche auf den Schenkel gestemmt, und spielte den korrekten Kutscher vornehmer Herrschaft.

Es ging wie ein Schwalbenflug durch die Landschaft. Die Schneedecken der Ponys blähten sich auf wie Segel, und das Geläut der Schellen klang weithin. Hinab zum Seeufer, und dann in mächtigem Bogen dem Dorfe zu. Zuweilen berührten die farbigen Kopfstutze der Pferde die tief hängenden Birkenzweige, und dann rieselten die Eiskrystalle herab; in den knirschenden Schnee zogen die Kufen tiefe Furchen.

In der Parkallee sprangen die Hunde den Ankömmlingen entgegen: alle fünf — Mac, Montez, Schnauzerl, Pitty und Waldmann. Dittmar rief sie an, und sie gebärdeten sich wie unsinnig, überschlugen sich im Schnee und hüpften am Schlitten empor. Unter dem Portal aber stand der alte Leitholz und freute sich . . .

So sah man sich wieder. Ein paar Tage waren ins Land gezogen, nur ein paar Tage. Aber die herben Erfahrungen, die sie gezeitigt, hatten die Menschen gewandelt. Nun konnte aus neuer Saat neue Frucht keimen.

Fest aneinandergeschmiegt standen Hans und Gerda am Bett ihres Kleinen, der seelenruhig seinen Mittagsschlaf hielt.

„Ich wollte dir ein Versprechen geben, Gerda," sagte Hans, „hier — angesichts unsres Buben. Aber nicht die Worte thun es. Ich werde handeln in deinem Geiste . . . Vielliebe Gerda, Einsicht ziemt dem verständig Gewordenen. Ich war ein dummer Kerl. Nicke ruhig — ich war es. Und daß ich es war: vielleicht lag es an meiner Erziehung, an einer allzu bequemen Jugend, an Einflüssen von da und dort, denen ich nur gar zu gern nachgab — vielleicht. Es ist gleichgültig. Meine Biographen können versuchen, diese schwierige Frage zu lösen. Aber sie dürfen das Wichtigste nicht vergessen: dieser Hans Volcker besaß eine Frau, die war die liebste und die klügste zugleich. Es war eine Frau, die es wie keine verstand, Herz und Vernunft ein Duo spielen zu lassen. Es war ‚die' Frau . . . Gerda, du hörst: meinen Humor habe ich wieder. Aber er spöttelt nicht; er lacht auch nicht nur; er hat ein thränendes Auge. Ich habe viel durchmachen müssen; man hat den Narren in mir mit der eignen Pritsche geschlagen und hat das thörichte Kind unsanft am Ohrläppchen genommen. Es — es hat mir gut gethan . . . Nun ja! — Weißt du, was du mir beim Abschiede sagtest? Sagtest: rufe mich, aber rufe mich erst, wenn du ein andrer geworden bist. Ich rief dich nicht; ich bin selber gekommen — doch als andrer, Gerda. Ich verspreche nichts. Gieb mir die Hand — wir wollen ein neues Leben beginnen: sei's nicht für uns, so für den da!"

Er wies auf das schlafende Kind . . .

Inzwischen schritten die beiden Dassel, Vater und Sohn, durch Ställe und Scheunen; mit ihnen der Inspektor. Es war nur ein erster flüchtiger Rundgang, aber er klärte Dittmar über mancherlei auf. Viel war vernachlässigt worden; doch das Inventar war leidlich im stande, und die Baulichkeiten bedurften nur leichter Reparaturen. Es fehlte in der Hauptsache nichts als die Hand des Herrn.

„Ich gebe nach, Ditt," sagte der alte Dassel nach beendetem Rundgang. „Ich trete ab, und du sollst hier Herr sein. Möge es dir besser gelingen als mir, Uttenhagen auf seine alte Höhe zu bringen. Du hast die Jugend für dich. Ich bin alt geworden, und dann — — du weißt, eine Hexe oder eine Fee, nenne sie, wie du willst, hat mir die Hände gebunden. Ich bin hier überflüssig . . . Ditt, du bist ein Mann geworden, lauter und fest, ein ganzer Mann. Ich bin so stolz auf dich.

Und ich hoffe, daß Gott der Allmächtige dich männlich ertragen lassen wird, was das Schicksal über dich verhängt hat. Nicht nur ertragen: du wirst auch wieder genesen und wirst vergessen lernen und wirst eines Tages wissen, für wen du auf der Scholle deiner Väter schaffst und sorgst . . ."

Da aber warf Dittmar sich an seines Vaters Brust.

„Vergessen, Vater," rief er, „nie wieder — nie! Nach einer Liebe, wie ich sie empfunden, kann mein Herz nimmermehr lieben. Genesen ja, Gott gebe es — aber mein Heiligtum bleibt und bleibt unentweiht. Das ist mir Trost, daß sich die Erinnerung an meine Hella nicht verwischen kann, nicht in Jahren und nicht in Jahrzehnten — niemals, Vater . . . Laß mich für den Kleinen da oben schaffen und sorgen. Dasselsches Blut lebt ja auch in seinen Adern — und wenn auf Uttenhagen einstmals das Geschlecht der Volckers fröhlich aufblüht, so wird eine gewiß dem Herrgott dafür Dank wissen: unsre Gerda . . . Mich aber, Vater, laß bleiben, der ich bin . . ."

* *

*

Im Mai tagte die internationale Vereinigung der Presse aller Länder in der deutschen Reichshauptstadt. Man war vor drei Jahren in Madrid zusammengekommen, dann in Paris, vorjährig in Rom, und nun war Berlin an der Reihe.

Bei solchen Gelegenheiten gab es immer eine Fülle glänzender Feste. Auch Berlin hatte sich nicht lumpen lassen, obwohl man hier der internationalen Presse bedeutend weniger enthusiastisch entgegenkam als in den südlichen Ländern. Trotzdem: die lokalen Presseverbände hatten im Verein mit der Stadtverwaltung, den Theatervorständen und einigen reichen Mäcenen alles gethan, die fremden Gäste nach Gebühr zu empfangen. Es gab feierliche Ansprachen, Matinéen und Soiréen, ein Fest im Zoologischen Garten, Mustervorstellungen in allen großen Theatern, Galaoper, Konzerte und schließlich ein Bankett im Rathaus, das der Magistrat zu Ehren der Presse veranstaltete.

Es waren an fünfhundert Einladungen ergangen. Natürlich waren die Helden der Feder in der Überzahl. Aus aller Herren Ländern hatten sie sich zusammengefunden: schwarze kleine Italiener und gelbhäutige Spanier, ein paar elegante Franzosen, schon von weitem kenntlich an der roten Schleife der Ehrenlegion im Knopfloch — schnurrbärtige Magyaren und blonde Skandinavier, Rumänen, Griechen und Engländer, ein baumlanger, schattenhaft magerer Portugiese mit einem abenteuerlich großen Orden um den Hals, zwei Türken in braunrotem Fez, auch ein Japaner und ein zigeunerhaft aussehender Bulgare, der sich zur Feier des Tages Escarpins und Schnallenschuhe angezogen hatte und ein kleines Bukett im Knopfloch trug. Und dann in Massen die Vertreter der deutsch-österreichischen Journalistik. Alle politischen Richtungen und Fraktionen, alle Parteischattierungen und socialistischen Nuancen vereinten sich im Bankettsaal. Aber in der Beurteilung der politischen Farbe nach dem Äußern der einzelnen konnte man sich zuweilen täuschen. Da war zum Beispiel ein schlanker, bildhübscher Franzose in tadellos eleganter Toilette und mit keck aufgesetztem Schnurrbart, den man sehr wohl für den Sprößling einer alten Legitimistenfamilie hätte halten können. Und doch war er der Chefredakteur eines Pariser Arbeiterblatts, das in jeder Nummer Blut und Mord predigte und in der

Aufreizung der Massen das Menschenmögliche leistete. Und wiederum ein kleiner alter Herr mit verwüstetem Gesicht, rot unterlaufenen Augen und borstigem weißen Haar, ein Männchen, wie es Lombroso als den pathologischen Typus des grauen Lasters schildern könnte — das war eine berühmte Stütze des politischen Feudalismus, ein großer Redner und eine vielgenannte Autorität auf dem Gebiete des Staatsrechts. Im allgemeinen machte die Versammlung einen glänzenden Eindruck. Es fehlte nicht an stattlichen Erscheinungen und ordengepanzerten Brustseiten. Ein berüchtigtes Reptil, das sich in der Konfliktszeit die Taschen gefüllt und dann als Anhängsel an seinen recht schlicht klingenden bürgerlichen Namen einen romantischen Adelstitel in San Marino gekauft hatte, trug fünf Halsdekorationen übereinander: eine immer schöner und strahlender als die andre und an farbigen Bändern, die die Iris des Regenbogens wiederzuspiegeln schienen. Aber es gab auch gewichtigere Sterne. Neben dem zweiten Bürgermeister saß der Kultusminister; auch der Minister des Innern war anwesend, ferner der Generalintendant der Hoftheater und ein Flügeladjutant des Kaisers; es wimmelte von Ministerialräten; die Offiziösen aus der Wilhelmsstraße und von dem Continental-Telegraphenbureau schüttelten sich die Hände; ein schriftstellernder Präsident, den man die „Zeitungs-Excellenz“ zu nennen pflegte, unterhielt sich angeregt mit einem socialdemokratischen Führer. Sozusagen zur Ausschmückung war auch eine große Garde von Berühmtheiten geladen worden, die der politischen Tagespresse ferner stand: Romanschriftsteller und Dramatiker von Ruf und ein paar Schauspieler von Namen, die zuweilen feuilletonistische Anwandlungen bekamen, wie der alte Lepus mit seinem feinen Diplomatengesicht. Man sah robuste Erscheinungen, die nicht so recht in ihren Frack passen wollten, neben geschniegelten Dandys und pastoralen Typen, rote Demokraten neben scharf umheräugenden Herren des Centrums, und zahlreiche Reporter, die mit ihren Notizbüchern und dem gespitzten Bleistift in der Hand durch die Menge glitten, um Stoff zu sammeln.

Natürlich waren auch die großen Zeitungsverleger anwesend. Die Volckers fehlten ebensowenig wie Düren. Der „Volksbote“ hatte sich rapide entwickelt; aber jetzt schien es, als stehe er auf einem Stillstandspunkt. Er war trotz aller Anstrengungen, einen litterarischen Charakter anzunehmen, das Organ der untern Hunderttausend geblieben. Düren gab sich schließlich damit zufrieden; die Erträge, die die Zeitung abwarf, waren glänzend — da konnte man ihren geringfügigen politischen Einfluß schon verschmerzen. Um so mehr hatte das „Morgenblatt“ an Bedeutung gewonnen. Seine selbständiger gewordene Tendenz schaffte ihm neue Freunde. Die Kalkulation Bertrams war richtig gewesen. Der Abonnentenkreis dehnte sich nicht viel über eine bestimmte Grenze aus; aber diese immerhin recht stattliche Gemeinde blieb treu, und auf sie konnte man zählen. Ein „Geschäft“ wie der „Volksbote“ war das Volckersche Unternehmen nicht und konnte es nie werden. Immerhin hatte die Solidität der Firma auch in geschäftlicher Beziehung Grundlagen geschaffen, die gute Früchte versprachen. Das „Morgenblatt“ war nicht mehr das „fressende Kapital“, das Schreckgespenst des Hauses, das Steffens ehemals mit Vorliebe herauf zu beschwören für nötig hielt. Auch Steffens hatte sich ergeben müssen. Er brummte zwar noch zuweilen, begann aber doch einzusehen, daß die nunmehr fest begründete und auf eignen Füßen stehende Zeitung das Ansehen und den Ruhm der alten Firma nur fördern

und erhöhen konnte. Denn dies Blatt diente weder der Neuigkeitslust der Menge noch den einseitigen Interessen einer bestimmten poltitischen Fraktion: es diente dem Vaterlande „im Geiste und in der Wahrheit“, unabhängig nach allen Seiten hin und mit jener maßvollen Freiheit der Kritik, von der Bismarck einst sagte, daß sie das regulierende Medium zwischen Absolutismus und Parlamentismus sei . . .

Der große Saal füllte sich mehr und mehr. Doktor Sensenschmidt war wie immer der Apoll der Berliner Journalistik; in seinem prallen weißen Vorhemdchen blitzten zwei Brillanten; und wie saß sein Frack! — Auch Graf Breesen schlenkerte umher, zappelnd und brennende Neugier auf dem Gesicht. Als er den alten Dassel in einem kleinen Kreise journalistischer Parlamentarier stehen sah, warf er die Arme in die Luft, als ob er einen Fandango tanzen wollte. „Grüß Gott, lieber Graf!“ — „Grüß Gott, lieber Graf!“ — „Also auch Sie, lieber Graf?“ — „Gehöre doch sozusagen mit zum verfehlten Beruf. Na, und Sie, lieber Graf?“ — „Lieber Graf, ich muß schon dabei sein. Ich bin dem Komitee beigetreten. Ei, versteht sich . . .“ Und dann zappelte Breesen weiter, um den Kultusminister zu begrüßen.

Es war ein Bankett mit Damen. Die hellen Balltoiletten brachten eine freundliche Farbenstimmung in das Ganze. Noch schwirrte alles umher. Man suchte nach seinen Plätzen. „Hier, Hans — hier, Gerda,“ rief Bertram Volcker; „wir sitzen uns gegenüber . . .“ Er hatte Dorothee am Arm, die ein hellseidenes Kleid trug, das in der Taille die unvermeidlichen Falten schlug. Aber sie war guter Laune. Hauptmann Wenzel, der die Militaria-Rubrik des „Morgenblatts“ redigierte, war ihr linker Tischnachbar, und der machte ihr schon aus Subordinationsgefühl den Hof.

Gerda strahlte vor Gesundheit, Glück und Interesse. Wie war das alles fabelhaft unterhaltend ringsum! Es hieß, am Morgen sei Rochefort aus Paris eingetroffen. Aber der Mann, der ihm ähnlich sah, war Redakteur eines bayrischen ultramontanen Blatts. „Zeig' mir den Düren, Hans,“ wisperte Gerda ganz aufgeregt; „man sieht alle diese Leute nicht so bald wieder bei einander . . .“ „Da drüben steht er, der hübsche junge Mensch mit dem unbekümmert fröhlichen Gesicht . . .“ „Ach — der?! Ich hab' ihn mir ganz anders gedacht. Und die kleine Blondine neben ihm? Ist das seine Frau?“ — „Braut, glaube ich — aber vielleicht auch schon seine Frau. O Gerda, was fragst du alles! . . .“ Der kleine Hase, Lokalredakteur des „Morgenblatts“, hatte Doktor Rempler gebeten, ihn der Gattin seines jüngern Chefs vorzustellen. Der Vorgang, den Doktor Rempler sehr zeremoniös und feierlich auffaßte, dämmte für einige Minuten die Wißbegier Gerdas ein; dann aber begann sie sich von neuem für Düren zu interessieren. „Er sieht so harmlos aus,“ sagte sie . . . „Hat's aber hinter den Ohren,“ antwortete Hans . . . „Ist es wahr, daß Etienne seine Berichte aus Afrika im ‚Volksboten‘ veröffentlicht? . . .“ „Leider — Schande genug,“ brummte Hans . . . „Was mag denn die Nina Vließen machen?“ . . . „Weiß nicht, Kind. Sitzt in Tarasp oder da irgendwo im Hochgebirge; aber es soll ihr schlecht gehen . . .“ „Gott, die arme Frau. Hansel, sieh mal den kleinen Herrn mit dem großen Kopfe. Ist das nicht ein berühmter Dichter? . . .“

Erst in diesem Augenblick hatte Olga Hans Volcker bemerkt. Sie verfärbte sich leicht, und ihr Arm zuckte in dem Dürens. „Franz,“ flüsterte sie, „da drüben

steht Volcker . . .“ Düren wurde ernst, als er in das Antlitz Olgas schaute. Aber es war nur wie ein vorüberhuschender Schatten. Dann lächelte er wieder sein unbekümmertes Lächeln und drückte Olgas Hand. „Laß ihn, mein Herz,“ entgegnete er leise, „und grüßt er dich, so grüße wieder. Man weicht sich nicht aus, wenn man sich nicht zu scheuen hat . . .“ Und wirklich: Volcker grüßte herüber, verbindlich und höflich — und Düren wie Olga grüßten ebenso zurück. Ganz frohen Herzens aber war die kleine Ollinka erst von diesem Augenblick ab. Zach, sanft und zärtlich strich ihre Hand über die Rechte Dürens; ihn glücklich zu machen, das sollte in Zukunft ihr eignes Glück bedeuten . . .

An der riesenlangen, in Hufeisenform aufgestellten Tafel hatte man begonnen, Platz zu nehmen. Nur noch vereinzelte Gruppen standen umher, während die Diener bereits die Suppe servierten. Axel Pawel rannte beinahe einen Kellner um, weil er zu spät gekommen war und noch Düren und Olga begrüßen wollte. „’Tag, Franz — ’Tag, Olli! Kinder, wie geht’s? . . .“ „Gut, Axel — und dir?“ . . .“ „Ganz famos. Herrschaften, ich bin selig: das Schauspielhaus hat mein Drama angenommen . . .“ Er stürmte weiter, zu der Gruppe des „Morgenblatts“ hinüber, wo ein Platz für ihn reserviert worden war. Ein Klingelzeichen ertönte. Geräuschvoll ließen auch die letzten noch stehen Gebliebenen sich nieder. Stühlerücken und Kleiderrauschen; das Klirren eines zerbrechenden Glases; dann wurde es stiller. Man sah, wie sich in der Mitte der Tafel der zweite Bürgermeister erhob. Ein paar Kellner blieben mit dampfenden Suppentellern hinter den Gastreihen stehen.

„Hochansehnliche Festversammlung . . .“

Gerda neigte sich mit neugierigem Gesicht seitwärts zu Hans. „Wer ist das, Männe? . . .“ „Der zweite Bürgermeister, Maus; der erste liegt krank . . .“ „Ein pflichttreuer Beamter,“ ergänzte Doktor Hase, „eine Säule der Kommune, aber kein Redner . . .“ „Quasselstrippe,“ flüsterte gegenüber am Tisch Doktor Sensenschmidt seinem Nachbar ins Ohr; „passen Sie mal auf, was der wieder . . .“ „Pst,“ machte eine Stimme in der Nähe. Der Bürgermeister warf einen raschen Blick über die Versammlung und fuhr ohne Unterbrechung in seiner Ansprache fort, indem er sich mit dem Oberkörper weit über den Tisch neigte und namentlich die fremden Redefloskeln betonte:

. . .„Man hat uns nicht verwöhnt. Lange ist Berlin das Stiefkind unter den internationalen Großstädten gewesen — un cendrillon, messieurs les Parisiens — — man hat hier nicht getagt, höchstens einmal genächtet — auf flüchtiger Durchfahrt, auf einer Reise nach Norden oder Osten. Freilich, selbst wenn man zur Beratung ernsthafter Fragen zusammenkommt — burning questions, gentlemen — man will sich dabei immer ein klein bißchen amüsieren. Auch in diesen Tagen — auch hier in Berlin . . .“ Heiterkeit und Zustimmung, besonders von seiten der Inländer . . . „Meine Herren, daß die Internationale Vereinigung der Presse diesmal Berlin als Sitzungsort erwählt hat, erfüllt uns mit großer Freude und aufrichtigem Danke. Denn die Presse, dieser massive Körper —“ er wölbte die Handflächen — „der sich aus geistigen Subtilitäten zusammensetzt, drückt kraft ihrer Internationalität unsrer Arbeitsstadt zugleich den Stempel einer Fremdenstadt auf, in der — o ja wohl — in der man neben geistigen Genüssen auch ganz hübsche materielle Vergnügungen findet —

den Stempel einer citta di piacere e piacevole ...“ Erneute zustimmende Heiterkeit bei den Südländern. Der Bürgermeister verstand zu reden. Er lächelte noch immer, um dann allgemach ernster zu werden ... „Mögen Sie, meine Herren, sich bei uns nicht nur behaglich fühlen; möge ihr Behagen —“ jetzt suchte er nach einer spanischen Vokabel, fand sie indessen nicht — „in der Erinnerung an Berlin auch anhalten und sich mit der Entfernung quadratisch vermehren; denn in Ihren Händen liegt es, uns bei unsern Nachbarn — im weitesten Sinne gesprochen — beliebt zu machen oder zu verketzern ...“ Zahlreiche Ohos, Abwehrrufe — „ma no!“ — „non!“ und ein halblautes „Evviva Berlino!“ — Einen Augenblick schwieg der Redner, um dann, sich seines Eindrucks bewußt, lauter fortzufahren: „Ja, die Presse, die Großmacht Presse! Nicht nur die Politik und Industrie, die Kunst und die Wissenschaften sind in gewisser Weise von ihr abhängig, sei's unterm Strich, sei es im Leitartikel, sei's selbst im Inseratenteil — ah, les affiches, messieurs! — auch unser intimes Leben begleitet sie, von der Geburtsanzeige an bis zum Nachruf. Sie ist der täglich neu erstehende Phönix der öffentlichen Meinung, sie ist die erleuchtende Camera obscura des zeitgenössischen Lebens — sie ist eine furchtbare und auch segensreiche Kriegerin mit ihrem gewaltigen Rüstzeuge an Druckerschwärze und Bleilettern, an Originalgedanken und dem tausendfachen Straßenwiederhall auf reinlich weißem Grunde. Sie dient der Welt; dient der Gesellschaft und den Musen, dient Hunderten von Parteien, dient zahllosen Millionen und jedem einzelnen. Immer aber nur soll sie der Wahrheit dienen, dem großen Menschheitsideal — der Freiheitskünderin Wahrheit ... Hochansehnliche Versammlung, ich leere mein Glas auf das Wohl der Presse: es lebe die papierne Macht! ...“

Ein unpraktischer Mensch

Roman

von

Rudolf Hirschberg-Jura.



I.

„Stoßt an, Meißen soll leben! Hurra hoch!
„Es grünen die Hügel, es raget die Burg,
„Und schimmernd gleitet die Elbe hindurch.
„Frei ist der Bursch!

„Stoßt an, Afra soll leben! Hurra hoch!
„Sie lehret uns Griechisch und lehret Latein
„Und sperrt uns sechs Jahr in das Kloster hinein.
„Frei ist der Bursch!

„Stoßt an, Ferien leben! Hurra hoch! . . . . . .“

An dieser Stelle wurde der festliche Jubelgesang von dem plötzlich eintretenden Herrn Rektor unterbrochen. Er gebot Ruhe, hielt eine kurze Ansprache, die mit „Ei, ei“ begann und mit „Ei, ei, ei, ei“ schloß, und erinnerte die jugendlichen Sänger daran, daß sie keineswegs schon freie Burschen wären, sondern vorläufig noch königlich sächsische Gymnasiasten.

Das laute Singen verstummte natürlich augenblicklich, die frohe Stimmung aber des grauenden Ferienmorgens ließ sich durch die strengen Worte des gefürchteten Schulherrschers heute nicht unterdrücken, und im Herzen sang jeder der Jungens die Verse gewissenhaft und begeistert zu Ende.

Übrigens war nicht nur die letzte Strophenzeile von der Burschenfreiheit leider noch unzutreffend, auch der Strophenbeginn enthielt mit seinem „Stoßt an“ eine durchaus ungefährliche und nur symbolische Aufforderung zum Zechen. In Anbetracht der Örtlichkeit war das Trinklied äußerst platonisch und würde sogar lächerlich gewirkt haben, wenn nicht die feurige Inbrunst der Sänger über jeden Spott erhaben gewesen wäre. Denn sie befanden sich nicht etwa beim schäumenden Bier in der Schenke, sondern in einem ganz andern, wenn auch ebenso feuchten Raume, in dem Waschsaal Nr. I. der Fürstenschule zu St. Afra in Meißen.

Reihenweise standen sie an den langen, mit Wasserleitung vortrefflich eingerichteten Waschtafeln; jeder bückte sich mit entblößtem Oberkörper über sein großes drehbares Waschbecken, kippte es wiederholt aus, ließ es von neuem wieder voll laufen und betrieb sein Reinigungswerk bei aller Geschwindigkeit mit großartiger Wasserverschwendung, trotz des Rektors allwöchentlicher Mahnung zur Sparsamkeit.

Vier trübe, von runden Regenbogenhöfen umzitterte Gasflammen leuchteten zu diesem plätschernden, rauschenden und sprudelnden Thun, und wenn in ihrem matten

Scheine all die weißen Rücken und Arme glänzten, und wenn sich hier und da einer der jungen Leute den vollen kalten Strahl der Leitung auf Kopf und Nacken strömen ließ und dabei die Nachbarn weithin bespritzte, so gab das ein Bild, als feierten hier die Freunde des Waschens eine Orgie.

Punkt fünf Uhr, wie immer, hatte das Geläute der Schulglocke die Schläfer geweckt. Doch wenn sie sich sonst meist stillschweigend die Müdigkeit aus den Augen wuschen, so war es heute geräuschvoller zugegangen, und während der Körper sich am kühlen Wasser erfrischte, schwebte der Geist schon über die Schulmauern hinweg, in die Heimat, in das Elternhaus, in die Ferien.

Voll freudigen Sehnens ging mancher Blick zum Fenster hinaus, wo noch bräunliche Dämmerung die Luft erfüllte. Nur drüben, jenseits der Elbe, über der weiten Ebene der Nassau zeigte sich ein heller Schein am Himmelsrande. Dort rüstete sich die Sonne, um den ersten Ferienmorgen rechtzeitig mit ihrem Glanze zu bescheinen. Sie war sich wohl bewußt, daß ihr heute eine Verspätung von den Schülern sehr übel genommen werden würde.

Der Rektor freilich, der gerade die allwöchentlich unter den Lehrern wechselnde persönliche Aufsicht über die Anstalt führte, hatte nicht viel zartes Mitgefühl für die lärmende Ferienfreude seiner Zöglinge. Nachdem er sich einige Augenblicke an dem ehrfürchtigen Stillschweigen erfreut hatte, das seinen Worten folgte, fügte er mit harter Stimme hinzu:

„Ich erwarte, daß sich derjenige unter Ihnen, welcher die andern zu dem ungehörigen Singsang verleitet hat, sofort nach dem Frühstück in meinem Zimmer meldet.“

Das klang wie eine Strafandrohung und beunruhigte die eben noch so heitern Gemüter sehr. Denn erfahrungsgemäß pflegten die Strafen des Rektors kurz vor den Ferien darin zu bestehen, daß er den armen Sünder erst mit einigen Stunden Verspätung in die Freiheit entließ. Auch war es seine strenge Gewohnheit, wenn er den Schuldigen nicht ermitteln konnte, unerbittlich die Allgemeinheit für den einzelnen büßen zu lassen. Heute aber hatten alle Insassen des Waschsaals Nr. I. gemeinsam gesündigt und machten sich nun bekümmerten Herzens darauf gefaßt, erst ein bis zwei Züge später nach Hause fahren zu dürfen.

Kaum aber hatte sich der Rektor königlichen Schrittes entfernt, so rief der Oberprimaner Richard Günther:

„Seid nur beruhigt. Ich melde mich dann natürlich. Ich hab's ja angestimmt.“

Es war ein schwarzhaariger, lang aufgeschossener, etwas dürftiger Bursche mit tiefliegenden Augen. Ein Seufzer der Erleichterung und ein leichtes Beifallsgemurmel folgten seinen Worten. Denn sein Vorsatz, sich freiwillig der Strafe darzubieten, erinnerte an die echteste Römertugend und flößte den mit klassischen Idealen gefütterten Gemütern der Kameraden ehrliche Bewunderung ein.

Doch war keine Zeit, dieser Bewunderung viel Worte zu leihen, und jeder befleißigte sich der größten Eile, um seine Toilette zu beendigen. Zwanzig Minuten nach fünf Uhr mußten sie alle zur täglichen Morgenandacht im Beetsaal versammelt sein, wenige Minuten später strömte die ganze Schar in geordnetem Zuge über den morgenkühlen Hof in den Speisesaal, verschlang dort hastig das Frühstück, und nun endlich nahte der Zeitpunkt der Entlassung, der wirkliche Beginn der Ferien.

Vorher aber meldete sich Richard Günther bei dem Rektor.

„Ei, ei,“ sagte dieser voll Bedauern und Entrüstung. Denn Günther war der beste Lateiner in Oberprima und sein Lieblingsschüler. Es schmerzte den Lehrer, daß gerade diese Zierde seiner Klasse, der Musterschüler humanistischer Wissenschaft, der fast nie gegen die Regeln der lateinischen Grammatik, Verslehre und Stilistik fehlte, daß gerade er sich so gröblich gegen die strenge Hausordnung vergangen hatte.

„Also Sie haben sich unterfangen, ein studentisches Kneiplied anzustimmen? Pfui, schämen Sie sich! Am frühen Morgen, noch vor dem Gebet, ein studentisches Kneiplied!“

„Verzeihung, Herr Rektor, aber ein studentisches Kneiplied war es nicht,“ erwiderte der blasse junge Mann mit einem linkischen, aber bei aller Bescheidenheit doch selbstbewußten Ruck des Oberkörpers. „Es war ein Loblied auf Meißen, auf unsre Schule und natürlich auch auf die Ferien!“

„So? — Mir ist auf die Melodie, die Sie da gesungen haben, nur der Text des Kommersbuches bekannt. Wo haben Sie denn Ihre Verse her?“

„Ich habe sie selbst gemacht, um das Lied unsern Verhältnissen und Bedürfnissen anzupassen.“

„Sie selbst? So! Hm. Ei, ei! Na, als Vorsitzender des Dichterkränzchens haben Sie ja schließlich das Recht dazu. Aber strafbar sind Sie doch. Denn in der Schule dürfen Lieder nur geschrieben werden und nicht gesungen. Eigentlich müßte ich Sie nun bis Mittag hier behalten!“

Günthers Wangen wurden noch etwas bleicher.

„Na, gehen Sie nur!“ fuhr der Rektor jetzt milder fort. „Aber denken Sie in den Ferien darüber nach, welch schlechtes Beispiel Sie heute den andern gegeben haben, und übersetzen Sie mir zu Hause als Strafarbeit Ihre deutschen Verse in eine lateinische Ode, Alcäisches Versmaß. So! Dann ist's gut!“

Der Oberprimaner verbeugte sich mit glücklichem Herzen und leuchtenden Augen und verließ das Zimmer. Ein paar lateinische Verse zu machen war ihm keine Strafe, sondern eine sehr angenehme Beschäftigung, und jubelnd verkündete er den Kameraden das gnädige Urteil.

Diese standen schon dicht gedrängt zum ersehnten Abmarsch bereit, die grüne Mütze auf dem Kopf, die Umhängetasche über der Schulter oder ein kleines Paket in der Hand, und warteten darauf, ihren Namen verlesen zu hören und dann davon zu eilen nach dem Bahnhof oder nach dem Vaterhaus in der Stadt, die sich unten im Thalkessel am Fuße des Afraberges ausbreitete.

Auch Richard Günther war in Meißen zu Hause. Auf dem Marktplatze trennte sich sein Weg von der lärmenden Schar, die über die Elbbrücke nach dem Bahnhofe strebte. Er ging durch stillere Gassen, die nur von seinen Schritten und denen eines schwer beladenen Bäckerjungen wiederhallten. Auf den in das äußere Triebischthal führenden Straßen begaben sich zahlreiche Gruppen von Fabrikarbeitern raschen Schrittes nach der Stätte ihres Tagewerkes. Der Unterschied, daß diese Leute zu harter Arbeit gingen, während ihm selbst die köstlichen Ferien winkten, kam ihm sehr angenehm zum Bewußtsein und beschämte ihn keineswegs. Er freute sich in der kurzen Ferienwoche nicht auf das Nichtsthun, sondern auf die Freiheit.

Jetzt stieg er den Plossenberg hinan. Ein steiler Weg führt zu dieser die Stadt im Süden begrenzenden Anhöhe empor. Oben, wo man die schöne freie Aussicht nach dem andern Elbufer und stromauf- und stromabwärts auf die Elbe selbst genießt, ist in den letzten Jahren ein elegantes Villenviertel entstanden, dem der Neid der Minderbemittelten den Namen Protzendorf zu geben pflegt.

Rechtsanwalt Günther war einer der ersten gewesen, die sich noch zu bescheidenen Preisen hier oben angesiedelt hatten. In der schönsten Lage dicht über dem Elbstrom bewohnte er mit seiner Familie ein einfaches aber behagliches Haus mit einem hübschen Garten, der sich über den dürftigen Eindruck einer Neuanlage bereits üppig hinausgewachsen hatte. Dorthin lenkte jetzt Richard seine Schritte, während er sich häufig umsah und mit frischen Augen das Bild der stillen Herbstlandschaft in sich aufnahm.

Es war inzwischen hell geworden, wenn auch die Sonne ihr glühendes Antlitz noch nicht entschleiert hatte. Sie selbst war noch unsichtbar, aber das harte kalte Morgenlicht gab allen Dingen eine sonderbare scharfe Deutlichkeit, wie man sie sonst nur in photographischen Ateliers zu sehen gewohnt ist. Richard blickte vorwärts und sah die zierlich launenhaften Dächer und Türmchen modischer Villen aus dem bunten Laube hervorragen. Er blickte rückwärts nach dem Schloßberg auf die schwarze Masse der Albrechtsburg, des Domes und des alten bischöflichen Schlosses, die sich in großen vornehmen Linien von dem blaßgrauen Himmel abhoben, und er freute sich über die Schönheit seiner altberühmten Vaterstadt. Auch links vom Schloßberg auf den Afraberg richtete er seine Augen, wo wie ein breitgequetschter Kasten seine Schule mit ihren hellgelben Mauern herübergrüßte. Sie war nicht schön. Aber auch dies unelegante, schwerfällige Gebäude betrachtete er mit Stolz und Liebe. So sehr ihn die Ferien freuten, so glücklich war er doch, ein Zögling dieser alten Gelehrtenschule zu sein. Stolz war er auf den edeln Kurfürst Moritz, der mit den Reichtümern eingezogener Klöster die berühmte Lateinschule zu St. Afra einst ins Leben gerufen hatte, stolz war er,. an derselben Stätte erzogen zu werden, der ein Lessing die Grundlagen seiner Bildung verdankte, und stolz war er nicht zum mindesten auf die guten Zensuren, die er selbst in die Michaelisferien mit nach Hause brachte.

Das Gartenthor der väterlichen Villa war noch verschlossen; Richard machte sich ohne weiteres daran, überzusteigen, und wie er seine langen Beine über die spitzen Stäbe des roten Eisengitters hinweghob, sah das zwar etwas ungeschickt aus, aber er gelangte glücklich im Garten wieder zu Boden und hatte große Freude an dem romantischen Bewußtsein, wie ein Einbrecher nach Hause zu kommen.

Jetzt klopfte er nachdrücklich ans Fenster der im Erdgeschoß liegenden Küche. Das Hausmädchen Minna öffnete ihm freundlich die Hinterthür, er sprang in hastigen Sätzen die Treppen empor zum Wohnzimmer, und als er vom Stubenmädchen, das dort den Kaffeetisch deckte, erfuhr, daß noch niemand aufgestanden sei, eilte er weiter hinauf in die Mansarde, wo er und sein Bruder Kurt ihr Ferienheim hatten. Kurt war zwei Jahre älter und studierte Jura. Er befand sich nun schon fast sieben Wochen im ungestörten Genuß der langen Studentenferien, war aber sehr ungehalten, als ihn Richard mit kräftigem Gruß aus seinen Morgenträumen scheuchte und durch plötzliches Entfernen der Bettdecke zum Aufstehen zu reizen suchte.

Er murmelte einiges von „Pennälerfrechheit“ und „Rücksichtslosigkeit gegen einen bierehrlichen Burschen“, ließ sich aber schließlich dazu bewegen, sich zu waschen und anzukleiden, wurde dabei allmählich munter und ging auf Richards fröhliches Plaudern ein. Mit wohlwollender Überlegenheit ließ er sich die Neuigkeiten der Schule erzählen, wobei er durch kurze Zwischenbemerkungen den jüngern Bruder darüber belehrte, daß der deutsche Student das freieste, vornehmste Wesen unter der Sonne und gewissermaßen die Krone der Schöpfung sei.

„Schade,“ sagte er, „daß der Alte nicht genug Moos herausrückt, um in eine anständige Couleur einzuspringen. Schade! Du wirst es ja auch noch erfahren und empfinden. Na, komm! Wir wollen runter gehen zum Frühstück. Ich freue mich heute auf eine Tasse schwarzen Kaffee. Es ist gestern abend in der Stadtbierhalle etwas spät geworden.“

Im Wohnzimmer begrüßte Richard die Eltern mit Kuß und Umarmung und lieferte seinen Zensurbrief ab, den ihm Professor Lange für den Vater mitgegeben hatte. Jeder Schüler ist nämlich der besondern Fürsorge eines Lehrers anvertraut, der seine Kasse für die laufenden Ausgaben verwaltet und den Eltern mit der Abrechnung darüber zugleich Bericht über die Fortschritte und das Wohlverhalten seines Schützlings abstattet.

Professor Lange war des Rechtsanwalts Günther bester Freund und beobachtete die Leistungen seines Sohnes daher mit besonders strenger Aufmerksamkeit.

Der Vater las den Brief kopfschüttelnd, und die Mutter sagte begütigend:

„Laß doch den Brief bis nachher. Wir wollen wenigstens erst in Ruhe Kaffee trinken!“

Richard aber entgegnete stolz:

„Der Vater mag nur lesen! Ich habe im Deutschen und im Lateinischen die I^B. Also für zweimal I^B bekomme ich sechs Mark Ferientaschengeld. Nicht wahr? Bitte! So ist es doch ausgemacht, und ich möchte heute nachmittag gern in den Birnbaum gehen.“

Der Vater erwähnte jedoch nichts von den sechs Mark, sondern schlug einen ziemlich strengen Ton an:

„Onkel Lange schreibt, deine Leistungen seien sehr ungleich. Im Französischen und in der Geschichte hast du ja nur eine III. Was heißt denn das?“

Richard war über des Vaters Unzufriedenheit ziemlich verwundert und entgegnete ganz harmlos:

„Aber Vater, ‚drei‘ heißt doch ‚genügend‘.“

Der Vater konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und fuhr milder fort:

„Du hast im Deutschen und Lateinischen so gute Zensuren, auch im Griechischen und in der Mathematik II^A. Warum hast du es also in Geschichte und Französisch nur bis zur III gebracht?“

„Weil ich dazu weniger Lust habe und mir weniger Mühe gebe,“ antwortete Richard einfach.

„Du bist also faul gewesen!“

„Nein, Vater, das bin ich nicht.“

In Richards Wesen war die ehrliche Bescheidenheit des Kindergemüts sonderbar mit einem guten Teil unbekümmerter Selbstherrlichkeit gemischt. Frisch blickte er dem Vater in die Augen und fuhr keck fort:

„Ich habe mit Lust und Fleiß jede Stunde meiner Arbeitszeit wahrgenommen, aber mich natürlich vor allem auf das geworfen, was mir Freude macht, und in den andern Fächern nur gerade so viel gearbeitet, daß ich die Abgangsprüfung anständig bestehe. Wenn ich in den langweiligen Fächern bessere Zensuren erreichen soll, dann muß ich das Lateinische vernachlässigen. Dann könnte ich es vielleicht ganz glatt und einheitlich auf II^B in jedem Fache bringen. Aber ich bin doch schließlich auf der Schule, nicht um eine möglichst gleichmäßige Zensur zu erobern, sondern um in meinem Geist das auszubilden, wofür er am meisten Verständnis und Begabung hat."

„Du bist auf der Schule, um dich möglichst umfassend auf die Universität vorzubereiten."

„Ob ich vorbereitet bin, wird ja mein Abgangszeugnis zeigen. Das hole ich mir ebenso sicher, wie zum Beispiel der Sohn vom Apotheker Nauheimer. Der ist ebenso begabt wie ich. Aber er hat die gleichmäßigste Zensur von uns allen. Er hat nämlich überall die III. Dessen Leistungen sind nicht ungleich! Der hat wirklich gefaullenzt. Ich bin nicht faul gewesen. Ich hatte mich so gefreut, im Lateinischen eine I^B zu haben. Das ist beim Rektor noch gar nicht vorgekommen. Ich bin der erste, der es jemals bis zu dieser Zensur bei ihm gebracht hat. Und nun zankst du mich dafür aus. Wenn man alles gewissenhaft arbeitet, was der Rektor verlangt, hat man überhaupt keine Zeit zu etwas anderm. Wenn noch Zeit übrig wäre, wollte ich ja gern auch in Geschichte mehr arbeiten. Aber es ist keine Zeit. Du mußt nicht sagen, daß ich faul gewesen bin! Die Lehrer sind nicht unzufrieden mit mir, wenn auch meine Leistungen ungleich sind. Selbst Onkel Lange nicht! Er hat doch die Aufsicht über das Dichterkränzchen und würde es sonst gewiß nicht gestattet haben, daß ich auch im letzten Halbjahr noch den Vorsitz im Dichterkränzchen beibehalte. Das ist eigentlich gar nicht üblich, wegen der Vorbereitung auf die Abgangsprüfung. Das Lehrerkollegium hat mich aber gestern bei der Zensurenverlesung ausdrücklich wieder als Vorsitzenden bestätigt. Das ist eine ganz besondere Ehre für mich, und ich bin stolz darauf und freue mich. Gerade so sehr, wie über die beiden I^B in meiner Zensur. Ich bin nicht faul gewesen!"

Richards bleiche Wangen hatten sich gerötet, seine Augen glühten, und seine Hände zitterten leise vor verhaltener Erregung. Die Mutter blickte besorgt auf ihn und den Vater. Dem aber schwoll das Herz vor Liebe zu seinem Sohne, der seine Schülerehre so empfindlich und so stolz verteidigte. Er strich ihm das Haar aus der Stirn und sagte gütig:

„Na, beruhige dich nur, mein lieber Junge. Da hat sich Onkel Lange vielleicht etwas zu streng ausgedrückt. Ich werde dann sofort zu ihm gehen und auch versuchen, den Rektor zu sprechen, und wenn es sich mit deinem Fleiße so verhält, wie du mir sagst, dann ist ja alles gut und in Ordnung."

Das Kaffeetrinken nahm nun seinen ungestörten Verlauf. Auch Richard früh-stückte ungeachtet des bereits in der Schule eingenommenen Kaffees mit großer Liebe

zum zweiten Male, während Kurt nur ein wenig trockene Semmel zum schwarzen Kaffee genoß.

Elschen, die sechzehnjährige einzige Schwester der beiden Brüder, befand sich in einem Dresdner Institut. Auch ihre Ferien begannen heute. Richard freute sich, sie von der Bahn abzuholen, und fragte nach dem Zug. Die Mutter erklärte jedoch, daß sie natürlich selbst nach Dresden fahren und Elschen im Institut persönlich in Empfang nehmen würde.

„Aber Mutter, das große Mädel wird doch eine halbe Stunde allein auf der Eisenbahn fahren können.“

„Nein, das kann sie nicht. Eine junge Dame ist nicht so selbständig wie ein Mann, und auf Reisen allerlei Unannehmlichkeiten oder gar Belästigungen ausgesetzt. Das muß man bedenken. Elf Uhr vierundzwanzig Minuten sind wir da.“

„Gut! Dann sind wir um diese Zeit auf dem Bahnhof. Nicht wahr, Kurt?“

Kurt murmelte etwas Unverständliches und zuckte die Achseln. Nach dem Frühstück brachte ein Schuldiener Richards kleinen Reisekorb mit dem nötigsten Bedarf für die Ferienwoche, und Richard packte sogleich aus. Kurt schüttelte schweigend den Kopf, als sich auch einige Bücher unter den Sachen befanden, die Richard jetzt sorgsam an Ort und Stelle räumte. Dann setzte er sich hin, um die ihm vom Rektor aufgegebene Übersetzung seines Ferienliedes anzufertigen.

„Was schreibst du denn?“ fragte Kurt verwundert. „Lateinisch? Strebst du schon für das Abiturium? Mensch, das hat doch noch lange Zeit!“

„Nein,“ erwiderte Richard zerstreut und stockend, weil sein Geist schon in der lateinischen Ode umherturnte. „Strafarbeit! — Für den Rektor. — Habe heute früh — im Waschsaal — eine Kommersmelodie angestimmt.“

„So 'ne Gemeinheit! Armer Kerl!“

„Ach, es ist nicht schlimm,“ lachte Richard. „Ein paar Alcäische Strophen. Nicht der Rede wert.“

„Aber auch nicht der Mühe wert,“ antwortete Kurt mißbilligend, steckte sich eine Zigarre an und blickte, während der Bruder an seinen Versen feilte, träumerisch über Sohms Lehrbuch der Institutionen hinweg.

Rechtsanwalt Günther war zunächst nach seiner Kanzlei gegangen, um dort die nötigen Weisungen für den Vormittag zu geben, und hatte dann den Professor Lange aufgesucht, um sich durch eine Unterredung mit dem Freunde mehr Klarheit über seinen Jungen zu verschaffen, als ihm der Brief gegeben hatte. Er traf zufällig Professor Runkel bei ihm, der den Unterricht im Französischen erteilte. Aber obwohl Richard gerade von diesen beiden Lehrern die schlechtesten Zensuren hatte, so gaben sie keine ganz ungünstige Auskunft über ihn.

Der Geschichtslehrer, dessen gedehnte Sprachweise an Ecksteins unsterblichen Samuel Heinzerling erinnerte, faßte seine Meinung schließlich in die Worte zusammen:

„Dein Richard, lieber Freund, ist ein begabter und ganz guter Junge. Nur geht er zu sehr seinen Liebhabereien nach. Für Jahreszahlen hat er nun gar keine Liebhaberei, und er mißachtet sie mit einer fast genialen Souveränität. Im übrigen ist sein geschichtliches Verständnis und Wissen nicht schlecht. Aber im spätern Leben

wird er sich diese vornehme Eigenwilligkeit gründlich abgewöhnen müssen, und du wirst gut thun, ihn beizeiten zu gleichmäßigerer Pflichterfüllung anzuhalten."

„Na ja!" fuhr jetzt Professor Runkel in gemütlichem, ziemlich ungetrübtem Sächsisch fort, indem er die flache Hand gemächlich auf den Oberschenkel klatschen ließ. „Es wäre aber doch dhöricht von Ihrem Sohne, wenn er sich die baar Jugendjahre schon verbiddern wollte, in denen er noch lernen und dreiben darf, was er am liebsten hat. In die Dretmühle kommt er früh genug. Ich nehm's ihm nicht übel, wenn ich ihm eine schlechtere Zensur geben muß, als der Rektor. Die Schule drückt ihn ja selbst mit der Nase darauf, was sie für wichtig hält, und was nicht: zwei Stunden Französisch und zehn Stunden Ladeinisch! Nadierlich ist er da bei mir fünfmal so faul, als beim Rektor. Das würde ich geradeso machen!"

Der Rektor aber empfing den Rechtsanwalt geradezu mit Rührung und erklärte, einen solchen Schüler, wie Richard, überhaupt noch nicht gehabt zu haben.

„Den müssen Sie Philologie studieren lassen," sagte er zum Schluß. „Der wird noch einmal gegenüber den Verfechtern der flachen Nützlichkeitskenntnisse das Banner des Schönen und Idealen hochhalten."

Beruhigt und befriedigt kehrte der Rechtsanwalt nach Hause zurück. Kurt und Richard hatten inzwischen Mutter und Schwester vom Bahnhof abgeholt, und Richard hatte sich dabei einen Tadel von der Mutter zugezogen, weil er Elschen gleich auf dem Bahnsteig fünf- oder sechsmal hintereinander geküßt hatte. So auffällig dürfe man sich öffentlich mit einer jungen Dame nicht betragen, hatte die Mutter gesagt. Das sei höchst unfein. Auch Kurt teilte diese Meinung und nannte Richards Benehmen pennälerhaft und durchaus unkommentmäßig. Richard selbst sah das auch ein und wurde im Bewußtsein seines schülerhaft ungeschickten Wesens sehr niedergeschlagen.

Bei Tisch jedoch, als ihm der Vater freundlich die sechs Mark für die beiden I^B überreichte, hob sich seine Stimmung wieder zu sonnigster Heiterkeit.

„Ich danke dir schön, Vater," sagte er, „und wenn du willst, werde ich auch die ganze Woche fleißig Geschichte treiben, obwohl ich mir eigentlich vorgenommen hatte, meine Übersetzung des Catull in deutsche Verse zu beenden."

„Nein, mein Junge, du wirst weder Geschichte treiben, noch Catull übersetzen, sondern vor allem ordentlich spazieren gehen und dich erholen. Du siehst mir recht blaß aus."

Die Mutter füllte bei diesen Worten den Teller Richards besonders liebevoll. Der aber entgegnete eifrig:

„Ja, natürlich will ich auch tüchtig laufen. Einmal zu Fuß nach Tharandt und einmal nach Moritzburg. Auch nach Dresden ins Hoftheater möchte ich wohl gern einmal fahren, wenn du es mir erlauben wolltest. Aber heute nachmittag kann ich noch keinen großen Spaziergang machen. Heute muß ich in den Birnbaum gehen!"

„In die Weinstube?" fragte der Vater mit teilnehmendem Lächeln. „Mußt du hingehen? So? Weshalb mußt du denn?"

„Wir Meißner Mitglieder des Dichterkränzchens haben uns für heute nachmittag dorthin verabredet," antwortete Richard wichtig. „Es ist allerlei zu besprechen."

„Und da mußt du durchaus dabei sein?" fuhr der Vater mit neckendem Ernst fort.

„Aber Vater, ich bin doch Vorsitzender!“

„Ja natürlich, dann allerdings! Na, laß dir's gut schmecken dort. Übrigens kommen wir da nach fünf Uhr vorbeigefahren, heute ist die Eröffnung der Straßenbahn, und als Aufsichtsrat der Aktiengesellschaft muß ich die Probefahrt mitmachen.“

„Wir werden den Wagen mit vollem Glas erwarten und euch mit einem Festgesange begrüßen,“ erwiderte Richard würdevoll. „Ich glaube nicht, daß mir der Rektor das verbieten wird!“

II.

In der Elbgasse steht das große, stattliche Haus des Weinhändlers und Stadtverordneten Kern. Wenn man in den tiefen gewölbten Hausflur tritt, begegnet einem der kühle und liebliche Weinkellerduft, der wohl schon seit Jahrhunderten alle Räume mit seinem erquickenden Geruch erfüllt. Hinten im Garten reckt sich der alte Birnbaum, der dem Hause den Namen gegeben hat. Im Sommer spendet er den Gästen Schatten, und in der kältern Jahreszeit, wenn sich die Zecher in die behagliche Trinkstube zurückgezogen haben, begnügt er sich damit, in ruhiger Würde durch die Fenster zu blicken und von außen das feuchte Treiben drinnen zu überwachen.

Der alte Baum beobachtet den Durst von Gerechten und Ungerechten, er hat schon manchen Rausch gesehen und freut sich über jeden kräftigen Zug, der Vater Kerns trefflichem Getränk Ehre anthut, aber noch nie hat er vergnügter zugeschaut, als bei der Sitzung, die heute am ersten Feriennachmittag das Dichterkränzchen in der Weinstube zum Birnbaum abhielt.

Diese jungen Leute tranken zwar weder sehr Vieles, noch sehr Teures; sie hatten jeder nur ein gar bescheidenes Schöpplein vor sich stehen. Aber sie betrieben das Trinken noch nicht aus Pflichtgefühl oder gar aus gleichgültiger Gewohnheit, sondern sie kosteten die säuerliche Gottesgabe mit solch dankbarer Begeisterung, daß man eine rechte Herzensfreude an ihrer Unschuld haben konnte.

Die Schulverpflegung bot keinerlei starke Getränke, und der Ferienbesuch in der Weinstube versetzte sie mit um so feierlicherer Stimmung in die Andacht, die dem heiligen Zweck ihrer Vereinigung entsprach. Denn das Dichterkränzchen befaßte sich mit der Pflege der edeln Dichtkunst, und zwar bewunderten seine Mitglieder leidenschaftlich die Werke der großen verstorbenen Meister, die in allen Litteraturgeschichten gelobt und in allen Schulen selbst jungen Damen erlaubt sind, sie verehrten und beneideten glühend die erfolgreichen lebenden Dichter, die in allen Litteratur-Zeitungen und -Blättchen gelobt und von allen Oberlehrern und Mamas verabscheut werden, und sie träumten begeistert von dem Ruhm zukünftiger Größen, die jetzt vielleicht noch unbekannt im Dichterkränzchen in Oberprima saßen.

Von den vier Meißner Oberprimanern, die diesen Traum mit träumten, war Richard Günther zweifellos der Dünnste. Erich Petermann und Eugen Runkel waren nicht dünner, als es in Oberprima gebräuchlich ist, Emil Nauheimer aber erfreute sich einer so heitern Rundung seines Gesichtes, seines Leibes und seiner Schultern, daß der Rektor eine derartige schwelgerische Körperbeschaffenheit schon wiederholt als

unpassend und mit dem ernsten Zweck der Schule ganz unvereinbar gerügt hatte Das bekümmerte den freundlichen, wohlgenährten Jüngling jedoch nicht, und trotz des Rektors Verbot nahm seine Dicke mit großer Regelmäßkeit zu, außer in den Ferien, während welcher Zeit die Beschleunigung seines Breitenwachstums alle Regel und Berechnung noch übertraf.

Richard Günther war unter ihnen der begeistertste, Erich Petermann der überzeugteste Dichter. Sein Vater besaß eine große Kolonialwarenhandlung und galt für den reichsten Mann in der Stadt. Die andern waren zwar auch entschlossen, die Flagge der Poesie niemals im Leben ganz einzuziehen, aber er allein besaß als glücklicher Erbsohn seines Vaters den Mut, schon jetzt das Dichten als seinen Lebenszweck und ausschließlichen künftigen Beruf zu bezeichnen.

Eugen Runkel, der Sohn des französischen Lehrers, betrieb das Dichten am fleißigsten und fruchtbarsten, und Emil Nauheimer, der dicke Apothekerssohn, war unstreitig der Faulste. Diese Trägheit erregte ebensoviel Unzufriedenheit bei den Freunden, als Runkels Eifer Freude erweckte. Denn wenn auch kein Mitglied zum Dichten verpflichtet war, weil ja der freie Dienst der Musen keinen Zwang verträgt, so bestand doch für jeden die unweigerliche Pflicht, auch die strengste Kritik seiner vorgebrachten Leistungen artig und freundlich zu dulden. Während also Runkel den übrigen Dichtern mit seinen endlosen Balladen und Elegien recht oft das Vergnügen verschaffte, mit blutiger Lust des Kunstrichteramtes zu walten und ihm seine Werke mit den vernichtendsten Urteilen zu zerpflücken, blieb Nauheimer in heiterer Behaglichkeit fast ununterbrochen auf dem sichern Stuhl der Kritik sitzen, ohne sich durch eigne dichterische Unbesonnenheiten eine Blöße zu geben.

Nur hin und wieder gab er ein beißendes Epigramm von sich, das auf irgend ein Mitglied des Lehrerkollegiums gemünzt und deshalb schon um der löblichen Gesinnung willen des ungeteilten Beifalls der Freunde sicher war. Übrigens war er auch der einzige, der sich im Trinken bereits die Anfänge einer gewissen Kunstfertigkeit angeeignet hatte, und das gab seiner gewichtigen Persönlichkeit den andern gegenüber einige Überlegenheit, wenigstens wenn es sich um den Biergenuß handelte. Im Weintrinken besaß auch er nur wenig Übung und hatte deshalb der Wahl des Birnbaums für die Dichterkränzchensitzungen heftig widerstrebt. Erich Petermann und Eugen Runkel hatten ihn jedoch überstimmt, indem sie sich begeistert der Meinung ihres Vorsitzenden anschlossen, daß eine Weinstube ein weit würdigeres und stimmungsvolleres „milieu“ für eine poetische Gesellschaft abgäbe, als eine gemeine Bierkneipe

Schließlich befreundete er sich auch ganz von Herzen mit dem erst so mißachteten Rebensaft. Es schmeckte ihm, und er verkündete sich schmunzelnd als lebendiges Beispiel dafür, wie dem Gerechten immer alles zum Besten ausschlage. Doch wurde für ihn und auch für die drei andern Dichtergemüter die Weinstube zum Birnbaum noch durch eine andre Freudenquelle verklärt und in ihren Augen zu einem Heiligtum geweiht, und zwar recht eigentlich nur für ihre Augen. Denn diese Freudenquelle war keine Quelle zum Trinken, sondern nur zum Ansehen. Ganz besonders gern aber sah sie Richard Günther an, so oft oder selten sich eben die Gelegenheit bot.

Sie hieß Eva, hatte rotbraunes Lockenhaar und dunkle Augen und war des Weinhändlers und Stadtverordneteten Kern einziges Töchterlein. Obwohl nur wenig

über fünfzehn Jahre alt, war sie doch schon zu lieblicher Schönheit erblüht, und es wurde von den jüngern wie den ältern Gästen sehr bedauert, daß sie sich gar so selten im Gastzimmer blicken ließ. Ihre Eltern duldeten ihr Verweilen dort nicht, so daß sie sich meist in Küche und Wohnzimmer mit wirtschaftlicher Thätigkeit beschäftigte oder mit den Arbeiten für die Unterrichtsstunden, die sie jetzt nach den Schuljahren noch besuchte. Wenn es sich jedoch einmal machen ließ, unter dem Vorwand irgend einer Frage oder Handreichung zu Vater oder Mutter ins Gastzimmer hinabzugehen, so benutzte Eva diese Gelegenheit eifrig. Denn die Bewunderung der Männer und Jünglinge fing bereits an, ihr Vergnügen zu bereiten, und sie zeigte sich in harmloser Eitelkeit gern mit einer neuen Busenschleife oder mit einem seidenen Band im Haar.

Die vier Dichter, die auch während der Schulzeit ihre spärlichen Freistunden meist im Birnbaum verbrachten, begrüßten sie dann immer mit ehrfürchtiger Scheu. Aber zu schönen längern Gesprächen war leider selten eine Möglichkeit. Eva war keine Kellnerin, sondern eine höhere Tochter aus wohlangesehenem Hause, und so gebot es die Schicklichkeit, nur nach den Regeln des guten Tones, also möglichst unter dem Schutze und in Gegenwart der Eltern mit ihr zu verkehren. Diese aber betrachteten sie leider noch vollkommen als Kind und hatten ihr erst für den kommenden Winter die langersehnte Tanzstunde in Aussicht gestellt.

Den Oberprimanern, denen zu Ostern der Abgang winkte, blühte also keine Hoffnung mehr, Evas Schönheit noch auf den Schulbällen zu genießen, und besonders dem dicken Nauheimer wollte es fast das Herz abdrücken, diese Wonne ungekostet unwürdigen jüngern Geschlechtern überlassen zu müssen. Er hatte sogar einmal geäußert:

„Ich bin im stande, zu Ostern durchzufallen, nur um nächsten Winter das süße Wesen während der Dauer eines Walzers in meinen Armen halten zu können.“

Erich Petermann hatte dazu die Achseln gezuckt, sich im stillen vorgenommen, nächsten Winter als tanzender, also gern gesehener Gast bei den Harmoniebällen zu erscheinen, und begnügte sich einstweilen mit allerlei Versuchen, der Angebeteten heimlich Blumensträußchen zuzustecken, die er mit kleinen, eleganten Verschen versah.

Eugen Runkel war kühner. Er dichtete die glühendsten Romanzen von unbescheidenster Länge. Selbstverständlich wagte er nicht, sie der Königin seines Herzens zu übersenden. Immerhin besaß er den vielleicht höhern Mut, sie ohne Furcht vor Nauheimers höhnischem Grinsen den Freunden vorzulesen, mit Ausdruck und Begeisterung sogar, um dann mit nassen Augen und bleichen Wangen die schnöde Verurteilung seiner gereimten Leidenschaft zu erdulden. Wie gern litt er diese Beschämung um der Geliebten willen!

Richard Günther aber hatte schon lange einen Plan in seinem Herzen, den er heute ans Licht brachte. Er that einen ernsthaften Zug aus seinem gelbgrünen Römer, gebot durch sein Aufstehen den Freunden Schweigen und sprach, indem er sich nach Schülerart bestrebte, dem eigentlichen Thema seiner Rede eine möglichst schöne und gehaltvolle Einleitung vorauszuschicken:

„Es ist kein Wunder, daß in unserm lieblichen Meißen, dessen Schönheit nach dem gewiß maßgebenden Urteil des berühmten Malers Achenbach sogar von Heidelberg

nicht erreicht wird, daß auf diesem gesegneten Fleckchen Erde, oder vielmehr in den Herzen seiner glücklichen Bewohner der Kunstsinn immer besonders rege gewesen ist. Ich brauche euch nur an unsre Porzellanfabrik zu erinnern, deren Ruhm und Blüte in einer öden schönheitverlassenen Stadt unmöglich wäre. Künstler und Dichter haben unsre Vaterstadt von jeher geliebt und immer Gegenliebe gefunden. Es ist daher auch kein Zufall, daß wir vier Meißner allesamt dem Dichterkränzchen angehören, während von unsern sonstigen fünfundzwanzig Klassengenossen nur zwei in diesem engern Sinne unsre Freunde sind. Wir Söhne des schönen Meißen haben mit Recht das Übergewicht in unserm kleinen Kreise, und ich schlage euch vor, dieses Übergewicht heute in Abwesenheit der beiden übrigen einmal in genialer Weise zu einem guten Zwecke zu mißbrauchen."

Eugen Runkel wiegte bedenklich sein jugendliches Haupt, Erich Petermann blickte den Sprecher mit vergnügter Neugier an, und Nauheimers dickes Angesicht enthielt sich einstweilen noch des Mienenspiels.

Der Redner selbst aber holte einige Male reichlich Atem, was er bis jetzt fast ganz unterlassen hatte, und fuhr mit erhobener und vor Bewegung ein wenig zitternder Stimme fort:

„Nach einem guten alten Wort haben ja Wein, Weib und Gesang immer zusammengehört. So hat sich denn auch der vor uns stehende Wein passend zu unsern Liedern gesellt, und es fehlt bis jetzt nur noch das Weib. Aber ich meine, es soll nicht länger mehr fehlen!"

Da wurde es auch in Nauheimers Antlitz lebendig, und seine Augen blickten begierig staunend den Vorsitzenden an, der unbeirrt zum Schlusse seiner Rede eilte:

„Unter diesem Dache wohnt eine schöne Meißner Jungfrau, die ihr alle kennt, und die wohl schon längst einem jeden von uns zur Muse seiner Dichtkunst geworden ist. Ich beantrage, Fräulein Eva Kern zum Ehrenmitglied unsers Dichterkränzchens zu ernennen. — Die freudige Zustimmung auf euren Gesichtern sagt mir, daß ich mit meinem Vorschlag den Wunsch eurer eignen Herzen erraten habe. Wenn ihr alle meiner Meinung seid, sind die Abwesenden im voraus überstimmt, und unsre Königin Eva kann noch heute in den Genuß der ihr schon langst gebührenden Ehre treten. Wer also ihre Ehrenmitgliedschaft wünscht, der erhebe sich, stoße mit mir an und leere sein Glas auf das Wohl unsrer angebeteten Herrin, auf das Wohl unsers neuen Ehrenmitglieds Eva Kern!"

Begeistert klangen die Gläser zusammen. Denn keiner war der braunlockigen Eva mißgünstig gesinnt, und jedem erschien seine fröhliche Zustimmung zu ihrer Aufnahme als eine schöne That von großer Wichtigkeit. Jubelnd schlug den vier Dichtern das Herz in der Brust, und sie brannten vor Begierde, Fräulein Kern von der ihr widerfahrenen Ehre zu benachrichtigen. Eugen Runkel wollte es durch eine prächtige Ehrenurkunde thun, während Erich Petermann die augenblickliche mündliche Mitteilung als die würdigste und eleganteste Form bezeichnete. Richard Günther schlug vor, beides zu vereinigen, und Emil Nauheimer stimmte allen Meinungen schweigend zu.

Sie waren also fest entschlossen, dem schönen Fräulein sogleich ihre Gesinnung zu offenbaren, da öffnete sich die Thür, und sie selbst trat in all ihrer reizenden Wirklichkeit ins Zimmer. Bei ihrem unverhofften Anblick entsank ihnen allen der

Mut. Runkel hatte die kalligraphische Urkunde noch nicht bei der Hand, und die drei andern fanden die nötigen Worte nicht. Es erschien ihnen plötzlich eine ungeheure Frechheit, eine Dame ungefragt zum Ehrenmitglied einer männlichen Gesellschaft zu ernennen, und sie kamen sich wie ertappte Übelthäter vor.

Zwar erhoben sie sich artig von den Sitzen, um hinter einer möglichst leichten weltmännischen Verbeugung ihre Verlegenheit zu verbergen, und stammelten auch verwirrt einen Gruß, aber die Mitteilung ihrer Ehrenmitgliedschaft würde dem hübschen Fräulein Eva wohl schriftlich wie mündlich vorenthalten geblieben sein, wenn sie nicht selbst ihre schweigenden Verehrer zum Sprechen ermuntert hätte.

Mit dem natürlichen Gefühl des Weibes hatte sie sofort die Verwirrung der Dichterjünglinge bemerkt und freute sich ihrer Überlegenheit über die ungeschickten Burschen.

„Sie sehen mich an, als ob Sie mir etwas zu sagen hätten,“ wendete sie sich mit anmutigem Lächeln an Richard, so daß diesem plötzlich ganz frei und leicht ums Herz wurde, und er mutig entgegnete:

„Jawohl, ich habe Ihnen allerdings etwas zu sagen. Oder vielmehr, wir haben Sie etwas zu fragen und zu bitten. Wir sind nämlich das Dichterkränzchen und haben beschlossen, Sie zu unserm Ehrenmitgliede zu ernennen. Das heißt: die Ehre ist natürlich eigentlich ganz auf unsrer Seite. Wir ersuchen Sie also freundlichst, uns die Ehre zu geben und die Mitgliedschaft anzunehmen. Wollen Sie die Güte haben? Sie machen uns damit eine große Freude.“

Jetzt war die Reihe, ein wenig in Verwirrung zu geraten, an Fräulein Eva. Die unerwartete Ehre machte sie erröten; sie bemeisterte sich jedoch rasch und erwiderte freundlich:

„Ich bin zwar sehr überrascht und weiß gar nicht, wodurch ich diese Ehre verdient habe, aber ich nehme Ihr liebenswürdiges Anerbieten mit Dank an.“

Die Dichter verbeugten sich schweigend, und Erich Petermann füllte ein frisches Glas, um dem neuen Mitglied einen Willkommenstrunk zu reichen. Sie selbst aber besann sich plötzlich und fügte rasch hinzu:

„Allerdings kann ich natürlich nur Mitglied werden, wenn mir daraus keine Pflichten, die mir etwa . . . . . . ich meine, die ich . . . . . .“

„Als Ehrenmitglied haben Sie überhaupt keine Pflichten,“ kam ihr Erich Petermann zu Hilfe. „Sie haben nur Rechte! Wir bitten Sie aber, uns zum Zeichen des Eintritts in unsern Bund aus diesem Glase Bescheid zu thun.“

Eva that nicht zimperlich und leerte als Weinhändlerstochter das Glas ehrlich bis auf den Grund, nachdem sie freundlich mit ihren neuen Genossen angestoßen hatte. Dann fragte sie übermütig:

„Nun darf ich also Rechte ausüben? Worin bestehen sie?“

Da blickten sich die Dichter ratlos an und wußten nichts zu erwidern. Richard hatte die Antwort auf der Zunge: ‚Sie haben das Recht, über jeden von uns jederzeit ganz nach Ihrem Gutdünken zu verfügen.‘ Aber er wagte es nicht, so viel Ergebenheit laut werden zu lassen.

Endlich sagte der dicke Nauheimer in seinem ruhigen Tonfall:

„Sie dürfen über unsre Verse schimpfen.“

„Oh,“ machte sie abwehrend, und Richard fügte eifrig hinzu:

„Sie dürfen natürlich allen unsern Sitzungen beiwohnen und die Vorlesung unsrer Dichtungen mit anhören.“

„Ich weiß doch nicht, ob sich das wirklich für mich paßt. Ich kenne die Stoffe Ihrer Dichtungen nicht, ich weiß nicht, was für Gegenstände Sie besingen, und ich habe daher eine gewisse Scheu, Ihnen zuzuhören.“

„In dieser Beziehung können Sie ganz ohne Sorge sein,“ beruhigte sie Richard. „Der Gegenstand unsrer Lieder ist immer sehr würdiger Art. In den meisten Fällen ist es nämlich niemand anders, als Sie selbst. Die Gedichte, die heute vorliegen, handeln ganz ausschließlich von Ihnen.“

Dabei griff er nach den vor ihm liegenden Blättern, um vorzulesen; denn seine Kühnheit nahm immer mehr überhand. Eva aber hielt ihn erschrocken von seinem Vorhaben zurück und entgegnete lebhaft:

„Nein, nein! Es ist doch besser, wenn ich das nicht höre. Ich habe noch nie Gedichte gehört, die auf mich gemacht waren. Ich habe darin noch keine Gewohnheit und wüßte gar nicht, was ich dazu sagen sollte.“

— — — — „Immerhin,“ fügte sie nach einer kleinen Pause leise und mit einem allerliebsten Anflug von schämiger Schelmerei hinzu, „immerhin könnte ich die Verse ja selbst lesen, wenn Sie gestatten. Sobald es irgendwie gefährlich wird, mache ich einfach die Augen zu und lese nicht weiter. Geben Sie, bitte, alles her. Es sind doch auch Verse von Ihnen selbst dabei? Nicht wahr?“

„Selbstverständlich,“ erwiderte Richard glücklich und überreichte ihr die sauber beschriebenen Zettel. „Und Sie werden uns sagen, welche Verse Ihnen am besten gefallen haben. Das müssen Sie mir versprechen.“

„Ich muß gar nichts versprechen,“ antwortete sie lächelnd, „ich habe keine Pflichten als Ehrenmitglied.“

Sie brach die Zettel zierlich zusammen und steckte sie in die Tasche. Dann fuhr sie mit gänzlich veränderter Stimme fort:

„Übrigens bin ich nur hereingekommen, weil man hier vom Fenster aus am besten die Straßenbahn übersehen kann. In wenigen Minuten muß der bekränzte Festwagen kommen. Den möchte ich nicht gern verpassen. Mein Vater sitzt drin. Er muß ja als Stadtverordneter die Eröffnungsfeier mitmachen.“

Eifrig rückten die Dichter beiseite, selbst der dicke Nauheimer, der mit dem Rücken nach dem Straßenfenster zu saß, stand auf, um dem Ehrenmitglied seinen Platz einzuräumen. Fräulein Eva bat ihn jedoch, sitzen zu bleiben.

„Es ist mir gar nicht lieb, wenn ich mich so nahe am Fenster zeigen muß,“ sagte sie offenherzig. „Mein Vater könnte mich sehen, und das möchte ich nicht. Er hat es mir nämlich eigentlich verboten, ins Gastzimmer zu gehen.“

Daraufhin ließ sich Nauheimer wieder bereitwillig in seiner vollen Breite nieder, und Runkel und Petermann nahmen neben ihm Platz, während Richard unwillkürlich mit Eva im Hintergrunde zurückblieb. Sie mußten stehen und sich ein wenig vorwärts beugen, um über die Köpfe der vor ihnen Sitzenden hinweg die Krümmung der Straße übersehen zu können. Dabei berührten ihre krausen Stirnhaare leise seine Wange. Sie spürten es beide, aber sie machten keine Bewegung und hielten den

Atem an, als fürchteten sie, mit der geringsten Regung etwas zu verraten, das doch ihnen selbst noch unbewußt war. Rasch und glücklich schlugen ihre Herzen, und sie versuchten ernstlich, sich einzubilden, das rühre von der ungeduldigen Erwartung her, ihre Väter nun bald in dem ersten Wagen der neuen Bahn vorbeifahren zu sehen.

Richard fiel es jetzt plötzlich ein, daß er es dem Vater eigentlich versprochen hatte, ihn beim Vorbeifahren des Wagens mit einem Festgesang zu begrüßen. Aber dieses Versprechen war doch nur ein Scherz gewesen, und seine Ausführung würde vielleicht sogar sehr unpassend gewirkt haben. Solche Kindereien waren seiner auch gar nicht mehr würdig. Er hatte das starke, wenn auch nicht sehr deutliche Bewußtsein, zu irgend etwas Großem und Herrlichem bestimmt zu sein, und war mit glücklichem Selbstvertrauen entschlossen, seine Kräfte nur noch den höchsten und edelsten Aufgaben zu widmen. Er träumte davon, dereinst ein ganzer, freier Mann zu werden, als Gelehrter, als Dichter, oder sonst in einem schönen, idealen Berufe.

Plötzlich schrak er aus seinem schönen Traume auf, weil ihm Evas Stirnlocken erst heftiger und dann sogleich gar nicht mehr die Wange streiften. Sie hatte den Kopf gewendet, rief halblaut: „Dort“ und zeigte nach dem gelben Wagen, der da hinten eben in die lange, schmale Straße einbog. Er war mit Kränzen und Gewinden von Tannengrün geschmückt, die schräge Leitungsstange oben auf dem Dache glitt pfeifend an dem Drahte hin, und majestätisch fuhr er durch die bewundernde Volksmenge hindurch, die dicht gedrängt zu beiden Seiten der Geleise Spalier bildete. Lärmend begrüßte ihn das Hurra und sonstige Jubelgeschrei der Jugend. Ein derartiges Gefährt war in der kleinen Stadt noch nie gesehen worden.

An der Straßenkreuzung dicht vor den Fenstern des Birnbaums stand als Sicherheitsposten ein Mann mit einer kleinen roten Fahne und gab den aus der Leipzigerstraße kommenden Fuhrwerken ein Zeichen, anzuhalten, bis der elektrische Wagen vorbeigefahren sei. Aber sei es, daß ein Fuhrmann das Zeichen nicht verstand, sei es, daß seine Pferde vor der roten Fahne oder dem ungewohnten Anblick des selbstthätig fahrenden Wagens scheuten und durchgingen, in demselben Augenblick, als der Straßenbahnwagen an der Leipzigerstraße vorüberkam, prallte von dort aus ein mit Mehlsäcken schwer beladener Lastwagen in schnellster Bewegung gegen ihn an, bohrte sich mit seiner Deichsel in die eine Fensterseite ein und warf ihn aus dem Geleise.

Die Pferde wurden von dem nachdrückenden Lastwagen zu Boden gequetscht, dieser selbst blieb nun stehen, während der elektrische Wagen sich noch ein paar Schritte weiter bewegte, so daß die in sein Inneres eingedrungene Deichsel fast die ganze eine Fensterseite aufschlitzte.

Das Krachen des Holzes und Splittern des Glases wurde übertönt von einem entsetzlichen Schreckens- und Weheruf, der augenblicklich die Luft erfüllte. Eine sekundenlange, atemlose Stille folgte ihm.

Richard und Eva hatten sich unwillkürlich bei den Händen gefaßt und eilten jetzt, nachdem sie die Erstarrung des ersten Schreckens überwunden hatten, auf die Straße, wo von der schreienden, gaffenden Menge umringt eine Anzahl hilfsbereiter Männer in hastigem Durcheinander bemüht war, die zum Teil schwer verwundeten Insassen aus dem zertrümmerten Wagen zu befreien.

Voll Todesangst stürzten sie beide auf den Wagen zu; da wurden auch schon zwei Männer herausgehoben, deren einer an der Brust und der andre am Kopfe furchtbar verletzt war.

Eva schlug mit einem gurgelnden Ton des Entsetzens ohnmächtig zu Boden, Richard Günther aber schrie laut auf und warf sich bleich und zitternd neben dem einen fast leblosen Körper auf die Knie.

Die beiden tödlich Verwundeten waren der Rechtsanwalt Günther und der Weinhändler Kern.

Sie wurden einstweilen in das zunächst gelegene Kernsche Haus gebracht und im Erdgeschoß in der Trinkstube auf die lederüberzogenen Bänke gebettet.

Ein Arzt war sogleich zur Stelle, aber nach wenigen Minuten verschieden beide, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Frau Kern war aus der Küche herbeigeeilt. Sie konnte in all ihrem Schmerz nichts thun, als das Haupt des sterbenden Gatten in ihrem Schoß betten.

Eva war von ihrer Ohnmacht erwacht und stand stumm und wie verständnislos neben ihrer Mutter.

Richard blickte starren, thränenlosen Auges auf das wachsbleiche, nur an der linken Schläfe grausig rot gefärbte Antlitz seines Vaters. Den entsetzlichen Anblick des zerquetschten Hinterkopfes verbarg ihm ein weißes Tuch, das eine mitleidige Frau darüber gebreitet hatte.

Als jetzt die Brust des Sterbenden den letzten qualvollen Seufzer ausgehaucht hatte, sah sich Richard hilflos um; seine trostlosen Blicke suchten vergebens Mutter und Geschwister. Die saßen ja noch froh und ohne Ahnung zu Hause. Er stand allein an der Stätte des Todes. Allein mit Eva. Schweigend trat er auf sie zu und nahm sie sanft bei der Hand. Langsam erwiderte sie seinen Druck und sah ihm nassen Auges voll ins Gesicht.

Da wuchs ihm aus der Zusammengehörigkeit des Leides etwas wie ein milder Trost empor.

Der schmerzlich süße Balsam der Thränen löste sich aus seinen brennenden Lidern, und laut aufschluchzend barg er das Gesicht in seinen Händen.

III.

Das Begräbnis der beiden verunglückten Männer wurde unter der rührendsten Teilnahme der ganzen Stadt und mit allem bei solchen Feierlichkeiten üblichen Glanze begangen. Durch die Fülle herzlicher Beileidsbezeigungen und letzter Ehren erhält so die Persönlichkeit der Dahingeschiedenen für kurze Zeit noch einmal einen Schein von Leben und Bedeutung. Ist das alles vorbei und die tröstliche Täuschung zu Ende, dann empfinden die Hinterbliebenen freilich nur um so bitterer und deutlicher den wirklichen Tod und ihre Vereinsamung.

Aber das Leben fordert sein Recht; wenn einer zur Ruhe gegangen ist, zwingt es die Lebenden um so nachdrücklicher zu frischer Thätigkeit, und mag auch das Herz erst spät oder nie von seinem Schmerz gesunden, die jäh zerrissenen und verwirrten

Verhältnisse des äußern Lebens müssen sich rasch wieder in eine neue Ordnung fügen lernen.

Die beiden Witwen führte die Gemeinsamkeit des Verlustes jetzt näher und häufiger zusammen, soweit ihnen die Besorgung ihrer Familienangelegenheiten und der darin nötig gewordenen Veränderungen Zeit ließ.

Die Weinhandlung günstig zu verkaufen, bot sich für Frau Kern einstweilen keine Gelegenheit. Auch wäre ihr das pietätlos erschienen; sie hielt es für ihre Pflicht, ihrer Tochter das alte Familienerbe als späteres Heiratsgut zu bewahren. So übergab sie die Führung des Geschäftes dem ersten Küfer ihres verstorbenen Mannes, Herrn Eduard Pokorny, der schon das volle Vertrauen des Seligen besessen hatte und sich auch jetzt seiner Aufgabe mit Kenntnis, Fleiß und Umsicht annahm. Sie selbst klammerte sich mit all ihrer Zärtlichkeit und Fürsorge an Eva und suchte in ihrer Liebe Trost für den unersetzlichen Verlust des Gatten.

Evas oberflächliche Gemütsart aber wurde jetzt tiefer und reifer, und sie vergalt ihrer Mutter Liebe mit stiller Innigkeit.

Zu des Rechtsanwalts Beerdigung hatte sich auch sein älterer Bruder Bernhard Günther eingefunden, eine prächtige Erscheinung von hoher Gestalt mit rotem Gesicht, vollem, weißem Haar und buschigem Schnurrbart. Er war Geheimer Finanzrat im Ministerium, und nach dem frühen Tode seiner Frau, von der er ein bedeutendes Vermögen geerbt, hatte er sich allmählich wieder in ein burschikoses Junggesellenleben hineingewöhnt. Sein Benehmen zeigte eine sonderbare Mischung von aristokratischen Manieren und derbster Ungezwungenheit, und bei all seiner wahrhaft herzlichen Gutmütigkeit entbehrte er doch fast jeden Zartgefühls, so daß sich seine Schwägerin von jeher mit einer gewissen Ängstlichkeit von ihm zurückgezogen hatte.

Als einziger naher Verwandter war er vom Friedhofe wieder mit ins Trauerhaus zurückgekehrt und sagte:

„Liebe Schwägerin, ich will mit dem nächsten Zuge nach Dresden zurückfahren. Vorher möchte ich aber noch mit dir und deinen Kindern etwas Familienrat halten. Wir können ja die Sache kurz machen. Dann seid ihr mich los.“

Frau Martha erschrak. Sie fürchtete, der Schwager wollte sich zum Vormund für Richard und Elschen anbieten, und sie hatte bereits den Professor Lange, als den besten Freund des Verschiedenen, gebeten, dieses Amt zu übernehmen, und auch seine Zusage erhalten.

Der Geheimrat erwähnte jedoch davon gar nichts, sondern bat die Schwägerin nur, ihm ihre finanzielle Lage möglichst eingehend darzulegen. Sein Bruder hatte außer dem schuldenfreien Hausgrundstück nur ein geringes Barvermögen, wohl aber eine Lebensversicherung hinterlassen, mit deren Betrag die Erziehungskosten der Kinder bequem zu bestreiten waren, und für seine Frau außerdem eine bei einer Witwenpensionskasse bestellte Rente, die ihr lebenslänglich ein sorgenfreies, wenn auch nicht sehr reichliches Auskommen sicherte.

„Na, in glänzenden Verhältnissen hat dich ja mein guter Arthur da nicht gerade zurückgelassen,“ antwortete ihr der Geheimrat in einem eigentümlichen Tone unwilligen Bedauerns. „Das ist eine dumme Geschichte, daß er sich so zeitig davon gemacht hat. Wenn ihr Jungens eure paar Tausend Mark beim Studium zugesetzt

habt, dann bleibt euch für später nicht ein Pfennig übrig. Das geht doch auf keinen Fall."

„Ja freilich," antwortete Frau Martha sorgenvoll. „Ich habe deshalb auch schon daran gedacht, das Haus zu verkaufen. Ich wohne doch hier viel zu teuer und vornehm, und für das Geld könnte ......"

„Ach Unsinn! Haus verkaufen?" fuhr der Geheimrat auf. „Das Grundstück ist ja in zehn bis fünfzehn Jahren das Doppelte wert. Das wäre eine unverantwortliche Verschwendung, es jetzt zu verschleudern. Mach dir mal für die nächste Zeit überhaupt keine Sorgen. Was die Kinder kosten, geht mit deiner gütigen Erlaubnis jetzt auf meine Rechnung. Widersprich mir nicht. Ich habe keine Zeit für lange Redereien. In einer halben Stunde geht mein Zug. Also, Kurt, du mußt nun natürlich in ein Korps einspringen. Selbstverständlich wirst du Westfale. Ich will als alter Herr schon dafür sorgen, daß ein richtiger Kerl aus dir gemacht wird. Monatlich werden dir dreihundertfünfzig Mark durch meinen Bankier zugehen. Damit kannst du gut auskommen. Schulden machen giebt's nicht. Sonst soll dich der Deiwel holen, und ich bezahle keinen Pfennig. Verstanden? Du, Richard, bist ja einstweilen noch auf der Penne ......"

„Jawohl, Onkel, und da habe ich seit anderthalb Jahren für meine guten Zensuren eine Freistelle."

„Na ja," fuhr der Onkel ein wenig ärgerlich über die Unterbrechung fort, „und auf der Universität kannst du dann natürlich ebenso auf mich zählen, wie jetzt Kurt. Wie lange wird denn Elschen noch in ihrem Dresdner Institut bleiben?"

„Dort geht sie gar nicht wieder hin," entgegnete die Mutter rasch. „Sie kann ja auch hier noch Unterrichtsstunden haben. Vielleicht mit Eva Kern. Ich muß sie bei mir behalten. Sonst bin ich doch ganz allein."

„Hm. Das kann ich dir schließlich nicht verdenken. Da braucht sie also einstweilen nichts. Und wenn es einmal soweit ist, werde ich es an einer anständigen Aussteuer nicht fehlen lassen. So! Das wäre erledigt. Wenn du noch in irgend einer Sache meinen Rat oder Beistand brauchen solltest, liebe Schwägerin, so weißt du ja, wo ich zu finden bin. Jetzt lebt wohl!"

„Einen Augenblick hast du wohl noch Zeit," versetzte Frau Martha in ängstlicher Hast und fuhr dann zögernd fort: „Es ist ja sehr edel von dir, daß du Kurt so reichlich unterstützen willst, und wir sind dir sehr dankbar. Aber ich fürchte fast, du giebst da etwas zu reichlich!"

„Na, erlaube mal, ich muß doch meine Mittel am besten kennen!"

„Ich meine nicht zu reichlich für dich, aber zu reichlich für Kurt. So viel Geld ist ihm nur schädlich und übersteigt bei weitem seine ordentlichen Bedürfnisse."

„Das verstehst du nicht, liebe Schwägerin. Als Korpsstudent hat er eine ganze Menge außerordentlicher Ausgaben."

„Eben über diesen Punkt muß ich dir noch etwas sagen. Ich möchte nicht, daß Kurt jetzt in seinem vierten Semester noch Korpsstudent würde. Es wäre das gar nicht im Sinne seines Vaters. Mein guter Arthur ist immer durchaus gegen das Verbindungsleben gewesen."

Jetzt hielt sich Kurt, den der Mutter Bedenklichkeit so rücksichtslos aus dem eben erblickten Paradies herauszutreiben drohte, nicht länger zurück.

„Liebe Mutter," sagte er, „es steht uns wohl nicht an, des Onkels Güte zurückzuweisen. Der Vater hat mir sicher bloß deshalb nicht erlaubt, einer Verbiudung beizutreten, weil ihm das zu teuer war, und er that ja gewiß ganz recht daran, nicht über seine Kräfte hinauszugehen. Aber wenn uns Onkel Bernhard das anbietet . . . . . ."

„Da hast du natürlich nichts Eiligeres zu thun, als dich vom Grabe deines Vaters weg in die Trinkgelage und Raufereien des Korpslebens zu stürzen," fiel ihm die Mutter thränenden Auges ins Wort.

Kurt errötete und schwieg.

Der Onkel Geheimrat aber erwiderte polternd: „Du bist vollkommen im Irrtum, liebe Schwägerin, wenn du meinst, das Korps sei zum Vergnügen da. Das Korps hat den Zweck, aus einem unmündigen Knaben einen Mann, und zwar einen Ehrenmann zu machen. Im Korps wird Kurt zu einem Kavalier erzogen und knüpft allerhand Beziehungen an, von denen er in seinem spätern Leben unberechenbaren Vorteil haben kann, zumal als Jurist und Staatsbeamter! Wenn ihr meinen Beistand hierzu nicht annehmen wollt, so kann ich euch nicht zwingen. Also überlegt die Sache und sagt mir bis zu Beginn des Semesters Bescheid. Solange will ich mich an mein Versprechen gebunden halten. Lebt wohl! Ich habe keine Lust, den Zug zu versäumen. Leb wohl, Martha, und mache es wie ich: Nimm nicht zu schwer, was einmal nicht zu ändern ist."

Mit diesen Worten stürmte der Geheimrat davon und ließ seine Schwägerin in der schmerzlichsten Aufregung zurück. Kurt verschonte sie jetzt mit weitern Vorstellungen. Aber nach wenigen Tagen hatte er ihre Bedenken besiegt und sie zur Annahme von Onkel Bernhards Vorschlag bestimmt. Er begab sich selbst nach Dresden, um dem Onkel noch einmal für seine Güte zu danken, und nahm gleich die erste Monatsrate in Empfang.

Das war am Sonnabend, genau eine Woche nach des Vaters Tod. Am Sonntag reiste er mit voller Tasche und leichtem Herzen nach Leipzig ab. Denn bei allem Schmerz um den Vater überwog doch die Freude an dem neugewonnenen Reichtum.

An demselben Sonntag gingen auch Richards Ferien zu Ende, und abends acht Uhr mußte er in der Schule wieder eingetroffen sein. Ernster als sonst verließ er diesmal das Elternhaus. Die Mutter hatte beim Abschied geweint und ihn herzlich gebeten, recht brav zu sein und ihr Freude zu machen. So mischte sich bei ihm in die Trauer ein Gefühl heiligen Stolzes. Seine Schülerpflichten und Aufgaben hatten jetzt eine erhöhte Bedeutung für ihn gewonnen. Ihre gewissenhafte Erfüllung befriedigte jetzt nicht allein seine Lernbegier, sie wurde zum Liebesdienst für die Mutter, und er war glücklich, daß sein natürliches Bedürfnis und Streben so schön mit seiner Kindespflicht übereinstimmte.

Er war begabt und fleißig. Das wußte er. Wie freute er sich darauf, mit all seinen Kräften und Leistungen so recht der Trost und die Freude der Mutter zu werden!

Schweigsam schritt er die Stufen zum Afraberge empor, ohne auf die Kameraden zu achten, die desselben Weges kamen und ihn lärmend überholten. Er fühlte sich fremd unter ihnen.

Im Schulgebäude fiel ihm heute zum erstenmal das laute Gebahren der andern auf: sie sprachen mit Galgenhumor von den bevorstehenden Tacitusstunden beim Rektor, sie prahlten mit ihren Ferienerlebnissen; aber ihre gewaltsame Heiterkeit klang nach Heimweh. Ihn hatten der Ferienschluß und der Wiederbeginn der Arbeitszeit nie sonderlich betrübt. Heute aber freute er sich sogar ausnehmend auf die Mühen des bevorstehenden letzten Halbjahrs seiner Schülerzeit. Still packte er seinen Korb aus, brachte seinen Kleider- und Bücherschrank in Ordnung, und ohne sich an den Gesprächen zu beteiligen, die ihn umlärmten, ging er zu Bett.

Auch in den Schlafsälen währte die laute Unterhaltung der Schüler noch lange Zeit. Richard Günther hörte nichts davon. Er war ruhigen Gemütes und rasch eingeschlafen.

Die Aufsicht über das Internat führte in dieser Woche Professor Lange, und nach Beendigung des ersten Vormittagsunterrichts wurde Richard zu ihm ins Zimmer gerufen.

Der Professor empfing ihn mit einem ungewohnt herzlichen Tone und überraschte ihn außerdem mit einer Flasche Wein und zwei Gläsern, die er auf dem Tisch vor dem Sofa stehen hatte. Er nötigte ihn, Platz zu nehmen, schenkte ein und sagte:

„Mein lieber Richard, ich habe auf Wunsch deiner guten Mutter die Vormundschaft über dich und deine Schwester übernommen. Wir werden uns daher von jetzt an ‚du' nennen. Stoße einmal darauf mit mir an. So! Du wirst mir nun in allen deinen Angelegenheiten volles Vertrauen schenken, wie ich auch in dich das Vertrauen setze, daß du dich bestrebst, ein tüchtiger Mensch zu werden. Hast du eigentlich schon darüber nachgedacht, welchen Beruf du einmal ergreifen willst?"

„Ich will Philologie studieren."

„Nun, Philologie ist ein Studium, zu dem du deiner Begabung nach wohl nicht ungeeignet bist; aber ein Studium ist noch kein Beruf. Du denkst natürlich an klassische Philologie?"

„Ja! Ich denke es mir so schön, die alten Sprachen und alles das weiter zu lernen und zu studieren, was ich schon hier in der Schule zu lernen angefangen habe."

„So. Du denkst es dir schön. Aber nicht nur daran mußt du denken, deinen Geist möglichst angenehm auszubilden und zu bereichern, sondern vor allem daran, ihn nutzbar zu machen und fähig, in einem bestimmten Kreise von Pflichten brauchbar zu wirken. Du willst also wohl Gymnasiallehrer werden?"

„Daran hatte ich eigentlich nicht gedacht."

„Nun, dieser Beruf hat ja natürlich seine Plagen. Aber er ist doch sicherer, als die kostspielige und ungewisse Universitätslaufbahn. Oder hoffst du vielleicht einmal gar auf eine Stelle als Bibliothekar oder dergleichen? Da muß ich dir sagen, daß diese Stellen sehr wenig zahlreich sind, und ihre Erlangung daher sehr schwierig. Berücksichtige das wohl. Dein väterliches Erbteil ist nicht sehr groß, und es muß doch vor allem dein Bestreben sein, dich möglichst bald auf eigne Füße zu stellen und nicht deiner Mutter oder deinem Onkel auf der Tasche zu liegen."

„Ja, ich habe mir nur alles das bisher noch nie überlegt und mich daher auch noch für keinen bestimmten Beruf entschieden. Es giebt doch so Vieles und Schönes zu lernen! Wenn ich auf der Universität erst das ganze Gebiet der Wissenschaft überschauen kann, wird mir die Wahl gewiß leichter werden."

„Das ist möglich. Aber es kann auch geschehen, daß du dich dann verwirrst. Man muß von Anfang an ein festes Ziel im Auge haben. Wer sich recht klar ist über das, was er zuletzt will, der weiß auch stets ganz genau, was er zunächst muß, und entgeht so der Gefahr, seine Zeit mit zwecklosem Spiel zu vergeuden. Ich will dich natürlich nicht zu einer übereilten Entscheidung drängen, ich will dir nur die Pflicht zeigen, deine Zukunft nun bald klar ins Auge zu fassen."

Richard stammelte verlegen einige zustimmende Worte und wollte sich entfernen, da er die Unterredung für beendet hielt. Der Professor hielt ihn jedoch zurück und sagte:

„Noch eine Kleinigkeit. Wir haben dich auch für dieses letzte halbe Jahr noch als Vorsitzenden des Dichterkränzchens bestätigt. Ich nehme aber an, daß du jetzt, nach dem Tode deines guten Vaters, dieses Amt niederlegen wirst."

„Aber warum denn?" fragte Richard erstaunt.

„Nun, in deiner Trauer wäre dir doch wohl ernste Arbeit geziemender, als solche Spielerei."

Da richtete sich Richards schmächtiger Körper hoch auf, und alle Verlegenheit und alle Scheu vor dem strengen Lehrer und ernsten Vormund beiseite werfend antwortete er:

„Ich betrachte das Dichterkränzchen keineswegs als Spielerei, sondern mir ist es voller Ernst damit."

„Das glaube ich dir gern. Doch ist es vielleicht nicht richtig, daß du jetzt ein Vergnügen mit solchem Ernst betreibst."

„Aber Tacitus zu lesen und Horaz und Homer und Thukydides macht mir doch auch Vergnügen. Wenn ich nur etwas thun soll, was mir gar kein Vergnügen macht, dann muß ich den ganzen Tag Geschichtszahlen lernen!"

„Schweig," erwiderte der Professor hart. „Ich müßte dich für diese freche Antwort eigentlich ins Karzer schicken. Aber ich will es deiner übrigens ganz grundlosen Aufregung zu gute halten und, um deiner Mutter Kummer zu ersparen, von einer Bestrafung absehen. — Ich verbiete dir ja das Dichterkränzchen nicht. Ich erinnere dich nur daran, wie sich dein guter Vater noch wenige Stunden vor seinem Tode um deine schlechten Zensuren in Französisch und Geschichte gesorgt hat. Kannst du sein Andenken besser ehren und deiner Mutter eine schönere Freude machen, als wenn du alle Nebenbeschäftigungen, mögen sie dir auch noch so wichtig erscheinen, beiseite läßt und dich lieber mit der Verbesserung deiner Zensuren beschäftigst? Wie gesagt, ich verbiete dir die Versemacherei nicht, aber ich gebe dir den guten Rat, sie einstweilen fallen zu lassen."

„Deinem Verbot hätte ich mich natürlich fügen müssen," entgegnete Richard mit bescheidener Festigkeit. „Deinen Rat verstehe ich und ehre ich; aber ich bitte dich, mir zu verzeihen, wenn ich ihn nicht befolge. Die Versemacherei ist mir keine Nebenbeschäftigung, sondern ein Hauptbedürfnis. Was aber meine Zensuren im

Französischen und in der Geschichte anbelangt, so werden sie sich bessern, auch ohne daß ich das Dichterkränzchen aufgebe."

„Das soll mich freuen! Ich habe dir da nichts weiter zu sagen."

Als Richard jetzt in den Schulgarten, den sogenannten Zwinger, hinabstieg, wo die Sonne freundlich durch die herbstgelben Linden schien, da war in seinen Augen plötzlich die ganze Welt verwandelt: die farbenprächtige Heiterkeit des Herbstes war verschwunden und nur sein trüber Ernst zurückgeblieben.

Des Vormunds wohlmeinende Worte hatten ihm mit ihrer grausamen Deutlichkeit plötzlich die Erkenntnis geweckt, daß die erste und wichtigste Aufgabe jedes Mannes sein muß, sein Brot zu verdienen. Bisher hatte er das Feld seiner Anlagen fleißig zwar, aber in aller Harmlosigkeit nur wie einen Ziergarten gepflegt. Jetzt aber schämte er sich fast, übersehen zu haben, daß der Nutzacker des täglichen Lebens viel nötiger ist, als der Ziergarten der Sonntagsspaziergänger.

Mit nüchternen, enttäuschten Augen sah er an den herbstlichen Bäumen ringsum nur das Holz und die Früchte und erschrak beinahe, daß alle Sommerpracht der Wiesen nichts weiter gewesen war, als brauchbares Kuhfutter.

Doch sein junges Herz empörte sich bald gegen eine solche Auffassung. Gewiß, Onkel Lange hatte recht, ihm beizeiten das Ziel eines früchtereichen Herbstes vor Augen zu stellen, und er war ihm für diese Mahnung von Herzen dankbar. Aber er fühlte sich stark genug, beides, den Frühling und den Herbst, das Schöne und das Nützliche, aus seinen Kräften hervorzubringen. Zu blühen, wie ein Garten, und Frucht zu tragen, wie ein Weizenfeld, das war jetzt sein stolzes Ziel und seine feste Zuversicht.

Diesen Abend von acht bis neun Uhr hielt er ohne Einspruch des Professors im Klassenzimmer die erste Dichterkränzchensitzung nach den Ferien ab und las einige Übersetzungen aus Catull vor, sowie zwei Gedichte an Eva Kern. Diese waren schon vor Wochen entstanden. In den letzten Tagen hatte er nur ein paar Verse auf den Tod seines Vaters geschrieben, die ihm besser gelungen waren, als alles Frühere. Aber er hielt sie zurück und zeigte sie niemand.

Im Winter läutet die Afranische Schulglocke um sechs Uhr morgens zum Aufstehen. Doch ist es in Fällen dringender Arbeit gestattet, sich vom Nachtwächter bereits um fünf Uhr wecken zu lassen und so eine Stunde Arbeitszeit zu gewinnen.

Heute abend um zehn Uhr beim Zubettgehen hatte nun Richard Günther eine längere, eifrige Unterredung mit dem Nachtwächter, der nur schwer zu bewegen schien, seiner Pflicht und den strengen Weisungen des Rektors entgegenzuhandeln. Die blanke Mark, die ihm Richard von seinem gesparten Ferientaschengeld aufdrängen wollte, wies er zurück, fügte sich aber seiner Bitte und weckte ihn vom nächsten Morgen an täglich früh um zwei Uhr.

Zu seinem Staunen weckte er den jungen Menschen, wenn auch oft mit Mühe, so doch nie vergebens. Eilig kleidete sich Richard stets an und eilte in das ungeheizte Arbeitszimmer hinunter, wo er sich in seinen Winterüberzieher hüllte und allmorgendlich zwei Stunden Geschichte und zwei Stunden Französisch lernte. So trieb er es den ganzen Winter hindurch; nur Sonntags vergönnte er sich das Ausschlafen.

Professor Runkel und Professor Lange bemerkten beide mit Freuden die Früchte seines heimlichen nächtlichen Fleißes. Allerdings röteten sich seine Augen ebensosehr, als seine Wangen blasser wurden. Doch fiel das den Lehrern nicht auf. Examinanden pflegen sich ja nie einer sehr blühenden Gesichtsfarbe zu erfreuen. Das gehört zur Schulordnung.

Das Mutterauge freilich sah es mit Kummer. Aber sie schrieb diese Zeichen dem Schmerz um den Vater zu, streichelte ihm, wenn er sie allsonntäglich besuchte, tröstend das eingefallene Gesicht und freute sich über seine guten Zensuren.

IV.

Bei all seinem Fleiß war Richard übrigens kein Duckmäuser, und er gehörte nicht zu jenen ängstlichen Musterknaben, die in demütiger Beflissenheit immer nach den Augen des Lehrers schielen. Sich in tadelloser Gerechtigkeit zu sonnen, war nie sein Bedürfnis gewesen, noch hatte er danach geeifert, sämtliche Mitschüler als artigster und fleißigster zu übertreffen. Er hatte bisher in Unschuld gearbeitet und nicht in Sorgen.

Das war jetzt anders geworden. Seit er allnächtlich die Hälfte seines Schlafes der Arbeit opferte, hörte die Arbeit selbst auf, ihm Freude zu machen, und ihn beseelte nur noch die bleiche Entschlossenheit, um jeden Preis gute Zensuren zu erlangen. So ließ auch seine Liebe zur Schule nach. Er fühlte sich in ihrer strengen Ordnung nicht mehr wohl. Ja mit Ungestüm sehnte er den Tag des Abgangs herbei, der jetzt das einzige Ziel seines Strebens war, und der ihm aus den engen Verhältnissen den Weg zur Freiheit öffnen sollte.

Übrigens zeigte sich sein schmächtiger Körper trotz des blassen Gesichts den Anstrengungen durchaus gewachsen, die sein eiserner Wille ihm zumutete. Er war vernünftig genug, sich seine Freizeit und sonstige Erholung nicht zu mißgönnen. Er hielt sich außer den vier heimlichen Morgenstunden streng an die genau vorgeschriebene Tageseinteilung, und wenn eine Freistunde auf dem Stundenplan stand, kam es niemals vor, daß er im Arbeitszimmer zurückblieb, statt sich mit den andern im Zwinger zu ergehen oder Kegel zu schieben.

So hatten ihn auch trotz seines riesenhaften Fleißes und trotz der Gnade des Rektors, die ihn beschien, seine Klassengenossen neidlos gern. Fleiß und Tüchtigkeit werden einem Mitschüler nur dann nicht verziehen, wenn sie mit Liebedienerei gegen die Lehrer verbunden sind. Denn auch der verständigste Schüler sieht in jedem Lehrer seinen natürlichen Gegner, und es gilt ihm als Ehrensache, ihn auf jede Weise zu bekämpfen, mag er selbst persönlich noch so beliebt sein.

Dieser Kampf wird besonders lebhaft in einem Internat geführt, wo dem Lehrer außer dem Unterricht auch Beaufsichtigung und Erziehung der Zöglinge obliegt, und wo seine Thätigkeit leicht einen polizeilichen Anstrich bekommt. Auch die Afranischen Fürstenschüler sind in einer fortwährenden heimlichen Verschwörung gegen das Lehrerkollegium begriffen, und Richard war von jeher ein Hauptverschwörer gewesen.

Bereits in Unterprima hatte er eine Strafkasse gegründet. Diesem Unternehmen lag der unbestrittene republikanische Gedanke zu Grunde, daß es verwerflich sei, sich

über die Brüder zu erheben. Wer daher in einem der vierteljährlichen deutschen, lateinischen oder französischen Aufsätze die beste Zensur hatte, zahlte ohne Weigern fünfzig Pfennige in die Strafkasse. Die besten Leistungen in den wöchentlichen Arbeiten wurden billiger gebüßt. Auch die erlaubte Länge der Arbeiten, bei den lateinischen Elegien sogar die Zahl der Disticha, wurde vorher durch Klassenbeschluß genau festgesetzt, und jede Überschreitung nach steigendem Maßstab bestraft. Richard machte sich oft genug selbst einer solchen Strafthat schuldig. Doch galt auch die beste Zensur nicht mehr als Schimpf, sowie sie durch willige Unterwerfung unter die Strafbestimmungen gesühnt war.

Infolgedessen lag auf Richards Klasse ein Segen, der wie Schutzimpfung wirkte. Die gierige Hast und der häßliche Wettkampf des modernen Lebens konnten diese gesunden Seelen nicht vergiften, und von krankhaftem Übereifer frei boten sie den Lehrern immer nur ein mittleres Maß von guten Werken.

Abgesehen von der moralischen Wohlthat war die Kasse jedoch auch wegen ihres materiellen Nutzens sehr beliebt, und sie hatte mit Rücksicht auf die Verwendung ihrer Gelder den wohlschmeckenden Namen Wurstkasse erhalten. Vor dem Hungertod wurden die Schüler nämlich durch eine ordnungsmäßige Beköstigung bewahrt, die aller Üppigkeit entbehrte. Die Magen der jungen Leute neigten jedoch weit mehr zur Schwelgerei als zur Enthaltsamkeit. Wenn nun an machen Abenden nach der bisweilen etwas dünnen Suppe nur ein Brühwürstlein oder auch gar nichts als Zukost zum Butterbrot gereicht wurde, so erwachte in den Afranischen Eingeweiden ein Bedürfnis nach größern, schwerern und schönern Würsten.

Dieses Bedürfnis wirkte um so heftiger, und seine Befriedigung galt für um so ehrenvoller, als nach den Satzungen der Schule das Einschleppen von Eßwaren mit Ausnahme von Obst streng verboten war.

Es machte Richard daher ein ganz besonderes Vergnügen, an den Abenden mit schmaler Kost aus den Mitteln der Wurstkasse allerlei verbotene Fleischwaren einzuschmuggeln. Entweder bestach er zu diesem Zweck eine der Frauen, welche die Wäsche der Schüler besorgten und ihre Betten in Ordnung hielten und deshalb poetischerweise Betthexen genannt wurden, oder wenn er gerade zwei Stunden Stadturlaub hatte, schlang er sich wohl auch beim Fleischer eine Schnur Würste um den Leib und zog über diesen Ringpanzer seinen Überrock, so daß er bei seiner schmächtigen Körperbeschaffenheit die unerlaubten Fleischesfreuden unbemerkt vor den Augen des aufsichtsführenden Lehrers vorbeibringen konnte.

Doch war dies die einzige Ungesetzlichkeit, an der sich Richard noch beteiligte. Von allen andern Übertretungen der Schulordnung suchte er sich jetzt um der Mutter willen möglichst fern zu halten, obwohl ihn gerade seit der letzten Zeit ein immer wachsender Freiheitsdrang und die fast übermächtige Sehnsucht erfüllten, alle Schranken der Schule niederzutreten.

Aber er durfte sich keiner Bestrafung aussetzen, der Mutter keinen Kummer bereiten, und so zwang er sich, selbst dann thatenlos zuzusehen, wenn einige mutigere oder leichtsinnigere Genossen des Abends ein Fäßchen Bier durch das Fenster des heimlichen Gemachs hereinholten.

Der in solchen Geschäften wohlerprobte Dienstmann No. 10 pflegte das Fäßchen in der am Fuße des Berges liegenden Felsenkellerbrauerei abzuholen, es in dem zur sogenannten Hintermauer emporführenden Hohlwege unter dem Schutze der Dunkelheit bis unter die Fenster der Schule zu tragen und es dort zwei Verschwörern zu übergeben, die aus den Fenstern des Erdgeschosses in das kleine Vorgärtchen herabgeklettert waren. Dort wurde es sorgfältig an einem Strick befestigt und von den am obern Fenster harrenden Genossen mit stiller Freude emporgezogen.

Kurze Zeit darauf nahm das leere Faß seinen Weg geradeso wieder zurück, nur daß es dann von keinem Dienstmann in Empfang genommen wurde, sondern vermöge seiner Schwere und getreu den im Physikunterricht den Schülern vorgetragenen Naturgesetzen selbstthätig den steilen Hohlweg hinab in den Hof der Brauerei rollte.

Der Genuß des Bieres war dabei übrigens nur halb so prickelnd, wie die Freude des Ungehorsams, und Richard mußte lechzend von ferne stehen und dachte mit Bedauern an die kühnen Lustbarkeiten des vergangenen Winters. Da war er bei Nacht mit einigen Gleichgesinnten sogar ein paarmal zum Blitzableiter hinuntergeklettert, um in irgend einer verschwiegenen Kneipe mit klopfendem Herzen die verbotene Frucht eines Nachttrunkes zu kosten und dann atemlos den beschwerlichen Pfad zum Schlafsaalfenster wieder empor zu klimmen.

An solche Indianerstreiche war jetzt für Richard nicht mehr zu denken, schon deshalb nicht, weil er sich seine schon arg beschnittene Schlafenszeit unmöglich noch mehr verkürzen konnte. Außerdem aber drohte den etwa dabei Ertappten die sofortige Entfernung von der Schule.

So befriedigte er sein bescheidenes Gelüste nach einem guten Trunk nur in den Stunden seines Stadturlaubes. Auch ging er jetzt in dieser Freizeit öfter nach Haus, als früher. Aber die schwermütig thränenreiche Art, mit der dort um den toten Vater getrauert wurde, war ihm fremd. Sein Gemüt war weich wie irgend eines auf der Welt; aber die Fülle äußerer Zeichen und Trauerhandlungen, mit denen sich weiblicher Schmerz so gern zu umgeben pflegt, verletzte sein Zartgefühl.

Mutter und Schwester lebten in dem plötzlich verwaisten Hause ohne eine große Aufgabe, die ihren Geist beschäftigt und abgelenkt hätte. Die pekuniären Sorgen waren der Mutter durch Onkel Bernhard abgenommen, und so hatte sie für die Zukunft nichts zu bedenken, in der Gegenwart nichts zu verteidigen und blickte unverwandt und mit schmerzlicher Lust auf das Unwiederbringliche zurück. Richard aber sah eine Zukunft vor sich, die ihm Erwünschtes zu bringen versprach, und soviel die Hoffnung fröhlicher ist, als die dumpfe Verzweiflung, soviel war sein Gemüt heiterer, als das der Mutter.

So kam das Weihnachtsfest heran. Statt der jubelnden Freude brachte es dieses Jahr wehmütige Erinnerung.

Die Mutter hatte sich inzwischen etwas beruhigt und sich mit allerlei Liebesgaben sorglich gemüht, um die Kinder den Verlust des Vaters weniger spüren zu lassen. Diese Sorge für die Lebendigen hatte auch ihrem Schmerz um den Toten etwas Trost gebracht, und sie begingen das schöne Fest in heiterer Fassung. Nur bei den Hauptgeschenken der guten Mutter traten den Kindern die Thränen ins Auge.

Sie hatte die wenigen Kostbarkeiten, die der Vater hinterlassen, unter die Geschwister verteilt. Elschen erhielt den Brillantring, Richard die goldene Uhr und Kurt, der schon eine gute Uhr besaß, die goldene Kette. Gerührt dankten sie der Mutter, und diese erwiderte ihnen:

„Meine lieben Kinder, ich strebe nur danach, euch die Liebe eures Vaters zu ersetzen, soweit das in meinen Kräften steht. Wenn ihr mir dafür danken wollt, so thut ebenso an mir. Ihr habt jetzt jedes ein schönes Andenken an den guten Vater. Haltet euch dessen wert und versprecht mir heute unter dem Christbaum noch einmal, ihm nachzueifern und brave, tüchtige Menschen zu werden."

„Aber selbstverständlich, liebe Mutter," sagte Kurt aufrichtig. Richards Antwort bestand in einem stummen Händedruck, während Elschen die Mutter stürmisch und laut weinend umarmte.

V.

Nach der Erholungszeit der Weihnachtsferien ging Richard mit verdoppelten Kräften an die Arbeit, und sein unruhiges Gemüt beschäftigte sich jetzt noch mit einer neuen Hoffnung. Onkel Lange hatte sich zu seiner Freude damit einverstanden erklärt, daß er gleich zu Ostern noch vor Beginn des Studiums sein Freiwilligenjahr abdiene, und Richard freute sich auf die Soldatenzeit aus kriegerischer Lust, Vaterlandsliebe und allgemeiner jugendlicher Begeisterung ganz ausnehmend.

Was er besonders Schönes von diesem Jahr erwartete, war ihm nicht ganz klar. Aber unleugbar sind das Waffenhandwerk und die allgemeine Wehrpflicht zwei edle und männerwürdige Sachen, und es machte ihn stolz, nun bald als ganzer Mann und selbständige Persönlichkeit staatlich anerkannt zu werden.

Bisweilen bedrückte ihn freilich die von Onkel Lange geweckte Befürchtung, vielleicht nicht diensttauglich zu sein. Des Onkels Zweifel an seiner Kampfesfähigkeit erschien ihm fast als Beleidigung, und er schwankte nun in Furcht und Hoffnung vor der baldigen Entscheidung.

Es war unter den Meißner Afranern üblich geworden, sich bei einem Regiment in Dresden zum Einjährigendienst zu melden. So war es auch dieses Jahr geschehen, und den vier Meißner Oberprimanern hatten sich noch fünf andre angeschlossen, die nun eines Tages alle neun zur Musterung nach Dresden bestellt wurden.

Der Rektor mußte ihnen für einen Tag Urlaub geben; mit Reisegeld und ihren sämtlichen Ersparnissen versehen, reiste die kleine kriegerische Schar früh um sieben Uhr ab, fast noch fröhlicher und aufgeregter, als wenn es in die Ferien ginge. Denn ihre köstliche Losgebundenheit wurde durch das erhebende Bewußtsein gewürzt, daß all die andern jetzt hinter den Büchern saßen, während sie selbst wie große Herren im Raucherabteil saßen und lustig der Hauptstadt entgegendampften.

Richard hatte dem Rauchen nie viel Geschmack abgewinnen können. Die Übung dieser Kunst war den Primanern gestattet und dadurch jedes verklärenden Reizes beraubt worden. Aber heute glaubte er es doch der Wichtigkeit des Tages schuldig

zu sein, sich an dem allgemeinen Qualm mit einer Zigarre zu beteiligen, deren sich im Bezug auf Duft und Undurchdringlichkeit des Rauches kein Feldwebel hätte zu schämen brauchen.

Sie rauchten so gewaltig, daß sie die Wagenfenster herablassen mußten. Die reine frische Winterluft strömte herein und roch nach Schnee und Wind und kam wie ein Gruß der Freiheit; und ein Gefühl der Freiheit war es auch, das die jungen Gemüter bei der raschen Fahrt durch die erwachende Winterlandschaft beseelte.

Vorüber flogen sie an schwarzen Kiefernbeständen und weiten Feldern, hinter sich ließen sie die beschneiten Gärten und die im Thale und an den Höhenzügen verstreuten Landhäuser der Lößnitz. Ganz weit hinter ihnen in wesenlosem Scheine und fast schon vergessen lagen der Zwang und die Aufsicht der Schule, und da drüben am Rande der Dresdner Heide winkten auch schon in langen, hellen Linien die Kasernen.

Eine Kaserne hat im allgemeinen nicht viel Poetisches an sich und pflegt eher an ein Gefängnis, als an ein Märchenschloß zu erinnern, aber die vorüberfahrenden Primaner erblickten in den mit öder Regelmäßigkeit sich erstreckenden langen Gebäuden das Symbol für den baldigen Beginn eines neuen Lebens voll Männlichkeit, und ihre Herzen schlugen in froher Sehnsucht.

Endlich hielt der Zug am Ziele. Die Straßen Dresdens schienen eigens deshalb so sauber gekehrt und vom Schnee befreit zu sein, um die jungen Vaterlandsverteidiger würdig zu empfangen. Sie bestiegen die Straßenbahn, und in kurzer Zeit standen sie vor dem niedrigen Wachtgebäude, das zwischen den mächtigen Grenadierkasernen sitzt wie die Spinne im Netz.

Sonderbarerweise schien man dort ihrer wichtigen Ankunft weder Begeisterung, noch auch nur Verständnis entgegenzubringen und vielleicht auf ihren Empfang gar nicht vorbereitet zu sein. Ohne Willkommen ließ man sie einfach warten, und sie hatten Zeit, das lebendige Treiben auf dem Kasernenhofe zu betrachten und zuzusehen, wie eifrig die Soldaten exerzierten und in allerlei der Gesundheit zuträglichen Leibesübungen unterwiesen und beaufsichtigt wurden.

Nach anderthalbstündigem Warten erschien ein baumlanger Oberlazarettgehilfe mit einem schwarzen, hängenden Schnurrbart, der von der modernen Bartkultur noch nicht im mindesten beleckt oder erreicht war. Er winkte den Zukunftssoldaten durch ein Zurückwerfen des Kopfes und sagte:

„Zum Herrn Oberstabsarzt.“

Geduldig fuhren sie mit ihm den ganzen langen Weg wieder zurück. Denn der Oberstabsarzt hatte seine Wohnung in dem zwischen Bahnhof und Albertplatz gelegenen Villenviertel.

„Untersucht uns denn der Herr Oberstabsarzt in seiner Privatwohnung?“ fragte Runkel verwundert.

„Nà, wegen neun Mann wird er doch nicht Regimentsappell abhalten oder das Lazarett alarmieren!“ war die knurrende Antwort.

Nauheimer rügte die in diesen Worten liegende Geringschätzung mit einem leichten Zucken seiner runden Schultern. Erich Petermann erwiderte heiter:

„Aber natürlich, so ist es doch viel vornehmer. Ich finde das sogar sehr aufmerksam vom Herrn Oberstabsarzt.“

„Meinen Sie," fragte Richard mit erwartungsvoller Bescheidenheit, „daß wir alle genommen werden?"

In dem Gesicht des Oberlazarettgehilfen zuckte es eigentümlich, als er die starke Soldatenfreudigkeit der ihm anvertrauten jungen Leute wahrnahm, und auch die übrigen Insassen des Straßenbahnwagens lächelten. Seine soldatische Schweigsamkeit ließ jetzt nach, er wurde gesprächiger und gemütlicher und stellte mit wohlwollender Miene die Gegenfrage:

„Sie kommen von der Meißner Fürstenschule?"

„Jawohl," lautete die stolze Antwort.

„Na, die von dort kommen, nimmt der Herr Oberstabsarzt gewöhnlich ohne Ausnahme . . . . . ."

Die Augen der Jungen blitzten.

„Überhaupt von den Einjährigen wird selten einer zurückgewiesen. Da wird doch jeder Dreck genommen."

Die begeisterten Rekrutengesichter verzogen sich gekränkt. Er bemerkte seinen Mißgriff und suchte ihn durch joviale Freundlichkeit wieder gut zu machen, lobte das blühende Aussehen der blassen Examengestalten und sprach ihnen Mut ein.

Der Oberstabsarzt machte die Untersuchung übrigens sehr rasch und fast nur mit einigen prüfenden Blicken ab. Zu Richard sagte er:

„Ein bißchen wenig Fleisch auf den Knochen. Ist mir aber lieber, als ein aufgedunsener Bierschwamm."

Das Ergebnis seiner Untersuchung teilte er jedesmal dem hinter ihm sitzenden Schreiber durch eine unverständliche Bemerkung mit; die auf Herz und Nieren geprüften Primaner selbst aber erfuhren weiter nichts, als daß sie sich nachmittags um fünf wieder draußen im Wachtgebäude zu melden hätten, um gemessen zu werden, und wurden mit diesem Bescheid entlassen.

Die Verzögerung der Sache war ihnen allen sehr willkommen. Denn sie hatten vom Rektor strengen Befehl erhalten, unmittelbar nach Erledigung der Militärangelegenheit zurückzukehren, und gewannen jetzt, da es eben erst elf Uhr war, sechs Stunden freie Zeit, die sie mit Inbrunst auszukosten trachteten.

Immerhin waren sie natürlich auf die Entscheidung ihres militärischen Schicksales sehr gespannt und wußten sich vor Freude kaum zu lassen, als ihnen der Oberlazarettgehilfe unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilte, daß sie allesamt als tauglich befunden worden und die am Nachmittag noch vorzunehmenden Messungen und sonstigen Formalitäten völlig bedeutungslos seien.

Diese beglückende Thatsache mußte natürlich würdig gefeiert werden, Richards vorher gemachter Vorschlag, die Königliche Gemäldegalerie zu besuchen, wurde gar nicht mehr beachtet, und die ganze Schar machte sich mit dem schmunzelnden Lazarettgehilfen auf, um eine geeignete Stätte für ein festliches Frühstück zu suchen.

Plötzlich, als sie eben über den Albertplatz zogen, zuckte Richard überrascht zusammen. All seine Soldatenbegeisterung hatte ihn doch nicht blind gegen die angenehmen Erscheinungen der Außenwelt gemacht, und er sah dort an der Litfaßsäule beim Schauspielhaus Eva Kern mit ihrer Mutter stehen und auf den Theaterzettel deutend heftig mit ihr sprechen.

Hastig rief Richard den Kameraden ein paar Worte zu, die ungehört verklangen, und trat grüßend zu den beiden Damen. Erstaunt ließ sich Frau Kern seine unvermutete Anwesenheit in Dresden erklären und entgegnete dann in ihrer ruhigen Art:

„Ich freue mich, Sie zu sehen. Sie haben sich ja seit den Weihnachtsferien gar nicht bei uns blicken lassen. Jetzt kommen Sie übrigens zur rechten Stunde. Sie werden mir als guter Sohn, der seiner Mutter nur Freude macht, meiner Tochter gegenüber gewiß beistehen. Denken Sie: Wir haben unsre Besorgungen erledigt und könnten mit dem nächsten Zuge wieder nach Hause fahren. Da besteht Eva plötzlich darauf, heute abend die ‚Jungfrau von Orleans‘ im Hoftheater anzusehen. Was sagen Sie dazu?“

„Daß ich diesen Wunsch sehr begreiflich finde. Ich selbst hege ihn seit Jahren, und wenn ich über meinen Abend heute verfügen dürfte, würde ich ohne Besinnen ebenfalls ins Theater gehen.“

„Und Ihre Trauer?“

Richard schwieg betroffen. Eva aber antwortete an seiner Statt:

„Aber Mutter, das Hoftheater ist doch kein Tanzboden. Ich bin gewiß sonst nicht vergnügungssüchtig und habe mich in Meißen gern von allem zurückgehalten. Aber wenn wir uns ein Stück von Schiller ansehen, so thun wir gewiß keine Sünde gegen den Vater, und es ist gerade so schön wie ein Kirchenkonzert, und es ist gewiß erlaubt. Theater ist doch überhaupt nur *schön* und nicht so etwas wie Tanzen oder Lachen oder Trinken oder immer neue Kleider anziehen. Bitte, laß uns heute abend hineingehen! Theater ist das Schönste und Beste, was es giebt.“

Ihre Augen blitzten vor Begeisterung und entzündeten auch Richards Gemüt. Lebhaft vertrat er ihre Meinung und sagte im gewählten Kathedertone:

„Allerdings, verehrte Frau Kern. Unsre Theatervorstellungen sind zwar nicht mehr Gottesdienste, wie bei den alten Griechen, aber sie sind doch nichts Verwerfliches oder auch nur Leichtfertiges, und ich bin gewiß, unsre Väter würden uns den edlen Genuß einer Schillerschen Tragödie nicht verwehren, wenn wir sie fragen könnten.“

„Es ist aber doch nun einmal gegen die Sitte, im Trauerjahre Theater zu besuchen,“ erwiderte Frau Kern mit bedauerndem Achselzucken. „Was würden die Leute sagen . . . . . .“

„Ja trauern Sie denn für die Leute und vor den Augen der Welt, oder trauern Sie nach dem Bedürfnis Ihres Herzens?“ versetzte Richard ein wenig pathetisch, und fügte dann nachlässig hinzu:

„Außerdem kennt Sie ja in Dresden kein Mensch!“

Frau Kern mußte lächeln über die plötzliche männliche Überlegenheit, die aus Richards knabenhaftem Wesen oft etwas unvermittelt emporwuchs. Gern hätte sie Eva das unschuldige Vergnügen gegönnt, und schon halb überzeugt sagte sie:

„Also Sie würden ohne Bedenken sich heute die ‚Jungfrau von Orleans‘ ansehen, und Sie unterlassen es nur, weil Sie nicht dürfen und heute abend pünktlich wieder in der Schule eintreffen müssen?“

Richard sah, wie sich Evas bittende Augen vertrauensvoll auf ihn richteten, und in einem augenblicklichen Rausche überquellenden Selbstbewußtseins antwortete er:

„Nein, ich unterlasse es nicht. Wir können ohnehin erst später zurückfahren, weil wir uns gegen Abend noch einmal in der Kaserne melden müssen. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis begleite ich Sie also heute abend ins Theater."

„Was wird denn aber Ihr Herr Rektor dazu sagen?"

„Den frage ich natürlich nicht vorher. Heute bin ich Rekrut. Da will es eigentlich der deutsche Brauch, daß ich mich zur Ehre des Vaterlandes gehörig betrinke. Es wird mir aber wohl erlaubt sein, statt dessen mich ein wenig an Schiller zu erbauen."

Zu Evas großer Freude willigte ihre Mutter nun ein, und Richard erbot sich, gleich jetzt an der Tageskasse die Eintrittskarten zu besorgen. Nach ein paar Schritten kehrte er jedoch errötend wieder um und sagte:

„Ich weiß doch nicht, ob meine Barschaft ausreicht, um den Betrag für Sie auszulegen."

„Es war auch sehr unbedacht von mir, Ihnen das zuzumuten," half ihm Frau Kern freundlich aus der Verlegenheit und gab ihm ihr Geldtäschchen. „Sie haben doch heute morgen keine außerordentlichen Ausgaben voraussehen können und natürlich nur das Nötigste an Geld zu sich gesteckt."

„Ja!" erwiderte Richard verlegen, fuhr aber, obwohl er sich dabei vor Eva ein wenig schämte, sogleich aufrichtig fort:

„Das heißt, in Wahrheit habe ich meine gesamten Ersparnisse bei mir. Leider sind sie eben nicht sehr beträchtlich. Aber später, wenn ich einmal viel Geld verdiene, werde ich mich jeden Morgen so vorsehen, daß ich den Tag über mit Damen unbesorgt überall hingehen kann."

Auch heute schon ging er, als er von der Kasse zurückkam, unbesorgt überall hin, wo Eva und ihre Mutter hingingen. Wie berauscht wandelte er an ihrer Seite und brachte in lebhafter Unterhaltung einen heitern Einfall nach dem andern hervor. Doch richtete er all seine Reden und Scherze stets an die Mutter, wenngleich sie eigentlich mehr für die zu ihrer Rechten gehende Tochter bestimmt waren, und auch Eva wendete sich ebenfalls an die Mutter, um ihm zu antworten.

Frau Kern lächelte im stillen und merkte wohl, daß sie da gewissermaßen die Rolle eines Fernsprechamtes spielte, und daß die Mitteilungen der beiden Sprecher, die sie in ihrem Amt vernahm, eigentlich sie selbst gar nichts angingen.

Richard und Eva hatten sonst immer ganz rückhaltlos und unbefangen miteinander geplaudert, wie es bei der Harmlosigkeit ihrer Gespräche ja auch selbstverständlich war. Heute aber lag eine angenehme Befangenheit zwischen ihnen, die durch die scherzhafte Umständlichkeit ihrer Unterhaltung nur noch reizvoller wurde.

Nachdem sie im Kaiserpalast am Pirnaischen Platz zu Mittag gegessen hatten, schlug Richard Frau Kern vor, in den Großen Garten hinauszufahren, und Eva stimmte der Mutter, die noch kein Wort gesagt hatte, begeistert mit einer kleinen Einschränkung zu:

„Ja, Mutter, das ist ein guter Einfall! Aber noch besser wär's, wenn wir zu Fuß gingen. Bei dem schönen Wintersonnenschein und der stillen kühlen, Luft ist es doch ein Vergnügen zu laufen."

„Aber natürlich, Frau Kern!“ erwiderte Richard. „Besonders für mich ist es ein Vergnügen, da ich doch so selten das Glück genieße, mit Damen spazieren gehen zu dürfen.“

Und so lustwandelten denn die drei auf den winterharten Parkwegen, sahen den Schlittschuhläufern auf dem Karolasee und dem Palaisteich zu und setzten sich dann angenehm durchfroren bei Pollender zum Kaffeetrinken nieder, Frau Kern immer schweigend und Richard und Eva immer von beiden Seiten auf sie einsprechend, und es war schwer zu sagen, wer sich am besten unterhielt.

Nach vier Uhr mußte sich Richard leider verabschieden, um rechtzeitig in der Kaserne einzutreffen.

„Schade! Gerade jetzt, wo es anfängt, so recht hübsch zu werden,“ sagte Eva bedauernd zu ihrer Mutter.

„Ja, Frau Kern,“ entgegnete Richard achselzuckend, „ich bliebe wahrhaftig gern bei Ihnen hier in dieser gemütlichen Kaffeeecke. Aber das Vaterland ruft. Also auf Wiedersehen heute abend im Theater. Leben Sie wohl!“

„Leben Sie wohl,“ antworteten die Damen beide und gaben ihm die Hand. Eva fügte noch hinzu: „Und lassen Sie sich ja nicht zu lange in der Kaserne aufhalten.“

Da merkte sie plötzlich, daß sie damit heute zum erstenmale das Wort an ihn gerichtet hatte, errötete tief und steckte den jungen Kriegsmann mit diesem Erröten so an, daß er sich sehr eilig verabschiedete, um seine Verlegenheit im Schutze des hereinbrechenden Winterabends zu verbergen.

Vor den Grenadierkasernen kam er zu gleicher Zeit mit seinen Kameraden an. Bei diesen schienen die Wogen der Begeisterung, des Bieres und der Vaterlandsliebe inzwischen sehr hoch gegangen zu sein. Doch war ihre Fröhlichkeit derberer Art, als die ebenfalls gehobene Stimmung Richards, und wollte mit deren leiser Melodie nicht recht zusammenklingen.

Er beantwortete ihre lauten Vorwürfe und Fragen über sein treuloses Verschwinden mit der ausweichenden Erklärung, daß er Bekannte getroffen habe. Von Eva schwieg er aus Zartgefühl und vom Theater aus Klugheit.

Als sie dann nach beendigten Messungen und nochmaligem Freudentrunk wieder nach dem Bahnhof fuhren, stieg Richard kurz vor dem Theater aus und rief den andern zu:

„Ich habe noch etwas zu besorgen und komme nach!“

„Aber Günther,“ war die Antwort, „es ist keine Zeit mehr, du versäumst den Zug.“

In der That steckten sie auf dem Bahnhof, als sich schon der Zug in Bewegung setzte, vergeblich die Köpfe aus den Wagenfenstern. Der Vorsitzende des Dichterkränzchens war nicht zu erblicken. Natürlich that es ihnen nun leid, ohne ihn abgefahren zu sein; sie schämten sich, ihren Kriegskameraden gewissermaßen im Stiche gelassen zu haben, und bei der Ankunft in Meißen ging deshalb ein sehr verständiger Antrag Nauheimers und Petermanns durch, der den Zweck hatte, diesen Fehler wieder gut zu machen.

Unbekümmert um die Gefährlichkeit dieses öffentlichen Lokales setzten sie sich im Wartesaal noch zu einem Glase Bier nieder, um den nächsten, nach einer Stunde fälligen Zug zu erwarten und dann den Verspäteten in ihre Mitte aufzunehmen. Aber auch dem nächsten Zuge entstieg zu ihrer ernstlichen Besorgnis Richard Günther nicht, und so mußten sie schweren Herzens und sehr schweren Hauptes ohne ihn die Stufen zum Afraberg emporklettern.

Kurz vor neun Uhr meldeten sie sich im Aufsichtszimmer der Schule, das diese Woche Professor Runkel bewohnte.

„Alle neun genommen," rief Petermann laut beim Eintreten.

Der Professor zuckte die Achseln über die etwas taktlose Art, dem Lehrer seine Freude zu bekunden, verlas die Namen und fragte:

„Wo ist denn Günther?"

„Er ist nicht mitgekommen," murmelten mehrere Stimmen. „Es war schon sehr spät. Wir mußten eilen, und da hat er wohl den Zug verpaßt."

Professor Runkel schlug sich wiederholt mit der Hand auf den Oberschenkel und wiegte bedauernd den Kopf. In seinem ungezwungensten Meißnischen Tonfall erwiderte er endlich:

„Das ist recht dhöricht. Sie kommen ohnehin viel zu spät. Der Herr Rektor hat schon zweimal nach Ihnen gefragt. Nun bringen Sie die alberne Ausrede, Günther hädde den Zug verbaßt. Das ist zu dhöricht. Wie kann denn von einer ganzen Gesellschaft einer allein den Zug verbassen? Wenn ich mir rechte Mühe gäbe, da könnte ich es Ihnen vielleicht glauben, daß Sie alle mideinander den Zug verbaßt hädden. Aber so! Einer allein! Das ist zu dhöricht!"

„Bitte sehr, Herr Professor," ließ sich jetzt Nauheimers bierschwere Stimme stammelnd vernehmen, „wir haben ja auch alle zusammen — — — — noch einen Zug verpaßt. — — — — Das hat aber nichts — — — — genützt. — — — — Günther . . . . . ."

Seinen Nebenleuten gelang es jetzt, ihm den Mund zuzuhalten. Der Professor aber rief:

„Seien Sie still! Es ist mir zwar ganz gleichgültig, wieviel Sie drinken. Aber wenn ich merkte, daß Sie betrunken wären, da müßte ich Sie nadürlich bestrafen. Es scheint am besten für Sie zu sein, Sie gehen zu Bett! Das Weidere findet sich morchen!"

— — — — — Richard hatte inzwischen in Evas und ihrer Mutter Gesellschaft keinen Augenblick an die Verlegenheit gedacht, in die er seine Mitschüler, und an den Groll, in den er den gutmütigen Professor Runkel versetzt hatte. Glücklich saß er im Theater, sah die Gestalten Schillers von schönen Menschen in prächtigen Gewändern verkörpert und hörte sie mit edler Sprache die herrlichen Verse wiedergeben. Fast weltvergessen gab er sich dem Eindruck des Schauspiels hin, hatte aber bei aller Weltvergessenheit noch so viel Wirklichkeitsbewußtsein, um Evas Nähe beglückend zu empfinden.

Doch sprachen sie nichts.

Als sie nach dem Bahnhof gingen, schwiegen sie noch immer. Schweigend saßen sie im Wagen einander gegenüber, nur hin und wieder eine kurze entzückte Bemerkung austauschend.

„Ach, wenn ich doch auch Schauspielerin sein könnte," sagte Eva, und Richard blickte sie bewundernd an. Er fand, daß sie noch viel schöner war, als die Schauspielerinnen des heutigen Abends.

In Meißen begleitete er sie natürlich nach Hause und fragte noch zum Abschied:

„Nun, Frau Kern, meinen Sie, daß wir heute ein Unrecht gegen unsre Toten begangen haben?"

„Nein!" antwortete die Mutter schlicht, und die Tochter hielt ihm die Hand hin, die er mit nahezu Schillerscher Begeisterung drückte.

Dann erst, als er in heftigem Schneegestöber zur Schule emporstieg, kam es ihm deutlich zum Bewußtsein, wie schwer er sich heute, wenn auch nicht gegen die Toten, so doch gegen die lebendigen Gesetze der Schule vergangen hatte.

Wie er am Ziele war, sah er seine schwarzumflorte Mütze von weißem Schnee dicht bedeckt. Der Nachtwächter empfing ihn mit der Mitteilung, daß der Professor natürlich längst zu Bett gegangen sei und seine Meldung erst morgen früh entgegennehmen wolle.

Mit schlechtem Gewissen, aber doch glücklich, schlief er ein.

Am andern Morgen nahmen ihn der Rektor und Professor Runkel ins Verhör. Zu beschönigen gab's bei seinem leichtsinnigen Ungehorsam nichts, und zu hilflosem Leugnen war er zu stolz. So gestand er den Theaterbesuch ruhig ein. Eva und ihre Mutter zu erwähnen, hielt er nicht für seine Pflicht.

Der Rektor war außer sich vor Empörung, und das Lehrerkollegium verurteilte ihn zu sechs Stunden Karzer. Ihm schien die Strafe selbst inhaltlos und von schmerzlicher Bedeutung nur durch den Kummer, den sie der Mutter machen würde. Vergeblich bat er Onkel Lange, ihr davon zu schweigen.

Beim nächsten Sonntagsurlaub empfing sie ihn mit Thränen und sagte: „Ich hatte gehofft, du würdest dein Versprechen halten und mir nun rechte Freude machen. Statt dessen hältst du nicht einmal die Trauer um den Vater ein!"

Elschen beruhigte sie mit Liebkosungen. Er selbst wußte nichts zu erwidern. Auch von Kurt kam ein tadelnder Brief, dessen eine Stelle lautete:

„Du hättest dem empfindlichen Gemüt unsrer Mutter diesen Kummer wohl ersparen können! Nimm dir an mir ein Beispiel. Ich hatte alle meine Mensuren verschoben und schlage sie erst jetzt, weil ich der Mutter, die in ihrem Schmerz nun einmal kein Verständnis dafür hat, nicht zu Weihnachten mit frischen Schmissen unter die Augen treten wollte."

Onkel Bernhard hingegen, als er von der Geschichte hörte, sagte schmunzelnd:

„Bravo! Aus den frechsten Pennälern werden die schneidigsten Korpsburschen."

VI.

Nach einigen Wochen kam endlich der Tag, an dem Richard der Mutter die lang vorbereitete große Freude machen konnte. Er hatte in der schriftlichen wie mündlichen Prüfung sämtliche Mitschüler übertroffen, sogar im Französischen und in

der Geschichte hatte er es zu vorzüglichen Noten gebracht, kurz er bekam unter allen die beste Abgangszensur.

Freilich wurde die glänzende Beurteilung seiner wissenschaftlichen Leistungen ein wenig getrübt durch die im Betragen nur eben befriedigend ausfallende Zensur. Auch die Mutter schmerzte es, hier die ordnungsmäßige „Eins“ zu vermissen. Doch der leichtsinnige Theaterbesuch in Dresden, mit dem er sie verscherzt hatte, war ja von ihr längst vergessen und vergeben, und Frau Martha schloß ihren Jungen um so inniger in die Arme, als selbst Onkel Lange gesagt hatte:

„Nun, es scheint wirklich, daß Richard in dem letzten Halbjahr mit seiner Zeit nicht schlecht hausgehalten und seine Pflicht so ziemlich erfüllt hat. Hoffentlich fährt er nun so fort!“

Die Abgangsprüfung war schon vor der Mitte des März abgehalten worden, während die feierliche Entlassung von der Schule immer erst zum Geburtstag ihres Gründers, des Kurfürsten Moritz, am 21. März, stattfand. Für die Zwischenzeit wurden die glücklichen Überwinder der Prüfung einstweilen nach Hause beurlaubt, um nicht durch ihren unnützen Übermut die zurückbleibenden Schüler der jüngern Klassen zu verderben.

Der Rektor hatte sie ermahnt, diese letzten Schulferien recht maßvoll zu genießen und sie nach den Anstrengungen der Prüfung einer vernünftigen Erholung zu widmen. Richard jedoch dachte an keine Anstrengungen mehr und erzählte vor allem der Mutter nichts von seinem Nachtarbeiten. Er hätte sonst gewärtigen müssen, eine ganze Woche lang im Bett gehalten zu werden. So begnügte er sich mit dem langentbehrten Genuß, die Nächte hindurch voll auszuschlafen. Die Tage aber wußte er besser zu verwenden.

Denn es war die Zeit des Bockbiers, und durch Klassenbeschluß waren Emil Nauheimer als erster und Richard Günther als zweiter Chargierter für die Leitung des Abgangskommerses gewählt worden.

Verschiedene Biersorten wurden sorgfältig durchgekostet und auf ihre Bekömmlichkeit liebevoll ausprobiert. Auch Einladungen waren schon in großer Menge versendet; von dem Afranerabend in Leipzig, einer studentischen Vereinigung alter Afraner, waren die Schläger und Schärpen für den Kommers entliehen, und auf der Schule selbst eifrig die abgelegten grünen Mützen gesammelt worden, um von den Gästen bei der Feier des Landesvaters benutzt und in althergebrachter Weise mit der Spitze des Schlägers durchbohrt zu werden. Gern und mit andächtiger Scheu hatten die Schüler ihre alten Kopfbedeckungen für diesen heiligen Zweck geopfert, und Richard hielt sie einstweilen in Verwahrung.

Jetzt aber war noch die Ausschmückung des Saales, sowie der Druck der Lieder zu besorgen, auch das Katerfrühstück mußte beraten und bestellt werden, und Nauheimer und Günther kamen ihren Obliegenheiten mit rührender Geschäftigkeit nach. Das Biertrinken konnten sie an den Orten ihrer Thätigkeit naturgemäß nicht immer vermeiden. Aber es blieb auch noch Zeit und Lust, hin und wieder im Birnbaum ein Schöpplein Weines zu trinken und eine Dichterkränzchensitzung abzuhalten.

Das Geld für dies vergnügte Leben hatte Richard von Onkel Bernhard bekommen, den die schlechte Zensur im Betragen fast noch mehr erfreute, als die glänzenden wissenschaftlichen Noten.

„Denn," sagte er, „im Leben fragt ihn kein Mensch nach seiner Tugend, sondern nur nach seiner Leistungsfähigkeit. Können muß man etwas, ein forscher Kerl muß man sein und kein Duckmäuser!"

Richard fand diese Ansichten sehr vernünftig. Er hatte ja beschlossen, nun bald ein ganz besonders tüchtiger Kerl zu werden. Infolgedessen trank er auf das Wohl des Onkels, so sehr ihn dieser oft durch seine rücksichtslosen Scherze kränkte, jetzt manches Glas.

Die Mutter freilich erfüllte dieses Kneipenleben mit Besorgnis. Kurt hingegen, der leider mit arg zerfetztem Gesicht in die Ferien heimkam, erklärte das für einen angehenden Studenten ganz in der Ordnung, und Elschen schloß sich seiner Meinung eifrig an und streichelte und schmeichelte so lange, bis sich die Mutter über ihre Söhne beruhigte.

Elschen war außerordentlich stolz auf Kurts Schmisse, fand es sehr „interessant", mit einem so offensichtlichen Studenten auf der Straße zu gehen, und freute sich, daß nun auch Richard zu voller männlicher Ehre und Freiheit heranwuchs.

Ganz selbstverständlich erschien es ihr, daß ihr Bruder zum Chargierten für den Kommers gewählt worden war, ganz unbegreiflich aber, daß er erst nach Nauheimer, an zweiter Stelle stand.

„Das ist doch ungerecht," schwatzte sie klug, „wenn man bedenkt, daß du die beste Zensur hast und Nauheimer die allerschlechteste, so daß er beinahe durchgefallen wäre!"

„Aber Elschen," entgegnete Richard lachend, „darauf kommt es doch beim Biertrinken nicht an. Nauheimer ist eben die bierehrlichste Seele von uns allen."

Der Ausdruck „bierehrliche Seele" bewirkte bei Elschen einen ehrfürchtigen Schauer. Doch fuhr sie immer noch empört fort:

„Trotzdem ist es aber eine Schande, wenn euer erster Chargierter die allerschlechteste Zensur hat. Nauheimer schämt sich wohl nicht einmal, daß er gerade noch knapp die ‚Drei' bekommen hat?"

„Nun," sagte Richard jetzt mit reifer Überlegenheit. „Warum sollte er sich denn schämen? Das wäre ja einfach blödsinnig. Er hat das Reifezeugnis, und das genügt. Die guten Zensuren haben doch nur den einen Zweck, den Eltern auch einen Spaß zu machen. Nauheimers Alter aber ist ein vernünftiger Mann. Dem ist das ganz Wurst."

Erstaunt schwieg Elschen einige Augenblicke. Dann fragte sie nachdenklich: „Sag mal, Richard, kannst du wohl auch so viel Bier trinken wie Nauheimer? — — — Du kannst wohl nicht viel vertragen?"

Richard lachte. Aber ein wenig kränkte ihn doch das Mißtrauen gegen seine Trinkfestigkeit, und ohne selbst ganz klar darüber zu sein, ob er scherzte oder im Ernst sprach, antwortete er:

„Sei beruhigt, ich werde schon zum Kommers meinen Mann zu stellen und meine Ehre zu wahren wissen. Ob man etwas Ordentliches vertragen kann, ist ja schließlich nur Gewohnheitssache, und was mir bisher an Übung gefehlt hat, das hole ich jetzt nach!"

Kurt gab seine fachmännische Zustimmung durch ernsthaftes Nicken des Kopfes zu erkennen, und Elschen ermahnte ihn lebhaft, ja recht tüchtig Probe zu trinken, damit er sich zum Kommers nicht etwa auslachen zu lassen brauchte.

Die Mutter hatte dieses Gespräch über die Wichtigkeit guter Zensuren und guten Biertrinkens glücklicherweise nicht mit angehört. Sie war ohnehin etwas betroffen über das burschikose Benehmen, das Richard jetzt hervorkehrte. An Kurt war sie die derben studentischen Ausdrücke und Manieren schon gewohnt. Der jähe Wechsel aber in Richards Wesen überraschte sie und erregte Besorgnis.

Und doch waren nicht etwa Roheit oder auch nur Leichtfertigkeit und Genußsucht die bestimmenden Ursachen von Richards etwas gewaltsamer Bierfröhlichkeit.

Seine herzliche Gewissenhaftigkeit trieb ihn in das Kneipenleben, und aus befriedigtem Pflichtgefühl fand er Gefallen daran.

Der Abgangskommers hatte ihm immer als die Ehrenpforte vor Augen gestanden, durch die der Schüler in das Paradies der studentischen Freiheit eingeht, und so war er natürlich eifrig bestrebt, sich auf diesen Schritt würdig vorzubereiten. Übrigens war er sich wohl bewußt, daß das Biertrinken keineswegs als einziger Zweck, sondern mehr als notwendige und auch angenehme Nebenerscheinung bei einem Kommers zu gelten habe, dessen Hauptfreuden selbstverständlich in feierlichen Gesängen, begeisterten Ansprachen und heiterm Geschwätz bestehen mußten.

Richard hatte es daher für seine Pflicht gehalten, die vorhandenen Kneiplieder durch ein humoristisches Abschiedslied von der Schule zu vermehren, und er dachte eingehend darüber nach, was er wohl als Thema zu der ihm als zweitem Chargierten zustehenden Rede wählen sollte, um seinen Kameraden und auch den Gästen die Wichtigkeit und herrliche Bedeutung der schönen Feier recht ans Herz zu legen.

Dabei befand er sich in der seligen Stimmung, die uns in der endlich erreichten unmittelbaren Nähe eines längst ersehnten Ziels so beglückend umgiebt, wenn alle Mühe und Arbeit bereits gethan ist, und es nur noch die Hand auszustrecken gilt, um die reife Frucht des Glückes vom niederhängenden Zweige zu pflücken.

Auch Richard griff jubelnden Herzens nach der heißbegehrten Frucht, und auch er machte jetzt die alte Erfahrung, daß mit dem Zugreifen und Nehmen der beste Teil der Freude schon verflogen ist. Auch er fand in der empfangenen Wirklichkeit nicht alle Süßigkeit wieder, die in seiner Hoffnung gewesen war. Deutlich schmeckte er die bittere Würze, deren scharfe Körner auf jeden festlichen Kuchen des Lebens gestreut sind, die Enttäuschung.

Keine Enttäuschung bereitete ihm nur die feierliche Entlassung selbst. Sie war genau so langweilig, wie sie ihm von der Entlassung früherer Jahrgänge her in der Erinnerung geblieben war. Doch fand er diese Langweiligkeit ganz in der Ordnung; er ahnte ungefähr, daß ohne ihre sanfte Mitwirkung überhaupt keine Würde und nichts Weihevolles denkbar ist. So murrte sein Gemüt nicht dagegen, und wie der Lehrling früher zur Beendigung der Lehrzeit vom Meister den letzten Backenstreich empfing, und der Knappe mit einem letzten Schlage zum Ritter geschlagen wurde, so erduldete Richard in der Ödigkeit der Abgangsfeier still die letzte schmerzliche Züchtigung seines Geistes, um nach deren Überwindung endlich allen Schulzwanges überhoben zu sein.

Im Festsaale der Schule mußten die Erlesensten unter den Abgehenden jeder eine Abschiedsrede halten. Es wurde Deutsch, Französisch, Hebräisch, Griechisch und Lateinisch gesprochen in Vers und Prosa, und nach jeder rednerischen Darbietung, wenn die geheuchelte Teilnahme der mutig zuhörenden Ehrengäste zu erlahmen drohte, wurden sie durch eine hübsche Orchestermusik wieder aus dem Schlummer emporgerüttelt, so daß sie die Langweiligkeit der folgenden Rede wieder mit frischer Empfindung zu würdigen im stande waren.

Als Gipfel dieser Freuden sprach noch der Rektor ein kurzes Abschiedswort, das eine halbe Stunde dauerte, und verteilte dann endlich die Abgangszeugnisse.

Ein gemeinsamer Gesang schloß die Feier, und Richard war kein Schüler mehr. Er war frei.

Doch fühlte er in seiner Freiheit nichts von dem erwarteten überschwenglichen Freudentaumel, und die übermäßige Anspannung seiner Sehnsucht löste sich jetzt fast kraftlos. Ja, beim endlichen wirklichen Abschied von der Schule überkam ihn eine ganz unerwartete Stimmung banger Traurigkeit.

Ein letztes gemeinsames Festmahl vereinigte die Abgehenden mit den Zurückbleibenden, und dann wurden sie, jeder von dem Unterprimaner, mit dem er im letzten Jahre am selben Tische gearbeitet, noch einmal durch alle Räume der Schule geführt.

Kein Wort wurde dabei gesprochen. So ist es Sitte bei diesem alten Brauch. Schweigend sah Richard zum letztenmale die weiten Schlafsäle, die öden Klassenzimmer, die Küche und das Karzer. Schweigend schritt er zum letztenmale durch die langen Gänge, den gepflasterten Hof und die noch winterlichen, kahlen Baumgänge des Zwingers, in deren grünem Schatten er sechs schöne Sommer verbracht hatte. Stumm ging's von Arbeitszimmer zu Arbeitszimmer, wortlos drückte er jedem einzelnen Schüler die Hand, und jeder einzelne war ihm jetzt wie ein Freund, von dem er im traulichen Zimmer Abschied nahm, um in das kalte, ungewisse Leben hinauszugehen.

Und dann kam das Allerletzte.

Im gewölbten Thorweg der Schule sangen die Unterprimaner den Scheidenden das alte wehmütige Lied:

Nun zu guter Letzt
Geben wir dir jetzt
Auf die Wandrung das Geleite.

Gebrochen hallten die letzten Töne vom leeren Schulhofe wieder. Noch ein letzter Händedruck, auch wohl eine Umarmung und einige Thränen. Dann zog eine ernste Schar still zum Thore hinaus.

Wo war der wilde Übermut, mit dem doch ein jeder von ihnen dereinst über die Schwelle der Freiheit zu springen gedacht hatte?

Richard empfand ihn nicht. Doch freute er sich im innersten Winkel seines Herzens, ihn des Abends beim Kommers um so herrlicher erwachen zu sehen. Einstweilen glaubte er deutlich zu erkennen, wie nichts feierlicher ist, als der Schmerz, und wie seine Erhabenheit von keiner Freude je erreicht werden kann, auch nicht von einer Abschiedsrede des Rektors.

So echt seine Stimmung war, so kurz war ihre Dauer, und nach einer Stunde bereits brannte in seinem Herzen wieder die freudige Begierde nach dem würdigsten Teile der Abschiedsfeierlichkeiten, nach dem Kommers.

Er schämte sich beinahe, sein weichliches Abschiedsgefühl nicht besser beherrscht zu haben. Doch vermied er es, schon am Nachmittage mit den andern den Birnbaum oder die Bierstube von Heimerts aufzusuchen. Denn er hielt es für seine Pflicht, den Durst seiner Kehle und die Fassungskraft seines Magens in unverkürztem Maße zum Kommers mitzubringen. So unternahm er mit Mutter und Geschwistern einen Spaziergang durch den Park von Siebeneichen, dessen prächtige Anlagen sich an den Abhängen des linken Elbufers in das Thal hinab erstrecken.

Begierig sog Richard den herben Duft des feuchten braunen Laubes ein, das dicht und modernd in jeder Senkung des schwarzen Bodens aufgehäuft lag und in dünnerer Schicht allenthalben zwischen den moosigen Stämmen verstreut war. Er wußte es, daß hinter diesen braunen Kulissen schon Veilchen und Anemonen bereit standen, um auf das erste freundliche Stichwort der Sonne herauszutreten auf die frohe leuchtende Bühne des Frühlings. Er meinte, es zu spüren, wie in den harten Zweigen über ihm schon saftschwellende Knospen schliefen und nur auf den Weckruf der Frühlingsvögel warteten, um aufzuwachen und aufzubrechen in fröhlicher Werdelust.

Auch ihm wurde es recht frühlingsmäßig und erwartungsvoll zu Sinne.

Aber er hatte keine Zeit, sich solchen Gefühlen andächtig hinzugeben, er mußte die Pflichten bedenken, die er heute abend zu erfüllen hatte, und so ließ er sich von Kurt noch einmal alle Obliegenheiten eines Chargierten eingehend erklären. Liebevoll unterwies ihn der sachkundige Bruder in allen Feinheiten des Bierkomments, und entzückt lauschte Elschen den kräftigen und geheimnisvollen Ausdrücken der Studentensprache.

Weniger Verständnis brachte die Mutter dieser Unterhaltung entgegen. Zwar war sie durchaus damit einverstanden, daß sich Richard trotz der Trauer von dem Kommers und seiner ehrenvollen Leitung nicht zurückzog. Sie glaubte ihm gern, daß es sich dabei um mehr, als ein eitles Vergnügen handelte. Aber die ernsthafte Wichtigkeit, mit der die Brüder schon seit Tagen von nichts als diesem Bierfest sprachen, erschien ihrer mütterlichen Einfalt übertrieben und lächerlich.

Anders jedoch und bedeutend wohlwollender, als Frauen, denken Männer über das Biertrinken und Kommersieren, und so fand sich von Meißens allezeit trinklustiger Einwohnschaft am Abend eine große Anzahl jüngerer und älterer Herren mit feierlichen Gesichtern und würdiger Haltung im festlich geschmückten Saale des Kaisergartens ein. Auch von auswärts war eine ansehnliche Schar von Vätern, Onkeln und sonstigen der Schule befreundeten Ehrenzechern herbeigeeilt, um an der Feier verschönernd und mitgenießend teilzunehmen.

Da waren greise Dorfpastoren, die glänzenden Auges die grüne Schülermütze auf die silbernen Locken drückten. Da trat ein schwarzbärtiger Staatsanwalt mit goldner Brille in den Saal, und dieselbe Mütze, die vor kurzem noch des Sohnes blonde Unschuld geziert hatte, deckte nun des Vaters kahlen, schuldigen Scheitel. Sogar der Bezirkskommandeur und sein Adjutant hatten es nicht verschmäht, der Einladung

in Uniform Folge zu leisten, und verliehen jetzt durch ihr schönes buntes Kriegsgewand der Feier den echtesten Stempel staatlich und gesellschaftlich anerkannter Vornehmheit.

Leider fehlte der Geheime Finanzrat Günther. Richard war selbst nach Dresden gefahren, um in seiner doppelten Eigenschaft als zweiter Chargierter und als Neffe den Onkel Bernhard zu dem Kommers einzuladen. Aber der alte Onkel, so sehr er sich im Innern durch die inständigen Bitten um sein Erscheinen geschmeichelt fühlte, hatte den erschrockenen Richard fast wütend angeschnauzt:

„Du unverschämter Bengel! Wie kannst du mir denn eine solche Einladung zumuten?“

„Aber lieber Onkel, ein Kommers — —“

„Unsinn! Das ist kein Kommers! Ein echter Kommers wird nur von Korpsburschen veranstaltet. Wenn ihr eure Pennälerkneiperei so nennt, so ist das eine lächerliche Anmaßung. Ihr habt ja noch keine Ahnung vom Komment, könnt nicht mit den Schlägern umgehen und keinen ‚Landesvater‘ ordentlich stechen. Wenn ihr ein paar Glas Bier innehabt, dann seid ihr schon voll und wißt gar nicht, was ihr für einen Frevel begeht, wenn ihr das heilige Wort ‚Kommers‘ in den Mund nehmt. Wenn du mal bei den Westfalen Chargierter sein solltest, dann werde ich als alter Herr gern jeder Feierlichkeit des Korps beiwohnen. Aber zu dem Bierulk, den ihr da in Meißen abhaltet und in elender Nachäfferei ‚Kommers‘ schimpft, dazu giebt sich ein alter Korpsbursche nicht her.“

Richard war zunächst gekränkt. Doch tröstete es ihn, daß die strenge Meinung des schrullenhaften alten Herrn von andern ebenso hoch gestellten Persönlichkeiten nicht geteilt wurde. Ja, die ehrfürchtige Wertschätzung eines wirklichen unanfechtbaren Kommerses, die gerade aus des Onkels Schimpfen so rührend hervorklang, diente nur dazu, Richards Begeisterung für seinen schönen Abgangskommers noch zu erhöhen. Denn dieser Kommers war trotz Onkel Bernhard echt und einwandfrei. Würden sonst der Rektor und mit ihm noch eine ganze Anzahl der Professoren ihn ihres Erscheinens gewürdigt haben?

Freilich entfernten sich die Vertreter des Lehrerkollegiums ziemlich bald von den festlichen Biertafeln und begaben sich zur Ruhe, um am andern Morgen die noch lehrbedürftige Jugend der Schule wieder mit frischen Kräften in die Schönheiten der lateinischen und griechischen Grammatik einweihen zu können. Aber das Verschwinden der Lehrer vermochte die gehobene Stimmung der heute zu freien Männern gewordenen Jünglinge nicht zu beeinträchtigen.

Mit glühenden Wangen saßen sie da und freuten sich. Die ausharrenden Gäste aber, Studenten sowohl, wie die ältern Herren, standen ihnen an Begeisterung nicht nach. Statt zu singen, schrien sie wohl auch bisweilen, und statt getrunken zu werden, wurde hier und da ein Glas Bier unachtsam verschüttet. Aber alles, was auch geschehen mochte, trug immer nur dazu bei, den vorhandenen Frohsinn zu mehren.

Da schlug Emil Nauheimer mit dem Schläger dreimal auf den Tisch, zu gleicher Zeit schlugen auch Richard Günther und die übrigen ebenfalls mit Schlägern bewehrten Chargierten, und als vor diesem knallenden Ton sogleich ehrerbietiges Schweigen im Saale entstand, gebot der erste Chargierte Nauheimer Silentium für den zweiten Chargierten Günther.

Hohe und stolze Worte flossen von Richards Lippen. Durchdrungen von der Wichtigkeit des Tages und von dem Glück, an einer solchen Feier teilnehmen zu dürfen, ermahnte er alle Anwesenden, sich dieses Glückes auch würdig zu zeigen.

„Uns ist ja," so schloß seine Rede, „ein bevorzugtes Los beschieden, wenn wir uns mit der heranwachsenden Jugend der ärmern Stände vergleichen. Gerade jetzt um die Osterzeit sehen wir die kleinen Konfirmanden auf der Straße herumlaufen, halbwüchsige Burschen, die schon mit vierzehn bis fünfzehn Jahren, fast noch als Kinder, wie Erwachsene behandelt und in den Kampf des Lebens hinausgestoßen werden. Uns entläßt die Schulbank erst an der Schwelle des Mannesalters, aber in voll ausgebildeter Reife des Geistes und Körpers. Wenn jene armen unbärtigen Burschen am Nachmittag ihrer Konfirmation, das schwarze Hütchen auf dem Kopf und angethan mit dem schwarzen Röckchen, hinausziehen in eine Dorfwirtschaft, um dort ihre erste Zigarre zu rauchen und zum erstenmale ein Glas Bier mehr zu trinken, als ihnen zuträglich ist, so ist damit alle Feier des Tages erschöpft, der sie aus Schülern zu jungen Männern gemacht hat. Uns aber ist es vergönnt, im Kreise befreundeter würdiger Männer diese schöne Feier unsrer Mündigsprechung zu begehen. Dessen wollen wir uns wert zeigen und daran denken, daß wir als Jünger der Wissenschaft berufen sind, dereinst das Salz der Erde zu sein. Indem wir heute in den Genuß der Freiheit treten, treten wir zugleich ein in den Dienst der Wahrheit und Schönheit, und wir geloben es heute, jeder in seinem Herzen, diesem edlen Dienste zeitlebens all unsre Kräfte zu weihen, so daß wir den von der Sonne des Glückes weniger Beschienenen nicht nur ein Gegenstand des Neides sind, sondern ihnen auch als Muster und Vorbild unermüdlichen Strebens dienen können. — — Ich fordere die Anwesenden auf, mit mir auf die Zukunft, auf unser aller Zukunft, einen donnernden Salamander zu reiben, dessen Kommando ich mir vom Präsidium erbitte!"

„Habeas", erwiderte Emil Nauheimer, zu deutsch „Genehmigt," und mit dem Reiben, Austrinken, Trommeln und Aufstoßen der Gläser und Zuschlagen der Deckel wurde nun jenes wohl eingeübte und geordnete Geräusch vollbracht, in welchem die höchste Ehrenerweisung einer biertrinkenden Gesellschaft besteht.

Richards Worte fanden Wiederhall in den Herzen der Hörer und hinterließen auch in seinem eignen ein Gefühl der Genugthuung. Aber doch war er bis jetzt noch nicht so recht befriedigt, und die Schönheit des Kommerses, so hoch er sie eben gepriesen hatte, schien ihm doch bedeutend hinter seinen Erwartungen zurückzubleiben. Er hoffte nun alles von dem Gipfelpunkt des Abends, von der Feier des sogenannten Landesvaters.

Da trat er in der Pause, die dieser Feier vorherging, mit Kurt zufällig in ein neben dem Saale gelegenes Zimmer, das unter der unheimlichen Bezeichnung „Leichenkammer" dem harmlosen Zwecke diente, die im Bierkampfe Unterlegenen den Augen unbarmherziger Spötter zu entziehen und ihnen eine friedliche Stätte zu bieten, um ungestört wieder zu sich zu kommen. Zwei solcher „Bierleichen," wie der Fachausdruck lautet, lagen da auf Tischen ausgestreckt, ein blondlockiger Klassengenosse Richards und ein den Fuchssemestern bereits entwachsener Student. Die Haare klebten ihnen auf der Stirn, die Kleidung war besudelt und das Zimmer von üblem Dunst erfüllt.

Von Ekel erfaßt, stieß Richard das Fenster auf, um frische Luft herein zu lassen. Kurt geriet in große Empörung über den sinnlos betrunkenen Studenten:

„Ich finde das inkommentmäßig und unanständig im höchsten Grade, sich an einem offiziellen Kommers so schamlos zu bezechen. Dafür sind doch die gewöhnlichen Kneipabende da. Es ist wahrhaftig eine Schande!“

Richard teilte diese Ansicht des Bruders aus vollem Herzen. Doch handelte es sich für sein Gefühl nicht nur um eine Verletzung der Schicklichkeit.

Ihm war bei dem widrigen Anblick der Betrunkenen, so wenig neu ihm auch ein derartiges Schauspiel sein konnte, mit einem Schlage der rosige Schleier von der gemeinen Wirklichkeit des heutigen Abends herabgerissen worden, und so überschwenglich vorher seine Meinung von der Erhabenheit eines Kommerses gewesen war, ebenso übertrieben trat jetzt plötzlich der Rückschlag in seiner Anschauung ein.

Fast glaubte er Odysseus zu sein und vor seinen Augen das Wunder im Garten der Circe vollzogen zu sehen, die mit ihrem Zauber die herrlichsten Helden in grunzende Schweine verwandelt. Der Ekel hatte ihn ernüchtert, und wie ein Nüchterner niemals Verständnis für die Fröhlichkeit der Berauschten haben kann, so sah Richard jetzt nicht mehr eine würdige Vereinigung edler Männer und begeisterter Jünglinge vor sich, sondern nur noch eine wüste Saufkompagnie.

Die Feier des Landesvaters begann. Der Kern dieses mit allerlei schwierigen Kniffen behafteten Weiheliedes und seiner umständlichen Förmlichkeit besteht darin, daß jeder Teilnehmer der Reihe nach seine Mütze auf den von dem Chargierten ihm dargebotenen Schläger spießt und dabei unter mehr oder minder klangvollem Sologesang den Schwur unwandelbarer Ehrenhaftigkeit ausstößt:

„Ich durchbohr' den Hut und schwöre:
„Halten will ich stets auf Ehre,
„Stets ein braver Bursche sein!“

Mit fassungslosem Staunen sah Richard die Begeisterung, die manchen graubärtigen ehemaligen Studenten jetzt bei diesem Liede und bei der Erinnerung an seine Jugend überkam, und mit Verwunderung gewahrte er den Stolz so manches unlateinischen biedern Bürgers, an dieser studentischen Weihehandlung mit teilnehmen zu dürfen. Ihm erschien das ganze Treiben jetzt so schal und sinnlos, daß er mit Ungeduld das Ende des Kommerses herbeisehnte, um seine Würde niederlegen und davongehen zu können.

Dem zwanglosen Beisammensein, das die trinkbarsten Männer nach einem Kommers bis in den grauenden Morgen hinein vereinigt, blieb er fern. Die wenigen, die bis zum Schlusse ausharren, tragen dann allerdings für diesen Beweis von Männlichkeit sozusagen eine unsichtbare Ehrenkrone auf der Stirn. Aber Richard neidete ihnen den Ruhm nicht.

Nachdenklich und mit verändertem Gemüt schritt er auf der Eisenbahnbrücke nach dem Meißner Ufer hinüber.

Ein kräftiger Wind strich durch die feuchte Frühlingsnacht und kühlte seine Stirn. Wie ein frischer Gruß strömte der Atem der schweigenden Elbe empor. Nur wenig Sterne blitzten am trüben Himmel.

Richard war unzufrieden, und als braver Kerl suchte und fand er den Grund seiner Unzufriedenheit in sich selbst. Weshalb denn ließen ihn die Freuden der Genossen kalt? Offenbar nur deshalb, weil er schon blasiert war!

Das war das zweifellose Ergebnis seiner gewissenhaften Selbstprüfung. Er schämte sich redlich und nahm sich vor, sich zu bessern und auch ein frischer gesunder Bursche zu werden.

Stärker umrauschte ihn der Frühlingswind und erfüllte den Bierflüchtigen mit neuer Hoffnung.

VII.

Die Mittagsglut der Septembersonne brannte in das Elbthal hernieder. Ihren Strahlen entgegen wälzte sich auf der Straße des linken Ufers eine dichte Staubwolke, und unter ihrer gelbgrauen Hülle kroch ein riesenlanger Heerwurm heran. Das waren die geschlagenen Regimenter der Südarmee, die auf der Landstraße von Riesa nach Meißen ihren Rückzug ausführten.

Die Herbstübungen gingen zu Ende, und weil für die Dresdener Regimenter die letzten Quartiere bereits wieder bedeutend südlich vom bisherigen Kriegsschauplatz angeordnet waren, so hatten sie natürlich heute die Entscheidungsschlacht verloren, hatten die Riesaer Elbbrücke dem siegreichen Feinde preisgegeben und befanden sich nun auf dem wohlgeordneten ehrenvollen Rückzuge, der sie langsam den heißersehnten Freuden des Rastortes zuführte.

Die Biwaks in den feuchten Herbstnächten und dann wieder die Gewaltmärsche in der Hitze der letzten Tage hatten den Truppen große Anstrengungen gebracht, jetzt hatten sie eben erst das Dorf Zehren hinter sich gelassen, und es galt noch über eine Stunde zu marschieren, bis Meißen erreicht war, über eine Stunde gab es noch Staub zu schlucken, über eine Stunde den schweren Helm auf der Stirn zu fühlen und dabei immer der Sonnenglut das schweiß- und staubbedeckte Antlitz entgegenzuhalten, sich die Kehle von den hohen, engen Uniformkragen einschnüren zu lassen und mit kräftigem, gleichmäßigem Tritt die wunden Füße in den harten Stiefeln zu reiben.

Von den fröhlichen Marschliedern, in denen die rauhen Soldatenkehlen sonst unerschöpflich zu sein pflegen, war nichts zu hören. Der heftige Sonnenschein hatte alle Singelust verdampfen lassen. Aber die Regimentskapellen und die Spielmannszüge der Bataillone gaben sich redliche Mühe, die Lebensgeister der Marschierenden frisch und ihre Willenskraft aufrecht zu erhalten, und so schleppten sich denn auch die Totmatten nach dem Takte der Musik in guter Haltung weiter.

Richards Kriegsbegeisterung hatte sich in der ersten Zeit seines Soldatenlebens bedeutend abgekühlt. Die Beschwerlichkeiten und Leiden des Dienstes waren ihm sehr fühlbar gewesen, und zu irgend welchen Vergnügungen hatte sich nie Zeit gefunden, weil ihn die Müdigkeit zwang, fast jede freie Stunde und meist auch den ganzen Sonntag zum Schlafen zu benutzen. Nur bei Onkel Bernhard hatte er hin und wieder einen kurzen Besuch gemacht, um sich für die gütigen monatlichen Unterstützungen nicht undankbar zu zeigen.

Bald aber waren ihm die tägliche körperliche Ausarbeitung und das gesunde Leben in der frischen Luft zur fröhlichen Gewohnheit geworden. Er sah in der Überwindung von Strapazen ein männliches Vergnügen und war stolz und geradezu eitel darauf, wenn er von einem Felddienst recht kriegsmäßig bestaubt heimkehrte und sich beim Umherkriechen im Unterholz vielleicht gar das Gesicht ein wenig blutig geritzt hatte.

Jetzt hatte er alle Anstrengungen der letzten Tage gut überstanden, auch die heute vormittag verlorne Schlacht bei der Riesaer Elbbrücke, und war nun auf dem beschwerlichen, von der Sonne so heiß beschienenen Rückmarsch fast der munterste in der ganzen Kompagnie. Seine Nebenleute lechzten vor Durst und fluchten in ihre längst rein ausgeleerten Feldflaschen hinein. Richards Feldflasche hing ihm wie immer wohlgefüllt und ungekostet am Leibriemen. Sie enthielt schwarzen Kaffee. Aber keinem der Durstenden vergönnte er auch nur einen Schluck davon. Nicht aus Geiz oder Mißgunst, sondern weil er ihr fortwährendes Trinkbedürfnis für Einbildung oder doch nur für eine weichliche Angewohnheit hielt. Er hatte es für Soldatenpflicht gehalten, seinen Körper zu zäher Enthaltsamkeit zu erziehen, und es empörte ihn geradezu, wenn weit kräftigere Burschen, als er selbst, ihren Durst und ihre Schwäche so gar nicht zu beherrschen versuchten.

Diesem Unwillen über die Erbärmlichkeit der andern war natürlich ein gut Teil angenehmster Selbstzufriedenheit beigemengt, und er freute sich sehr, nun bald in all seiner Männlichkeit die Straßen der lang entbehrten Vaterstadt durchschreiten zu können. Ein halbes Jahr war er nicht zu Hause gewesen. Denn sein Hauptmann hielt es für einen Frevel, einem Einjährigen die ohnehin zu knapp bemessene Dienstzeit noch durch unnützen Urlaub zu verkürzen. Bei guter Führung vielleicht nach den Herbstübungen! Aber früher auf keinen Fall!

So hatte er Mutter und Schwester seit Ostern nur zweimal bei ihren flüchtigen Besuchen in Dresden gesehen. Aber damals war er noch ein blasser Rekrut gewesen. Jetzt sollten sie wohl Augen machen, wenn er als wohlausgebildeter, kriegsstarker Soldat vor sie hintrat! Ihm merkte man die Niederlage wahrhaftig nicht an, die die beiden Grenadierregimenter an der Riesaer Elbbrücke erlitten hatten. Gesund und siegreich stampfte er durch den mehligen Straßenstaub, in frohmütiger Erwartung begrüßte er die lieben, vertrauten Landschaftsbilder der Heimat und gewahrte es mit Genugthuung, daß jede Kleinigkeit noch unverändert und bescheiden an ihrem alten Plätzchen stand, während aus ihm selbst inzwischen solch ein Hauptkerl geworden war.

Hier, der Einmündung des lieblichen Jahnathales gegenüber, lag links am Wege das Gasthaus zur Güldenen Aue, wo er als Quintaner heimlich zum erstenmale dem eigenmächtigen Genuß eines Glases einfachen Bieres gefrönt hatte. Dann verbreiterte sich die grüne Ebene des flachen Elbufers, aus duftenden Gärten und dunkeln Obstbäumen heraus ragten die Ruinen des Klosters zum Heiligen Kreuz, und beim Anblick des roten Gemäuers und seines nachlässig umgeworfenen Epheumantels fielen ihm die lauen Juniabende der Pfingstferien ein. Da war es so schön gewesen, sich an dem schweren Duft des Flieders zu berauschen, der üppig zwischen dem alten Mauerwerk wucherte, und oben von der breiten Chorwand der verfallenen Kapelle gedankenlos herniederzublicken auf den abendlichen Perlmutterglanz des Elbspiegels. Auch der

köstlichen Pflaumen gedachte er, die gerade jetzt im September in dem Klostergarten reiften, und ob er sich gleich zu zäher Enthaltsamkeit erzogen hatte, so war doch seinem Gaumen nicht alles Durstgefühl fremd, und er konnte sich einiger Tantalusgedanken nicht enthalten, wie er in seiner Staubwolke so unfreundlich an dem lachenden Obstgarten vorüberziehen mußte.

Aber da reckte schon die graue Albrechtsburg ihren hohen nördlichen Giebel der heranrückenden Marschkolonne entgegen, und Richard empfand wieder die alte, stolze Freude über Meißens prächtigste Zierde. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er ihren Erbauer Meister Arnold, den Westfälinger, allabendlich in sein Gebet eingeschlossen hatte aus glühender Verehrung und Dankbarkeit. Heute aber mischte sich in seine Freude ein Gefühl überlegenen Wohlwollens, und er schritt dem alten schönen Bauwerk fast wie ein Eroberer entgegen, der heiter und gnädig eine kostbare Beute in Besitz nimmt.

Mit fröhlichem Selbstbewußtsein nahm er die Huldigungen gewissermaßen persönlich entgegen, die den einrückenden Soldaten von der begeisterten Jugend dargebracht wurden. An diesem festlichen Empfange beteiligten sich fast alle Meißner Jungen bis zum Alter von vierzehn Jahren, während bei der weiblichen Bevölkerung die Herzensfreude in denjenigen Altersklassen vorherrschte, die das vierzehnte Lebensjahr schon überschritten hatten, ohne Ausschluß auch der beträchtlich höhern Jahrgänge.

Als er am Birnbaum vorübermarschierte, entdeckte er beim ersten Blick Eva Kerns braunen Lockenkopf am Fenster und freute sich, wenngleich keine Gewißheit vorlag, daß sie gerade nach ihm ausschaute.

Erich Petermann gehörte mit ihm der sechsten Kompagnie an, und obwohl der Hauptmann seine Einjährigen beide mit der mühseligen Führung einer Korporalschaft betraut hatte, so fühlte sich doch nur Günther von der Bürde dieses Amtes bedrückt und trug in seinem Gewissen schwer an der Verantwortlichkeit für seine Leute. Er hatte keinen Versuch gemacht, bei seiner Mutter einquartiert zu werden. Denn er wollte nicht zu weit entfernt von der Stätte seiner Pflicht schlafen und zog es daher vor, das ihm und seiner Korporalschaft zugewiesene Massenquartier im Gasthaus zum Schiffchen zu beziehen.

Dort wurde ihm zwar weniger Bequemlichkeit geboten, als zu Hause, aber er konnte so am besten das Gewehrreinigen beaufsichtigen. Erst nach sorgfältiger, wenn auch ungeduldiger Erfüllung dieser Obliegenheit eilte er den Plossenberg hinauf, um endlich Mutter und Schwester zu begrüßen.

Die Freude des Wiedersehens war groß. Sie wuchs noch, als Richard von der Aussicht sprach, nach Wiedereinrücken in die Garnison, also schon morgen oder übermorgen, wahrscheinlich einen achttägigen Herbsturlaub zu bekommen, und die Freude wurde nur für Elschen ein wenig durch den nicht eben erfreulichen Anblick von Richards Kommißuniform getrübt, die sich weder durch Neuheit noch durch geschmackvollen Schnitt auszeichnete. Geradezu beleidigend für ihre Augen waren die breiten, viereckigen Zweckenstiefeln, welche die brüderlichen Füße den Füßen eines Kavaliers durchaus unähnlich machten.

„Zum Urlaub erscheinst du hoffentlich in einem elegantern Anzug,“ sagte sie naserümpfend. „So können wir doch unmöglich mit dir über die Straße gehen!“

„Selbstverständlich lege ich sonst immer außer Dienst meine Eigentumssachen an! Aber jetzt im Kriegszustand ist das doch nicht nötig und wäre lächerliche Gigerlhaftigkeit. Eine ausgediente, narbenvolle Uniform ist das Ehrenkleid eines Kriegsmannes; es macht mir Spaß, recht landsknechtmäßig durch Meißens Straßen zu ziehen, und ich werde es auch sogleich thun."

„Wo willst du denn schon am hellen Tage hin?" fragte die Mutter. „Vor dem Zapfenstreich brauchst du doch nicht wieder in deinem Quartier zu sein und könntest also zum Abendessen hierbleiben!"

„Zum Abendessen bin ich natürlich wieder hier. Ich will nur für eine halbe Stunde in den Birnbaum gehen."

„Habt ihr schon wieder eine Dichterkränzchensitzung?" entgegnete Elschen neckend.

„Nein! Aber ich möchte Kerns einen Besuch machen für den Fall, daß ich etwa doch keinen Urlaub bekäme."

Sein leichtes Erröten war in dem sonnenverbrannten Gesicht nicht zu sehen. Doch merkten Mutter und Schwester etwas Verlegenheit. Sie lächelten, und Elschen sagte kopfschüttelnd:

„In diesen Hosen und Stiefeln bliebst du wirklich besser zu Hause."

Aber Richard ging soldatentrotzig davon.

Erich Petermann war leichtern Blutes. Ihm lag sein eignes schmuckes Aussehen weit mehr im Sinn, als das seiner Korporalschaft. Er bildete sich keineswegs ein, die Reinigung der königlich sächsischen Dienstgewehre und Uniformstücke durch seine persönliche Aufsicht gedeihlicher machen zu können; er hatte seine Korporalschaft sich selbst überlassen und hatte sein behagliches Quartier in dem stattlichen väterlichen Hause am Markt bezogen.

Dort lag frische Wäsche und die gute Uniform für ihn bereit, die er unterwegs immer von Quartier zu Quartier als Eilpostpaket hatte vorausgehen lassen. Er säuberte sich gründlich vom Kriegsstaube, rasierte sich sorgsam die spärlichen blonden Bartstoppeln am Kinn, zog sich um und ging nun so tadellos gekleidet die Elbgasse hinab, als schlenderte er in Dresden auf der Pragerstraße einher.

Als Richard im Birnbaum angekommen war, warf er nur einen flüchtigen Blick in die Weinstube, die trotz der Einquartierung fast leer war, und stieg sofort die Treppen zur Kernschen Wohnung empor.

Frau Kern und Fräulein Eva waren beide zu Hause und ließen bitten. Aber als er eintrat, saß da bereits Erich Petermann in all seiner Eleganz und strahlte geradezu vor Nettigkeit.

Richards Brust war eben noch von frohmütigster Zuversicht geschwellt gewesen. Der Anblick der lebhaften und fast vertraulichen Unterhaltung, in der sich der liebenswürdige Schwerenöter da mit den Damen befand, legte sich plötzlich erkältend auf sein Gefühl. Augenblicklich wurde es ihm klar, wie er sich alle die Zeit her nach nichts anderm gesehnt hatte, als endlich einmal wieder der Muse seiner Dichtkunst, der Königin seiner Träume, entgegenzutreten, und in demselben Augenblicke entdeckte er auch, wie unklar und thöricht diese Sehnsucht war, und daß er eigentlich durchaus nichts auf dem Herzen hatte, was er Fräulein Eva unbedingt hätte mitteilen müssen.

Auch sah Eva, die eben die Trauer um den Vater abgelegt hatte, in ihrem hellen, grauen Prinzeßkleid schöner und vornehmer aus, als jemals früher, so daß ihm der Stolz auf sein rauhes Kriegsgewand mit einem Male abhanden kam, und er sich seiner Kommißerscheinung beinahe zu schämen begann.

Der Vergleich, mit dem er sofort sich selbst an dem wohlfrisierten und von Kopf bis zu Fuß wie aus dem Ei geschälten Petermann maß, vermehrte noch seine Verlegenheit, und in dem ungeschickten Bestreben, diese Verlegenheit mit männlicher Keckheit zu verleugnen, wurde er ungezogen.

„Meine Damen," sagte er, „rümpfen Sie, bitte, nicht die Nasen über mich. Ein besseres Gewand, als ich es da trage, widerspricht dem Kriegsgebrauch, und Sie können nicht verlangen, daß sich ein Soldat für den Salon mit Eleganz lackiert."

Die Eifersucht gab seinen Worten einen Ton absichtlicher Kälte, der Eva schmerzlich befremdete. Sie war in lebhaftem Gefühl aufgestanden, um ihm die Hand zu drücken. Jetzt aber zuckte sie halb unbewußt zurück, und kühl berührten sich nur ihre Fingerspitzen.

Richard richtete seine Worte ausschließlich an Frau Kern, und zwar nicht nur formell, sondern in allem Ernste, ohne sie, wie damals in Dresden, für Evas Ohren zu bestimmen. Eva jedoch plauderte laut lachend mit Erich Petermann, der sehr liebenswürdig zu scherzen verstand und sich offenbar nur ihretwegen die Mühe genommen hatte, sich so tadellos herauszuputzen. Eine solche Beflissenheit gesitteten Betragens aber fand Eva im Gegensatz zu Richards augenscheinlich absichtlicher Ungeschliffenheit sehr dankenswert.

Trotz äußerster Lebhaftigkeit war wenig Freude in der Unterhaltung, und es wurde mit einem allseitigen Seufzer der Erleichterung begrüßt, als Herr Eduard Pokorny ins Zimmer trat. Seit er aus einem gewöhnlichen Weinküfer von der verwitweten Herrin des Birnbaums zum Geschäftsführer gemacht worden war, hatte er sich offenbar auch in der Familie Eingang und Stellung zu verschaffen gewußt und machte nun von dem Gewichte, das die selbständige Leitung der ganzen Weinhandlung seiner Person gab, den ungezwungensten Gebrauch.

„Das ist nicht gerade hübsch von Ihnen, Herr Petermann," sagte er ganz unvermittelt und ohne den mindesten Versuch zu machen, seinen Ärger mit einiger Höflichkeit zu bedecken.

Erich Petermann jedoch sah in ihm immer nur noch den ehemaligen Küfer und antwortete ihm mit ruhiger Leutseligkeit:

„Sie wünschen sich zu beklagen, mein lieber Herr Pokorny? Ich wüßte nicht, daß ich Ihnen zu nahe getreten wäre oder überhaupt etwas mit Ihnen zu thun gehabt hätte."

„Sie selbst vielleicht nicht," knurrte der Angeredete, „aber Ihr Herr Vater! Sind unsre Weine etwa nicht gut? Ist unser Lokal vielleicht nicht vornehm? Schlimm genug, daß sämtliche Offiziere ihren Mittagstisch im „Stern" bestellt haben! Als ob die Herrschaften nicht viel besser und bequemer bedient würden, wenn sie sich unter mehrere Wirte verteilt hätten! Nun hat Ihr Herr Vater auch noch das gesamte Offizierkorps zu Abendessen und Bowle in den ‚Hirsch' eingeladen! So

kommt natürlich kein Mensch zu uns, und wir haben von der ganzen Einquartierung überhaupt keinen Vorteil. Das ist gar nicht freundschaftlich von Ihnen gehandelt!"

Petermann zuckte die Achseln:

„Ich habe auch keineswegs das Gefühl freundschaftlicher Verpflichtung gegen Sie, lieber Herr! Frau Kern aber ist so gütig gewesen, nicht mich wegen einer Bowle zur Rechenschaft zu ziehen, die mein Vater meinen Vorgesetzten im ‚Hirsch' giebt."

Frau Kern war durch Petermanns brüske Art peinlich berührt, Herr Pokorny erblaßte vor Ärger, und die Stimmung wurde noch ungemütlicher, als sie vor seinem Eintritt gewesen war. Petermann brach auf, weil er an der väterlichen Offiziersbowle teilnehmen mußte, und gern benutzte Richard die Gelegenheit, sich ebenfalls zu verabschieden.

— — — Am übernächsten Morgen begann Richards Urlaub, und zu Elschens Freude erschien der Bruder in schmucker Eigentumsuniform und sah mit seinem sonnengebräunten Gesicht und dem deutlich erkennbaren Schnurrbart sehr männlich und ansehnlich aus.

Um so erstaunter war sie, daß er kein einziges Mal den Birnbaum besuchte, während doch Petermann fast täglich dort einkehrte, um entweder den Damen seine Aufwartung zu machen, oder mit Nauheimer in der Weinstube zu sitzen.

Eine Dichterkränzchensitzung schien während des Urlaubes nicht nötig zu sein. Statt dessen ging Richard mit Runkel zusammen ein paarmal nach den Klosterruinen, aß dort Pflaumen und las in dem christlichen Gemäuer die remedia amoris des heidnischen Dichters Ovidius Naso, der darin seine Leser in der sündhaften Kunst unterweist, sich die Liebe abzugewöhnen.

Mit den Tagen der langentbehrten körperlichen Ruhe war in Richard sofort das im Sommer zurückgedrängte Bedürfnis wieder erwacht, seinen Geist an den Freuden des klassischen Altertums zu laben, und er fand darin an Runkel einen Gesinnungsgenossen.

Mit ihm gemeinsam trieb er auch den Winter über, der mehr dienstfreie Zeit bot, klassische Lektüre. Nauheimers gutmütig spottende Gesellschaft duldeten sie dabei gern und verübelten es ihm nicht, wenn er ihnen die Punschterrine austrank und im vorzüglich nachgeahmten Tonfalle ihres ehemaligen Rektors die ungenügende Genauigkeit ihrer Übersetzungen tadelte.

Richards Verkehr mit Petermann hatte an Vertraulichkeit etwas eingebüßt, obgleich sich der äußerlich liebenswürdige Ton der Freundschaft nicht änderte. Richard konnte eine gewisse Eifersucht wegen Eva nicht ganz unterdrücken; hauptsächlich aber beruhte die Entfremdung in der vornehmen weltmännischen Art, die sich der reiche Petermann in seiner Lebensführung angewöhnte, und die mitzumachen Richard Günther und Eugen Runkel zu arm waren, Emil Nauheimer aber zu bequem.

Gleichwohl fühlte sich Petermann zu dem ernstern und genügsamern Charakter Günthers augenscheinlich hingezogen und bemühte sich oft, wenn auch meist vergeblich, ihn mehr in seine Kreise und in seine Vergnügungen hineinzubringen.

So hatte der alte Petermann für die Herren Offiziere, die er gelegentlich der Einquartierungsbowle kennen gelernt hatte, kurz vor Weihnachten eine große Jagd auf seinem im obern Triebischthal erpachteten Revier veranstaltet, und der junge Petermann

glaubte seinem Kompagniekameraden Günther mit einer Einladung zu einer so vornehmen und ehrenvollen Sache ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten. Günther lehnte jedoch ab.

„Warum denn nicht?“ fragte Petermann ganz erstaunt. „Der Hauptmann bewilligt uns den Urlaub ganz sicher. Ich habe ihn schon darüber gesprochen.“

„Ich mache mir nichts aus dem Jagen.“

„Aber Mensch, das ist doch in Ermangelung eines Krieges die militärischste Beschäftigung, die es geben kann, und überhaupt eine höchst feudale Unterhaltung.“

„Mag sein. Aber es macht mich offenbar lächerlich, wenn ich immerfort vorbei schieße, und es bereitet mir andrerseits nicht das mindeste Vergnügen, in Wald und Feld allerlei wildes Viehzeug tot zu machen.“

„O weh! Es geht wohl gegen dein zartes Gewissen, das Blut unsrer Mitgeschöpfe zu verspritzen? Solch bleichsüchtige Empfindsamkeit hätte ich dir wahrhaftig nicht zugetraut! Du bist Soldat und mußt im Kriege sogar auf das Leben deines lieben Nächsten Jagd machen!“

„Ich würde mich auch über diese Jagdverpflichtung nicht im mindesten freuen.“

„So? Und vor ein paar Monaten noch warst du der soldatenlustigste von uns allen! Ist deine Kriegsbegeisterung und deine Vaterlandsliebe so schnell verraucht?“

„Meine Vaterlandsliebe ist noch ganz dieselbe. Was aber meine Kriegsbegeisterung anlangt, so schäme ich mich durchaus nicht, einzugestehen, daß ich jetzt vernünftiger geworden bin, als ich es vor einem halben Jahre war. Ich verspüre gar keine Sehnsucht mehr, mit meiner Heldenfaust einige Franzosen oder Russen kalt zu machen. Aber noch immer bin ich stolz, dem Vaterland meine Pflicht zu leisten, und noch immer bin ich froh, Soldat zu sein! Wenn man sich dreizehn Jahre lang über die Bücher gebückt hat, thut es einem sehr wohl, den Körper ein Jahr lang in frischer Luft herumturnen zu lassen. Das lüftet den Kopf und all die Schulkenntnisse gehörig aus; man entdeckt mit Beschämung, was für ein dummer Kerl man vor einem halben Jahr noch war, und gewahrt mit Vergnügen, daß man diesen beschränkten Zustand nun glücklich überwunden hat. Doppelt freue ich mich nun, zu Ostern mit frischen Kräften und recht unbefangen meine selbständige Geistesarbeit aufnehmen zu können.“

„Donnerwetter!“ entgegnete Petermann lachend. „Man merkt es noch, daß du Vorsitzender von unserm Dichterkränzchen warst und im deutschen wie lateinischen Aufsatz immer die besten Zensuren hattest. Deine Schülerdummheit aber merkt man dir auch noch an. Bilde dir ja nicht ein, sie schon überwunden zu haben. Von der Klugheit des praktischen Lebens wenigstens bist du noch weit entfernt. Sonst würdest du einsehen, wie nett und freundschaftlich es von mir ist, dich zu dieser Jagd einzuladen. Es muß doch von großer Wichtigkeit für dich sein, gesellschaftlich mit unsern Offizieren zu verkehren.“

„Warum denn?“

„Damit du Reserveoffizier wirst!“

„Muß man das werden? Wenn man so wenig Talent dazu hat, wie ich? Ich danke dir herzlich für deine liebenswürdige Fürsorge. Aber ich glaube nicht, daß ein Jagdvergnügen meine mangelhafte strategische Begabung verbessern würde.“

Mild lächelnd blickten sie nun einander an und schüttelten jeder überlegen den Kopf über des andern Thorheit.

— — — Thatsächlich war Erich Petermann von dem ehemaligen Dichterkränzchen der einzige, der zu Ostern als zum Reserveoffizier geeignet befunden wurde.

Nauheimer beglückwünschte ihn neidlos und riet ihm, sich in dieses Zeugnis noch eintragen zu lassen „besonders geeignet zum Frühstücks- und Bowlenvorstand".

Geheimrat Bernhard Günther war wütend über die Schande, die sein Neffe über sich selbst und seine Familie und damit auch über des Onkels greises Haupt gebracht hatte. Eigentlich wollte er ihn verstoßen und seinen Namen aus dem Onkelherzen tilgen.

Dann aber milderte sich sein Zorn. Er bedachte, daß es Richard bei seiner mangelnden Offiziersbefähigung ganz besonders nötig haben würde, sich die nützlichen Verbindungen für sein späteres Leben im Korps zu schaffen, und er beschloß, ihn auf der Universität ebenso freigebig zu unterstützen, wie Kurt. Ja er tröstete ihn schließlich sogar über seinen Mißerfolg und ermahnte ihn, die Sache sich nicht zu Herzen zu nehmen.

„Ach, warum denn?" entgegnete Richard mit heiterm Ernst. „Es ist nicht die einzige Sache, zu der ich ungeeignet bin!"

Der Onkel verstand ihn nicht und brummte: „Quatsch!" Richard aber dachte an die verunglückte Jugendliebe, zu der er auch ungeeignet gewesen war, und die er jetzt mit einigen Trauergedichten endgiltig begraben hatte.

Sein Herz war stolz, bereits ein Stück ernstes Schicksal hinter sich zu haben, und er war überzeugt, nun mit um so freierer und gereifterer Seele die Universität zu beziehen.

VIII.

„Ihr Handgelenk ist tadellos, Herr Günther," sagte der alte Leipziger Universitätsfechtmeister; „aber ruhiger müssen Sie noch werden! — Ausdauer haben Sie jetzt im Arm und Schnelligkeit auch. Wenn Sie nun noch den richtigen unerschütterlichen Gleichmut in die Knochen kriegen können, dann thut Ihnen keiner was!"

Richard hatte Paukschurz, Haube und Handschuh abgelegt, zog seinen Rock an und erwiderte zuversichtlich:

„Wenn es nötig ist, gewöhne ich mir auch noch Ruhe an. Überhaupt alles, was Sie wünschen, wird gelernt. Sehr einfach! Guten Morgen!"

Auf die Anerkennung, mit der ihn der Fechtmeister heute vor den übrigen Fechtschülern so ausgezeichnet hatte, durfte er stolz sein und war es auch.

Fröhlich ging er die Johannesgasse hinauf und stieg dicht vor dem Augustusplatz die vier Treppen zu seiner Wohnung empor. Wie gewöhnlich war er früh um sieben Uhr nüchtern auf den Fechtboden gegangen und wollte nun rasch frühstücken, um dann sein Schwimmbad zu genießen und um neun Uhr im Kolleg zu sein. Da lag ein Brief von der Mutter auf dem Tisch. Während des Frühstücks las er ihn:

„Mein lieber Junge!

Deine letzten Nachrichten und der Brief, den mir Onkel Bernhard darüber geschrieben hat, machen mir rechte Sorgen. Daß Du trotz des Onkels dringender Mahnung und auch entgegen dem Beispiel und Rate Kurts nun doch nicht in das Korps eingetreten bist, ist ja gewiß ganz im Sinne des seligen Vaters gehandelt, und wenn Dir das Verbindungsleben keine Freude macht, bin ich gewiß die letzte, Dir einen solchen Zwang aufzureden. Aber Du solltest dich nicht so leichtherzig darüber hinweg setzen, daß Dir der Onkel nun keinen Pfennig Unterstützung mehr zahlen will. Gewiß hast Du ihm Deinen Entschluß recht schroff mitgeteilt. Denn er schreibt ganz empört über Dich. Bitte ihn also um Verzeihung und suche ihn zu bewegen, daß er Dir wenigstens einen kleinen Zuschuß auch weiterhin zahlt. Du weißt, daß ich Dir nichts geben kann, und daß Du also ausschließlich auf Dein väterliches Erbteil angewiesen wärest. Wenn das jedoch für die Studienzeit ausreichen und dann noch ein Notpfennig übrig bleiben soll, so dürftest Du monatlich nur hundert Mark verbrauchen. Das ist auch Onkel Langes Meinung, und er hat als Dein Vormund beschlossen, Dir vom ersten Juni an allmonatlich diese Summe von Deinem Vermögen zu schicken. Du wirst Dich also jetzt viel sparsamer einrichten müssen, wenngleich ich annehme, daß Du von den reichlichen Geldern, die Dir der Onkel für April und Mai geschickt hatte, einiges erübrigt haben wirst.

Recht weh hat es mir gethan, daß Du Dich von Kurt getrennt und eine besondere Wohnung bezogen hast. Das ist mir unverständlich und war wohl nicht nötig. Wenn Du auch seiner Verbindung nicht angehören willst, so könntest Du doch als Bruder mit ihm wohnen und arbeiten. Du mußt lernen, Dich mit andern zu vertragen und Dich unterzuordnen. Wenigstens mit Deinen nächsten Angehörigen solltest Du Dich nicht immer in Zwiespalt setzen. Was hast Du denn nun für Verkehr? Deine besten Freunde von der Schule her sind auf andern Universitäten, und das macht mir Sorge, Du möchtest vielleicht in schlechten Umgang geraten. Hast Du endlich Deinen Besuch bei Professor Hansen gemacht? Er ist ein alter Freund Deines Vaters und wird Dich gewiß freundlich aufnehmen. Schiebe es ja nicht länger auf, damit Du einen Stützpunkt für gesellschaftlichen Verkehr gewinnst und nicht etwa verbummelst. Vor allem aber sei recht sparsam. Denn Du bist arm. Deine Wäsche schicke ja immer rechtzeitig nach Hause, und gieb kein Stück der Lohnwäscherin. Sonst wird sie vom Chlor ganz verdorben.

Ich hoffe bald beruhigende Nachrichten von Dir zu bekommen und bin in herzlicher Liebe

Deine Mutter.

Nachschrift: Elschen läßt grüßen und bedauert, daß Du nicht zu dem Frühlingsfest der Harmonie nach Meißen gekommen bist. Sie hat sich sehr nett amüsiert."

Mit einem Seufzer legte Richard den Brief aus der Hand. Er lächelte wehmütig. „Die gute Mutter!" dachte er. „Sie kann ihre Hände nicht mehr über mich halten und nichts mehr für mich thun. Nun muß sie sich wenigstens von Herzen Sorgen um mich machen. — — — Ich lasse das Schwimmen heute sein. Dann habe ich gerade noch Zeit, ihr zu antworten."

Sein Brief lautete:

„Meine gute Mutter!

Beunruhige Dich doch nicht grundlos! Gespart habe ich allerdings von den siebenhundert Mark, die mir Onkel Bernhard bis jetzt geschickt hat, fast nichts. Du weißt ja, daß es schon im letzten Jahr auf der Schule sehr dürftig um meine Kleidung bestellt war. Während des Militärjahres ist mir nun das Wenige vollends zu eng und ganz unbrauchbar geworden. Ich mußte mich also ganz neu ausstatten. Auch habe ich, da ich das schöne Geld in Händen hatte, mein Bücherbrett nach Herzenslust bereichert, bin häufig in das Theater gegangen und habe überhaupt, wenn auch nichts verschwendet, so doch ganz und gar nicht geknausert. Das wird nun natürlich anders. Da ich weiß, daß ich nur hundert Mark verbrauchen darf, richte ich mich eben danach ein.

Von Onkel Bernhard auch nur einen Pfennig noch anzunehmen, müßte ich mich schämen. Ich habe nichts mehr von ihm zu erbitten. Am allerwenigsten Verzeihung. Ich bin beleidigt, nicht er! Nach den rücksichtslosen Kränkungen, mit denen er auf meinen bescheidenen Brief geantwortet hat, ist mir die Lust vergangen, noch ferner den demütigen Almosenempfänger zu spielen. In solcher Weise mich unterzuordnen und mir meinen Stolz abkaufen zu lassen, das werde ich nie lernen und habe es nicht nötig. Wenn die hundert Mark nicht ausreichen, kann ich ja Stunden geben oder mir vielleicht an einer Zeitung einen Nebenverdienst suchen.

— — Wie kannst Du Dir nur Gedanken darüber machen, liebe Mutter, daß ich von Kurt weggezogen bin? Wir sind nicht etwa böse miteinander, sondern vertragen uns sehr gut. Aber wir vertragen uns am Besten, wenn wir nicht den ganzen Tag beisammen sind. Kurt ist jetzt reicher, als ich, führt auch als Korpsbursche naturgemäß eine ganz andre Lebensweise, und das stört uns gegenseitig in unsrer Arbeitszeit ebenso wie in unsern Vergnügungen. Außerdem wohne ich in meinem jetzigen Stübchen viel billiger, als mit ihm zusammen, und das mußte ich doch vor allem bedenken.

Den Besuch bei Professor Hansen habe ich schon vor ein paar Tagen gemacht und bin dort heute zum Mittagessen eingeladen. Du siehst also, daß ich auch in gesellschaftlicher Beziehung nichts entbehre.

Um etwa Elschen zu Gefallen an dem Frühlingsfest in Meißen teilzunehmen, hätte ich zwei Tage lang die Vorlesungen versäumen müssen, und das wäre um den Anakreon und auch um die Geschichte der Philosophie jammerschade gewesen.

Leb wohl, es ist Zeit, ins Kolleg zu gehen. Mach Dir keine Sorgen um mich. Ich fühle mich sehr wohl und werde auch sparsam sein.

Mit herzlichem Gruße, auch an Elschen,

Dein Richard."

Von neun bis zwölf Uhr saß nun Richard aufmerksam im Kolleg. Aber so eifrig und begeistert er den drei verschiedenen Vorlesungen auch lauschte, er hatte es niemals über sich gewinnen können, den Vortrag der Professoren gewissenhaft nachzuschreiben. Rings um ihn bückten sich die andern auf ihre Hefte, und eilig kratzte die Feder über das Papier; Richard saß frei aufgerichtet und hing mit seinen Augen

unverwandt an den Lippen, die ihm Schönheit und Wahrheit verkündeten. Anfangs hatte er es wohl einigemal versucht, den Worten mit der Feder zu folgen, aber das hatte ihm die Hälfte des Genusses geraubt. Jetzt kam er immer ohne Schreibgerät, und so wohl fühlte er sich beim Hören und bei dem spielenden Lernen so glücklich, daß ihm der Nutzen einer schwarz auf weiß nach Hause getragenen Weisheit gar nicht in den Sinn kam.

Um zwölf Uhr ging er in seine Wohnung zurück, um sich für die bevorstehende Einladung umzukleiden. Von all den Menschen, die jetzt auf den sonnenheißen Asphalt an ihm vorüber hasteten, erschien er sich der beneidenswerteste. Er hatte neulich bei seinem Besuch auch bereits die beiden blonden Töchter des liebenswürdigen Professors kennen gelernt und freute sich ganz ausnehmend auf das heutige Mittagessen.

Mit der Miene eines Künstlers prüfte er zu Hause sein Äußeres und machte bei all seiner Heiterkeit plötzlich ein recht unzufriedenes Gesicht in den Spiegel hinein. Anzug und Schuhwerk fand er zwar gut genug, um vor den Augen dieser eleganten Menschen zu bestehen. Hut und Handschuh aber sahen schäbig aus, und der Schlips war geradezu philiströs.

Er überzählte seine der Sparsamkeit so bedürftige Barschaft, warf leichtsinnig den Kopf zurück und ging davon, das Nötige einzukaufen. Unterwegs fiel ihm ein, daß es wohl kaum anmaßend wäre, den anmutigen Töchtern des gastfreien Hauses mit einigen Blumen entgegen zu treten, und als er prächtige Marschallnielrosen und Veilchen im Schaufenster gewahrte, erwarb er fröhlich zwei Sträußchen, wie sie ihm der Schönheit der jungen Damen würdig zu sein schienen.

An Professor Hansen war keine Spur des weltfremden Wesens zu entdecken, das dem deutschen Gelehrten so oft noch nachgesagt wird. Er war ein kleiner, fröhlicher Mann mit graublondem, kurz gehaltenem Spitzbart und lebhaften blauen Augen. Sein kräftiger, untersetzter Körper machte durch die vornehme Haltung des Kopfes einen gebietenden Eindruck, den ein jovialer Zug um den Mund angenehm milderte. Aus der Vergangenheit hatte er besonders die Zeit der Renaissance in sein Herz geschlossen, während er unter den Kunstgenüssen der Gegenwart den Freuden der Tafel eine bevorzugte Stellung einräumte.

Seine Doppeleigenschaft als Professor der Kunstgeschichte und als mehrfacher Millionär bot ihm Gelegenheit, beide Neigungen zu befriedigen. Am Johannapark bewohnte er eine vornehme, mit aller Pracht und Bequemlichkeit ausgestattete Villa und bemühte sich, darin auch seinen Töchtern Lotte und Hildegard das Leben so angenehm als möglich zu machen. Die ältere Schwester seiner verstorbenen Frau, der er die Führung seines Haushaltes übertragen hatte, gewann zu seiner Freude nur wenig Macht über die sprudelnde Lebenslust der jungen Damen, und er selbst sorgte mit Eifer dafür, daß es seinen Lieblingen nie an ungezwungenem, anregendem Verkehr fehlte.

Gleich bei Richards Besuch hatte er viel Gefallen an dessen froher, ehrlicher Art gefunden und bemerkte mit Vergnügen, daß dieser zutrauliche junge Mann auch wieder einmal etwas für den Geschmack seiner Mädels war.

Heute bei dem Mittagessen herrschte nun eitel Freude über Richard. Der Professor mischte scherzend etwas Wissenschaft in das Tischgespräch und hatte seine

Freude an des jungen Studenten ungeschwächter Lernbegier und naiver Wissenszuversicht. Den jungen Damen gefiel der artige Eifer, mit dem er ihnen so unverhohlen seine Huldigungen darbrachte, und Tante Christine war ganz entzückt von seinem gesitteten und bescheidenen Betragen.

Richard selbst war von einem lebhaften Frohgefühl erregt, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, worin seine glückliche Stimmung wurzelte. Die gediegene und heitere Wohnlichkeit des ganzen Hauses, der festliche Anblick der Tafel, auf deren schimmerndem Damast kostbares Porzellan und Krystallglas in gefälliger Ordnung glänzte, der feine Wohlgeschmack der Speisen und das milde Feuer der Weine, die vornehme Liebenswürdigkeit seiner Gastgeber und besonders die bezaubernde Anmut Lottens und Hildegards und ihr lustiges Geplauder, alles das wirkte vereinigt auf seinen für jeden Wonnerausch so empfänglichen Geist ein, und so hegte er durchaus keine einzelne klar bestimmte Freude in seinem Herzen, sondern fühlte sich nur von einem allgemeinen unsäglichen Wohlbefinden beseligt, wie er es an Geist und Körper noch niemals verspürt hatte.

Nach Tisch erklärte der Professor: „Der Kaffee wird bei uns gewöhnlich im Garten eingenommen. Mich bitte ich aber dabei zu entschuldigen. Ich muß erst ein wenig ruhen und habe mich dann noch auf die Nachmittagsvorlesung vorzubereiten. Sie werden sich also im Garten die Zeit mit meinen Töchtern vertreiben. Kinder, seid freundlich mit dem Gast und macht ihm die Kaffeestunde recht angenehm."

Die guten Kinder versprachen, so angenehm als möglich zu sein, und besiegelten dieses Versprechen durch muntere Blicke.

Schmunzelnd sah ihnen der Professor nach, wie sie mit Richard lachend durch das Vorzimmer davon gingen. Auch Tante Christine folgte ihnen nicht. Sie mußte das Abräumen der Tafel überwachen, und auf alle tugendwächterlichen Rechte hatte sie ihren Nichten gegenüber längst verzichtet. Der Professor liebte es durchaus nicht, seine Töchter unter beständiger Aufsicht zu halten, und diese selbst empfanden erst recht kein Verlangen nach einer Ehrenwache.

Wenn die brave Tante Christine daher auch bisweilen über den ungebundenen Verkehr mit jungen Herren den Kopf schüttelte, so war sie doch heute ziemlich unbesorgt, weil sie auf die natürliche Thatsache vertraute, daß man zwar zu zweien recht gefährlich allein sein kann, daß man sich aber zu dritt immer in Gesellschaft befindet.

Die drei befanden sich in ihrer Laube von wildem Wein in sehr angenehmer Gesellschaft. Lotte bereitete den Kaffee und benutzte diese Verrichtung zu allerhand anmutigen Bewegungen, während die jüngere Hildegard ihre Meisterschaft zeigte, sich in koketter Trägheit recht reizend auf dem geflochtenen Gartenstuhl auszustrecken. Durch das Weinlaub brach grüngoldenes Licht. Von den gelbrot lackierten Bambusmöbeln irrte es ab, und seine Strahlen verfingen sich in dem gelockten Stirnhaar der blonden Mädchenköpfe oder spielten zitternd um die schlanken Gestalten. Beide trugen sie denselben weichfließenden weißen Seidenstoff, der nur von wenigen zarten, blauen Linien durchmustert war; beide blickten sie Richard helläugig an, Lotte mit freundlicher Milde und Hildegard fast ein wenig herausfordernd, und Richard machte die Entdeckung, daß es gar nicht unangenehm ist, sich liebenswürdigen jungen Damen gegenüber in der Minderzahl zu befinden.

„Sie werden nun hoffentlich öfters zu uns kommen?“ sagte Lotte ruhig, und Hildegard fügte lebhaft hinzu: „Sie scheinen nämlich auch Papa sehr gefallen zu haben!“

Richard entzückte sich im stillen an dem bedeutungsvollen ‚auch‘ und erwiderte strahlend:

„O, ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich schon jetzt mit Ungeduld Ihre nächste freundliche Einladung herbeisehne.“

„Nein! Unaufgefordert müssen Sie kommen!“ widersprach ihm Lotte. „So ist es bei uns der Brauch. Und wer gern zu uns kommt, gewöhnt sich daran.“

„Wir haben jetzt schon einige Zeit gar keinen netten Umgang mehr gehabt,“ klagte die jüngere Schwester. „Papa hat uns früher viel häufiger einmal einen Studenten zum Spielen mitgebracht. Jetzt hat er schon lange nichts Passendes mehr gefunden.“

„So?“ antwortete Richard belustigt. „Und jetzt, denken Sie, bin ich der Glückliche, den er Ihnen zum Spielen mitgebracht hat?“

„Selbstverständlich,“ entgegnete Hildegard mit spitzbübischem Lächeln.

„Hm. Wenn ich nun hier für Sie zum Spielen da sein soll, meinen Sie damit zum Spielen als Spielzeug oder als Spielkamerad? Etwa beim Krokett oder Tennis?“

„Das kommt ganz darauf an, wie geschickt Sie sind. Sie dürfen mitspielen. Aber wenn Sie nicht auf Ihrer Hut sind, kann es auch leicht geschehen, daß Ihnen mitgespielt wird.“

„Und wenn Sie,“ fiel Lotte ein, „immerfort nur meine Schwester ansehen, statt zu trinken, kann es leicht geschehen, daß Ihr Kaffee kalt wird. Lassen Sie sich nur nicht bange machen. Wir thun Ihnen nichts und sind gar nicht so gefährlich, wie sich Hildegard gern den Anschein giebt.“

„Na,“ versetzte diese übermütig. „Papa nennt uns doch immer seine kleinen Raubvögel! Er behauptet, wir hackten seinen jungen Freunden die Herzen aus!“

„Hildegard, renommiere nicht,“ mahnte Lotte mit ihrer ruhigen, klangvollen Stimme. „In Wahrheit ist es allerdings ein paarmal vorgekommen, daß sich gelegentlich häufigerer Besuche ein junger Mann aus Unachtsamkeit in uns verliebte und uns dann einen Heiratsantrag machte!“

„Verzeihung,“ unterbrach sie Richard keck, „Ihnen beiden zugleich?“

„Mein Herr, diese Heiratsanträge haben sich nicht in der Türkei, sondern hier in dieser christlichen Laube ereignet.“

„Und welcher von Ihnen hat also sein christlicher Wunsch gegolten?“

Lotte lächelte geheimnisvoll: „Da er unerfüllt geblieben ist, thut das wohl nichts zur Sache. Unserm Vater waren die Jünglinge als Freier nicht willkommen.“

„Und Ihnen selbst?“

„Uns sind vorläufig überhaupt noch keine Freier willkommen! Trotzdem ist es aber doch sehr unrecht von Papa, wenn er uns herzlos nennt, und meine kleine Schwester sollte gar nicht so stolz darauf sein. Er behauptet nämlich auch, wir hätten Ihrem Herrn Bruder durch unsre schlechte Behandlung das Haus verleidet.“

„Er hat aber einfach keine Zeit mehr für uns gehabt, seit er Korpsstudent geworden ist,“ fiel Hildegard erregt ein, und Lotte fuhr ruhig fort: „Und da er sich

nicht mehr um uns kümmerte, haben wir ihn natürlich auch nicht mehr aufgefordert. — Sie werden wohl auch früher oder später in dasselbe Korps einspringen?"

„Nein," sagte Richard mit unwillkürlich etwas heftigerer Stimme, deren Klang sich schroff von dem leichten Unterhaltungstone abhob.

„Sie sind wohl ein leidenschaftlicher Gegner des Verbindungslebens und vor allem des Zweikampfes?" fragte Hildegard spöttisch.

„Keineswegs. Aber ich empfinde auch kein Bedürfnis nach solchen Dingen, und was den Zweikampf anlangt, so halte ich ihn für nichts als einen Sport, den ich doch unmöglich ernst nehmen oder gar als eine heilige Ehrensache behandeln könnte. Sie müssen mich also entschuldigen wegen gänzlicher Untauglichkeit zum Korpsburschen."

„O, wir legen keinen Wert darauf," ergriff jetzt Lotte das Wort, „daß die Freunde unsers Hauses bunte Kappen auf den Köpfen tragen. Um so mehr bleibt ihnen dann Zeit für uns und für die Wissenschaft! Das macht uns als Professorentöchtern natürlich auch Freude, und ich muß Ihnen gestehen, wir haben uns schon öfters gewundert, daß Sie Papas Vorlesungen gar nicht besuchen. Seine Kunstgeschichte der Renaissance ist doch geradezu berühmt. Oder haben Sie für dieses Gebiet gar kein Verständnis?"

„Das schon! Und ich nasche auf möglichst viel Gebieten der Wissenschaft. Aber es ist mir unmöglich, alle Vorlesungen zu besuchen, die ich möchte. Ich bin — — — zu arm!"

„Aber Herr Günther! Bei Papa können Sie doch selbstverständlich schnurren*)! Welcher vernünftige Mensch bezahlt denn für Kunstgeschichte? Hildegard und ich schnurren ja auch jeden Nachmittag. Es würde uns sehr leid thun, wenn wir Sie auch von heute ab noch vermissen sollten."

„Sie besuchen die Vorlesung selbst?"

„Gewiß, und zwar mit großem Verständnis und oft belobtem Eifer. Sie werden uns also heute begleiten? Papa wird sich freuen, daß wir ihm einen neuen Hörer zuführen."

„Ich kann doch ein Gefühl der Unanständigkeit nicht los werden, und dem Herrn Professor werde ich als Zaungast auch nicht gerade willkommen sein! Ich werde lieber noch bezahlen."

„Ach was!" erklärte Hildegard mit Entschiedenheit. „Papa ist ja glücklich, wenn ihm ein vernünftiges Wesen zuhört! Und wenn Sie die zwanzig Mark Kollegiengeld nicht bezahlen, so trifft der Schaden nicht ihn, sondern uns. Denn seine Kollegiengelder überläßt er uns ein für allemal als Taschengeld. Also sind Sie heute nachmittag in seiner Vorlesung unser Gast! Können Sie da noch ablehnen?"

Richard konnte nicht ablehnen.

Als er zwei Stunden später im Hörsaal saß, erging es ihm wunderlich. Sein Geist hatte die alte, ruhige Aufmerksamkeit verloren, und während Professor Hansen von den Florentiner Malern erzählte und Andrea del Sarto's farbenprächtige Kunst würdigte, irrten Richards Augen immer nach seinen blondköpfigen Töchtern hinüber, und leise nahm seinen Sinn der feine Duft der Marschallnielrosen gefangen. Es

*) Eine Vorlesung besuchen, ohne sie zu bezahlen.

machte ihn froh, daß die schönen Schwestern seine Sträußchen am Busen trugen, und der süße Geruch schien ein geheimnisvolles Band zwischen ihnen und ihm zu schlingen. Die jungen Damen lauschten mit unbeirrter Aufmerksamkeit den Worten ihres Vaters. Richard war der einzige Unaufmerksame im ganzen Saal; doch schämte er sich nicht.

Ein unnennbares Glück erfüllte seine Seele, und er war jetzt ganz damit ausgesöhnt, gleich sein erstes Halbjahr in Leipzig verbringen zu müssen. Petermann studierte in Berlin, Runkel und Nauheimer waren nach Freiburg gegangen, und auf Freiburg war auch Richards heißer Wunsch gerichtet gewesen. Aber Onkel Lange verwehrte ihm die Erfüllung. Er war fast bis zur Entrüstung erstaunt, daß Kollege Runkel seinem Jungen gutmütig das Bummelsemester zwischen Schwarzwald und Vogesen bewilligte.

„Nun, ich bin der Meinung,“ sagte er zu Richard, „daß du in Leipzig genau soviel lernen kannst, wie in Freiburg!“

Anfangs hatte Richard darüber gemurrt. Aber jetzt war er mit dem Zwange seines Vormundes sehr zufrieden. So glücklich, wie er es hier zu sein lernte, wäre er in Freiburg wohl nie geworden!

Nach der Vorlesung hatte er ursprünglich einen Spaziergang durch das Rosenthal geplant. Aber plötzlich fand er sich auf dem Wege nach dem Johannapark. Der schien ihm heut anders und schöner als sonst. Er beachtete die Schwäne nicht, die ihm auf dem grünumbuschten Teiche entgegenzogen, als er über die zierliche Brücke schritt. Auch hatte er heute keine Brotkrumen bei sich, um sie zu füttern.

Aber drüben zwischen dem Gesträuch und den Bäumen des andern Ufers leuchtete ihm jetzt so vertraulich die Villa Professor Hansens entgegen, und unwillkürlich lenkte er seine Schritte immer wieder in ihre Nähe.

Trotz seiner Unaufmerksamkeit hatte der Vortrag des Professors offenbar einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht, und es war schon dunkel, als er nach langer Parkwanderung endlich seiner Wohnung zuschritt, um sein bescheidenes Abendbrot zu verzehren.

Dann fiel es ihm ein, den Afranerabend zu besuchen. Es war heute Donnerstag, und er fehlte niemals auf der gemeinsamen Kneipe der alten Schulkameraden. Den heiligen Gesetzen des Bierzwanges entzog er sich zwar dabei mit unbekümmerter Selbstherrlichkeit und trank viel zu wenig und langsam. Aber doch war er an der Kneiptafel immer willkommen, und das bierehrliche Gewissen seiner Freunde entschuldigte alle seine Kommentwidrigkeiten mit einer bedauerlichen Unzurechnungsfähigkeit des verrückten Kerls.

So befand sich Richard seit dem ersten Kneipabend im dreifachen Bierverruf, und sein Name prangte dreifach unterstrichen an der schwarzen Schandtafel. Weil er aber niemals Miene machte, sich durch einfaches rasches Austrinken von drei vollen Seideln aus diesem schimpflichen Zustand herauszupauken, so war sein Name nachsichtig eingeklammert worden, und daneben stand geschrieben: „Dauernd bierimpotent.“

Auf diese Weise wurde ohne Rechtsverletzung der Verkehr an der Kneiptafel mit ihm ermöglicht, und das war sehr wichtig. Denn Richard wurde nicht nur als heiterer Gesellschafter sehr geschätzt, er war vor allem für die Herausgabe der hin

und wieder erscheinenden Bierzeitungen unentbehrlich, und auch heute wieder wählten ihn die Kameraden in den hierfür zu bildenden Ausschuß.

Richard war jedoch heute für die Freuden der Biergesellschaft noch weniger empfänglich als sonst und zog sich mit seinem Ausschuß von dem Lärm der Kneiptafel alsbald zu einer Bierzeitungssitzung ins Café Bauer zurück.

Für die meisten Verbindungen war heute sogenannter couleurfreier Abend. Von der Pflicht, Band und Mütze zu tragen, entbunden, suchen selbst die vornehmsten Verbindungsstudenten an diesen Abenden auch weniger vornehme Lokale auf, sie unternehmen ausdauernde Bierreisen und geben sich allen solchen Lustbarkeiten hin, zu welchen in Offizierskreisen die Uniform mit dem Zivil vertauscht zu werden pflegt, und bei welchen die Zwanglosigkeit bisweilen zur Zügellosigkeit wird.

Ihr Ende finden ja alkoholreiche Nachtvergnügungen meist in einem Kaffeehause, und so saßen auch heute in dem ebenerdigen Saale des Café Bauer einige mehr als angeregte Gruppen um die kleinen Marmortischchen gedrängt.

Richard gewahrte Kurt mit seinen Korpsbrüdern und grüßte höflich. Er war wiederholt der Gast der feinen jungen Herren auf ihrer Kneipe gewesen. Dann steuerte er mit seinen beiden Zeitungshelfern einer Ecke zu, die eben neben einer ziemlich lebhaften Tischrunde frei wurde. Dort holten sie Papier und Bleistift hervor, zeichneten bei einer Schale Braun ihre scherzhaften Entwürfe auf und kamen sich dabei ziemlich litterarisch und fast ein wenig genial vor.

Die Gesellschaft am Nebentisch schien zum Spott aufgelegt zu sein, und bald klangen allerhand Bemerkungen an Richards Ohren:

„Die kommen von ihrem Pennälerabend und machen jetzt ihre Schularbeiten!“

„Der Lange scheint der Hauptstreber zu sein. Er büffelt und schnüffelt in jedem Kolleg herum. Sein Bruder ist bei den Westfalen aktiv. Er hat auch selbst ein paarmal dort hospitiert. Dann hat er's aber mit der Angst vor den langen Messern gekriegt und ist abgeschnappt.“

„Also wohl 'n Kneifer?“

„Wahrscheinlich. — Aber ein braves Kind! Universalstreber! Mein Leibfuchs erzählte mir, daß er sich von Kunst-Hansens Töchtern heute auch in die öde Bilderbogenfachsimpelei hat hereinlotsen lassen.“

„Kann ich ihm nicht verdenken,“ schrie jetzt der Würdigste des trunkenen Kreises. „Die beiden Hansens sind schneidige Weiber. Von denen ließe ich mich noch zu ganz andern Sachen verführen!“

Seine Genossen ermahnten ihn, solche verfängliche Bemerkungen nicht so unvorsichtig in den Saal zu brüllen, und versuchten ihn zu beschwichtigen oder zum Aufbruch zu bestimmen. Er wurde aber nur um so gereizter, und als sich gar ein ganz gewöhnlicher Oberkellner erdreistete, den jungen Herrn zur Ruhe zu verweisen, fuhr er empört auf:

„Maul halten, elender Kaffeesklave. Ich erkläre, daß die beiden Hansens ganz schicke, nette Mädels sind. Aber ich bedauere, daß sie sich von jedem Fuchs poussieren lassen, nur um ihn zu ihrem Alten ins Kolleg zu schleppen.“

Die letzten Worte hatte er nur halblaut röcheln können, weil ihm seine Freunde den Mund zuhielten. Verzweifelt suchte er sich jetzt ihrer Hände zu erwehren. Da

stand plötzlich Richard Günther mit zornesblassem Gesicht dicht vor ihm und rang nach Worten, um seiner Empörung Ausdruck zu geben.

Der trunkene Schreier maß den jungen Fuchs, der die Kühnheit hatte, ihm, dem Couleurstudenten und hohen Semester, so nahe zu treten, mit einem gläsernen Blick unwilligen Stolzes.

Er hatte ein nichtssagendes, fettes Gesicht, in welchem der dünne Schnurrbart der einzige Teil war, der ein Streben nach „Höherem“ verriet. Man hätte das rötliche Antlitz wegen seiner Ausdruckslosigkeit füglich ein unbeschriebenes Blatt nennen können, wenn nicht auf der Quartseite eine dichtgedrängte Anzahl aufgequollener Narben gewissermassen schriftliches Zeugnis davon abgelegt hätten, daß der ritterliche Jüngling der standhaften Gewohnheit huldigte, die schönsten Hiebe immer mit der Backe statt mit dem Schläger zu parieren.

Dieser kriegerische Anblick und sein hoheitsvolles Auge wirkten jedoch auf Richard durchaus nicht einschüchternd, sondern nach einem raschen, tiefen Atemzug brach seine Erregung in den Worten los:

„Mein Herr, Sie scheinen mehr getrunken zu haben, als Ihrem jugendlichen Gehirn zuträglich war. Sie haben soeben über zwei junge Damen sehr rüpelhafte Worte gesprochen. Ich ersuche Sie, Ihre Worte augenblicklich mit dem Ausdruck des Bedauerns zurückzunehmen!“

„Ich nehme niemals etwas zurück!“

„Also nicht?“

„Niemals!“

„Nun, so nehmen Sie von mir noch etwas dazu!“

Klatschend fuhr Richards Rechte hernieder und beschattete eine Sekunde lang sehr nachdrücklich die narbenreiche Wange des Heldenantlitzes.

Ein Augenblick verblüfften Schweigens folgte. Richard selbst war über seine zornige That erschrocken und machte sich auf eine handgreifliche Entgegnung gefaßt.

Den Schreier aber hatte der Schlag ernüchtert, und ohne sich auf ein pöbelhaftes Wiederschlagen einzulassen, betrug er sich so maßvoll und korrekt, wie es einem Kavalier von vollendeter Erziehung in solchem Falle ziemt. Mit tadelloser Höflichkeit wurde der Austausch der Karten bewerkstelligt, und ehe größeres Aufsehen erregt wurde, war so der unwürdige Zwischenfall vorläufig erledigt.

Eine Viertelstunde später verließ Richard mit Kurt das Kaffeehaus und bat ihn, sein Zeuge zu sein.

„Ich freue mich, daß du wenigstens nicht kneifst,“ sagte dieser. „Es ist zwar eigentlich selbstverständlich, aber ......“

„Na ja,“ erwiderte Richard achselzuckend. „Da ich mich nun einmal auf den blöden Unfug eingelassen habe, muß es wohl auch seinen Fortgang haben. — — — Ich kann doch bei euch Waffen belegen? Wann wird denn die Komödie sein?“

„Unsre Waffen wirst du haben können. Aber die Komödie wird ziemlich ernsthaft werden. Dein Gegner ist nicht gerade der beste Fechter. Aber immerhin, dir gegenüber ...... Sechs Wochen Zeit zum Einpauken wirst du mindestens haben müssen!“

„Na, na! Erlaube mal! Ich führe meinen Schläger gar nicht so schlecht!“

„Ja, was denkst du krummer Fuchs dir denn eigentlich? Einen Korpsburschen im öffentlichen Lokal ins Gesicht schlagen, das wird doch nicht mit einem harmlosen Gange Schläger gut gemacht! Nee, lieber Junge, das ist doch eine etwas schwerere Sache. Säbel giebt's da auf jeden Fall und wahrscheinlich sogar ohne Binden und Bandagen!"

Jetzt zuckte Richard unwillkürlich zusammen.

„Den Unsinn mache ich nicht mit," sagte er rasch. „So lebensgefährlich ernst fasse ich die Sache denn doch nicht auf. Der freche Bursche hat seine Züchtigung bekommen. Damit ist die Angelegenheit für mich abgethan."

Kurt sah den Bruder kalt an und entgegnete mit einem Ton mitleidiger Verachtung:

„Falls du dich fürchtest, steht dir ja noch ein ungefährlicher Ausweg offen: Wenn du zurückzuckst und ihn vor Zeugen um Verzeihung bittest, giebt er sich vielleicht zufrieden."

„Nee!" rief Richard lebhaft. „Lieber mache ich die ganze Dummheit durch. Dir als Bruder muß ich gestehen, daß mir die Geschichte eigentlich höchst lächerlich vorkommt. Aber merken soll man davon nichts! Du wirst sehen, die sechs Wochen liege ich auf eurem Paukboden von früh bis spät, und so thöricht es ist, im innersten Herzen freue ich mich doch ganz barbarisch darauf, dem Kerl dann einmal mit der blanken Klinge gegenüber zu stehen." — — —

„Unklarer Kopf," murmelte Kurt, nachdem er Richard die Hand zur Gutenacht gedrückt hatte, und dieser ging in der That in einem Überschwang sehr unklarer Gefühle seines Weges weiter.

Noch einmal suchte er die Stellen des Johannaparkes auf, die ihn schon abends so geheimnisvoll angezogen hatten. Dann erst wandte er sich nach Hause.

Die unruhige Nacht der Großstadt umfunkelte ihn mit hundert irren Lichtern von Wagen, Fenstern und Laternen. Sein Herz aber schwoll ihm, als wäre er ein junger Sieger auf einsamer Heide.

IX.

Als Richard zu den Herbstferien nach Hause gekommen war, hatte er auf der rechten Stirnseite eine rote Säbelnarbe mitgebracht.

Onkel Lange schüttelte den Kopf:

„Nun, Richard, ich wundere mich! Es ist, als ob Aristoteles und alle sonstigen Meister der Logik nie gelebt hätten! Erst weigerst du dich, einer schlagenden Verbindung beizutreten, und ich kann diese Weigerung nicht tadeln. Nun aber hast du ohne Not trotzdem dem Unwesen des Zweikampfes gefrönt und kommst deiner guten Mutter mit zerschlagenem Kopf ins Haus. Dann war es doch recht unnötig, rein aus Mutwillen des Onkel Geheimrats Güte zu verscherzen und ein Vermögen von mehreren Tausend Mark so zwecklos preiszugeben! Nun, in wenigen Tagen bist du ja mündig. Aber das muß ich dir als dein Vormund noch sagen: ich wundere mich sehr!"

Die Mutter erschrak herzlich, obgleich sie ja von Kurt derartige Gesichtsverzierungen gewöhnt war, und vermochte auf ihren Sohn Richard durchaus nicht so stolz zu sein, wie es Kurt als Bruder war. Dieser zollte Richard seine höchste Anerkennung und nannte dessen hohe Terz nur einen unbedeutenden Ritz im Vergleich zu der großartigen Horizontalquart, mit der Richard seinen Gegner abgestochen hatte. Dem hatte sein eleganter Hieb das linke Ohrläppchen geraubt, die linke Wange aufgeschnitten und ihm drei Backzähne nebst einigen Knochensplittern ausgeschlagen.

Elschen entzückte sich mit heimlichem Schaudern an ihres Bruders blutigem Ruhm, um so mehr, als es sich hier nicht wie bei Kurt um harmlose Gelegenheitsmensuren gehandelt hatte, sondern um eine furchtbar interessante Ehrensache auf Leben und auf Tod! Die Mutter hatte ihr nämlich Richards Geständnis nicht verheimlicht, daß es seine Pflicht gewesen sei, die beleidigte Ehre zweier Damen zu retten, und Elschen selbst umgab diese romantische Thatsache alsbald mit dem geraden Gegenteil von Verheimlichung.

So erfuhr auch Eva Kern davon. Seine Ritterlichkeit machte sie stolz, aber ein bitteres Gefühl vermochte sie nicht ganz zu unterdrücken, und es that ihr weh, daß er um einer andern willen sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

Richard vermied den Birnbaum und brach überhaupt seinen Ferienaufenthalt so bald als möglich ab.

Kurt beabsichtigte, sich im Wintersemester der juristischen Staatsprüfung zu unterziehen und hatte sich deshalb für die Ferien einen sogenannten Einpauker gemietet, um mit dessen Hilfe die großen Löcher im Kleide seiner Gelehrsamkeit notdürftig zu flicken. Nach nur achttägigem Feriengenuß kehrte er Meißen wieder den Rücken und suchte den belehrenden Umgang dieses Meisters auf.

Richard folgte dem Bruder sehr bald.

„Auch ich," sagte er, „habe bei den Vorbereitungen für die Säbelgeschichte manches versäumt und kann das hier in Meißen nicht so gut nachholen, wie in Leipzig, wo mir die Universitätsbibliothek und all die sonstigen Hilfsmittel zur Verfügung stehen."

Nauheimer, der sich in Freiburg zu noch umfangreicherer Dicke ausgewachsen hatte, erklärte einen derartigen Eifer am Schlusse des ersten Fuchssemesters für irrsinnig, reiste aber trotzdem mit Richard zugleich nach Leipzig ab und ließ die beiden Rechtsbeflissenen Petermann und Runkel allein in den Ferien zurück. Seiner verwöhnten Kennerschaft genügten die Meißner Bierverhältnisse nicht mehr, und so war ihm die Notwendigkeit klar geworden, schon vor Beginn des Winterhalbjahrs mit seinem Studium in Leipzig einzusetzen.

Medizinische Vorlesungen gab es zwar noch nicht, aber doch fand er alle seine Hoffnungen erfüllt. Nicht so Richard, der sich bitter enttäuscht sah. Die Universitätsbibliothek stand allerdings seinem Fleiße offen. Aber Professor Hansen war mit seinen Töchtern bereits einige Tage eher ins Seebad abgereist, als es ursprünglich sein Plan gewesen war.

So hatte Richard thatsächlich ungestörte Muße, um mit aller Inbrunst bald an dieser bald an jener Quelle der Wissenschaft zu trinken. Er las einige Werke über Kunstgeschichte, besuchte eifrig die historische Kupferstichsammlung des Städtischen

Museums, begann ein wenig Englisch zu treiben und beschäftigte sich dann plötzlich eingehend mit der Odyssee und versuchte auf Grund der dabei gemachten Aufzeichnungen allen Ernstes eine Kulturgeschichte des homerischen Zeitalters zu schreiben.

Nauheimer beobachtete den Fleiß des jungen Gelehrten mit stiller Bewunderung. Er begleitete ihn bisweilen in das Theater oder zu andern Kunstgenüssen und sehr oft in die Kneipe, und Richard war nicht ungern in seiner Gesellschaft. Die Gegenwart des dicken Freundes übte eine beruhigende Wirkung auf seinen flackernden Geist; auch hörte Nauheimer geduldig und mit freundlicher Teilnahme zu, wenn ihm Richard voller Begeisterung von seinen Arbeiten erzählte.

„Du bist mir immer eine Quelle des Genusses," sagte er. „Der Anblick deines fröhlichen Eifers ist mir ein angenehmes Schauspiel, und die Vorstellung deiner Mühen vermehrt mir den Durst."

So gut sich die beiden jedoch verstanden und ergänzten, zu vollem Glücke entfaltete sich Richards Leben erst wieder nach Beginn des Winterhalbjahrs, als sich ihm das Haus Professor Hansens wieder öffnete. Jetzt war auch der alte Freundeskreis durch Runkels und Petermanns Ankunft wieder vollzählig geworden und versammelte sich täglich am gemeinsamen Mittagstisch.

Richard verwunderte sich zwar, sie etwas verändert zu finden. Denn der liebenswürdige Petermann war noch kecker und eleganter geworden, und auch die freundliche Bescheidenheit Runkels hatte an Ruhe und Selbstbewußtsein gewonnen. Aber die verschiedene Entwickelung der Genossen trug nur dazu bei, ihrem Verkehr erneuten Reiz zu geben.

Petermann hatte kaum Richards beglückenden Verkehr in der Hansenschen Familie wahrgenommen, als er sich von ihm ebenfalls dort einführen ließ. Natürlich teilte sich nun das Vergnügen meist in paarweise Unterhaltungen, und als er sich einmal vertraulich scherzend mit Hildegard in eine Ecke zurückgezogen hatte, sagte Lotte mit plötzlicher Innigkeit zu Richard:

„Ich weiß längst, für wen Sie diese Narbe tragen. Sie haben sich für uns geschlagen."

„Aber bitte, machen Sie doch davon nicht soviel Aufhebens! Ich rede über die thörichte Schlägerei nicht gern."

„Natürlich!" entgegnete sie lächelnd. „Stolze Bescheidenheit ist ja in solchem Falle Vorschrift. Selbstverständlich hätten Sie es auch ebenso gern für andre Damen gethan, als für uns, oder für mich! Das ist ja immer so. Ich aber hätte keinem andern so gern meine Dankbarkeit gezeigt, wie gerade Ihnen!"

Sie reichte ihm herzlich die volle, wohlgepflegte Hand, die er leidenschaftlich an seine Lippen preßte. Ebenso leidenschaftlich wollte er sprechen, da lachte Hildegard über einen Scherz Petermanns laut auf, und er erinnerte sich, daß sie nicht allein waren.

Seitdem war er in des Professors Familie immer häufiger zu Gast und wurde auch in ihrem Bekanntenkreis heimisch und gern gesehen. Lotte war stolz auf die Achtung, die ihm ihr Vater entgegenbrachte, und Richard schlürfte mit der Genußfreudigkeit der Jugend das Leben in vollen Zügen. Ihn beschäftigten schöne Bücher und schöne Augen; feurige Weine und feurige Gedanken erregten ihn in heiterer

Geselligkeit; durch alle Thore seiner empfänglichen Seele zog die Freude bei ihm ein und machte ihn glücklich.

— —

In Meißen hielt die Harmonie im Saale des Schützenhauses ein glänzendes Kostümfest ab. Mit Lust und Liebe und viel Geld und Mühe waren alle Vorbereitungen für den schönen Abend getroffen worden. Der Gedanke eines Dorfjahrmarktsfestes sollte verwirklicht werden, und die Festgenossen nahmen sich an bäuerlicher Kleidung und Betragen genau so prächtig, wohlanständig und unnatürlich aus, als sollten sie in einer Oper des Hoftheaters mitwirken. Besonders dankenswert aber war die Umsicht, mit welcher der Vorstand und die guten Mütter tanzbarer Töchter für eine fröhliche Anzahl beinkräftiger williger Herren gesorgt hatte. Sämtliche auswärts weilenden Söhne der „besseren“ Familien hatten Befehl und Reisegeld erhalten, sich einzustellen, und so war heute das sonst so dürftige Häuflein der Harmonietänzer in kriegsstarker Anzahl erschienen und that in fröhlichster Pflichterfüllung seine Schuldigkeit. Nicht schüchtern und ausnahmsweise, wie sonst, nein, leidenschaftlich und massenhaft wurde heute getanzt.

Der gesteigerten Tanzlust entsprach auch allenthalben ein vermehrter Durst, und an einem der dörflichen Schenktische hatte sich um das Hauptzecherpaar Apotheker Nauheimer und Sohn eine besonders fröhliche Gruppe versammelt. Auch die Familie Günther war darunter, und Kurt, der sich trotz seiner Prüfungsnöte den heimischen Vergnügungspflichten nicht hatte entziehen wollen, machte seiner Nachbarin, dem etwas wohlgenährten Fräulein Bertha Hendrichs, auf sehr elegante Art den Hof. Mit ihrem Bruder Willy hatte er Elschen bekannt gemacht. Doch schien es diesem jungen Mann einstweilen nicht zu gelingen, durch sein rötliches Antlitz oder durch seine leidenschaftslose Ruhe irgend welchen Eindruck auf Elschen Günther zu machen. An seine finanziellen Vorzüge zu denken, dazu war Elschen noch zu jung. Sie blickte sich lieber nach dem eleganten, flotten Herrn Petermann um, zumal dieser ebenso reiche Eltern besaß, als die regungslosen Geschwister Hendrichs.

Erich Petermann aber hatte eben seine Tänzerin Fräulein Kern ihrer Mutter wieder zugeführt und gesellte sich nun zu seinem Vater, der mit dem Bezirkskommandeur und dessen Adjutanten beim Weine saß. Auch Herr Pokorny machte einen Versuch, sich an dieser ehrenvollen Ecke mit einzunisten, schien aber wenig freundlich aufgenommen zu werden. Denn er zog sich alsbald wieder mit der Miene eines beleidigten Löwen zu Frau Kern und ihrer Tochter zurück.

Kurt beobachtete trotz des Eifers, mit dem er sich um Fräulein Hendrichs bemühte, auch alle übrigen Erscheinungen des Saales mit großer Aufmerksamkeit.

„Seit wann ist denn Herr Pokorny in die Harmonie aufgenommen worden?“ fragte er in mißbilligendem Tone die Mutter, die ihm mit Richard gegenüber saß.

„Erst in diesem Winter,“ antwortete diese, und Vater Hendrichs fügte mit breitem Lachen hinzu:

„Jawohl, wir sind mit Herrn Pokorny zugleich beigetreten. Ich hatte es mit meiner Frau schon seit langem beabsichtigt, vor allem um unsern Kindern auch mal etwas feine, standesgemäße Geselligkeit zu bieten. Jetzt haben wir's nun endlich ausgeführt. Denn da wir nun einmal zu den reichsten Leuten der Stadt gehören, war

es ja schließlich der Gesellschaft gegenüber unsre Pflicht. Wir konnten nicht länger mit dem Beitritt zögern. — — — Seit mir die Bauspekulationen auf dem Plossenberge so großartig geglückt sind, brauchen wir uns mit dem Gelde vor niemand mehr zu verstecken, auch vor Herrn Petermann nicht! Aber den Herrn Pokorny muß man wirklich bewundern, daß es ihm gelungen ist, in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Der arme Teufel hat sich nur durch seine Gewandtheit zum Geschäftsführer bei Frau Kern emporgeschwungen. Er hat keinen Pfennig Geld und weiß doch jetzt überall festen Fuß zu fassen."

„Seine Thätigkeit ist ein rechtes Glück für die arme Frau Kern," sagte Frau Günther.

„Geht es bei Kerns nicht gut?" fragte Richard, der bis jetzt schweigend neben der Mutter gesessen hatte.

„Wie das Geschäft geht, weiß ich nicht. Aber Frau Kern selbst kränkelt und macht sich immer Sorgen, wie sie die Handlung weiter führen soll, wenn Herr Pokorny etwa seine Stellung bei ihr aufgiebt."

„Ich habe Kerns noch gar nicht begrüßt und möchte wohl einmal hinübergehen," sagte Richard und stand auf. Das schöne Fest langweilte ihn, und die vergnügte Stimmung der andern machte ihm auch keine Freude. In wieviel schönerm und heitererm Lichte erschien ihm dagegen seine Leipziger Geselligkeit!

Frau Kern und Herr Pokorny begrüßten ihn sehr freundlich. Eva war gedrückt und zurückhaltend. Auch schmaler und blasser als früher sah ihr Gesicht aus, und das gab ihrer Schönheit etwas Leidendes und Madonnenhaftes. Richard schrieb die Schuld ihrer Traurigkeit seinem Freunde Petermann zu, der ihrer Gesellschaft augenblicklich einen guten Wein seines Vaters vorzog. Ein Gefühl warmen Mitleids durchströmte ihn, und er redete Eva herzlicher an, als jemals früher, da er noch ihre Zuneigung zu besitzen geglaubt hatte. Da schwand der Schatten von Evas Mienen, und sie fragte ihn zutraulich nach seinem Leben in Leipzig aus.

Begeistert schilderte ihr Richard das anregende Treiben der großen Stadt. Er sprach vom Museum, der Bibliothek, dem Theater und all den Gelegenheiten, die dort der Bildung und Erholung des Geistes geboten wurden, und Eva lauschte aufmerksam seinen Worten und stellte immer neue Fragen. Als er ihr jedoch auch von seinen geselligen Vergnügungen erzählte und stolz hervorhob, wie auch im gesellschaftlichen Verkehr dort alles freier, lustiger und zugleich vornehmer und bedeutender zuging als hier in Meißen, kurzum, daß es in Leipzig viel schöner war zu leben, als in den langweiligen Kreisen der kleinen Vaterstadt, da verstummte ihre Teilnahme.

Nur als er die Töchter Professor Hansens erwähnte, fragte sie leise: „Sind sie schön?"

„Sehr!" antwortete Richard eifrig. „Die ältere könnte als Modell für eine Muse des Gesanges dienen, und die jüngere ist eine leibhaftige Terpsichore. Der Professor ist ein prächtiger, jovialer Herr. Es ist eine Lust, in seinem Hause zu verkehren!"

Da verwirrten sich Evas Züge, und Richard lächelte verstohlen. Er meinte den Grund ihrer Verwirrung zu erraten und wunderte sich nur, daß das einst so kecke Mädchen jetzt so leicht außer Fassung geriet. Eben kam nämlich Petermann von

seinem Zechertisch zurück und holte Eva zum nächsten Tanze ab. Auch Herr Pokorny fühlte sich heute als junger Mann und wirbelte mit Frau Kern im Walzer durch den Saal.

Richard fand im Wesen dieses Menschen etwas unangenehm Aufdringliches und war unzufrieden mit sich selbst, daß ihm heute so viele Leute mißfielen. Er setzte den Tanz aus und übertraf an Tanzfaulheit sogar den dicken Nauheimer, der im Schweiße seines Angesichts dieser vorschriftsmäßigen Lustbarkeit oblag.

„Du scheinst dich recht zu vergnügen?“ fragte er ihn in der nächsten Pause.

„Es geht an,“ erwiderte Nauheimer, indem er sein Glas leerte. „Aber da zum Bauernanzug kein Stehkragen gehört, so kann man ja tanzen, ohne in Erstickungsgefahr zu geraten, und ich muß gestehen, das Tanzen ist eine Bewegungsform, wie sie zur Erzeugung und Pflege eines gesunden Durstes nicht zweckmäßiger ersonnen werden könnte. Im übrigen ist natürlich solch ein Bauernball genau so stumpfsinnig, wie jedes andre menschliche Geselligkeitsvergnügen. Nur drei neue Weisheiten habe ich gelernt, seit ich mich in diesen Kniehosen befinde: Erstens tanzt es sich leichter. Zweitens zeigt es sich in diesen Hosen, daß die meisten Menschen mißgestaltete Beine haben, und drittens vermag auch die Bauerntracht nichts daran zu ändern, daß der Kulturmensch den Ballsaal eigentlich nur als Revier für Männerfang und Mitgiftjagd betrachtet.“

„An wem hast du diese Beobachtung gemacht?“

„An vielen, um nicht zu sagen an allen! Du scheinst von den Göttern verblendet zu sein, daß du nicht merkst, warum dein Bruder dem üppigen Liebreiz der reichen Maurerstochter so eifrig Weihrauch opfert. Aus eben demselben Grund spielt der pfiffige Pokorny den angenehmen Schwerenöter bei der Mutter unsrer einstigen Dichterkränzchenflamme. Und so weiter!“

Einige Augenblicke schwieg Richard betroffen. Dann rief er:

„Pfui Teufel! Solche Erbärmlichkeit!“

„Wieso denn erbärmlich?“ entgegnete Nauheimer friedlich. „Das ist doch ganz natürlich und zweckmäßig, sich durch eine gute Partie eine gesicherte Zukunft vorzubereiten. Ich würde das geradeso machen; aber der Geldbeutel meines Vaters überhebt mich glücklicherweise der Notwendigkeit, mir selbst ein Vermögen zu erobern. Dein Bruder hingegen ist arm, Pokorny auch. Das Bedürfnis, ihre Finanzen zu verbessern, ist ihnen doch nicht zu verdenken!“

„Gewiß nicht. Aber es giebt ja heute soviel Mittel und Wege, reich zu werden. Man braucht nur zu arbeiten!“

„Na ja! Das ist auch ein Verfahren. Aber unbequem und wenig beliebt. Du hättest übrigens am allerwenigsten Grund, den reinlichen Tugendbold zu spielen!“

„Was soll das heißen?“

„Nichts anders, als daß Professor Hansen seinen Töchtern auch keine sehr kärgliche Mitgift auszahlen wird. Daran hast du doch sicher auch schon gedacht, als du dich mit der Säbelkontrahage für sie in Szene gesetzt hast.“

„An nichts habe ich dabei gedacht,“ erwiderte Richard erregt, „als daß ich diese Damen von niemand beleidigen oder verdächtigen lasse. Auch jetzt nicht, und auch von dir nicht!“

„Also zu schwiegersöhnlichen Hoffnungen hat dein Mut nicht ausgereicht? Na, verzeih, dann bist du eben dümmer, als du aussiehst. Das macht aber deinem unschuldigen Gemüt alle Ehre!“

„Du wirst ja sehen,“ versetzte Richard leidenschaftlich, „ob ich den Mut zu einem Glücke besitze, das ich mir bisher freilich noch nicht einmal zu träumen gewagt habe! Und daß ich dann nicht zu dumm bin, das werde ich auch beweisen! Die rohe Art, mit der du jetzt an mein Heiligstes gerührt hast, verzeihe ich dir. Du weißt eben in deinem Speck nicht, was Liebe heißt.“

„Die Bequemlichkeit meines soeben von dir gerühmten Speckes macht es mir leicht, auch dir deine unholden Worte zu verzeihen. Wir bleiben also die alten guten Freunde, und du wirst mir noch für manche kleine Erleuchtung zu danken haben. Es macht mir nun einmal Vergnügen, dir sozusagen als humoristisches Gewissen zur Seite zu stehen.“

— — — Jetzt hatte sich Richards Überdruß noch gesteigert. Wie ein Fremdling kam er sich im fröhlichen Lärm der Philister vor. Aber wenn es seinem Stolze auch ein wenig wohlthat, daß er nicht war wie diese Zöllner und Sünder, so fühlte er sich doch erst wieder glücklich, als er am nächsten Tage die Stöße des Bahnwagens spürte, der ihn wieder nach Leipzig brachte.

Er hatte den Kopf fest in die Ecke gedrückt, und das taktmäßige Stampfen der Räder auf den Schienenköpfen schlug ihm mit unmittelbarer Deutlichkeit ins Ohr. Ihm war, als klänge aus dem harten, einförmigen Schüttern ein süßes Lied. Das Lied war kurz und wiederholte immer nur die eine Zeile:

„Lotte Hansen. Lotte Hansen.“

Bald fing eine zweite Stimme einen andern Text zu singen an:

„Glück und Reichtum. Glück und Reichtum.“

Allmählich aber tauchte aus dem Rollen der Räder eine dritte Strophe hervor. Die verschlang die vorigen Lieder und raunte mit spöttischem Mitleid immerzu:

„Armer Teufel! Armer Teufel!“

— —

Bei seinem nächsten Besuch fragte ihn Lotte plötzlich:

„Sie sind recht verändert von Meißen zurückgekommen. Haben Sie Heimweh?“

„Heimweh?“ erwiderte Richard mit schmerzlichem Lächeln. „Gewissermaßen ja! Aber ein Heimweh ohne Sehnsucht, oder vielmehr mit umgekehrter Sehnsucht! Mir thut meine Heimat weh. Aber ich sehne mich nicht nach ihr hin, sondern von ihr fort. Ich mag das öde Jagen nach Geld und Amt und Stellung nicht mit ansehen, und ich kann nicht daran teilnehmen!“

„Das glaube ich Ihnen gern. Sie sind so etwas wie eine Künstlernatur und werden es wohl kaum je zu Amt und Würden bringen. Aber meinen Sie denn, daß hier weniger rastlos und weniger herzlos gejagt wird, als bei Ihnen zu Haus in der Kleinstadt? Hier ist die Jagd wohl noch schärfer! Thut Ihnen das hier gar nicht weh? Haben Sie hier kein Heimweh?“

„Wenn ich hier bin, ist mir so wohl," antwortete Richard und sah die schöne Fragerin voll an. „Freilich beschleicht mich auch hier oft eine Furcht vor einem Heimweh schlimmerer Art. Wissen Sie, welches das schlimmste Heimweh ist?"

Lotte ließ ihre blauen Augen unbefangen und fast ohne Wimperzucken in den seinen ruhen und entgegnete leicht:

„Ich habe noch nie Heimweh gehabt. Wie sollte ich das schlimmste kennen?"

„Ich kenne es auch noch nicht. Aber ich ahne es: das schlimmste Heimweh haben die, die ohne Heimat sind."

Sie schwiegen beide, und der bleiche Winternachmittag begann zu dämmern.

Richard erschien dieses Schweigen wie ein gemeinsames vertrauliches Thun. Lotte aber sagte plötzlich im leichtesten Plauderton, als wäre gar nichts vorgefallen:

„Es ist Schade um Sie! Sie müßten irgend einen Beruf ergreifen, wo die Persönlichkeit zur Geltung kommt. Schriftsteller, Schauspieler oder so etwas. Freilich, da Sie arm sind . . . . . ."

„Freilich! Wenn man arm ist . . . . . ." wiederholte Richard leise und fügte seufzend hinzu: „Ich leide ja keine Not, und meine Mittel reichen bis zur Beendigung des Studiums und wohl auch kurze Zeit noch darüber hinaus."

„Und dann?" fragte sie mitleidig. „Dann werden Sie Schulmeister und leiden ganz sicher Not! Ich meine die Not des Heimwehs, von dem Sie vorhin sprachen."

Richard nickte. Dann sagte er bitter:

„Ein guter Freund hat mir jetzt den Vorschlag gemacht, eine reiche Frau zu heiraten! — — —"

„Und was sagen Sie zu diesem Vorschlag?"

„Ich sage: er ist roh, und er ist sehr billig. Sogar überflüssig ist er. Aber es ist kein ganz verwerflicher Vorschlag."

„Nicht?"

„Er ist ebensowenig verwerflich, wie der Reichtum unbedingt verwerflich ist. — — — Es giebt ja auch Damen, die neben dem Reichtum noch über andre, über schätzenswertere Vorzüge verfügen."

„— Ja!" erwiderte sie langsam. „Aber gerade die Guten und Klugen wollen um ihrer selbst willen geliebt sein und reichen deshalb schon aus Vorsicht und Mißtrauen ihre Hand keinem armen Teufel. Am allerwenigsten einem jungen Künstler oder dergleichen. Künstler sind uns interessante Menschen. Sie werden von uns sehr gern geliebt, aber sehr selten geheiratet."

Wieder wurde es still zwischen den beiden, und die Dämmerung dunkelte bereits merklich. Aber diesmal fühlte auch Richard nichts Gemeinsames mehr in dem beklemmenden Schweigen. Wortlos empfahl er sich.

Als er jedoch ins Freie hinaustrat, wo noch der weiße Himmel zwischen den kahlen Winterbäumen hindurchschimmerte, da wurde ihm wieder heller und freudiger zu Sinn, und während er von Straße zu Straße mit nassen Schuhen durch den schmutzigen Schnee der Großstadt stampfte, fühlte er seinen Mut immer wärmer von neuen Hoffnungen und Entschlüssen belebt.

Was andern gelungen war, mußte doch auch für ihn nicht unmöglich sein: aus eigner Kraft heraus und auf eignem Wege seine Fähigkeiten zur Geltung zu bringen und sich eine Stellung zu erobern, die ihn befriedigen und ernähren konnte!

Eine Stellung, die ihn über den häßlichen Verdacht erhob, nach der Mitgift der Geliebten zu schielen!

Noch eifriger als früher besuchte er jetzt alle möglichen Vorlesungen. Noch fleißiger saß er in der Bibliothek und teilte seine Zeit dabei so gewissenhaft ein, daß ihm fast jeder Abend für Geselligkeit oder sonst ein Vergnügen frei blieb.

Er hatte einige Künstler des Stadttheaters kennen gelernt, deren heiteren Umgang er hin und wieder in einer Weinstube der Ritterstraße aufsuchte. Kehrte er dann in seine Wohnung zurück, so saß er oft noch einige Stunden der Nacht am Schreibtisch und schrieb Humoresken und sonstige Kleinigkeiten, um damit seinen knappen Finanzen aufzuhelfen.

Nauheimer beobachtete seine Unrast mit der Würde des lächelnden Zuschauers.

„Wozu nur diese Anstrengungen," sagte er einmal zu ihm, „die dich bei aller Vielgeschäftigkeit zu keinem Ziele führen? Ich mache mir's bequemer, lasse mir mein Bier schmecken und wandle geruhig den Pfad meiner Faulheit. Du hast es eiliger und läufst zehnmal geschwinder als ich. Aber du verschwendest all deine Kraft und Schnelligkeit nur auf einem mühsamen Umwege, und am Ende treffen wir doch in demselben Nichtsthun zusammen."

„Du sprichst wie ein fatalistischer Türke," entgegnete ihm Richard stolz. „Schließlich ist ja auch das ganze Leben nur ein nutzloser Umweg zum Tod. Aber wer ein richtiger Kerl und sich seiner Kraft bewußt ist, den freut es, dem unvermeidlichen Endziel auf allerhand bunten Umwegen entgegenzuspazieren und sich unterwegs auch einmal eigne Ziele zu suchen, die nur wenigen erreichbar und vielen kaum sichtbar sind!"

X.

„Zweihundert Mark kann ich für die Erzählung geben," sagte Herr Eisler. „Sie ist ja sehr hübsch geschrieben. Aber mit derartigen Sachen werden die Zeitungen immer so überschwemmt, daß keine hohen Preise zu erzielen sind."

„Geben Sie her; ich kann's gerade brauchen," antwortete Richard, und der Buchhändler nahm die beiden schon bereit liegenden blauen Scheine aus dem Kasten und schob ihn mit einem kräftigen Ruck wieder zu, so daß ein Federhalter vom Pult auf den Boden rollte und die hochaufgebauten Stöße von Büchern, Manuskripten und Zeitschriften ins Wanken kamen.

Dann drehte er sich auf seinem Ledersessel halb herum, schleuderte mit einer heftigen Bewegung die Troddel seines Fez von der Stirn zurück und blickte Richard durch die scharfen Brillengläser nachdenklich an, während er mit der Linken über den langen, roten Vollbart strich.

„Warum bringen Sie mir nun schon ein paar Jahre immer nur solche Kleinigkeiten?" fragte er schließlich. „Sie sollten mir mal einen ordentlichen Roman schreiben, bei dem sich außer dem Zeitungsvertrieb auch eine Buchausgabe lohnt!"

Richard steckte die Banknoten sorgfältig in seine Visitenkartentasche und antwortete lachend: „Für solches Zeug habe ich bisher keine Zeit gehabt, Herr Eisler. Wenn man Student ist, muß man doch auch studieren, und das habe ich ein Halbjahr nach dem andern hindurch mit rührender Freudigkeit gethan. Schließlich bin ich dann auch auf den bekannten Gipfelpunkt der Weisheit und zu der berühmten Einsicht gelangt, ‚daß wir nichts wissen können‘. In diesem erheiternden Bewußtsein habe ich gestern meine Doktordissertation eingereicht und stehe nun mit meiner gründlich vollendeten Bildung wählerisch vor den verschiedenen Gebieten, die sich mir zur nützlichen oder doch gewinnbringenden Bethätigung meiner Kenntnisse und Gaben öffnen. Sowie die Reste meines Vermögens aufgebraucht sind, können Sie mit Sicherheit darauf zählen, mich mit einem Romanmanuskript von dreihundert Seiten Folio in dies Zimmer treten zu sehen.“

„Hierzu werden Ihnen die ungewohnten beruflichen Anforderungen wohl zunächst keine Muße lassen. Sie gehen doch in Staatsdienst?“

„Um Gotteswillen! Für solche Leute wie mich hat der Staat keine amtliche Verwendung. Ich habe mich auch keiner Staatsprüfung unterzogen. Ich mag nicht noch mehr untersucht werden, als unvermeidlich ist. Der Staat untersucht schon das Einkommen und die Gesundheit. Ich habe meinen Impfschein und bin auch felddiensttauglich. Meine wissenschaftliche Tauglichkeit möchte ich nicht auch noch untersucht und offensichtlich abgestempelt haben etwa mit der Inschrift: ‚Geeignet als Lehrer der alten Sprachen von Sexta bis Prima‘.“

Eisler lächelte überlegen: „Sie reden so stolz und nervös von unsern staatlichen Einrichtungen, als wären Sie ein abgesetzter Reichskanzler. Ihnen hat doch der Staat noch nichts zuleide gethan. — Was veranlaßt Sie denn übrigens bei Ihrer sonstigen Erhabenheit über dergleichen, Ihren Doktor zu machen?“

„Das ist nur kindische Schwäche von mir, thörichte Eitelkeit! Ich denke es mir manchen Leuten gegenüber sehr angenehm, wenn man ihnen den schriftlichen Beweis unter die Nase halten kann, daß man zum mindesten ebenso dumm ist wie die andern.“

„Na, der Titel hat auch praktische Vorteile. Wenn Sie etwa Journalist werden, so . . . . . .“

„Dazu bin ich noch nicht entschlossen. Ich will morgen erst mal an einer andern Thüre anklopfen.“

„Schade! Sie wären der geborene Journalist. Ihr Geist brodelt jetzt so hübsch in grundloser, übersättigter Unzufriedenheit, daß Sie ganz das richtige Zeug dazu haben, Ihren Beruf zu verfehlen und über alles und einiges andre amüsant zu schimpfen. Was braucht's für einen Zeitungsschreiber mehr? Daß Sie außerdem über eine vielseitige Bildung verfügen, kann Sie nicht ernstlich stören. Es wird sich ja immer noch dies oder jenes Fach finden, in dem Sie sich noch die mit Recht so beliebte durch keinerlei Sachkenntnis getrübte Unbefangenheit bewahrt haben.“

Über Richards Gesicht ging ein fröhliches Leuchten.

„Sie spotten über mich, Herr Eisler,“ sagte er. „Aber ich nehm's Ihnen nicht übel. Ihr Spott thut mir nicht weh, und Sie können schon daraus entnehmen, daß er unbegründet ist. Den Verdacht des Weltschmerzes lasse ich nicht auf mir sitzen. Unzufrieden bin ich allerdings gründlich, jedoch nur mit den andern, keineswegs mit

mir selber. Natürlich habe auch ich mein bißchen Selbsterkenntnis, und es ist dabei nicht ganz ohne Schmerz und Demütigung abgegangen. Aber wenn ich auch längst keine allzuhohe Meinung mehr von meinen Kräften habe, so bin ich doch mit der Zeit dahinter gekommen, daß die Mehrzahl meiner Mitmenschen aus noch weit minderwertigern Exemplaren besteht. Als Menschenfreund finde ich diese Thatsache sehr betrüblich, als junger Egoist aber erkenne ich sie mit Vergnügen. Um so bequemer gedenke ich mich unter meinen Zeitgenossen hervorzuthun, und es wird mir einen teuflischen Spaß bereiten, wenn ich meine ganze Überlegenheit eigentlich gar nicht mir selbst verdanke, sondern nur der Unfähigkeit der lieben Brüder."

Von Eislers Mienen war noch nicht aller Spott verschwunden. Doch schien er sich in den rotbuschigen Bart verkrochen zu haben und zuckte nur verstohlen um die Nasenflügel.

„Na, mein lieber zukünftiger Herr Doktor," versetzte er gutmütig, „verspeisen Sie nur die arme thörichte Menschheit nicht aus einem einzigen Topf! Es sind doch nicht alle von derselben Art."

„Es giebt zwei Hauptsorten," pflichtete Richard mit erhabenem Lächeln bei. „Die Dutzendmenschen, von denen man auf das Dutzend sogar dreizehn Stück nehmen kann, und die Mustermenschen, die es zu den höchsten Stellen bringen; denn nichts wird billiger befördert, als ein Muster ohne Wert!"

„Genug, genug! Ich habe keinen Bedarf an Gedankensplittern und bitte Sie nur noch um die eine Auskunft, zu welcher der beiden Sorten Sie mich zählen?"

„Aber verehrter Herr Eisler! Sie stehen doch gänzlich außer Wettbewerb! Sie kaufen mein Geschriebenes! Ihr Wert ist selbstverständlich über allen Zweifel erhaben. Selbst wenn meine Werke nichts taugten, so wären Sie immerhin ein Springbrunnen von Güte. Da meine Schriftstellerei aber thatsächlich köstliche Früchte erzeugt, so erkläre ich Sie, weil Sie das einsehen, für einen Karfunkel an Weisheit! Auf jeden Fall wandeln Sie mit mir zugleich auf der Menschheit Höhen."

„Als Übermensch?" fiel Eisler mit plötzlichem Ernst ein. „Nein, da irren Sie sich. Nach Ihrer Einteilung bin ich nur so ein armseliger Dreizehnter vom Dutzend der Durchschnittsware. Ohne einen Funken von Genie, ohne eine Spur von Überlegenheit und ohne die mindeste Erkenntnis, daß ich von lauter Hohlköpfen umgeben bin, habe ich mir in achtundzwanzig Jahren meine geachtete buchhändlerische Firma nur aus meinem rastlosen, bescheidenen Fleiß aufgebaut. Seit achtundzwanzig Jahren weiß ich nicht, wie ein Ferientag schmeckt!"

Richard empfand diese polternden Worte peinlich. Die festen, grauen Augen des breitschultrigen Mannes machten ihn verlegen, und er entgegnete unsicher:

„Es wird auch niemand geben, der Ihnen deshalb nicht die größte Hochachtung entgegenbringt. Ich kann sie Ihnen freilich nur im halben Scherz aussprechen. Denn mir jungem Kerl steht natürlich kein ernstes Urteil über einen solch tüchtigen ..... Ausnahmemenschen ...... zu ......"

„Nee, nee," unterbrach ihn Eisler mit derbem Lachen. „Das ist ja eben Ihr Irrtum. Ich bin gar keine Ausnahme. Ich habe auch nicht, um Ihr Lob herauszukitzeln, von mir gesprochen, sondern um Sie als guter Freund zu warnen. Solche Leute, wie mich, giebt es nämlich auch unter den Leuten, die Sie Dummköpfe nennen,

und gerade auf deren Wettbewerb müssen Sie sich beizeiten gefaßt machen. Begabt sein ist schön, aber ein feiner Kopf reicht nicht aus, einen Menschen fruchtbar zu machen. Einen feinen und bedeutenden Gegner werden Sie vielleicht an eigner Bedeutung noch übertreffen und mit eleganter Leichtigkeit schlagen. Aber die rücksichtslose Arbeitskraft der zahllosen Dummköpfe, das ist die gefährlichste Nebenbuhlerin der sorglosen Begabtheit. Und mag Ihr Stolz auf Ihre Fähigkeiten noch so begründet sein, Sie dürfen bei den andern nicht immer nur die Dummheit sehen! Sie müssen auch ihren fürchterlichen Fleiß in Rechnung ziehen!"

„Ich muß doch bitten, Herr Eisler, mich nicht für einen Bummler und Tagedieb zu halten. Ich habe meine Zeit noch nie totgeschlagen, und die Arbeit hat mir stets Freude gemacht."

„Das glaube ich gern. Sie haben eben bisher nur zu Ihrem Vergnügen gearbeitet, haben vor allem Ihre Lernbegier gestillt und mir hin und wieder einmal im Überschwang Ihrer Jugendfröhlichkeit eine lustige Geschichte geschrieben. Ihr selbstbewußter Frohmut ist ja etwas sehr Beneidenswertes, und auch an Ihrem Fleiß will ich nicht zweifeln, aber auf die entscheidende Probe wird er erst gestellt, wenn die Tagelöhnerei des Berufslebens ihre öden Ansprüche geltend macht."

„Auf diese Probe werde ich es allerdings nicht ankommen lassen. Denn ich suche mir natürlich einen Beruf, der meine Persönlichkeit in keine Tretmühle zwingt."

„So? Beruf ohne Tretmühle? Na, wenn Sie den auf Erden gefunden haben, dann sagen Sie es mir. Dann werden wir Kollegen! — — — Wann bringen Sie mir denn nun mal eine große ernst zu nehmende Arbeit?"

„Wenn ich wieder Geld brauche! Einstweilen danke ich Ihnen für das heutige und für Ihre wohlmeinende Anteilnahme an meinem Geschick. Gefunden habe ich den Beruf übrigens bereits. Er lag mir schon lange auf dem Weg. Morgen hebe ich das Ding mal auf und sehe mir's an, ob wir zusammen passen. Guten Morgen, Herr Eisler."

„Guten Morgen! Gott schütze Ihre Frechheit!"

„Und Ihnen erhalte er das glückliche Verständnis für meine genialen Manuskripte."

— — — Nach dem gemeinsamen Mittagstisch pflegte ein Kaffeeskat die Freunde im Café Felsche zu vereinigen. Als sie diesem Ziele auf der Grimmaischen Straße zustrebten, blieb Richard mit Nauheimer etwas zurück und sagte:

„Morgen fahre ich nach Dresden und hole mir meine Entscheidung."

„Es ist zwar ein fürchterlicher Unsinn," antwortete Nauheimer, „aber was du dazu brauchst, kann ich dir natürlich pumpen."

„Danke schön. Das ist nicht nötig. Ich habe mir eben zweihundert Mark für die Geschichte von unsrer geplatzten Punschterrine geholt. Damit komme ich reichlich bis zu unserm Doktorschmaus aus, und dann fahre ich einstweilen nach Hause und mache meine letzten Papiere flüssig."

„Zweihundert Mark hast du wieder verdient? Wie schön und bequem könntest du nun jetzt hier in Leipzig leben. Warum denn schon wieder etwas Neues anfangen? Habe ich deshalb drei volle Jahre damit zugebracht, dich zu erziehen und dir eine vornehme, gleichgültige Auffassung des Lebens beizubringen, damit du mich jetzt plötzlich verläßt? Bleibe bei mir! Nun du endlich die unselige Doktorarbeit abgeliefert

hast, hätten wir so schöne Zeit, um allerlei Kurzweil zu treiben. Auch hast du dir noch manche Ideale abzugewöhnen und mußt überhaupt noch manches lernen, um solch ein richtiger liederlicher Kerl zu werden, wie ich einer bin. Das lernt sich am besten in meiner Gesellschaft. Wenn du jetzt aus meiner Zucht davonläufst, wirst du dein Lebtag kein ordentlicher Lump! Also bleibe bei mir!"

Richard lachte. „Nein, das geht nicht. Ich habe dir, wie ich eben höre, schon deine edle Schweigsamkeit genommen. Es ist Gefahr, daß du vielleicht noch ganz von mir und meinen Idealen verdorben wirst. Und dann, deine Faulheit und deinen Leichtsinn in allen Ehren, aber schließlich kannst du doch auch nicht ewig studieren!"

„Warum denn nicht?" entgegnete Nauheimer beinahe beleidigt. „Die Quelle der Wissenschaft ist an sich unerschöpflich, und der vergängliche Quell des Bieres wird tagtäglich frisch nachgefüllt. Ich kann dir schwören, daß ich mich nie den Unannehmlichkeiten einer Prüfung aussetzen werde. Wie leicht möchte es geschehen, daß ich sie zufällig bestände und dann ein Philister werden müßte!"

„Der schlimmste Philister ist vielleicht ein alter Student," erwiderte Richard. Nauheimer wollte sich empört verteidigen. Aber da sie eben im Kaffeehause angekommen waren, besänftigte die Aussicht auf den Skat sein Gemüt, und mit gewohnter Heiterkeit verteilte er die Karten.

— —

Als Richard am nächsten Vormittag in Dresden am Altstädter Hoftheater vorüberging, klopfte ihm das Herz in stolzer Erwartung. Er begrüßte das vornehme Gebäude bereits als etwas ihm Zugehöriges, und es schien ihm eine durchaus würdige Stätte seiner künftigen Thätigkeit.

Ein wenig enttäuscht aber war er, als er in der Ostraallee vor dem großen Hause Nr. 13 stillhielt. Er ertappte sich dabei, daß er sich unter der Wohnung des Hofschauspielers David unwillkürlich etwas Fürstliches, etwas Palastartiges, zum mindesten eine elegante Villa vorgestellt hatte, und nun stand er vor einer gewöhnlichen großstädtischen Mietkaserne.

Er schämte sich seiner gedankenlosen Phantasie und sah vollkommen ein, wie thöricht sie war. Aber als ihn das durchaus nicht herrschaftliche Hausmädchen in das Zimmer führte, war er doch abermals befremdet. Da war nichts von künstlerischem Prunk und genialer Unordnung zu sehen. Sauber, freundlich und gediegen machte es den Eindruck bürgerlichen Wohlstandes, und es fehlte jeder Duft von Leichtfertigkeit, mit deren edler Würze sich Richard das Künstlerheim so schön durchweht gedacht hatte.

Da trat Herr David aus dem Nebenzimmer, und bei seinem Anblick empfand Richard die dritte Enttäuschung. Es war ein kleiner, etwas vertrockneter Mann in tadellosem schwarzen Anzug und mit blendend weißer Wäsche. Sein Gesicht glänzte vom frischen Rasieren, und die graue Perücke mit der Devrientlocke war auf das Sorgfältigste frisiert. Aber die Bewegungen des alten Mannes waren leicht wie die eines Jünglings, und jedenfalls eleganter, als Richards bisweilen noch etwas steife Art.

Jetzt begann er zu sprechen. Gleichmäßig und wohltönend schlugen seine Worte an Richards Ohr. — Da kam es diesem klar zum Bewußtsein, daß ein Künstler zu

ihm redete. Der bürgerliche Eindruck des Zimmers war verwischt. Ehrfürchtig blickte er nach den wohlredenden Lippen und den ausdrucksvollen Augen, die mit so vornehmer Liebenswürdigkeit auf ihm ruhten.

„Herr Günther?" hatte er beim Eintritt mit leichter Verbeugung gesagt. „Ich bin ja brieflich von Ihrem Vorhaben unterrichtet. Also bitte, beginnen Sie!"

Und als Richard zauderte, wiederholte er dringend:

„Beginnen Sie! Wir wollen keine Zeit verlieren. Tragen Sie mir irgend etwas vor. Sie haben doch sicher etwas vorbereitet."

Jetzt gewann Richard seine Zuversicht wieder und ließ den Tellmonolog mit scharfer Betonung von seinen Lippen fließen. Tiefaufatmend wartete er auf des Meisters Urteil. Aber vergebens. David reichte ihm einen Band Goethe und ließ ihn im Egmont den Oranien lesen, während er selbst ihm Egmonts Gegenreden brachte. Das verwirrte ihn anfangs von neuem, machte ihm aber bald doppelten Mut. Darauf mußte er noch ein Stück aus einem Zeitungsartikel vorlesen, und schließlich schlug David ein Büchlein vor ihm auf und zeigte mit dem Finger auf allerhand kleine Sätze, wie:

„Ich bin müde," „Ich habe dich lieb," „Meine Schwester ist gestorben," „Ich drehe dir den Hals um," „Mich friert," „Ich verbitte mir das," „Ach, ist das komisch," „Ich fürchte mich" u. s. w.

Richard mußte sich bemühen, mit immer verändertem Tone den Stimmungen aller dieser Sätze gerecht zu werden. Endlich nahm ihm David das Büchlein wieder ab und sagte:

„Danke. Es ist genug. Nun soll ich Ihnen also sagen, ob Sie Talent haben. Ja, mein bester Herr Günther, das weiß ich nicht. Ich weiß eigentlich nicht einmal, ob ich selbst welches habe. Aber den einen Eindruck habe ich mit ziemlicher Bestimmtheit von Ihnen gewonnen: Ein Genie scheinen Sie nicht zu sein! Sie haben keine bedeutenden Fehler gemacht; immerhin haben Sie Gefühl und Verstand gezeigt. Sie sind offenbar ein gebildeter Mensch."

„Ich denke mir in ein paar Tagen den Doktorhut aufzusetzen," fiel Richard mit stolzem Lächeln ein.

„So? Nun, da gratuliere ich. Das macht sich ja auf dem Theaterzettel immer ganz nett. Aber wenn Sie es schon so herrlich weit gebracht haben, warum wollen Sie dann jetzt noch umsatteln?"

„Mir macht der gelehrte Kram keine Freude mehr. Ich habe mehr Lust zum Theater."

„Hm. Es ist natürlich meine Pflicht, Ihnen von diesem Schritte abzuraten. Meist ist er ein Sprung ins Unglück, stets aber ein unberechenbares Wagnis. Ich rate Ihnen also: Thun Sie's nicht! — — — Selbstverständlich kümmern Sie sich um diese Warnung gar nicht. Das ist immer so. Und da Sie so sehr viel Lust zum Theater haben, so ist dagegen nichts auszurichten. Wenn Sie dann die Sache fleißig und gewissenhaft anfassen wollen, so machen Sie meinetwegen mal den Versuch. — — — Sie haben allerdings kein freies Auge; auch die Nase ist nicht wohlgebildet. Aber Figur und Organ sind gut, und Verständnis ist ja auch vorhanden. Da können Sie also, wenn es gut geht, vielleicht ein ganz tüchtiger Schauspieler

werden. Wenn Sie daher auf Ihrem leichtsinnigen Vorsatz bestehen und als neubackener Doktor wieder zu mir kommen, so bin ich gern bereit, Sie auszubilden. Das Honorar beträgt bei mir sechs Mark für die Stunde. Auch für die heutige Prüfungsstunde."

Richard bezahlte und verließ das Künstlerheim ziemlich unbefriedigt. Nicht wegen der sechs Mark, sondern wegen des Geizes, mit dem ihm die spärliche Anerkennung seiner Begabung zugemessen worden war.

Er war ja weit entfernt, die hohen Aufgaben der Schauspielkunst zu unterschätzen. Aber er fühlte sich diesen Aufgaben durchaus gewachsen. Wieviel mangelhafte Leistungen hatte er schon auf der Bühne gesehen, wieviel himmelschreiend falsche Betonungen schon hören müssen! Er war entschlossen, das alles besser zu machen, und freute sich darauf.

In Leipzig fand er Nauheimer auf seinem gewohnten Platz in der Kneipe sitzen.

„Sei gegrüßt, Künstler!" sagte er. „Wie hat man dich gewürdigt?"

„Ich soll bald wiederkommen. Er will mich ausbilden und hofft einen sehr guten Schauspieler aus mir zu machen."

„Muß denn das durchaus in Dresden geschehen? Es wäre doch überhaupt viel einfacher gewesen, wenn du dich hier in Leipzig hättest prüfen lassen. Du kennst hier eine ganze Anzahl Schauspieler persönlich."

„Eben deshalb. Bekannte sind immer in vorgefaßten Meinungen befangen. Mir lag an einem strengen, unparteiischen Urteil!"

„Hm. Der Herr in Dresden will dich wohl umsonst ausbilden?"

„Wieso?"

„Nun, weil du ihn für so durchaus unparteiisch hältst. Wieviel will er denn an dir verdienen?"

„Sechs Mark für die Stunde."

„Und als Gegenleistung erklärt er dich für ein schauspielerisches Genie!"

„Dein Mißtrauen ist ekelhaft," erwiderte Richard gereizt. „Er hat mir im Gegenteil sehr offen jedes Genie abgesprochen."

„Das thue ich schon lange. Warum giebst du mir keine sechs Mark? — Übrigens hast du mir vorhin deine Beurteilung viel rosiger geschildert. Hat er dir zugeredet, dich ausbilden zu lassen? Hat er es dir wahrscheinlich gemacht, daß du ein tüchtiger Schauspieler wirst?"

Richard wurde verlegen und lenkte mit ein paar ausweichenden Bemerkungen das Gespräch ab. Früher, als sonst, brach er auf und ging nach Hause. Es war bitter kalt, so daß die Nase beim Atmen schmerzte.

Als er die vier Treppen zu seinem Zimmer emporgeklettert war, fand er es natürlich ungeheizt. Ein Brief lag auf dem Nachttisch. Er entkleidete sich eilig und las ihn im Bett.

Es war ein Schreiben von dem derbfreundlichen Verlagsbuchhändler.

Werter Herr Günther!

Falls Sie noch auf Ihre früheren journalistischen Pläne zurückkommen, so würde ich Ihnen raten, sich an den Anzeiger zu wenden. Wie ich erfahre, soll dort zum

1. April ein neuer Hilfsredakteur eingestellt werden. Derartige Kräfte giebt es zwar im Überfluß, aber da es der Verleger durchaus auf einen jungen Mann mit dem Doktortitel abgesehen hat, so wären bei bescheidenen Ansprüchen für Sie die Aussichten ganz besonders günstig. Wenn Sie wünschen, diene ich Ihnen gern mit meiner Empfehlung.

Ergebenst
Adolf Eisler.

„Das ist hübsch von ihm! Und er muß doch denken, daß ich etwas leisten kann,“ murmelte Richard, löschte das Licht aus, krümmte sich in dem kalten Bett wohlig zusammen und schlief in dem angenehmen Bewußtsein ein, daß tüchtige junge Leute allerorten gebraucht werden.

— — — Am nächsten Morgen erwachte er in der heitersten Stimmung. Gleich nach dem mit besonderm Behagen eingenommenen Frühstück begab er sich seit vielen arbeitsreichen Wochen zum erstenmale wieder in die Lesehalle. Aber lange hielt er es bei den Zeitungen nicht aus. Die Kälte hatte etwas nachgelassen, ein frischer Schnee war nachts gefallen, und von den weißschimmernden Dächern prallte der helle Wintersonnenschein zurück. Er lockte ihn ins Freie. Den ganzen Winter hindurch hatte er noch keine Muße zum Schlittschuhlaufen gefunden. Jetzt freute er sich, seine freie Zeit mit vollem Genuß auszukosten.

Wenige Minuten später hatte er den Stahl unter den Füßen und glitt in dem frohen Schwarm dahin, der sich auf dem Teich des Johannaparkes tummelte.

Er wunderte sich, die Schwestern Hansen nicht sogleich zu entdecken. Er kannte ihre Vorliebe für den Eislauf, und es war ihm unwahrscheinlich, daß sie sich bei dem herrlichen milden Wetter und ihrer unmittelbaren Nachbarschaft diesem Vergnügen heute entziehen sollten. Doch war er sich bewußt, keineswegs um ihretwillen die Eisbahn aufgesucht zu haben. Er war ja Gott sei Dank kein Weiberknecht!

Fast vier Jahre lang hatte er in dem gastlichen Hause Professor Hansens verkehrt. Während dieser Jahre hatte ihn Lotte mit ihren reizvollen Künsten immer von neuem angezogen und wieder zurückgestoßen.

Niemals hatte sie über eine gewisse Grenze hinaus seine Annäherung geduldet und niemals ihn ganz aus ihrem Zauberkreise entfliehen lassen. So war es nie zu einer Vereinigung, aber auch nie zu einem Bruche zwischen ihnen gekommen.

Beide empfanden eine stillschweigende Zusammengehörigkeit, und wie einen treuen Planeten hielt ihn die Vereinigung der Anziehungs- und Fliehkraft in Lottes unentrinnbarem Banne gefangen. Bald nah, bald fern umkreiste er sie in regelmäßigen Kurven, während alljährlich eine Anzahl feuriger Kometen mit nur kurzem, flüchtigem Lauf in ihrer Sonnennähe weilten, um dann ohne Wiederkehr zu verschwinden.

Richard hatte sich an die vorübergehenden Launen seiner schönen Freundin gewöhnt, aber als sie zu Beginn dieses Winters den neuen Bariton des Stadttheaters mit ganz besonderer Gnade beschien, und dieser ihn sogar aus seiner bescheidenen und bisher so sichern Freundesstellung zu verdrängen drohte, da war er beleidigten Herzens wieder einmal fern geblieben.

Die Vorbereitungen auf seine Doktorprüfung boten ihm einen guten Vorwand. So hatte er sich zurückziehen können, ohne unhöflich zu scheinen und ohne seinen Groll allzu deutlich zu verraten.

Da sah er plötzlich von weitem Hildegard Hansen Hand in Hand mit Petermann heranfahren. Von sonderbarem Schrecken überrascht, kehrte er um. Er fürchtete, im nächsten Augenblicke auch Lotten an der Hand von jemand anderm zu begegnen. Während er sich noch in erregtem Nachdenken eine Begegnung mit ihr vorstellte, sauste sie auch schon ihn überholend von hinten an ihm vorüber. Sie fuhr thatsächlich mit einem Herrn. Doch dieser Herr war niemand anders, als ihr Vater, und Richard atmete erleichtert auf.

Der Professor hatte ihn sogleich bemerkt, schwenkte seine Tochter in einem kurzen Bogen herum und machte vor ihm Halt.

„Finden wir Sie endlich einmal, Sie Abtrünniger?“ rief er, und Richard entschuldigte sich mit seiner Doktorarbeit und mußte nun genau darüber Bericht erstatten. Er hatte eine kulturhistorische Abhandlung „über den guten Ton in der Odyssee“ geschrieben, und der Professor fand dieses Thema sehr eigenartig.

„Sie haben also wohl versucht, alle die Anstandsregeln des damaligen Umgangslebens aus den bunten Bildern der Dichtung herauszulösen? Das ist eine sehr reizvolle Aufgabe, und Sie werden zu manch überraschendem Vergleich mit den Sitten und Gebräuchen späterer Zeitalter herausgefordert worden sein. Wer hat Ihnen denn dies Thema gestellt?“

„Niemand! Ich habe es mir selbst gewählt.“

„Sie haben auch mit keinem meiner Kollegen vorher davon gesprochen?“

„Nein. Ich habe einfach meine Arbeit eingereicht.“

„Hm,“ machte der Professor und schwieg ein paar Augenblicke. Dann fuhr er fort: „Mir persönlich wäre ja ein kulturgeschichtlicher Stoff aus der Renaissance willkommener gewesen. In dem Burckhardtschen Werke ist Ihnen da so herrlich vorgearbeitet, und Sie hätten viel mehr wissenschaftlichen Apparat aufwenden können, als das für das homerische Zeitalter möglich gewesen sein wird. Hm. Schade! Na, aber Sie haben ja eine sehr unterhaltsame Art zu schreiben, und so wird Ihre Arbeit zum mindesten von der steifen Tugend der Langweiligkeit frei sein. Ich freue mich darauf, sie zu lesen.“

„Dann ist es wohl am besten, Papa“, unterbrach ihn Lotte, „du gehst eilig mal nach Hause und siehst nach, ob Herrn Günthers Arbeit vielleicht schon zur Prüfung bei dir abgegeben ist. Ich sah vorhin einen Pedell zu uns hineingehen. Möglicherweise hat er sie gebracht.“

„Möglicherweise,“ wiederholte der Professor lächelnd. „Ja, ja! Und wenn ich dich jetzt hier bei Herrn Günther zurücklasse, so überredest du Herrn Günther möglicherweise, daß er von der kurzen Zeit, die er noch hier in Leipzig verbringt, uns wieder dann und wann einige Stunden schenkt. Du bringst ihn vielleicht dann gleich zu Tisch mit! Möglicherweise!“

Lachend war der Professor davongefahren, und Richard wußte nichts Besseres zu thun, als der schönen Schlittschuhläuferin stumm die Hand zu bieten und in größtem Eifer mit ihr über die Bahn dahinzugleiten.

Anfangs blickte er nur auf das feine Eismehl, das die glatte Fläche bedeckte. Allmählich aber hoben sich seine Augen empor und begegneten denen Lottens, die heiter und offen auf ihn gerichtet waren. Ihr Gesicht schaute so frisch und holdselig aus dem weißen Pelzwerk hervor, daß er all seinen mit etwas Verlegenheit gemischten Groll vergaß.

„Warum sehen Sie mir so erwartungsvoll auf den Mund?“ fragte Lotte.

„Weil ich thatsächlich etwas von Ihren Lippen erwarte.“

„Oho,“ erwiderte sie kokett, und ihre blauen Augen blitzten.

„Natürlich! Ich warte schon lange auf die Einladung zum Mittagessen, die Ihnen Ihr Herr Vater eben für mich hinterlassen hat.“

„Darauf warten Sie vergeblich. Meines Vaters Einladung haben Sie bereits gehört, und mir sind Sie selbstverständlich trotz Ihrer Fahnenflucht noch immer auch ohne Einladung willkommen. Es ist also nur an mir, etwas zu erwarten, und zwar Ihre Zusage!“

„Ich komme mit Vergnügen. Ich freue mich sehr darauf!“

„Auf was eigentlich?“

„Nun, erstens macht der Eislauf hungrig! — — — Und dann . . . . . . dann möchte ich wieder mal von der Zukunft mit Ihnen plaudern.“

„Von wessen Zukunft?“

„Natürlich von der meinen. Aber da kein Mensch etwas für sich ganz allein haben kann, nicht einmal eine Zukunft, so ist es vielleicht nicht ganz unrichtig, wenn ich sage: von ‚unsrer‘ Zukunft!“

„Wenn es nicht geradezu unrichtig sein mag, von ‚unsrer‘ Zukunft zu sprechen, so ist es doch auch nicht nötig. Ich bin so selbstlosen Herzens, daß mich nur die Ihnen zugekehrte Seite der Zukunft neugierig macht. Also plaudern Sie davon und beginnen Sie gleich jetzt. Ich habe solange nichts von Ihren Hoffnungen vernommen, daß mir Ihre Luftschlösser fast fremd geworden sind.“

Richard hatte den alten vertraulichen Ton wiedergefunden, dem Lottens neckende Art nur einen erhöhten Reiz verlieh. Er berichtete mit zufriedener Heiterkeit, daß ihm bereits ohne sein Zuthun leitende Stellungen an hiesigen Blättern angeboten worden seien, daß ihm Hofschauspieler David das Anerbieten gemacht habe, ihn zu einem tüchtigen Schauspieler auszubilden, während der Verlagsbuchhändler Eisler ungeduldig auf einen Roman von ihm warte.

„Ich bin noch unschlüssig, nach welcher Seite ich mich entscheiden soll,“ sagte er nachlässig.

„Keinesfalls dürften Sie sich mit Privatunterricht bei David begnügen. Da hört und sieht ja kein Mensch etwas von Ihnen. Gehen Sie lieber an das Konservatorium. Da veranstaltet die Schauspielschule alle zwei bis drei Wochen öffentliche Aufführungen. Sie haben also viel mehr Gelegenheit, Ihre Eitelkeit zu befriedigen und als Doktor Günther möglichst bald in die Öffentlichkeit zu treten. Darauf freue ich mich riesig. So oft Sie was Schönes spielen, schreiben Sie mir. Ich fahre dann stets nach Dresden, und vor Stolz und Freude über Ihre Erfolge wird mein Antlitz so strahlen, daß Sie mich beim ersten Blick aus dem Publikum herausfinden.“

„Sie scheinen sehr gut über das Dresdener Konservatorium unterrichtet zu sein?“

„Ein junger Sänger von dort ist jetzt hier am Stadttheater thätig. Von ihm weiß ich das alles. Er hat mich mit seinen endlosen Schilderungen derartig gelangweilt, daß er bei mir in Ungnade gefallen ist."

„Der Ärmste!" sagte Richard mit etwas unfreiem Lächeln.

Lotte zuckte die Achseln:

„Er ist nicht der Erste; er wird nicht der Letzte sein. Es ist eben das Unglück aller meiner Freunde, daß keiner den Vergleich mit Ihnen aushalten kann."

„Das mag wohl sein. Und ich weiß auch, in welchem Punkte ich unvergleichlich bin: in der Geduld, mit der ich Ihre liebenswürdigen Grausamkeiten nicht nur ertrage, sondern geradezu genieße, und in der Einfalt, mit der ich auf einen dereinstigen schönen Lohn in meiner oder unsrer Zukunft hoffe."

Lotte drückte ihm leise die Finger in dem weißen Pelzmuff, der ihre Hände gemeinsam umschloß, und seitdem fand sich Richard wieder häufiger im Hause Professor Hansens ein.

— —

Mit seinen Freunden hatte Richard verabredet, den Schluß ihrer gemeinsamen Universitätszeit durch eine Abschiedsfeier zu begehen, und Nauheimer hatte in einer gemütlichen Weinkneipe auf der Kurprinzstraße die Anordnung eines feinen Abendessens übernommen. Persönlich bereitete er den danach zu genießenden Punsch.

Petermann und Runkel waren nach wohlüberstandener Referendarprüfung bereits mit dem Doktortitel geschmückt, und so nannte Nauheimer das kleine Fest stolz ‚unsern Doktorschmus'. Er sonnte sich förmlich in dieser Bezeichnung und gab mit leiser Selbstverspottung der Freude Ausdruck, daß es solch faulem Bierschlauch, wie ihm, vergönnt sei, sich mit so gelehrten Männern zum Umtrunk zu setzen.

Richard war ganz gegen seine sonstige Pünktlichkeit etwas zu spät gekommen und schien gedrückter Stimmung zu sein. Petermann vermutete, daß ihn eine Laune Lotte Hansens betrübe, Runkel glaubte ihm die Sorge vom Gesicht zu lesen, für welchen Beruf er sich nun eigentlich entscheiden solle, und Nauheimer fragte ihn teilnahmsvoll, ob er etwa schlechtes Bier getrunken habe.

Er schüttelte lächelnd den Kopf, und Speise und Trank erheiterten die Gemüter der Freunde bald derartig, daß seine Einsilbigkeit nicht weiter auffiel.

Nauheimer lenkte mit kurzen möglichst unpassenden Bemerkungen das Gespräch von einem Punkt zum andern und hielt schließlich eine kleine Rede, in welcher er als einzig beim Studium Zurückbleibender den ins Philisterium abziehenden Freunden väterliche Geleitsworte zurief. Er schloß mit den Worten:

„Und nun, meine Brüder, wünsche ich euch auch für euren fernern Lebensweg all die schöne Lernbegier und den gewissenhaften Eifer, den ich nie besessen habe!"

Runkel nickte freudig mit dem Kopf, Petermann hingegen rief: „Nee! Nun ich den Gipfel der Wissenschaft überwunden habe, ziehe ich mich behaglich auf die Dichtkunst und auf meines Vaters Geld zurück."

Richard aber sagte langsam und ruhig:

„Bei mir hat es sich heute nachmittag herausgestellt, daß auch ich den soeben gerühmten gewissenhaften Eifer und Fleiß niemals besessen habe. Vor ein paar

Stunden hat mir die Fakultät meine Doktorarbeit als ungeeignet zurückgegeben. Sie ist nicht wissenschaftlich genug. Könnt Ihr euch vorstellen, wie ich mich schäme?"

„Natürlich!" erwiderte Runkel. „Du hättest dich aber auch den Leuten, bei denen du dich um Stellung bewarbst, nicht so voreilig schon als Doktor vorstellen sollen!"

„Ach, was gehen mich alle die Leute an, David und der Zeitungsbesitzer und alle die andern! Vor meiner Mutter schäme ich mich! Sie kann doch nicht sehen, was ich in den vier Jahren innerlich gewonnen habe und geworden bin. So komme ich also nach Hause ohne jedes greifbare Ergebnis vierjähriger Arbeit. Es ist Erntezeit, und ich habe leere Hände! Vor meiner Mutter schäme ich mich!"

„Du brauchst ihr's ja nicht zu sagen!" bemerkte Petermann leichthin.

„Meinst du, daß ich mich dann weniger schämte? Nein! Morgen früh fahre ich nach Hause und mache ihr klar, was ich bin, und was von mir zu erwarten ist!"

XI.

Seit Kurt Günther am Meißner Amtsgericht beschäftigt war, hatte er sich bemüht, die Beziehungen zur Familie Hendrichs immer enger zu knüpfen. Der elegante junge Referendar wurde dort sehr gern gesehen, und auch Frau Günther hatte sich an den Verkehr mit den reichen Bauunternehmersleuten um so leichter gewöhnt, als sie jetzt mit Frau Kern immer seltener zusammenkam.

Diese hatte, um dem Geschäfte den erfahrenen Leiter zu sichern und ihrer Tochter Erbe zu bewahren, dem schlau versteckten Werben Pokornys schließlich nachgegeben und ihn geheiratet. Ihre Bekannten freilich verstanden die Beweggründe zu diesem Schritte nicht und schüttelten den Kopf. Eva selbst begriff nicht, welch ein Opfer die Mutter für sie brachte. Erst beim Erlaß des Aufgebots hatte sie ihre Absicht erfahren, und ihre leidenschaftlichen Bitten kamen zu spät, um sie noch umzustimmen.

Zu spät entdeckte die Mutter jetzt die Seelenangst ihres Kindes, zu spät begann sie ihre Furcht vor dem Stiefvater zu erkennen und zu teilen.

Sie wurde immer gedrückter und scheuer. Nur hin und wieder strömte sie ihren Kummer in Thränen und Küssen auf Evas Antlitz aus. Außer dem Hause ließ sie sich kaum mehr sehen und brach fast allen Umgang ab.

Da war es für die Rechtsanwaltswitwe ein sehr unterhaltsamer Ersatz, daß sie jetzt so häufig mit Familie Hendrichs zusammenkam, und sie wußte ihrem gewandten Kurt für die Anbahnung und Aufrechterhaltung dieses Verkehres von Herzen Dank.

Herr Hendrichs bewohnte in ihrer unmittelbaren Nähe die prächtigste Villa auf dem ganzen Plossenberge. Er hatte vor Jahren, sowie der Hochbehälter der neuen Wasserleitung dort oben gebaut wurde, das gesamte bisher wasserarme Gelände auf der Höhe billig angekauft, und er hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Seit das Wasser nicht mehr fehlte, war der Ackerboden in der herrlichen freien Lage das gesuchteste Bauland geworden.

Rechtsanwalt Günther war einer der ersten gewesen und hatte sich noch ziemlich billig seine Villa erbaut. Jetzt aber waren die Bodenpreise rasend in die Höhe gegangen, und Herr Hendrichs, dessen Million sich bereits vor Jahren verdoppelt hatte, sah aus, als wären diese beiden Millionen im Begriffe, sich gar mit sich selbst zu multiplizieren. Auf seinem Antlitz lag der Frieden, und in seinem Hause wohnte die Pracht.

Ein feiner Mann war der Millionär nicht, er vermochte selbst mäßigen Ansprüchen an gute Lebensart nicht recht zu genügen. Zu Kurts Entsetzen war es sogar einmal geschehen, daß er im Ratskeller am Honoratiorentisch, der sogenannten Magnatentafel, in Gegenwart des Amtshauptmannes und des Superintendenten ausgespuckt und die Spur seiner Unthat lächelnd mit seines Stiefels Sohle getilgt hatte.

Aber er besaß ein harmloses Gemüt und war frei von jener rücksichtslosen Habsucht, mit der gewöhnlich die Jagd nach den Millionen betrieben wird. Er verdankte seinen Reichtum nur seinem gesunden Geschäftsverstand und seinem Glück, und er hatte es beim Geldverdienen noch nie nötig gehabt, seine angeborene Gutherzigkeit zu verleugnen.

Diese Gutherzigkeit machte ihn trotz seiner mangelnden Erziehung zu einem sympathischen, liebenswürdigen Menschen, zumal bei ihm in Küche und Keller ein besserer Geschmack herrschte, als in seinem persönlichen Betragen. Auch Frau Günther fand deshalb das prächtige Haus des reichen Nachbarn ganz angenehm und sah es mit mütterlicher Freude, daß die jungen Leute beider Familien sich näher traten. Selbst Elschen blieb den Hendrichsschen Vorzügen gegenüber nicht mehr so blind wie früher. Sie war älter und verständiger geworden und begann einzusehen, daß für ein armes Mädchen, wie sie, in der jahrelangen Werbung des guten dicken Willy eine große Ehre lag.

Weniger leicht wurde es Kurt gemacht, unter den zahlreichen Verehrern der runden roten Bertha Hendrichs immer in der ersten Reihe zu bleiben. Das war um so schwerer, als ihm in Berthas Herzen selbst keine heimliche Leidenschaft oder Neigung als Bundesgenossin entgegenkam. Denn in ihrem leeren wohlanständigen Innern fand das Unkraut der Leidenschaft keine Stätte, darauf es hätte gedeihen können.

Aber Kurt hatte sich beizeiten ihre Mutter zur Freundin gemacht. Er beschloß, Frau Hendrichs wohlthätigen Einfluß auf ihrer Tochter langsames Gemüt abzuwarten, bis es sich mit der Zeit an dem mütterlichen Feuer ebenfalls erwärmt haben möchte. Und dann, wenn Berthas beschauliches Herz heiß geworden war, wollte er rasch sein Glück schmieden. Dabei war er brüderlich und selbstlos genug, auch Elschens bisweilen noch etwas schwärmerische Art zu beaufsichtigen und sie anzuhalten, ebenfalls ihren Vorteil wahrzunehmen.

Während so die Geschwister mit treuem Eifer für ihre Zukunft sorgten, hatte Richard in Leipzig mit allerhand wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Liebhabereien Zeit und Kraft zersplittert. Kurt und Elschen waren auf dem besten Wege, nützliche und wohlhabende Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden; Richard aber kam als durchgefallener Student nach Hause.

Die Mutter vernahm mit Beben sein Mißgeschick und weinte bitterlich. Auch Elschen vergoß herzliche Thränen des Mitleids und der Scham. Denn jetzt war mit

diesem unglücklichen Bruder keine Ehre mehr einzulegen. Kurt hingegen drückte ihm teilnahmsvoll die Hand und sprach ihm Mut ein:

„Du hast Pech gehabt. Aber das ist nicht schlimm. Du machst beim Dekan einen Besuch, läßt dir ein vernünftiges gangbares Thema geben, schreibst eine Abhandlung, wie sie die Bonzen haben wollen, und in ein paar Monaten ist die Sache in Ordnung gebracht.“

Richard schüttelte den Kopf:

„Der ganze Kram freut mich nicht mehr. Ich geb' den Schwindel auf.“

Vor dem Richterstuhl verzeihender Liebe hätte er vielleicht nur als unpraktischer Träumer gegolten. In Wahrheit aber und nach seinem eignen Urteil war er nichts anders als ein unnützer Knecht, der vier Jahre seines Lebens ziellos und erfolglos vergeudet hatte und nun ebenso unfertig nach Hause zurückkehrte, wie er ausgezogen war. Und doch konnte er sich nicht entschließen, den Mißerfolg wieder gut zu machen. Denn seiner Meinung nach gab es überhaupt nichts wieder gut zu machen, sondern es mußte etwas ganz Andres, Neues gemacht werden. Bisher war er auf falschem Wege gewesen. Er hatte gedankenlos die allgemein gebräuchliche Bahn verfolgt, weil seiner Natur ein erkennender mitfühlender Berater gefehlt hatte.

Jetzt war er endlich zur Selbsterkenntnis gekommen. Jetzt war es hohe Zeit für ihn, das endlich wirklich zu werden, als was er sich im Innern schon längst gefühlt hatte: ein Künstler!

Die Mutter erschrak natürlich anfangs über Richards Plan, sich auf dem Dresdener Konservatorium zum Schauspieler ausbilden zu lassen, und Onkel Lange, den sie als seinen ehemaligen Vormund um Rat fragte, bestärkte sie in ihrem Mißtrauen gegen den Künstlerberuf. Er meinte, es gäbe doch auch noch sehr viele andre Thätigkeiten, in denen man sich seinen Mitmenschen nützlich machen könnte, und Onkel Bernhard wollte von dem verrückten Kerl überhaupt nichts mehr wissen.

Richard fand diese Meinung der Onkels ebenso selbstverständlich wie belanglos. Er wunderte sich nicht darüber, aber er ließ sich auch in seinem Vorsatz nicht irre machen, und als die Mutter die Machtlosigkeit ihrer Bitten einsah, trug die Unerschütterlichkeit seines Entschlusses sogar dazu bei, sie zu beruhigen. Seine Zuversicht steckte sie an, und bald war sie von demselben Vertrauen zu Richards Künstlerschaft erfüllt, wie dieser selbst.

Auch Elschen hatte sich schnell über des Bruders Examenschande getröstet und fand es nun furchtbar nett, einen angehenden Künstler in der Familie zu haben. Sie sagte:

„Du läßt dich doch dann auch in schönen Kostümen photographieren und mit einem Kettenpanzer für mein Album? Da werden mich meine Freundinnen beneiden. Elsbeth Haase ist schon ganz außer sich vor Stolz, weil sie ein Bild von Gudehus hat, als Lohengrin, mit seiner Unterschrift. Und sie ist gar nicht einmal mit ihm verwandt, hat sich das Bild einfach gekauft, und da stehe ich doch dann ganz anders da!“

Die öffentliche Meinung jedoch, die sich in einer kleinen Stadt sehr heftig und wichtig erregt, wenn ehrlicher Leute Kind unter die Komödianten geht, kam über den Fall Richard Günther nicht so rasch wieder zur Ruhe. Überall, an den Stammtischen

sowohl, wie im Schoße der „guten“ Familien, erhob sich bedauerndes Kopfschütteln, und die Wellen dieser Bewegung schlugen selbst in den ruhigen Gemütern der Familie Hendrichs einigen Schaum, zumal ihnen als Hausfreunden die Sache sozusagen persönlich nahe ging. Doch waren sie vorurteilsfrei genug, sich deshalb nicht von Günthers zurückzuziehen, und Frau Günther wieder suchte allen Schein zu vermeiden, als schäme sie sich der Künstlerpläne ihres Sohnes, und als habe sie Ursache, sich zu verstecken.

So hatte sie heute die ganze Familie Hendrichs zum Mittagessen eingeladen und gedachte es bei dieser Gelegenheit recht augenfällig zu machen, daß Richard trotz der Erfolglosigkeit seiner Universitätsjahre und trotz seiner Theaterabsichten doch nicht als verlorener Sohn zu gelten habe. Das gelang ihr auch zum Teil.

Willy beschäftigte sich in seiner Gutherzigkeit heute nicht ausschließlich mit der weitern Eroberung von Elschens Herzen, sondern er suchte Richard nach Kräften durch freundlichen Zuspruch zu trösten.

„Das haben Sie recht gemacht,“ sagte er, „daß Sie die Studiererei aufgegeben haben. Es kommt bei dem gelehrten Zeug doch nichts Gescheites heraus, und verdient wird auch nicht viel. Ehrlich gesagt, mir wäre der Bücherkram auch langweilig. Da haben Sie es doch beim Theater viel besser. Da genießen Sie Ihr Leben, und es giebt immer Spaß.“

„Ich gehe natürlich nur zum Spaß zum Theater,“ erwiderte Richard.

„Na, und schließlich werden Sie da auch gefeiert und angeschwärmt und haben die schönste Gelegenheit, eine gute Partie zu machen.“

„Darauf ist ja von jeher mein ganzes Streben gerichtet gewesen!“

Willy bemerkte Richards Spott nicht und fuhr fort:

„Na also! Dann wird es Ihnen auch gelingen. Sie sehen, wie gut es dem Pokorny geglückt ist, sich in die schöne Weinhandlung so recht behaglich hineinzusetzen.“

„Aber undankbar ist er,“ warf Elschen ein. „Er soll garstig mit seiner Frau leben, und Eva, das arme Ding, hat es auch schlecht bei ihm. Sie muß jetzt in der Weinstube bis spät Nachts die Gäste bedienen, wie eine Kellnerin!“

„Das ist eine Schande!“ rief Richard.

„Jawohl,“ fuhr Elschen eifrig fort. „Er hat gesagt, sie solle sich wenigstens etwas nützlich machen mit ihrem hübschen Gesicht, und nun muß sie durch ihre Schönheit die Männer anlocken, daß sie alle in den Birnbaum laufen. — — — Selbstverständlich haben wir alle sofort den Verkehr mit ihr abgebrochen. Denn wir können natürlich keine Kellnerin in unsern Kreisen brauchen.“

„Natürlich,“ versetzte Richard bitter.

Er war froh, als die Familie Hendrichs gegen Abend endlich aufbrach, und eilte ebenfalls fort, um, wie er zu Kurt sagte, irgendwo einen stillen Dämmerschoppen zu trinken. Geradenwegs ging er in den Birnbaum; sein Herz drängte ihn, sich über Evas Schicksal genauer zu unterrichten.

Schon stand er im Hausflur und hatte eben die Thürklinke in der Hand, um die altvertraute Trinkstube zu betreten. Da vernahm er vom Ende des halbdunklen Ganges her, der am Kellereingang vorbei nach der Küche führte, rohe Scheltworte, und als er schärfer hinsah, gewahrte er dort Eva mit ihrem Stiefvater stehen. Er sprach zornig auf sie ein und schlug sie schließlich heftig ins Gesicht.

Richard war über dieses unerwartete Bild zunächst ganz starr vor Schrecken. Als er näher hinzutrat, war Pokorny verschwunden, und Eva hielt ihn mit angstvoll flehender Miene ab, ihrem Peiniger zu folgen. Richard bestand erregt darauf, sie vor weitern Mißhandlungen zu schützen. Aber wehmütig lächelnd entgegnete sie:

„Nur bedauern können Sie mich. Sowie Sie etwas für mich unternehmen, erbittern Sie meinen Stiefvater noch mehr und verschlimmern nur meine Lage. Aber kommen Sie doch ins Gastzimmer. Es ist meine Pflicht, Sie als Gast nach Ihren Wünschen zu fragen.“

Richard fühlte ein heißes beschämendes Mitleid, als die Königin seiner Jugendträume nun als dienende Kellnerin mit dem Schoppenglas vor ihm stand. —

Zu dieser Tageszeit pflegte jetzt das Schankzimmer leer zu sein. Sie waren allein. Nur der alte erfahrene Birnbaum blickte vom Garten her mit seinen kahlen Ästen zum Fenster herein.

Sie kamen ins Plaudern. Richard erfuhr, wie grausam sie seelisch und körperlich gequält wurde. Auch er verschwieg sein Mißgeschick nicht und sagte ihr seine Zukunftspläne. Als er vom Theater sprach, leuchteten ihre Augen. Da machte er ihr in plötzlicher Eingebung den Vorschlag, mit ihm zugleich das Konservatorium in Dresden zu besuchen und Schauspielerin zu werden.

„Das wäre freilich ein herrliches Glück für mich,“ antwortete Eva sehnsüchtig. „Wissen Sie noch, wie wir damals zusammen im Hoftheater waren? Seitdem habe ich mir's immer gewünscht. Aber es ist nicht zu erhoffen. Mein Stiefvater würde es doch nimmer gestatten!“

„Ihr Stiefvater hat gar nichts zu gestatten. Die Sache hängt nur von Ihrer Mutter und der Vormundschaft ab. Übrigens sind Sie ja wohl bald mündig!“

Eva sah ihn lange schweigend an. Dann schüttelte sie den Kopf und sagte:

„Es kann doch nicht sein. Soll ich fortgehen und meine arme Mutter allein lassen? Das darf ich ihr nicht anthun.“

Es wird Ihrer Mutter ein Trost und eine Freude werden, Sie glücklich zu wissen und gesichert vor empörenden Mißhandlungen! Weiß sie, wie väterlich Herr Pokorny sich zu Ihnen beträgt?“

„Ich hoffe, nicht! Ich suche ihr alles zu verbergen, was sie noch trauriger machen kann. Sie weint so oft! — Sie müssen mir versprechen, ihr ebenfalls nichts davon zu erzählen. Auch bei der Behörde dürfen Sie Herrn Pokorny nicht anzeigen. Dann erführe es die Mutter, und das würde sie mehr schmerzen, als ihn eine etwaige Strafe. Mehr auch, als mir die Schläge weh gethan haben.“

„Aber das muß doch ein Ende nehmen! Sie müssen mir erlauben, über Ihre Zukunft mit Ihrer Mutter zu sprechen. Daß Sie es hier im Hause nicht gut haben, sieht und weiß sie doch. Sie wird Ihnen sicher nicht verwehren und Ihnen auch die Mittel dazu geben, sich für die Bühne ausbilden zu lassen.“

Es kostete Richard viel Mühe und Worte, bis Eva mit seinem Vorschlag einverstanden war. Bei ihrer Mutter fand er wider Evas Erwarten nur sehr geringen Widerstand. Sowie sie sich an das Überraschende des Planes gewöhnt hatte, war sie ganz damit einverstanden.

Warum sollte sie engherziger sein als Günthers Mutter? Warum sollte ihre Eva nicht ein glücklicheres Los eintauschen für das Leben, das ihr daheim als Schenkmädchen winkte?

XII.

Wenige Wochen später waren Richard und Eva im Dresdener Konservatorium der Stolz der Schauspielabteilung. Eva gesellte zu der Schönheit ihrer Erscheinung und dem Wohllaut ihrer Stimme einen geradezu leidenschaftlichen Fleiß. Ihren Schiller kannte sie ohnehin bereits auswendig, und mit glühendem Eifer stürzte sie sich über jede neue Rolle. Sobald sie nicht lernte, war sie unermüdlich mit Sprechübungen beschäftigt und hatte nach kurzer Zeit auch die vorgeschritteneren Mitschülerinnen in der Überwindung ihrer gefährlichen sächsischen Aussprache überflügelt.

Richard entwickelte nicht mehr den hinreißenden Fleiß, der ihn während der ersten Universitätsjahre beseelt hatte. Doch nahm er gewissenhaft seine Zeit wahr, und neben seiner stattlichen Gestalt und seiner höhern Bildung sicherte ihm vor allem sein reiferes Alter den Vorrang vor seinen zum Teil noch knabenhaften Genossen. Dieses Bewußtsein müheloser Überlegenheit gab ihm das Gefühl eines behaglichen Stolzes. Es machte ihn sicherer und selbstbewußter, als je zuvor, und frei und glücklich lebte er dahin in den angenehmen Beschäftigungen einer spielenden Kunst und in allerlei nicht minder heiteren Nebenbeschäftigungen.

Die Schauspielschüler wurden im Hoftheater bei großen Volksscenen zur Belebung der Statisterie herangezogen und auch sonst hier und da in stummen Rollen verwendet. Nach Meininger Muster lagen sie mit Eifer der Aufgabe ob, „die Volksseele darzustellen“. Denn, wie es in dem Meininger Theaterliedchen heißt,

Plastisch stehn auf Stufen
Und „Heil Cäsar“ rufen
Ist ein hoher herrlicher Beruf!

Schon die Teilnahme an den Proben und die thätige Zugehörigkeit zu dem geheimnisvollen Reiche der Coulissen beglückte die jungen Leute. Je nach ihrer Gemütsart erfüllte es die einen mit heiligen Schauern und die andern mit kindischer Eitelkeit. Wichtig aber dünkte sich dabei jeder, und Richards Aufmerksamkeit ergötzte sich vor allem in stiller Beobachtung des ungeschminkten Treibens in der Welt der Schminke und glaubte da viel Neues zu erkennen.

Denn wenn auch das Bühnenvolk im Grunde nicht viel anders fühlt und handelt, als andre Menschen auch, so offenbart es doch im allgemeinen seine Gefühle deutlicher, ungezwungener und sorgloser, als es in dem regelmäßigen bürgerlichen Leben Brauch und Sitte ist. Es schien Richard fast, als ob die Verstellungspflicht, die der Beruf dem Schauspieler auf der Bühne auferlegt, ihn im übrigen unfähig oder doch unlustig zu weiterer Verstellung machte, und er freute sich an dem hieraus entspringenden harmlosen freien Verkehr von alt und jung und Männlein und Fräulein.

Als Vergütung für ihre Mitwirkung, die ja den herrlichsten Lohn schon in sich selbst trug, bekamen die begeisterten Kunstjünger außerdem die Vergünstigung freien

Eintritts zu den Vorstellungen, in denen sie nicht beschäftigt waren. Die Verwaltung des Hoftheaters stellte ihnen freigebig die Hinterplätze der vordersten Logen des zweiten Ranges zur Verfügung. Auf diesen fand sich nämlich nur selten aus Unerfahrenheit ein zahlender Besucher ein, weil daselbst sehr wenig zu hören und nichts zu sehen war.

Schön war es trotzdem auf diesen Plätzen, und die Schauspielschüler, in dem Gefühle freien Losgebundenseins meist noch Anfänger, fanden es höchst vergnüglich, mit ihren liebenswürdigen unbemutterten Kolleginnen einige Stunden im Theater zu verbringen, sich den übrigen Zuschauern durch allerhand kleine Auffälligkeiten als Künstler bemerkbar zu machen und dann natürlich die Damen ritterlich nach Hause zu geleiten.

Deren Wohnungen lagen fast ausschließlich im englischen Viertel; auch Eva war dort von ihrer Mutter in einer Pension untergebracht worden. Doch pflegte sich der nächtliche, meistens paarweise geordnete Zug nur selten und höchstens bei schlechtem Wetter auf dem geradesten Wege dahin zu begeben, der durch die innere Stadt führte. Gewöhnlich zogen es die jungen Leute vor, den angenehmen kleinen Umweg durch die Anlagen der Bürgerwiese und dann über die Goethestraße zu machen.

Jungen Künstlern ziemte es entschieden, nicht über den prosaischen, von vielen Laternen reichlich bestrahlten Asphalt nach Hause zu schleichen, sondern lieber durch grünendes Gebüsch zu wandeln und dabei den nächtlichen Duft des Frühlings einzuatmen und das bleiche Licht des Mondes romantisch zu genießen.

Ein besonders kecker Jüngling hatte die Behauptung aufgestellt, daß es in Dresden Sitte sei, für Nachhausebegleitung einer Dame mit einem Kusse bezahlt zu werden. Widersprochen wurde dieser Behauptung von ausnahmslos allen Damen sehr eifrig. Ob der thatsächliche Widerstand ebenso allgemein war, konnte ein Paar von dem andern nicht mit Sicherheit feststellen, weil mitunter in beträchtlichen Abständen marschiert wurde.

Richard beteiligte sich an diesen gewiß nicht reizlosen Untersuchungen über das Bestehen oder die Einführung des lieblichen Gebrauches nicht. Er ging natürlich stets an Evas Seite und hätte es für seine Freundespflicht gehalten, sie vor unziemlichen Späßen und überhaupt vor aller Leichtfertigkeit auf das Kräftigste zu bewahren, wenn Evas festes und fast strenges Wesen nicht jeden Schutz überflüssig gemacht hätte. Er selbst aber dachte an Lotte Hansen.

Der Tag war nahe, der Richards erstes Auftreten auf der Übungsbühne des Konservatoriums bringen sollte. Er hatte das, seines Versprechens eingedenk, der Leipziger Freundin geschrieben und zu seiner Freude die Antwort erhalten, daß sie um diese Zeit mit ihrer Schwester bei einem entfernten Verwandten in Dresden zu Besuch sein würde. Natürlich würde sie die Gelegenheit benutzen, sich die Vorstellung anzusehen.

Richard sollte den Beethoven in dem Einakter „Adelaide“ spielen. Seit zwei Wochen schon übte er sich, eine porträtähnliche Maske zu schminken. Sein flotter Schnurrbart war nun natürlich auf dem Altar der Kunst gefallen. Aber der Stolz, mit dem er von ihm Abschied genommen hatte, war noch größer gewesen, als der, mit dem er einst den ersten Flaum der keimenden Manneszierde begrüßt hatte. Jetzt sah man es ihm doch am Gesicht an, daß er ein Künstler war. Und man sah ihm auch an, daß es ihn freute, daß man es ihm ansah.

Eva spielte die Adelaide. Alle übrigen Mitglieder der Schauspielschule waren empört, daß die beiden Neuen schon in großen Hauptrollen beschäftigt wurden.

Eine sehr wohl erhaltene fast noch junge Dame aus feiner Familie, die die Schauspielerei zum Vergnügen erlernte, um dann später vielleicht einmal nebenbei am Hoftheater auftreten zu können, war besonders erregt darüber, daß sie durch Eva jetzt vollständig aus ihrer bisherigen Stellung verdrängt werden sollte. Sie führte den Namen Betty mit dem Zöpfchen, weil sie zur Verstärkung des jugendlichen Eindrucks ihren schönen langen, langen Zopf nach Backfischart hängen ließ. Der schöne Egon, ein davongelaufener Friseurgehilfe, der seine Stirn mit täglich frisch gebrannten Locken schmückte, und dessen Frechheit nur von seiner Faulheit übertroffen wurde, war der Betty mit dem Zöpfchen freundschaftlich ergeben. Ihn hetzte sie gegen die schreiende Ungerechtigkeit auf.

Auf der letzten Probe murmelte er daher allerlei Sticheleien gegen Richard und Eva, ohne Beachtung zu finden.

„Warum bekomme ich denn nie eine große Rolle?“ fragte er.

„Weil Sie nicht einmal die kleinen Rollen lernen.“

„Wir haben doch schließlich alle dasselbe Recht, mal etwas Schönes und Bedeutsames zu spielen!“

„Gewiß. Aber nicht alle dieselbe Begabung,“ versetzte Richard mit Hoheit, und da diesen Worten ein zustimmendes Gelächter der andern folgte, so bohrte sich ein Stachel in des schönen Egon Seele, während die seinige sich sanft gestreichelt fühlte.

Nach dem Schluß der Probe eilte er, bei Kommerzienrat Hansen, wo die beiden Leipziger Fräulein Hansen heute angekommen waren, seine Aufwartung zu machen, um sich nach dem Befinden der Damen zu erkundigen und die Eintrittskarten für die morgige Aufführung abzugeben. Die Damen waren leider gerade mit den Söhnen des Herrn Kommerzienrats ausgegangen.

Aber am nächsten Abend kurz vor der Vorstellung bekam Richard ein Briefchen Lottes in die Garderobe geschickt. Er lief bereits in Maske und Kostüm aufgeregt in dem kleinen Raum hin und her, seine Rolle durchsprechend. Mit Herzklopfen las er das Briefchen beim Schein der Kerze, an der er seine Schminke erwärmt hatte.

Lieber Herr Günther!

Ihnen als meinem besten Freunde teile ich es zuerst mit, daß ich mich gestern mit meinem Vetter Herrn Arthur Hansen verlobt habe. Unsre Freundschaft bleibt natürlich die alte. An Hildegards Stelle begleitet mich heute abend mein Bräutigam ins Konservatorium. Er ist begierig, Sie kennen zu lernen, und der Herr Kommerzienrat läßt Sie durch mich bitten, heute abend bei ihm zu essen. Wir erwarten Sie nach Schluß der Vorstellung am Ausgang.

Mit Gruß

Lotte Hansen.

Richard hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten und den andern seine heftige Gemütserregung nicht merken zu lassen. Überraschung und verletzte Eitelkeit, Scham und Schmerz verratener Liebe stürmten in ihm zusammen. Kein Wort seiner Rolle war ihm mehr im Gedächtnis. Er fürchtete, nicht spielen zu können.

Als er jedoch auf der Bühne stand, setzte sich seine echte leidenschaftliche Stimmung in die künstliche und künstlerische Leidenschaft um, die das Theater verlangt, und er spielte weit besser, als je auf den Proben. Nur wußte er kaum, ob er mit Eva sprach und spielte, oder mit Lotten, die im Saale vor ihm saß.

Bei aller Aufregung schien ihm ein Teil seines Selbst ganz ruhig und kühl geblieben zu sein. Er sah immer aus allen Zuschauern deutlich Lottes anmutige Gestalt hervorragen und neben ihr die elegante Erscheinung eines verlebten aber musterhaft gekleideten jungen Mannes. Obwohl er mit ganzem Herzen beim Spiel war, entging ihm doch keine Bewegung und kein Wimperzucken der beiden.

Erst als der Vorhang fiel, brachte ihm das Geräusch des Beifalls die Einheit seines Bewußtseins wieder. Dem Schauspiel folgte ein Opernakt, während dessen er sich umkleidete und abschminkte. Beim Heraustreten sah er sich nach Eva um und war unentschlossen, ob er auf Fräulein Hansen überhaupt warten sollte. Da trat diese auch schon am Arme ihres Bräutigams auf ihn zu in demselben Augenblick, als er Eva kommen sah.

„Bravo, Herr Günther," rief Lotte, „bravo! Nun kommen Sie mit uns. Wir werden Sie während des Weges noch etwas loben. Das stärkt den Appetit! — Herr Hansen! — Herr Günther! — So, meine Herren, mich hungert. Marsch!"

„Ich bedauere sehr, Sie nicht begleiten zu dürfen, mein gnädiges Fräulein," erwiderte Richard, indem er auf Eva wies, „ich habe hier ältere Pflichten."

„Dann erwarten wir Sie also später zu Haus," sagte Herr Hansen, dem seine Braut etwas zuflüsterte.

„Ich bedauere, auch Ihrer liebenswürdigen Einladung nicht folgen zu können. Mich hat die Rolle zu sehr angegriffen, die ich — — — die ich vor Ihren Augen gespielt habe!"

Bei diesen Worten blickte er Lotte scharf an. Diese hatte heute ganz das leichte Benehmen ihrer Schwester, zuckte mit liebenswürdigem Lächeln die Schultern und sagte:

„Schade, schade! Aber Sie werden sich mit der Zeit von der Rolle erholen, die Sie gespielt haben, und dann lassen Sie sich mal bei Herrn Kommerzienrat sehen. Sie haben mir viel zu erzählen. Auf Wiedersehen!"

— — — „Ich begreife nicht, wie du mich zwingen konntest, den unangenehmen Menschen einzuladen," sagte der Bräutigam. „So etwas mußt du nicht wieder von mir verlangen."

„Ich werde verlangen, was mir in den Sinn kommt," entgegnete sie lachend. „Und du wirst mir durch freundlichen Gehorsam deine Liebe beweisen. Vor allem verbiete ich dir, auf Herrn Günther zu schimpfen. Er ist ein armer Teufel, aber ein viel besserer Mensch als du!"

„Warum heiratest du denn nicht lieber ihn?"

„Aus Schlechtigkeit und aus Dummheit! — — — Nämlich aus Liebe zu dir!"

Der Bräutigam berauschte sich an dem koketten Blick, mit dem sie die letzten Worte verzierte, und gab sich zufrieden.

Richard begleitete Eva auf dem gewohnten Wege nach Hause. Beiden war das Herz voll, beide schwiegen sie, und Richard wußte plötzlich, daß sie vorhin in dem einen Augenblick alles durchschaut hatte, was jemals zwischen ihm und Lotte gewesen war.

Sie gingen durch die Bürgerwiese. Die laue Juninacht wehte leis aus den Sträuchern. Schwere Düfte zogen durch die Luft. Spiegelgatt lag der Weiher, aus dem tags der Springbrunnen emporsteigt. Jetzt schlief das Licht des Mondes auf seinem Grunde.

„Sind Sie sehr traurig?" fragte Eva ganz unvermittelt und in so schlichtem Ton, daß Richard das Sonderbare der Frage nicht auffiel.

„Ich bestrebe mich, zu lachen!" entgegnete er mit mühsamem Trotz.

„Das müssen Sie nicht. Sie müssen sich nicht verstellen vor mir. Es thut Ihnen sicher weh. — — Wem es zum erstenmal geschieht, dem thut es weh."

„Mir geschieht es aber nicht zum erstenmale. Ich bin das schon gewöhnt. Ich hab's schon einmal erfahren." Da glaubte er einen Tropfen in Evas Auge schimmern zu sehen und hielt ein. „Es ist ja auch alles Unsinn," fuhr er schließlich mit gewaltsamer Lustigkeit fort. „Wir dienen der Kunst, und es steht geschrieben: Du sollst keine andern Götter haben neben mir! — — — Es war schön heute. Ich bin neugierig, wie oft wir noch zusammen spielen werden!"

Eva antwortete nicht mehr. Schweigend geleitete er sie nach Haus. Als er zurückkam, setzte er sich auf die Bank nieder, die von hohem Gesträuch überragt am Wegrande des Weihers steht. Lange Zeit blickte er zu dem stillfunkelnden Himmel empor. Er war sich keines scharfen Schmerzes mehr bewußt. Doch erfüllte ihm ein Gefühl müder Gleichgültigkeit und wehmütiger Leere die Brust.

Vor ihm dehnte sich regungslos die Wasserfläche. Mit tausend weichen Strahlen suchte die Liebe des Mondes in sie einzudringen. Gleichgültig und müde warf sie sein Licht zurück.

Auf dem Grunde des Wassers aber schlief schon das Abbild des himmlischen Buhlen. Das feuchte Element hatte seinen milden Schein eingesogen und wußte es nicht.

XIII.

Der Bahnhof Friedrichstraße in Berlin war von dem reichlichen Gedränge erfüllt, wie es dem Daseinszweck und der täglichen und nächtlichen Gewohnheit dieser lärmenden Hallen entspricht. Geschäftsreisende steuerten mit ruhigem Vergnügen durch die Menschenwogen hindurch, und Vergnügungsreisende verhandelten ihre Geschäfte mit hastiger Wichtigkeit an den Schaltern.

Eine junge Dame stand etwas abseits vom dichtesten Gewühl. An einem ruhigern Orte hätten das glänzende Rotbraun ihres Haars und die edlen Züge des blassen Antlitzes auffallen müssen. Hier ging der Strom achtlos an der hohen schlanken Gestalt in dem grauen Reisemantel vorüber.

Nur der junge Mann mit dem rasierten Gesicht, der an der Gepäckausgabe stand, blickte sich wiederholt nach ihr um. Eva Kern war froh, an ihrem Kollegen

einen so aufmerksamen Reisebegleiter zu haben, der ihr Fahrkarten und Gepäck besorgte und ihr alle Mühen der Reise zu ersparen suchte. Diesen aber machte es augenscheinlich sehr glücklich, sich als reisegewandten Weltmann zu zeigen und mit seiner überlegenen Erfahrung so recht den Beschützer der schönen jungen Dame zu spielen.

Im Frühjahr waren Richard Günther und Eva Kern nach einjährigem Besuch der Schauspielschule mit glänzenden Reifezeugnissen entlassen worden. Ein Theateragent hatte der Prüfungsaufführung beigewohnt, und seine Lobpreisungen hatten dem Direktor des Königsberger Stadttheaters Mut gemacht, die beiden jungen Talente vom Herbst ab um recht bescheidenen Lohn für seine Bühne zu verpflichten.

Während des Sommers zählte das kleine Theater eines schlesischen Badeortes Herrn Günther zu seinen beliebtesten und beschäftigtsten Mitgliedern. Er hatte seine letzten paar hundert Mark einem geschmackvollen Schneider zugewandt, und die bei der kleinen Truppe unerhörte Eleganz seiner Kleidung sicherte ihm in allen Stücken die besten Rollen. Das gab ihm rasch einige Bühnensicherheit, und im Vollgefühl seiner jetzigen Triumphe träumte er schon für den Winter von wertvollern Erfolgen an der vornehmen Bühne des großen Stadttheaters.

Eva hatte sich zu keinem Sommertheater entschließen können. Sie war seit dem Frühjahr wieder in Meißen geblieben, um ihre Mutter zu pflegen, die im letzten Jahre auch körperlich immer elender geworden war. Ihre Gegenwart that der müden traurigen Frau sichtlich wohl, und der Anblick dieser stillen Freude entschädigte die Tochter reichlich für ihre Entsagung. Freilich hatte sie vom Stiefvater noch manches zu erleiden, was sie der Mutter verbarg, und so sehnte auch sie mit freudiger Erwartung den Beginn ihrer Künstlerlaufbahn herbei, und zwar mit um so ruhigerm Gewissen, als sich Mutters Befinden während des Sommers sehr gebessert hatte.

Nun trat sie mit Richard gemeinsam die Reise nach Königsberg an und war glücklich, bald am Ziel ihrer Wünsche zu sein. Gleichwohl hatte sie an dem von Richard entworfenen Reiseplan nur gerade das eine auszusetzen, daß die ganze Fahrt im Schnellzug zurückgelegt werden sollte.

„Um so schneller sind wir dort," engegnete Richard.

„Ach," sagte sie, „schon die Fahrt selbst ist doch eine Freude, und im Bummelzug dauert die länger."

Richard aber erklärte lachend, jede langsame Beförderung sei eines Künstlers unwürdig; der Künstler müsse trachten, so rasch als möglich in der Welt vorwärts zu kommen! Evas Widerstreben war deshalb vergebens, und um elf Uhr saßen sie einträchtig im Nachtschnellzug, der Berlin mit Eydtkuhnen verbindet. Eva freute sich der ungewohnten Bequemlichkeiten des D-Zuges, die Richard ihr stolz vor Augen führte und beinahe als sein Verdienst in Anspruch nahm.

Sie hatten das Glück gehabt, ein Abteil noch frei zu finden, und nahmen die beiden Fensterplätze ein, wo sich das kleine Tafelbrett zwischen ihnen als Eßtisch anbot. Eva packte etwas kalten Imbiß aus ihrer Tasche, und Richard bestellte Bier. Als es der Kellner brachte, lächelte Eva vergnügt. Es war sonderbar, wie sie bei ihrem sonstigen reifen und ernsten Wesen sich so harmlos an dieser für sie neuen Einrichtung freuen konnte, die uns die Wirtshausfreuden sogar im fahrenden Zuge ermöglicht.

Nach der Mahlzeit lehnten sie sich behaglich zurück, dachten aber trotz ihrer verhältnismäßig bequemen Eckplätze nicht an Schlafen. Sie hatten sich von ihren Erlebnissen im Sommer und ihren Aussichten für den Winter noch viel zu erzählen; aber so lebhaft sie auch sprachen, so trat doch in beiden das Mitteilungsbedürfnis weit hinter dem Bedürfnis zurück, recht viel von dem andern zu hören.

Richard vernahm mit inniger Teilnahme, was Eva trotz ihrer Zurückhaltung von häuslichem Ungemach verriet, und Eva bemerkte mit einiger Bekümmernis, daß sich Richard im Sommer einen leichtfertigern Ton angewöhnt hatte, als sie ihn an seiner ernsten Art bisher gewöhnt war. Achselzuckend erwähnte er einmal das frühere Fräulein, jetzige Frau Lotte Hansen, und erklärte:

„Das hat sie sehr klug gemacht, daß sie einen gleichnamigen Vetter geheiratet hat. Da braucht die Wäsche nicht umgezeichnet zu werden.“

Eva konnte sich nicht enthalten zu bemerken, daß die Ausstattungswäsche doch ohnehin immer mit dem Mädchennamen gezeichnet würde.

„Das ist rechter Unsinn,“ erwiderte Richard. „Bei Neuanschaffungen kommt dann doch der Mannesname zur Geltung. Da entsteht also zweierlei Zeichnung, und das giebt für einen ordnungsliebenden Sinn einen Mißklang. Bei Hansens hingegen klappt das ein für allemal. Ein praktisches Mädel! Eine vernünftige Frau!“

Mit nachlässigem Lobe gedachte er dann der vielen schönen Damen, die im Sommer die schlesischen Bäder durch ihre reizende Gegenwart schmücken, besonders der zahlreichen polnischen Jüdinnen.

„Doch waren auch unter den Kolleginnen sehr nette Mädels,“ fügte er anerkennend hinzu. Er fühlte sich von einem unwiderstehlichen Bedürfnis getrieben, das gleichwohl etwas Beschämendes hatte, sich Eva ja nicht mehr als den bescheidenen, gutherzigen Kerl zu zeigen, der er früher gewesen war. Jetzt war er schon längst bemüht, ein frisch-fröhliches Weltkind zu werden, ohne thörichte Empfindsamkeit und Schwärmerei. An die spröde Lotte, die ihm nie die geringste Gunst erlaubt hatte, dachte er nur noch mit Bedauern, und seit er sich rühmen konnte, im Sommer schwellende rote Lippen widerstandslos geküßt zu haben, dünkte er sich ein vollendeter Don Juan.

Die leise Spottsucht, die sich ihr bei seinen rührenden Prahlereien regte, wurde in Evas Herzen von einem bangen Staunen überwogen, und um dies zu verbergen, sprach und fragte sie immer mehr. So plauderten sie lebhaft weiter, und obwohl sie nicht schliefen, hatten sie die Vorhänge um die Lampe und an den Gangfenstern dicht geschlossen. Richard that sich als gereister Mann viel auf dieses Mittel zu gute, die neu einsteigenden Reisenden von dem scheinbar mit Schläfern vollbesetzten Abteil fernzuhalten, und sie blieben lange Zeit allein.

Auf die Dauer freilich hielt dieser Trick nicht vor. Als in Kreuz der Strom der schlesischen Reisenden in die Eydtkuhner Linie einmündete, zerbrach ein kecker Schnapsreisender mit roher Hand ihr zartes, dunkles Geheimnis. Dem ersten Eindringling, der mitleidlos den Schleier von der Lampe zog, folgten sogleich noch andre, und neben Richard ließ sich eine junge Dame in grüner Sammetbluse mit einem hellen, nicht mehr ganz saubern Umhang nieder, die sofort Richards Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Um es sich bequem zu machen, legte sie ihren großen Federhut in das Gepäcknetz und enthüllte so einen mächtigen Schopf talmi-goldblonder Haare. Augenbrauen und Wimpern hingegen glänzten in echtem, ungefärbtem Schwarz. Mit einem raschen funkelnden Blick musterte sie Richards rasiertes Gesicht, bemerkte sofort, daß ein Zusammenhang zwischen ihm und Eva bestand, und richtete an diese die Frage:

„Sie reisen g'wiß auch nach Königsberg?"

„Jawohl!" erwiderte Eva kühl.

„Da sind wir g'wiß Kollegen vom Stadttheater. I hab' doch gleich Schminke gerochen."

Ihre Stimme mit ausgeprägt österreichischem Tonfall klang Richard sehr angenehm. Besonders reizvoll erschien ihm aber das Gebaren ihrer Unterlippe, die sich beim Sprechen ein wenig zusammenlegte und in zierlicher Wölbung vorschob, gleichsam eine anmutige Aufforderung zum Kuß. Da Eva mit der Antwort zögerte, so ergriff er für sie das Wort:

„Wir gehen allerdings an das Stadttheater in Königsberg und freuen uns, in Ihnen die Bekanntschaft einer Kollegin zu machen. Ich heiße Günther."

„Lilli Sarotty," erwiderte sie und nickte dabei auch Eva ein wenig zu, so daß sich Richard veranlaßt sah, ihr deren Namen zu nennen. Doch blieb es bei abermaligem, beiderseitigem freundlichen Nicken, ohne daß Eva Lust verspürt hätte, sich an dem Gespräch zu beteiligen.

Fräulein Sarotty wendete sich daher ausschließlich an Richard und vertraute ihm an, daß sie Wienerin und Soubrette sei.

„Natürlich!" versetzte Richard. „Es giebt ja keine Soubrette, die nicht Österreicherin wäre." Und im Geiste fügte er trotz seines Wohlgefallens an der pikanten Nachbarin spöttisch hinzu: „Selbstverständlich ist auch jede Österreicherin eine Wienerin, auch wenn ihre Wiege in Galizien gestanden hat."

In ihrer treuherzigen Art, die an Zudringlichkeit grenzte, plauderte sie ihm nun von ihrer kurzen aber schon sehr erfolgreichen Bühnenlaufbahn vor. Im letzten Winter hatte sie in Olmütz gesungen; sie erzählte ihm, wie sie dort gefallen und durchgeschlagen habe, und schloß mit den Worten:

„Bei meinen Olmützern, wissen's, da bin i noch unvergessen. 'S is schlecht von mir, daß i den lieben Leuten untreu worden bin."

Richard versicherte nun, daß ihn seine Schlesier auch nicht vergessen würden und redete in einem Tone mit ihr weiter, dessen spaßhafte Prahlerei ihm selbst Vergnügen machte. Auch daß die Mitreisenden durch ihr mit den üblichen Theaterwitzen gewürztes Künstlergespräch aufmerksam gemacht wurden, war ihm nicht unangenehm. Möglicherweise befand sich Königsberger Publikum unter den Mitfahrenden, und man konnte nicht früh genug damit anfangen, diesen Leuten seinen vollen Wert zu zeigen und sich zum Mittelpunkt ihres Vorstellungskreises zu machen.

Eva schwieg. Ihr war das komödiantische Gehaben der beiden neu und bis zur Widerwärtigkeit unangenehm. Um sie aber durch ihr Schweigen nicht zu kränken, schützte sie Müdigkeit vor, gähnte ein paarmal und schloß schließlich die Augen. Die übrigen Insassen des Abteils thaten alsbald das Gleiche, und ihrem Beispiel konnten sich schließlich auch Richard und Fräulein Sarotty nicht mehr entziehen.

Richard drückte sich fest in seine Ecke, schob sein kleines Lederkissen zwischen Fensterwand und Kopf und war in wenigen Augenblicken eingeschlafen. Fräulein Sarotty saß weniger bequem, und Eva bemerkte durch ihre halbgeschlossenen Lider, wie sie unbehaglich hin und her rückte, um einen Ruhepunkt für ihren Kopf zu suchen, und schließlich in holdem Schlummer an Richards Schulter sank.

Weil die Durchgangswagen der Preußischen Staatseisenbahn durch die Platzgebühr sehr reiche Einnahmen bringen, so sieht die Verwaltung aus Dankbarkeit davon ab, die verdienstvollen alten ausgefahrenen Wagen durch neue zu ersetzen, sondern läßt sie pietätvoll weiter klappern und schütteln. Wenige Stöße des ehrwürdigen Gefährtes genügten daher, um Lilli Sarottys goldig schimmerndes Haupt von Richards Schulter auf seine Brust herabgleiten zu lassen, in welcher Lage die müde Lilli sich sehr wohl zu befinden schien.

Eva bemerkte das mit Mißvergnügen, mit Freude aber, daß Richard, den ihre Haare in der Nase kitzelten, über die Störung ungehalten war. Er befreite sich vorsichtig von seiner süßen Last und sagte:

„Sie scheinen sehr müde zu sein. Darf ich Ihnen meinen Eckplatz anbieten?"

Die blonde Lilli rieb sich die schwarzen Augen und entgegnete in reizender Verwirrung:

„Bitt' schön, Herr Kollege, hab' i Sie belästigt? Um Vergebung!"

„Wir können ja die Plätze tauschen!" wiederholte Richard zuvorkommend.

„Aber na! Bleiben S' ja sitzen! Am Fenster ziacht's. Dös kann i nöt vertrag'n. Mir g'fallt's halt g'rad, wo i bin. I bleib sitzen, und i werd' Sie nimmer inkommodieren."

Im nächsten Augenblick saß sie kerzengerade aufgerichtet und lehnte ihr Haupt sittig an die Rückwand. Im übernächsten Augenblicke jedoch bettete sie es wieder in zarter Schwäche auf Richards Schoß, der ihr bereitwillig sein Lederkissen unterschob. Eva wußte nicht, ob er es aus zarter Nächstenliebe that oder um seinem Anzug die Berührung mit der stark parfümierten Haarpracht zu ersparen. Wohl aber bemerkte sie deutlich, daß es ihm nicht mehr möglich war, wieder einzuschlafen. Lilli Sarotty hatte sich ihm offenbar auch auf die Gedanken gelegt.

Im roten Gesicht des Schnapsreisenden verriet ein lustiges Zucken, daß ihn Richards hilfloser Zustand ergötzte. Was Eva dabei dachte und empfand, verriet kein Zug ihres Antlitzes.

Aber als sie am Morgen zu dreien auf dem kleinen Fenstertischchen ihren Kaffee tranken, hatte sich Evas Begeisterung für die D-Zugsbequemlichkeiten schon erheblich abgekühlt. Sie hatte keine rechte Freude am Kaffee und suchte den Grund ihres Mißvergnügens in den teuren Preisen des Frühstücks zu finden. Sie sehnte das Ende der Fahrt herbei und freute sich nicht allein auf das Theater, sondern fast ebenso sehr darauf, sich im eignen Stübchen auf der eignen kleinen Maschine für sich allein eine Tasse Kaffee zu bereiten oder auch für Richard, wenn er zu ihr käme.

Kein Ziel wird ohne Anstrengung erreicht, und die schlimmste Anstrengung erwartet uns erst nach seiner Erreichung in der Überwindung der schmerzlichen Enttäuschung, welche die nähere Betrachtung alles Errungenen mit sich bringt. Mit

stolzer Freude waren Richard und Eva soweit gekommen, Mitglieder eines großen Stadttheaters zu werden, und pünktlich stellte sich am Ziel sogleich die Enttäuschung ein.

So oft ein Stück auf dem Spielplan erschien, sahen sie erwartungsvoll der Verteilung der Rollen entgegen. Aber Richard wurde trotz seiner Sommerlorbeeren nur in unbedeutenden Dienerrollen beschäftigt, die ihm natürlich keine Gelegenheit gaben, seine reife Künstlerschaft zu entfalten. Eva hatte überhaupt erst ein einziges Mal ihr Können in einer kleinen Episode zeigen dürfen, wobei es ihr allerdings an Anerkennung und Beifall nicht gefehlt hatte.

Sie ging deshalb in Ermangelung künstlerischer Aufgaben ihren hausfraulichen Neigungen nach, schmückte sich ihre kleine freundliche Wohnung in der Henschestraße mit allerlei Handarbeiten aus, fertigte Tischdecken, Kissen, Vorhänge und Fußmatten an und bereitete sich auch hin und wieder eine Mahlzeit selbst. Regelmäßig speiste sie jedoch im Schützenhaus, wo sich einige Kollegen in einem besondern Zimmer zum Mittagstisch zu vereinigen pflegten.

Nach Tisch kochte sie sich zu Haus eine Tasse Kaffee und träumte dabei in ungetrübter Hoffnung von schönen Rollen. Häufig war Richard dabei ihr Gast, den nur die Liebe zu den Zeitungen für gewöhnlich ins Café Bauer trieb. Auch heute hatte er sie die wenigen Schritte vom Schützenhaus bis in ihre Wohnung begleitet, in der er sich schon ziemlich heimisch fühlte. In einer Papiertüte hatte er wieder einmal etwas Gebäck mitgebracht, und auf Evas Schelten, die sich über diese Picknickgewohnheit noch immer nicht beruhigen konnte, erwiderte er:

„Diese schlichte Tüte enthält diesmal ein Sühnopfer. Ich bin im Begriffe, Ihnen heute einen Schmerz zuzufügen, und will Ihnen den, da ich Sie nicht chloroformieren kann, durch Ihre Lieblingstorte versüßen."

Mit großer Gebärde riß er die Papierhülle auseinander und entblößte auf einem Kuchenteller, den Eva eiligst darbot, zwei prächtige Schnitten Schokoladecrêmetorte.

„Das ist gewissermaßen ein Apfel," sagte er würdig, „wie ihn die gute Mutter dem artigen Kinde giebt, das den dargereichten Leberthran willig heruntergeschluckt hat."

„Gegen den Apfel will ich mich jeden Einwands begeben," erwiderte sie lachend. „Vor dem angedrohten Leberthran aber wird mir bange. Ich werde in den Apfel beißen und dann entfliehen."

„Das werden Sie nicht bei diesem Wetter! Wer heute spazieren geht und seinen Kehlkopf den staubigen Ostwind schlucken läßt, der verübt ja geradezu Selbstmord! Sie sitzen in der Falle und müssen mich ruhig anhören."

Er machte eine kleine Pause, seufzte ein paarmal und stieß dann mit düsterm Ernst die Worte hervor:

„Ich schreibe nämlich ein Schauspiel."

„Herr Gott, das ist doch nichts Schlimmes," lachte sie erleichtert.

„Aber es ist noch nicht fertig. Ich habe überhaupt nur erst den Entwurf aufgestellt."

„Dann ist es ja noch ganz ungefährlich," neckte sie weiter.

„Nein, Spaß beiseite, ich muß es Ihnen vorlesen. Wenn man mich nicht Theater *spielen* läßt, so *schreibe* ich Theater. Durchsetzen will ich mich auf jeden

Fall. So oder so! Und nun möchte ich gern Ihre Meinung über meinen Plan haben."

Nun zog er ein dünnes Heft aus der Tasche und las vor und sprach immer begeisterter von seinem Stoff, und sie begann seinen Eifer zu teilen, und in kurzer Zeit war die Befangenheit von ihnen genommen, die sie oft seltsam zwang, in einem gewissen Salon-Benehmen und in künstlichen Scherzen miteinander zu verkehren.

Harmlos als zwei gute Freunde saßen sie beisammen, verzehrten fröhlich Kaffee und Kuchen und versenkten sich glücklich in den Aufbau des Bühnenwerkes, das Richard plante. Während sie so plauderten, klingelte es plötzlich heftig.

Sie hörten die Wirtin öffnen. Dann klopfte es an Evas Thür, und auf ihr „Herein" trat der Theaterdiener ins Zimmer.

„Sie möchten sofort ins Theater kommen und dem Herrn Direktor die Maria Stuart vorsprechen. Fräulein Anders ist heute krank geworden. Nun sollen Sie sie wahrscheinlich spielen!"

„Morgen?" fragte Eva in angstvoller Freude.

„Ich glaube, es wird uns nichts anders übrig bleiben," antwortete der Theaterdiener mit dem seinem Amte entsprechenden dialektfreien Brustton. „Eine andre Schauspielvorstellung können wir bis morgen unmöglich herausbringen. Und Oper ist erst recht nicht denkbar. Jetzt sind uns alle drei Tenöre heiser."

„Heil dem ostpreußischen Klima!" rief Richard. „So verschafft Ihnen der russische Ostwind doch wenigstens freie Bahn für eine Rolle. Ich begleite Sie. Aber jetzt nicht sprechen unterwegs! Sonst ist es auch um Ihren Hals geschehen, noch ehe Sie ihn als Maria Stuart dem Scharfrichter der britischen Majestät überantworten können."

Glücklicherweise brauchte sich Eva über die Kostümfrage, die den Schauspielerinnen meist so bittere Sorgen macht, nicht im mindesten den Kopf zu zerbrechen. Ihre Mutter war unermüdlich bedacht gewesen, sie mit allem Nötigen reichlich zu versehen.

Auch die plötzliche Übernahme der wohleinstudierten Rolle bereitete ihr nichts als Freude und nicht die mindeste Angst. Mit heiterer Zuversicht betrat sie abends die Bühne und spürte nur im Anfang einzig darüber etwas Beunruhigung, daß sie so frei von allem Lampenfieber war. Dann aber schwanden ihr alle Nebengedanken, und sie ging vollständig in ihrer Rolle auf.

Mit feiner Klugheit und vornehmer Selbstbeherrschung behandelte sie im ersten Akte den Staatsmann Burleigh, obwohl ihr der Regisseur an dieser Stelle mahnend das Beispiel der berühmten Rosa Poppe in Berlin entgegenhielt, die den mächtigen Minister in Grund und Boden zu donnern pflegt. Evas Erregung zitterte in der ersten Hälfte des Stückes nur leise durch ihre stolze Zurückhaltung hindurch. Erst im Park, nach den harten höhnischen Worten Elisabeths ließ sie dem heißen Gefühle ihrer Leidenschaft freien Lauf und riß nun das Publikum zu begeistertem Beifall hin.

Im letzten Akt endlich war sie ganz die gottergebene weltentrückte Todesbraut und bezauberte jedes Ohr mit der Schönheit ihrer weichen vollen Stimme. Direktor und Kollegen beglückwünschten sie zu dem für eine Anfängerin ganz unerhörten Erfolg so herzlich, daß die Glückwünsche fast alle den Eindruck der Ehrlichkeit machten.

Am ehrlichsten war wohl Richards Mitfreude, dem die eigne Rolle des einen französischen Gesandten nur wenig Genuß bereitet hatte. Bei Fräulein Anders jedoch verwandelte sich am nächsten Tag die Heiserkeit vor Ärger in ein heftiges Leberleiden.

Eva selbst war wie berauscht.

Am liebsten hätte sie nun gleich die ganze Nacht weiter gespielt und sich alle Rollen, deren sie mächtig war, hintereinander vom Herzen herunter geredet. So überschäumend war ihr zu Mute, und von Müdigkeit fühlte sie nicht eine Spur.

Erst als sie dann allein zu Haus beim Abendbrot saß, kam sie wieder zur Besinnung. Jetzt hätte sie sich gern mit irgend jemand ausgesprochen, mit Richard zum Beispiel. Aber Richard saß um diese Zeit in der Kneipe.

Der Thee, sonst ihr gewöhnlicher Nachttrunk, war ihr heute zu dünn. Sie ging in die Küche, suchte und fand zwei Flaschen Bier auf dem Fensterbrett stehen, die sie als willkommene Beute ins Zimmer schleppte. Dann schrieb sie einen langen Brief an ihre Mutter.

Spät erst begab sie sich zur Ruhe und lag bis zum Morgen wach in ihrem Bett. Schlaflos, aber ohne Unruhe, blickte sie nach dem hellen Fenster, durch das der Mondschein ins dämmernde Zimmer fiel, und lauschte den lauten Schritten, mit denen hin und wieder ein verspäteter Wirtshausbesucher auf der hallenden Straße unter ihrem Fenster vorbeizog.

Einer dieser nächtlichen Wanderer war vielleicht Richard, der ja seinem eignen Geständnis nach jetzt fast immer erst morgens aus dem Bier- oder Kaffeehause heimkehrte, um dann täglich unlustiger und müder zur Probe zu kommen. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, erwiderte er, daß ihm in solcher Nachtzeit immer die besten Einfälle kämen, verlachte sie wegen ihres ernsten Scheltens und erinnerte sie stolz an das Beispiel vieler genialer Trunkenbolde und an die unvorschriftsmäßige Lebensweise fast aller Dichter.

XIV.

Eva erwachte nach kurzem Schlummer frisch und munter, machte, da sich der rauhe Ostwind nach Süden gedreht hatte, einen Spaziergang durch die „Hufen", ein Villenviertel vor den nördlichen Wällen der Stadt, und kehrte über die „Neue Bleiche" am Pregel zurück.

Bäume und Sträucher hielten kein Blatt mehr an den dürren Ästen. Der Sturm der letzten Tage hatte sie ganz entblößt. Aber der sonnige Spätherbsttag vergoldete das frische Treiben auf dem schiffebedeckten Fluß. Er vergoldete auch Evas Hoffnungen und verklärte das Bild ihrer Zukunft.

In heiterster Stimmung und mit rechtschaffenem Hunger betrat sie das Schützenhaus, wo die Tafelrunde bereits in heftiger Erregung die Preßstimmen besprach, die die gestrige Vorstellung beurteilten.

Als die beiden hauptsächlichsten Erkenntnisquellen künstlerischer Wertschätzung galten die „Neue Zeitung" die von Hans Dideldums schöngeistigen Aufsätzen überfloß, und das „Bürgerblatt", in dessen Spalten Dr. Göttlichs tiefsinnige Weisheit sprudelte.

Den Schauspielern natürlich waren die Meinungen beider Richterstühle durchaus unmaßgeblich. Sie erklärten sie für völlig belanglos und lasen mit Eifer und Leidenschaft jede kleinste Bemerkung der beiden gefürchteten Herren, allen Tadel mit mühsamer Mißachtung übersehend. Fand sich jedoch etwas Anerkennung oder gar Lob in den belanglosen Besprechungen, dann wurde der wertlose Zeitungsausschnitt sorgsam aufbewahrt und schmunzelnd in die Sammlung zum Übrigen gelegt.

Heute freilich gab es sehr wenig zum Übrigen zu legen.

Wer auf eine Kanzel oder ein Katheder gestellt oder sonst auf einen Stuhl von ähnlicher Höhe des Selbstbewußtseins gesetzt ist, den pflegt das wohlthätige Gefühl der Unfehlbarkeit zu begnaden. Ein Theaterberichterstatter erhält bisweilen auch Rötschers oder Bulthaupts dramaturgische Schriften zu Weihnachten, und im Bewußtsein solcher Weisheit hatten beide Kunstpäpste von Königsberg, diesmal in seltener Übereinstimmung, beschlossen, daß die so begeistert aufgenommene Vorstellung von „Maria Stuart" so ziemlich das Erbärmlichste gewesen war, was das hiesige Theater überhaupt bis jetzt geleistet hatte.

Das Publikum las in den Mittagsausgaben beider Blätter, daß es sich mit seinem unangebrachten Beifall ein beschämendes Zeugnis von Urteilslosigkeit ausgestellt hatte. Weil aber von den so herbe getadelten Zuschauern keiner mit Namen genannt war, so fiel es auch keinem ein, sich pflichtgemäß zu schämen.

Die Schauspieler waren mit Namen genannt. Doch kamen auch sie der im Tadel liegenden Aufforderung, sich zu schämen, nicht nach, sondern sie murreten wider das offenbarte Wort, und zwar schimpften sie am meisten über dasjenige, worin die Zeitungsmänner Recht hatten. Denn das war die hassenswerteste Eigentümlichkeit dieser Leute, daß sie mitunter geradezu die ganz richtige Wahrheit schrieben.

Am gnädigsten war das Strafgericht an Eva vorübergegangen. Ihre Leistung wurde wohlwollend besprochen und für eine Anfängerin recht anerkennenswert genannt. Dr. Göttlich fügte noch hinzu:

„Nur möchte ich Fräulein Kern daran erinnern, daß die lyrischen Strophen am Eingang des dritten Aufzugs einem künstlerisch empfindenden Menschen ebenso widerlich sind, wie etwa die ganze Rolle der ‚Thekla' im ‚Wallenstein', daß also Schillers pathetischer Schwulst nicht noch durch empfindsame Deklamation unterstrichen werden darf. Wir wünschen Fräulein Kern, daß sie bald an ein vornehmes Theater und unter wahrhaft künstlerische Leitung kommt, wo ihre schöne Begabung mehr Förderung und Beachtung finden kann, als hier."

Eva hatte das peinliche Gefühl, als wolle sie der mächtige Dr. Göttlich „hinwegloben", und sie war sich über den innersten Sinn seiner Meinung nicht ganz klar. Das Urteil über Richard ließ hingegen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig:

„Höchst ungeschickten und fast unmöglichen Darstellern waren die Rollen der französischen Gesandten anvertraut. Herr Günther bemühte sich mit Erfolg, den eleganten wohlredenden Hofmann in einen steifen scheltenden Schulmeister zu verwandeln. Doch können wir die mangelhafte Besetzung dieser kleinen Rollen der Regie gerechter Weise nicht zum Vorwurf machen, da ihr ja nicht einmal für alle Hauptfiguren des Stückes geeignete Vertreter zu Gebote stehen."

Die vernichtende Schärfe der nun folgenden allgemeinen Verurteilung hatte die Gemüter aller, selbst der nicht betroffenen Tischgäste in Aufruhr versetzt. Auch Lilli Sarotty stimmte mit ehrlichem Schimpfen in die allgemeine Empörung mit ein:

„Was gift's Euch denn?“ rief sie. „Meint's denn, der Depp hat überhaupt an Verstand von der Kunst? An Schmarr'n hat er!“

„Nee, nee, liebes Kind,“ versetzte ruhig der Komiker, „der Herr ist ein sehr gescheiter Kerl! Leider! Denn das ist ja gerade das Schlimmste, was ein Kritiker sein kann. Wenn ein Schafskopf Unsinn schreibt, so schadet uns das nichts. Aber die Dummheiten, die ein kluger Mensch sagt, die gelten als patentiert, sind unwiderleglich und thun eine unheimliche Wirkung. Die Macht der Presse und ihrer Leute beruht ja nicht auf ihrer eignen Dummheit; denn die ist meist gar nicht sehr groß. Ihr Einfluß beruht auf der Dummheit der Menge, die alles glaubt, was ihr gedruckt vorgesetzt wird!“

„Aber so etwas glaubt doch kein Mensch!“ schrie Otto Bäumel, indem sein rundes rosiges Knabengesicht die spaßhaftesten Grimassen schnitt. „Kinder! Die maßgebende Gestalt begehrt von mir, ich soll den Mortimer als jungen Jesuiten verzapfen. Da möchte ich ja ein halbes Jahr vorher schweningern! Und das bei meinem durstigen Zustand! Donnerwetter, ich verarbeite meine jugendlichen Helden eben mit meinem weichen Herzen, und der Mortimer ist immer eine lyrische Nummer gewesen und kein Fanatiker. Was meinen Sie dazu, Schmelzer? Wenn es eine Charakterrolle wäre, ließen Sie sich den Mortimer doch nicht wegspielen! Dann müßten Sie ihn doch haben.“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete der Angeredete im Hamlettone. „Ich kenne den Mortimer nicht.“

„Aber Sie müssen doch zugeben, daß seine Bedeutung für das Stück . . . . . .“

„Bedaure. Ich kenne das Stück nicht.“

„Führen Sie doch nicht schon wieder Ihre Genialitätskomödie auf,“ warf der Komiker spöttisch ein. „Es handelt sich um Maria Stuart. Sie haben gestern den Burleigh verkörpert.“

„Burleigh? — Ach, ja! Ich entsinne mich. Ich kenne in jedem Stück immer nur meine Rolle.“

„Meistens auch die nicht!“ neckte der Komiker.

„Dann um so besser! Dann kann ich mich ohne Voreingenommenheit ganz der künstlerischen Eingebung des Augenblicks überlassen. — — — Ich habe da vorhin auch etwas über mich in dem Käseblatt gelesen. Der Herr Obergescheit rät mir, ich solle den Burleigh als ‚eisernen Kanzler‘ auffassen. Er meint, ich hätte in gemeinster Weise einen wachsgelben Schmierenbösewicht dargestellt. Vermutlich hat der Mann das Stück gelesen. Er soll übrigens auch während eines großen Teils der Vorstellung anwesend gewesen sein. Vielleicht hat er also gar recht! Warum auch nicht? Ich hab' ja kein Talent.“

„Und trotzdem bleiben Sie beim Theater,“ fragte Richard keck, „obwohl Sie das einsehen?“

„Eben deshalb, junger Mann,“ erwiderte Schmelzer im tiefsten zitternden Nasenton und mit einer Miene hoheitsvollen Mitleids. „Eben deshalb! Machen

Sie doch die Augen auf. Nur wer kein Talent hat, kann es beim Theater zu etwas bringen! Sollten Sie je zu der Überzeugung kommen, Talent zu haben, was ja zu Ihrem Glück nicht der Fall zu sein scheint, so rate ich Ihnen, der Bühne schleunigst den Rücken zu kehren. Dann gehen Sie in Gottes Namen zum Tingeltangel oder an sonst eine Pflegestätte der wahren Kunst."

„Diesen Bildungstempel aufzusuchen, war für heute abend ohnehin meine Absicht. Ich schlage vor, wir besuchen heute gemeinsam das Passagetheater."

„Kostenpunkt?" erwiderte Herr Schmelzer mißtrauisch.

„Is nich," antwortete der Komiker. „Die Direktion schätzt es sich zur Ehre, den Kollegen freien Eintritt zu gewähren."

„Es ist eine Unverschämtheit," murmelte Schmelzer zähnefletschend, „uns als Kollegen zu bezeichnen. Aber wir Künstler sind ja heute schon an schlimmere Beleidigungen gewöhnt worden. Ich gehe hin!"

Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung. Besonders begeistert waren Lilli Sarotty und Otto Bäumel.

„Wenn Kollegin Lilli mitgeht," erklärte er, „dann müssen wir sie in die Mitte nehmen und festhalten, sonst wird sie mit ihren güldenen Loreleilocken gleich dort behalten als Brettlsängerin. Gefährlicher Zustand!"

Die liebe Lilli nahm die Neckereien junger Herren grundsätzlich nicht übel. Es war dies so ziemlich der einzige Grundsatz, den sie hatte. Sie lächelte geschmeidig und schob ihre Kirschenunterlippe vor.

Die Leistungen der Clowns, Turner und Sängerinnen, die das Passagetheater bot, waren allerdings weniger wertvoll, als eine Wagnersche Oper. Aber sie hatten den Vorzug, viel kürzer zu sein, und da die Zuschauer mit dem heiligen Vorsatz erschienen waren, sich zu belustigen, so belustigten sie sich höchlichst. Das meiste Vergnügen und eine gewisse tiefere Anteilnahme erregte ein Stegreifdichter, der jeden beliebigen Vorwurf sofort in Versen behandelte und allerhand ihm zugerufene Worte mit großer Gewandtheit in den Gang seines Vortrags verflocht.

Sein schlagfertiger Witz und sein Geschick, über unbesiegbare Schwierigkeiten mit frecher Eleganz hinwegzuschlüpfen, sicherten ihm namentlich bei den Schauspielern den herzlichsten Beifall. Zumal als er auf deren Verlangen eine Parodie auf Maria Stuart improvisierte, kannte ihre begeisterte Anerkennung keine Grenzen mehr.

Noch im Café Bauer, das sie nach der Vorstellung besuchten, bildeten die Leistungen des Blitzdichters den Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung. Die meisten priesen ihn ganz rückhaltlos. Nur Schmelzer erklärte diese bewunderte Kunst für eitel Humbug und meinte, sie bestünde aus nichts, als viel Frechheit und ein wenig Übung. Richard aber, der sonst selten Schmelzers Meinuug war und jetzt ziemlich schweigsam hinter seinem schwarzen Kaffee gesessen hatte, stimmte ihm plötzlich in längerer Rede bei, und zwar sprach er diese Rede in Versen, wobei er alle Einwürfe und Erwiderungen mit nicht minderm Geschick sogleich in seine Stegreifpoesie verflocht, als es vorhin der berufsmäßige Stegreifdichter gezeigt hatte.

Der ganze Kreis war höchst überrascht. Aber infolge Richards anspruchsloser Art waren seine erstaunten Zuhörer weniger geneigt, nun auch ihn zu bewundern,

als vielmehr ihre eben geäußerte Bewunderung für diese Kunst und ihren im Variété gehörten Vertreter möglichst abzukühlen.

„Wie Sie sehen," erklärte Schmelzer mit der Miene eines Triumphators und in klangvollem, fast rezitativischem Tonfall, „wie Sie hiermit gesehen haben, ist die Geschichte also gar kein Kunststück, sondern so einfach, daß es lächerlich wäre, sich noch darüber zu unterhalten."

Man stimmte ihm zu, und Richard hatte beinahe selbst das Gefühl, als habe er seine anerkennenswerte Leistung nur als Sprachrohr des überlegenen Kollegen von sich gegeben. Doch trösteten ihn Evas Augen, die vor Stolz auf ihren Freund und Landsmann leuchteten.

Auch auf Lilli Sarotty hatte er sichtlich Eindruck gemacht, und dem Purpurkelch ihrer Lippen entquollen die Worte:

„Aber lieber Kollege, so schöne Verse wann Sie machen können, nachher müssen S' mir für die neuche Operett a paar Strophen schreiben. Das Kouplet was i d'rin zu singen hab', is mir eh' zu fad. Wann S' mir was Schönes schreiben, nachher können Sie sich von mir wünschen, was Sie wollen!"

Dabei warf sie das heute ganz besonders blonde Haupt zurück und blickte ihn herausfordernd an. Evas Augen folgten diesem Blick und ruhten gespannt auf Richards Zügen, um seine Antwort davon abzulesen. Aber plötzlich trat der Oberkellner auf Richard zu und teilte ihm mit, der Herr hinten in der Ecke ließe ihn um die Gefälligkeit bitten, sich einen Augenblick zu ihm zu bemühen.

Schmelzer hatte es gehört und mengte sich mit der Bemerkung dazwischen: „Wenn der Herr etwas von uns will, kann er ja zu uns kommen."

Aber mit der kalten Höflichkeit, wie sie außer einem Diplomaten nur einem Oberkellner eigen ist, entgegnete dieser: „Der Herr will nicht von Ihnen, sondern nur von Herrn Günther persönlich etwas und wünscht vermutlich Ihren Kreis nicht zu stören."

Richard hatte sich inzwischen erhoben, und kaum war er des dicken Herrn in der Ecke ansichtig geworden, als er überrascht ausrief:

„Nauheimer! Mensch, wie kommst du denn . . . . . .?"

Doch schnitt ihm dieser mit einer gewichtigen Bewegung das Wort ab und sagte:

„Nee, nee, alter Junge, wenn ich dich jetzt alle deine Fragen heraussprudeln lasse, muß ich dir in einem halbstündigen Monolog alles Mögliche beantworten. Das kannst du von mir nicht verlangen. Also schweig. Ich will dir freiwillig in möglichster Kürze das Notwendige berichten. Aber dann erzählst du! Also warum bin ich hier in Königsberg? Na, diese gute Stadt hat außer einer Universität auch den Ruf großer Trinkbarkeit, und so wenig, wie in Leipzig, kann ich hier allemal lernen. Der Mensch muß nicht nur in seiner Beschäftigung, er muß auch in seiner Nichtbeschäftigung eine gewisse Abwechselung haben, und so habe ich mich entschlossen, einmal unter einem andern Himmelsstrich und unter völlig neuen Bierverhältnissen zu faulenzen. Ich denke, meine Natur ist elastisch genug, um sich auch den hiesigen Anforderungen anzupassen. In Leipzig habe ich mich, seit du fort bist, entsetzlich geödet. Es wurde mir zu einsam. Petermann hat sich gar nicht als Referendar zur Verfügung gestellt, sondern ist mit seines Alten Genehmigung nach Berlin gegangen,

um dort weiter zu studieren. Da hat er mit einigen väterlichen Thalern an der Börse spekuliert und sich in kurzer Zeit ganz klotzige Gelder erschwindelt. Als begüterter Dichter hat er sich dort zum Mittelpunkt eines litterarischen Klüngels gemacht und fühlt sich in Berlin ebenso wohl, wie ich mich in Leipzig unglücklich fühlte. Denn auch Runkel ist fort. Er ist Ratsreferendar in Dresden, strebt natürlich riesig und ist außerdem verlobt, also vollkommen ungenießbar. Na, da hab' ich mich in meiner Einsamkeit nach dir gesehnt und bin hergekommen. — — — So, jetzt habe ich dir eine zarte Schmeichelei gesagt und mir die Kehle dabei trocken geredet. Jetzt trinke mit mir diese Pulle Champagner, und nun erzähle du, wie es dir geht. Von deiner Stegreifdichterei vorhin sind einige gereimte Schallwellen an meine Ohren gedrungen. Ich spreche dir noch meine Anerkennung aus und werde mich nun in ein trinkendes Schweigen versenken."

Schon während Nauheimers langer Rede war in Fräulein Sarottys Auftrag der Oberkellner einmal erschienen, um Richard an den verlassenen Tisch zurückzubitten. Dieser hatte ihm jedoch ungeduldig abgewinkt. Jetzt trat die blonde Dame mit kecker Anmut selbst auf ihn zu, und Nauheimer, der dem schönen Geschlecht gegenüber sich einige Reste von konventioneller Ritterlichkeit bewahrt hatte, erhob sich trotz seiner Beleibtheit zu einer höflichen Verbeugung.

Lilli erkannte sofort die offenbare Schwierigkeit, die Freunde etwa zu trennen; sie erkannte auch mit geübtem Blick die Marke des Champagners und billigte sie. Mit liebenswürdiger Zudringlichkeit veranlaßte sie den Kollegen, ihr den fremden dicken Herrn vorzustellen, und ehe es sich Richard versah, saß sie mit am Tische und sprach dem Champagner eifrig zu.

Nauheimer verbarg erst mühsam einen gewissen Unwillen, legte aber dann herzliches Wohlgefallen an der pikanten Gesellschaft ganz offen an den Tag, und Richard mußte sich eingestehen, daß ihre ungezwungene, ja fast zügellose Art nicht ohne Reiz war.

Immerhin war er nicht so in ihren Anblick versunken, daß er nicht bemerkt hätte, wie Eva an dem andern Tisch plötzlich aufstand, um nach Hause zu gehen. Sofort war er an ihrer Seite und bot sich an, sie wie gewöhnlich nach Hause zu geleiten.

„Ich danke," sagte sie. „Herr Bäumel will die Liebenswürdigkeit haben."

„Jawohl," fügte dieser in heiterstem Flötentone hinzu. „Und ich bin der Einzige, der dies Glück verdient. Denn meine Freundschaft für unsre ruhmgekrönte Kollegin wird nur durch meine unbegrenzte Ehrfurcht vor ihr übertroffen."

Sie gingen, und von der blonden Lilli und ihren beiden Cavalieren wurden in dieser Nacht noch eine erhebliche Anzahl Flaschen Champagner getrunken.

Alle drei fühlten sich glücklich und lächelten. Der Oberkellner auch. Er freute sich auf das Trinkgeld.

XV.

In dem Anblick von Lillis schwarzen Augen, roten Lippen und rostgelben Haaren fand Richard einigen Trost für seine sonstigen Mißerfolge, und er gab sich der liebenswürdigen Besitzerin dieser trostreichen Gegenstände gern gefangen, um bisweilen in einem süßen Plauderstündchen die Unannehmlichkeiten des übrigen Tages zu vergessen.

Sie machte nicht viel Ansprüche an seine Zeit und forderte ihn immer nur zu ganz bestimmten Stunden zu einem Besuche auf, wenn sie sich ihre schlechte Laune von seiner Gutmütigkeit vertreiben lassen wollte.

So fand Richard reichlich Muße, sich mit seinem Schauspiel zu beschäftigen. Zu Kaisers Geburtstag war er aufgefordert worden, einen Prolog zu verfassen, und Eva hatte ihn mit hingebender und hinreißender Begeisterung gesprochen. Er hatte sich seine Verse von der Schauspielerloge aus mit Stolz angehört und ihr für ihren prächtigen Vortrag im stillen von Herzen gedankt.

Als sie am nächsten Mittag bei Tisch nebeneinander saßen, wartete Eva jedoch vergeblich auf ein einziges freundliches Wort der Anerkennung. Richard blickte mit halbem Auge immer nach der ihm schrägüber sitzenden Lilli. Er trug ein scharf duftendes Briefchen von ihr in der Tasche, das ihn gleich nach Tisch zu einem Kaffeestündchen bestellte.

Eva hatte ihn stets mündlich zum Kaffee eingeladen und überhaupt nie ein Geheimnis aus ihrem Beisammensein gemacht. Lilli jedoch meinte, ein anständiges junges Mädchen müsse auf seinen guten Ruf bedacht sein, und so suchte sie ihre Zusammenkünfte immer in aller Heimlichkeit zu bewerkstelligen.

Sie zeigte sich übrigens heute weit liebenswürdiger als gewöhnlich. Nur hatte sie ihre weiße Stirn mit einer Kummerfalte geschmückt und empfing ihren Gast mit den Worten:

„Schlecht is mir's gangen, lieber Freund. I hab' viel Kummer g'habt die letzten Täg. Und heut' hab' i wieder ane Migräne, ane schauderhafte. Aber wir sind so lang nöt beisammen g'wesen. I hab mi so g'freut, mich wieder mal recht ausplauschen zu können mit dir. Also ein halbes Stünderl mußt jetzt schon aushalten bei mir. Gelt?“

Richard hätte sehr gern auch länger wie ein halbes Stünderl ausgehalten. Aber lange bevor das halbe Stünderl zu Ende ging, verstärkte Lilli die Wirkung ihrer Kummerfalte derartig durch schwermütige Seufzer und verschleierte Blicke, daß sich Richard veranlaßt sah, nach der Ursache ihrer Niedergeschlagenheit zu fragen.

Da offenbarte sie ihm unter Verzweiflungsausbrüchen, in welch entsetzlicher Geldverlegenheit sie sich wieder befinde.

„Beim Kassier is nix mehr z' holen,“ sagte sie. „I steck' halt eh' bis über'n Hals d'rin im Vorschuß. Geh her, Richard, leih mir noch amal zwanzig Markeln.“

Richards Barschaft betrug aber jetzt am Monatsende nicht einmal mehr drei Markeln, und er teilte ihr verlegen diese betrübliche Thatsache mit. Er hatte sich bisher immer recht begütert gezeigt, doch hatte er mit Blumen, Naschwerk und andern Aufmerksamkeiten für Lilli allerhand Ausgaben gehabt und die Quelle seiner schriftstellerischen Nebeneinnahmen etwas vernachlässigt.

Lilli verbarg ihr Erstaunen über Richards Mittellosigkeit nicht. Geldmangel war in ihren Augen eines Cavaliers durchaus unwürdig.

„Traurig ist's," sagte sie mit einem entsagungsvollen, schmerzumflorten Blick. „Wir sind halt zwa arme Hascherln."

Und dann entließ sie ihn plötzlich. Ihre Migräne hatte zugenommen.

„Wann mir besser is, schreib i dir a Brieferl. Dann san mir zwa wieder amal recht fidel mitanand."

Richards Gemüt war von mitleidiger Trauer erfüllt. Da fiel ihm endlich ein, daß er für die mannigfachen Dienste, die er als gewohnheitsmäßiger Hausdichter der Direktion bisher geleistet, noch nie eine Vergütung empfangen hatte. Zum mindesten durfte er für den gestrigen Prolog eine Belohnung beanspruchen, und zwanzig Mark war da keine unbescheidene Forderung.

Zehn Minuten später stand er im Geschäftszimmer des Theaters und trug dem Kassierer sein Anliegen vor. Aber hier wurde ihm der trockene Bescheid, daß sich für den Prolog eine Bezahlung in den Büchern nicht angewiesen finde. Doch sei der Direktor in seinem Zimmer gerade anwesend. Richard solle sich an ihn selbst wenden.

Der Bühnenherrscher empfing ihn mit der jovialen Liebenswürdigkeit, die er sich allen brauchbaren und willigen Mitgliedern gegenüber zur Gewohnheit gemacht hatte. Denn er bedachte immer, daß gute Behandlung die Künstler fast ebenso angenehm beeinflußt und zugleich viel billiger ist, als eine Verbesserung ihrer klingenden Bezüge.

Auch als er Richards Bitte um zwanzig Mark vernommen hatte, verloren seine Züge ihren Ausdruck herzlichen Wohlwollens nicht. Seine Entgegnung freilich lautete:

„Aber, lieber Günther, mir sind von Berliner Agenturen Prologe für fünf Mark angeboten worden."

„Die aber wahrscheinlich nicht einmal die fünf Mark wert waren," erwiderte Richard. „Denn sonst wären Sie wohl Geschäftsmann genug gewesen, einen davon so billig zu kaufen!"

Wieder erfolgte ein herzgewinnendes Lächeln des menschenfreundlichen Theaterdirektors. Mit einer Handbewegung lud er Richard ein, auf dem großen Ledersofa Platz zu nehmen und drehte sich auf seinem Schreibsessel recht freundlich zu ihm um:

„Nein, mein lieber Günther. Ich dachte nur daran, daß Sie sich immer fleißig und tüchtig gezeigt haben, und da war mir natürlich daran gelegen, lieber Ihnen die fünf Mark zuzuwenden, als einem fremden Menschen."

Richard war heute aus Herzensgrund daran gelegen, sich rasch in Besitz einer kleinen Summe zu setzen, und so kämpfte seine bescheidene Festigkeit einen schweren Kampf gegen des Direktors lächelnde Zurückhaltung. Immerhin trug er den Erfolg davon, den Preis schließlich auf fünfzehn Mark genehmigt zu sehen. Daß dabei seine ursprüngliche Hoffnung noch um fünf Mark zu kurz kam, fühlte er kaum mehr.

Immer zuversichtlicher wurde es Richard zu Sinn und mutig sprach er einen Gedanken aus, der ihm bei des Direktors liebenswürdiger Art durch den Kopf geflogen war:

„Herr Direktor, ich habe auch ein Schauspiel geschrieben. Sie wissen, wie schwer es für einen unbekannten Verfasser ist, auf der Bühne Platz zu finden. Wenn Sie vielleicht die Güte hätten, das Stück einmal zu prüfen . . . . . ."

„Aber selbstverständlich, mein lieber Günther. Bringen Sie mir Ihr Stück! Ich lese alles, was mir eingereicht wird, alles! Und was gut ist, führe ich auf. Hoffentlich ist Ihr Stück gut. Sollte mich für Sie ganz besonders freuen.“

Als Richard ging, nahm er außer wohlgezählten fünfzehn Mark noch das erhebende Bewußtsein mit sich fort, daß er einen Direktor hatte, der seinen Wert mit verständnisvollem Urteil würdigte und auch ein mitfühlendes Herz für ihn im Busen trug.

Der Direktor aber rief den Sekretär in sein Zimmer und sagte:

„Günther wird uns in diesen Tagen wahrscheinlich ein Schauspiel einreichen.“

„Jawohl, Herr Direktor; ich werde es also in vierzehn Tagen wieder an ihn zurückgehen lassen.“

„Nee! Das sollen Sie nicht. Legen Sie es mir herein. Ich will es lesen. Er ist ein gescheiter Mensch. Möglicherweise ist was dran.“

— — — Froh bewegten Herzens eilte Richard wieder nach Lillis Wohnung. Die kurzsichtige dürre Wirtin öffnete ihm und erkannte ihn in dem dunklen Vorsaal zunächst nicht. Als sie jedoch seine Stimme vernahm, und er sich nach dem schmalen dämmernden Gang wandte, an dessen Ende Lillis Zimmer lag, stürzte sie wie ein gereizter Raubvogel auf ihn zu, um ihn zurückzuhalten.

„Fräulein Sarotty ist nicht zu sprechen,“ rief sie, „sie hat . . . .“

„Ich weiß schon,“ erwiderte Richard lachend, indem er sich von ihren krampfigen Knochenfingern losmachte, „sie hat Migräne. Aber das thut nichts. Ich bringe ihr eine gute Nachricht.“

Ehe ihn die zeternde alte Frau hindern konnte, stand er an Lillis Thür und trat nach kurzem Klopfen rasch ein.

Da bot sich ihm ein überraschender Anblick, der ihm die frohen Worte auf den Lippen erstarren machte.

Lilli freilich hatte keinen Augenblick ihre artige Unbefangenheit verloren, und mit verbindlichem Lächeln stellte sie die beiden Herren einander vor:

„Herr Günther, Herr Goldstein.“

Herr Goldstein war als der flotteste Junggesell in seinen Kreisen berühmt und in der Damenwelt als Inhaber des ersten Modehauses der Stadt bestens bekannt.

Die Herren wurden ihrer Verlegenheit nicht so rasch Meister, Lilli aber fuhr heiter fort:

„Sie treffen's halt sehr ungelegen, Herr Günther. Herr Goldstein ist g'rad' wegen der Anprob' kommen von meinem neuchen Promenadenkostüm.“

Richard ließ sich jedoch durch ihre lächelnde Sicherheit nicht beirren. Er richtete einen scharfen Blick auf sie, der ihr zwar nicht eine Spur von Röte in die Wangen trieb, der sich aber dem aufmerksamen Herrn Goldstein sofort in all seiner Bedeutung und Berechtigung offenbarte. Der elegante Kaufmann lächelte spöttisch, und als Richard mit zitternder Stimme die Worte hervorstieß: „Du hast recht. Dann bin ich allerdings überflüssig,“ da machte er ihm eine leichte Verbeugung und sagte höflich:

„Gestatten Sie mir die Versicherung, Herr Günther, daß auch ich mich unter diesen Umständen überflüssig fühle. Wenn es Ihnen recht ist, verabschieden wir uns von Fräulein Sarotty gemeinsam.“

Als sich nun Lilli von beiden verlassen sah, machte sie einen Versuch, die ungeschickte Wirtin zu töten. Das arme dürre Wesen entfloh jedoch kreischend in die Küche und schloß rasch die Thür hinter sich zu.

— — — Nach der Vorstellung saß Richard traurig auf seinem gewohnten Platz im Café Bauer. Dort in der Nische zwischen dem ersten Fenster und dem Windfang der Eingangsthür las er seit einigen Wochen immer die Zeitungen und verplauderte mit Nauheimer seine Abende und Nächte. Heute ließ der dicke Freund auf sich warten, und Richard blieb lange Zeit mit seinen schwermütigen Gedanken allein.

Er empfand über die Beleidigung seines Herzens ein Gefühl unendlicher Scham. Gleichzeitig jedoch erfüllte ihn der unerwartete Besitz von fünfzehn Mark so kurz vor dem Ersten mit einem eigentümlichen Übermut. Er ließ sich ein saftiges Lendenstück mit Trüffeln und Champignons braten und bestellte sich eine Flasche Markobrunner dazu.

Als er eben begann, sich das köstliche Mahl mit bitterm Lächeln schmecken zu lassen, erschien Nauheimer. Die heitere Fülle dieser Erscheinung erstreckte sich über die ganze Breite der schmalen Nische, und ein behagliches Schmunzeln lagerte über der ganzen Breite seines gar nicht schmalen Antlitzes.

Er nickte grüßend, setzte sich schwer und langsam nieder und sagte:

„Ich sehe edle Speise und würdigen Trank auf deinem Tisch. Von wannen kam dir der Trieb zu solchen Freuden? Deine Gebärden sind nicht frei. Du scheinst bedenklich, doch du scheinst vergnügt!“

„Was du siehst,“ versetzte Richard, „ist ein Galgenfrühstück, und meine Vergnügtheit ist Galgenhumor.“

„Ei, ei. Hm, hm. So, so! — — — Was hat es denn Neues gegeben?“

Richard zog die Augenbrauen in die Höhe, hielt mit Kauen ein und murmelte, den Kopf kurz zurückwerfend:

„Das edle Fräulein Sarotty.“

„Nun, lieber Junge, von dieser Dame dürfte sich etwas wirklich Neues kaum mehr berichten lassen.“

„Vielleicht doch! Etwas sehr Schönes, sehr Kurzes und sehr Neues! — — — Sie ist mir untreu geworden!“

„— — — Auch? — Mir schon lange!“

Einige Augenblicke schwieg Richard betroffen. Wie erbärmlich seine gläubige Hingabe getäuscht worden war, das kam ihm erst jetzt zu vollem demütigendem Bewußtsein. Dann aber reizte ihn die Eröffnung, die ihm Nauheimer mit solch selbstverständlicher Gelassenheit gemacht hatte, zu einem befreienden verächtlichen Lachen. Mit einem Glas Wein spülte er alle Bitterkeit hinab und sagte sanft:

„Wenn ich mir alles recht überlege, so möchte ich mich fast eines zoologischen Ausdruckes bedienen. Denn ich glaube beinahe ‚ich bin ein Ochse gewesen‘.“

„Stimmt!“ bekräftigte Nauheimer. „Und nicht wahr? Dieses Bewußtsein hat etwas ungemein Wohlthuendes?“

Richard lächelte säuerlich.

„Für den Weisen wenigstens,“ fuhr Nauheimer fort, „ist es ein wohlthuendes Gefühl. Denn die Erkenntnis einer Thorheit ist für ihn der Beweis ihrer Beendigung. Heil uns, daß wir den Pfad der Dummheit schon zu Ende gewandelt sind! Drum sei vergnügt und freue dich aller deiner Tugenden.“

„Da finde ich wenig, was zum Freuen Anlaß gäbe. Andre Leute können ja auch nichts Erfreuliches an mir entdecken. Du kennst doch meinen gestrigen Prolog. Höre, was Dr. Göttlich hier in seiner Zeitung darüber von sich giebt:

‚Unser auf dem Pegasus nicht übel eingerittenes Bühnenmitglied, Herr Günther, hatte das übliche Festgedicht geliefert. Ob es dabei notwendig war, allerhand nachdenkliche Betrachtungen in Schillersches Pathos und klingende Reime einzukleiden, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Der Wille war offenbar gut, und dem Publikum gefiel es. Fräulein Kern trug die Verse mit Schwung und nicht ohne Verständnis vor; sie sah recht passabel aus und war überhaupt die würdige Muse der begeisterten Feier‘“.

Nauheimer zuckte verständnislos die Achseln, und erst auf einen erwartungsvollen Blick Richards antwortete er: „Warum liest du mir denn das vor? Ich finde nichts Ergötzliches daran, nicht den kleinsten Witz. Ich kann nicht darüber lachen!“

„Ich auch nicht,“ brach Richard zornbebend los. „Aber empörende Unverschämtheit finde ich darin. Diese anmaßliche und wohlwollende Nachsicht, mit der mich der Herr immer von oben herab behandelt, bringt mich in Wut. Es hat ja gar keinen Zweck, sich irgendwie zu bemühen und nach Vervollkommnung zu streben; es wird ja doch nichts anerkannt! Kein Mensch nimmt mich ernst!“

„Deine augenblickliche Erregung, die ich dir übrigens um der bessern Verdauung deines Bratens willen zu bemeistern rate, stammt wohl noch nachträglich von dem heute erlittenen Liebesschmerz. Wenn du aber meinst, kein Mensch nimmt dich ernst, so rate ich dir, mache es ebenso. Nimm die andern auch nicht ernst. Sie verdienen es nicht. Und nimm vor allem das Leben selbst nicht zu ernst. Das verlangt es nicht, und es macht auch keinen Spaß. — — — Du bist nur unglücklich, weil du von dir und andern immer etwas forderst. Immer möchtest du deinen Willen mit etwas füttern. Damit sättigst du ihn aber nicht, sondern verwöhnst ihn nur. Wenn ihm dann einmal seine Beute entgeht, wenn dein Wille ‚nicht seinen Willen hat,‘ so verwandelt er sich in Unwillen! — Das ist unangenehm für dich und andre. Also gewöhne dir das unruhige Ding ab, und mach's wie ich! Ich bin nur deshalb so reif und ruhig, weil ich nichts mehr will.

„Dein Unglück sind deine sonderbaren Bedürfnisse, die ganz unerfüllbar bleiben!

„Was brauchst du nicht alles für Unsinn! Du brauchst den Glauben an das Publikum, an die Kritik, sogar den Glauben an dich selbst! Dieser Glaube soll dich selig machen. An diesen Glauben klammerst du dich mit Inbrunst fest und kannst doch nicht verhindern, daß er dir unter den Händen zerbröckelt. So laß ihn doch ganz fahren. Ich sage dir, er ist überflüssig.

„Du sitzest nach einer unangenehmen Erfahrung jetzt bei einem kleinen Festmahl. Das hat mich gefreut. Ich sehe daraus, daß du schon auf dem Wege bist, vernünftig zu werden. Bleib nicht auf halbem Wege stehen. Das Endziel aller Vernünftigen ist die selige Gleichgültigkeit. Nur der Gleichgültige ist unparteiisch, und nur der

Unparteiische ist im stande, die Thorheiten dieser Welt künstlerisch zu genießen und sich an der Dummheit seiner Mitmenschen zu erfreuen, weil ihn der ganze Kram nichts mehr angeht.

„Du legst zum Beispiel den Zeitungsbesprechungen, die deine Leistungen tadeln, eine unverdiente Wichtigkeit bei. Du ärgerst dich infolgedessen darüber. Ich aber wiederhole dir: So lange du das Leben ernst nimmst, so lange bist du nicht reif, es künstlerisch zu genießen. Du gleichst dem Galeriebesucher, der den Bösewicht des Theaterstücks ernst nimmt und ihn ehrlich mit seiner Wut verfolgt.

„Nimm das Leben nicht als Wirklichkeit, sondern als Komödie, als Bilderbuch. Denke dir den Dr. Göttlich als komische Illustration darin und seine Urteile unter der Überschrift ‚Kindermund‘ oder ‚Katheederblüten‘ abgedruckt, so wirst du ein heiteres Mitleid mit dem armen Teufel empfinden, der verurteilt ist, täglich mit saurem Schweiß sagen zu müssen, was er nicht weiß. Du wirst über seine drolligen Bemühungen lachen und dich glücklich preisen, nicht an seiner Stelle zu sitzen. Denn es mag ein mühselig Handwerk sein, das er treibt, schon weil es eine ernste Miene erfordert. Und der Ernst ist die Wurzel alles Übels. Also schaff' ihn dir ab!

„Stelle dich dir selbst gegenüber auf einen freien künstlerischen, oder wenigstens auf einen kühlen wissenschaftlichen, gewissermaßen historischen Standpunkt! Du mußt deinem eignen Leben leidenschaftslos zusehen, sowie man eine hübsche Naturerscheinung betrachtet. Aber du mußt diese hübsche Naturerscheinung ruhig vor sich gehen lassen und nicht immer eingreifen und daran bessern wollen. Was du schließlich an dir besserst, besserst du doch immer nur für andre! Niemals für dich! Denn wenn du besser wirst, wirst du nicht glücklicher, sondern nur nützlicher! — Oder auch dümmer, was bisweilen dasselbe ist.“

— — — Richard hatte wiederholt zu Nauheimers Ansprache gelächelt, einige Male zustimmend, meist aber genau in der künstlerisch überlegenen Weise, die ihm der Freund soeben anriet. Etwas erheitert und beruhigt hatten ihn die wunderlichen Ausführungen dieser „Über“-Weisheit thatsächlich. Aber seine Thatkraft und seine Arbeitslust ließen sich nicht tot reden und machten sich jetzt mit ehrlicher Überzeugung in den Worten Luft:

„Man muß aber doch nach irgend etwas streben. Man muß doch einen Beruf haben!“

„Warum denn?“ erwiderte Nauheimer, indem er wohlgefällig mehrere fette Gegenden seiner Oberfläche beklopfte. „Sieh mich an! Ich bin wie eine Lilie auf dem Feld. Ich säe nicht, ich ernte nicht, und . . . . . .“

„Und das Geld deines Vaters ernährt dich doch!“

„Gewiß! Und wie du siehst, mit ganz ausreichendem Erfolg. Warum soll ich arbeiten? Ich würde damit nur einem armen Teufel, der es nötiger hat, unlauteren Wettbewerb bereiten und ihm sein saures Brot wegessen. Das verbietet mir mein schwacher Magen ebenso sehr, wie mein gutes Herz.“

„Mich aber treiben Herz und Magen unnachsichtig zur Arbeit. Der Mensch muß doch leben.“

„Diese Notwendigkeit sehe ich zwar nicht ein. Sie ist auch nie bewiesen worden. Aber ich erkenne, wenn auch kein Müssen, so doch deinen Wunsch zu leben als begreiflich und gewissermaßen berechtigt an!“

„Also muß ich irgend etwas thun, um mein Brot zu verdienen.“

„Gewiß. Aber diese Thätigkeit nennt ein ehrlicher Mann schlicht und deutlich ‚Broterwerb‘ oder ‚Geschäft‘. ‚Beruf‘ ist etwas ganz anders. Das ist etwas für einen Herrscher oder einen Propheten. Es klingt so feierlich nach göttlichem Auftrag, ist aber, wenn man's mit dem Broterwerb vergleicht, auch im günstigsten Falle nur eine aufreibende und zeitraubende Nebenbeschäftigung. — Bismarck hatte einen Beruf! Und Richard Wagner! Jeder Tagelöhner aber und wackere Beamte darf das nicht von sich behaupten. Es handelt sich für den biedern Staatsbürger doch einfach darum, mit möglichst wenig Mühe möglichst viel Geld zu verdienen. Na, daß du dieses Ziel mit deiner Künstlerschaft am Theater nicht erreichst, ist wohl selbstverständlich. Hier wirst du ja für geringste Bezahlung auf das Ergiebigste ausgenutzt. Das geschieht dir auch ganz recht. Warum bist du so thöricht und vermietest dich mit deinen Kenntnissen und Gaben für ein paar Thaler zu solch elender Fronarbeit?“

„Ja, was soll ich thun? Meine schönen Kenntnisse nützen mir nichts. Ich habe keine Prüfung bestanden, kann niemandem mein Wissen beweisen, und niemand sieht mir meine akademische Bildung an.“

„Oho! Du hast ja deinen prächtigen Schmiß! So etwas ist ein viel populärerer und deutlicherer Quittungsstempel über wohlverbrachte Universitätszeit, als der schönste Doktortitel!“

„Na ja, aber was hilft das? Zu etwas Vernünftigem und Ordentlichem bin ich doch nicht zu gebrauchen!“

„Gott sei dank, nein! Darum mußt du eben etwas Unvernünftiges, Unordentliches thun! Deine Theaterspielerei macht sich nicht bezahlt. Von lyrischen Gedichten wirst du erst recht nicht fett. So mach's doch wie der Kerl, der hier im Passagetheater auftrat, und geh' als Stegreifdichter zum Variété!“

„Aber erlaube mal!“

„Ich erlaube dir, meinen Vorschlag anzunehmen oder abzulehnen, ganz wie du willst. Aber ich erlaube dir keine Auseinandersetzung darüber. Zu bedenken gebe ich dir nur, daß du mindestens das Vier- bis Fünffache verdienst, als wie jetzt als Schauspieler, und daß du ganz zweifellos die nötige Begabung besitzest. Fraglich ist nur, ob du dich zu der nötigen Vorurteilslosigkeit aufschwingen kannst. Das mußt du eben mit dir selbst abmachen. Ich habe das Meinige gesagt. Nun reden wir von etwas anderm. Prosit!“

— — — Richards ganzes Wesen, das von einer gewissen zarten Scheu nie völlig frei war, erschrak zunächst vor des Freundes Ansinnen, sich mit seiner Person und seiner Dichtkunst dem zügellosen Publikum der Tingeltangel preiszugeben. Gerade jetzt winkte ihm ja die Aussicht, sein Schauspiel, in das er sein Herzblut ausgegossen hatte, von dem liebenswürdigen Direktor vielleicht angenommen und aufgeführt zu sehen. Er war sich bewußt, in der Kunst zu dem Höchsten berufen zu sein, und hätte sich geschämt, den heiligen Funken als fahrender Gaukler in den Staub zu treten.

Als ihm aber der liebenswürdige Direktor nach einigen Tagen das Schauspiel als ungeeignet zurückgab und er seine saubere Abschrift mit zahlreichen unholden Randbemerkungen bedeckt sah, da sank das Feuer seines künstlerischen Selbstvertrauens wieder zu einem sehr bescheidenen Flämmchen zusammen, und wie ihm nun fortgesetzt Dienerrollen auf Dienerrollen zugewiesen wurden, da machte er sich mit Nauheimers Vorschlag immer vertrauter. Wenn kein Ruhm und keine Befriedigung für ihn zu erhoffen war, so wollte er wenigstens nach dem Gelde trachten an einer Stelle, wo es so leicht für ihn erreichbar schien.

Allerdings hatte er sich bereits für nächstes Jahr der Direktion gegen etwas höhere Bezahlung aufs neue verpflichtet. Aber er spielte doch gern mit dem Gedanken, als Stegreifdichter mit glänzendem Einkommen frei und ungebunden von Stadt zu Stadt zu ziehen. So beschloß er denn, sein Improvisationstalent planmäßig auszubilden. Er legte sich einen Fragekasten an mit einer Unzahl verschiedener Themata, in deren augenblicklicher Behandlung er sich tagtäglich übte.

Bald erkannte er jedoch das Unzulängliche dieser einsamen Versuche und bat Eva, ihm Aufgaben zu stellen und ihm gewissermaßen als Publikum zu dienen. Sie weigerte sich nicht.

Eva hatte ihn mit bitterem Weh in Lillis Netzen gesehen. Sie hatte still geweint, aber kein Wort darüber gesprochen. Keine Miene ihres bleichen Gesichts hatte es auch verraten, mit welch innerster Freude sie jubelte, als sie ihn von den Schlingen der verhaßten Sirene wieder frei sah. Ihr war ja kein Recht gegeben, sich über die Wandlungen seines Herzens zu freuen oder zu betrüben. Aber sie besaß das Recht, ihm Freundliches zu erweisen, und von diesem Rechte machte sie von ganzem Herzen Gebrauch.

Obwohl sie das Lernen ihrer großen Rollen und das Vorrichten der Kostüme vollauf in Anspruch nahmen, hielt sie geduldig jeden Nachmittag eine Übungsstunde mit ihm ab, und Richard fühlte sich in der ruhigen Heiterkeit ihres Umganges von Herzen wohl. Wenn er an seine schlecht bezahlte Berufsthätigkeit dachte, so beruhigte ihn immer das Bewußtsein, sie nach Belieben gegen ein ungebundenes Wohlleben eintauschen zu können, und zufrieden sah er mit Eva dem Ende der Spielzeit entgegen.

Er freute sich darauf, wieder einmal zu Hause zu sein. Von einem Sommertheater gedachte er diesmal abzusehen und nahm sich vor, die freien Monate lieber daheim zur gründlichen Umarbeitung seines Schauspiels zu verwenden. Eva hatte ihn dazu bestimmt. Ihr war das Stück sehr lieb, und sie sagte:

„Das muß der Direktor unbedingt aufführen. Sie brauchen ja nur die Stellen, die er getadelt hat, ein wenig zu ändern. Sie streichen einfach alles Mißfällige aus und ersetzen es durch etwas Wohlgefälliges. Dann muß es ihm doch wohl gefallen und dem Publikum auch. Mir gefällt es übrigens schon jetzt, und ich freue mich herzlich darauf, die Elisabeth darin zu spielen."

Richard lächelte zwar über die Einfachheit ihres unfehlbaren Verbesserungsvorschlags. Aber ihre Zuversicht machte ihm doch Mut und Lust, die schon preisgegebene Arbeit im Sommer noch einmal aufzunehmen. Einstweilen schrieb er mit eiligem Fleiße an allerhand Kleinigkeiten für den Zeitungsmarkt. Denn er hätte sich

geschämt, zu Hause mehrmonatige Künstlerferien abzuhalten, ohne den Beweis seiner Künstlerschaft durch einigermaßen standesgemäße Barschaft erbringen zu können.

Eva bangte bei dem Gedanken an die Heimreise wohl etwas vor dem Wiedersehen mit ihrem rohen Stiefvater. Doch überwog bei weitem die Freude, auch der Mutter wieder nahe zu sein, und ihr Verlangen wuchs um so mehr, als die Mutter in den letzten Briefen wieder von zunehmender Kränklichkeit geschrieben hatte. Gewiß ließ es Pokorny an der nötigen Pflege fehlen. Das sollte ihr die liebevolle Sorgfalt der Tochter bald ersetzen.

Bei den Stegreifübungen sprach sie jetzt oft sehnsüchtig von der Heimat mit Richard, und endlich wich auch der russische Winter Ostpreußens dem Wonnemond.

XVI.

Am Pregel kommt der Frühling etwas später als im sächsischen Elbthal. Das Storchnest auf der Neuen Bleiche war noch leer, als Richard und Eva von Königsberg abreisten; die Kastanien auf dem Paradeplatz begannen eben ihre Knospen aufspringen zu lassen, und überall legte sich um die kahlen Spitzen des winterlichen Gesträuchs der erste zarte, gelbgrüne Schleier.

Aus diesem werdenden Frühling sahen sie sich in Meißen schon fast in den vollerblühten jungen Sommer versetzt. Hier gemahnten schwere Düfte schon an die Zeit der nahenden Fliederblüte, und die beiden Heimkehrenden gewahrten mit seltsamer Überraschung, daß sie dieses Jahr um den eigentlichen Frühling betrogen waren.

Es wurde ihnen zu Mute, als sei ihr Leben mit einem gewaltsamen Ruck weiter geeilt und habe dabei eine ganze Strecke unvermittelt übersprungen. Aber wie furchtbar die Hast war, mit der sich das Zeitenrad in den letzten Tagen zum Ziele gedreht hatte, das ahnte Eva noch nicht.

Niemand erwartete sie am Bahnhof, und so war sie schon darauf vorbereitet, ihre gute Mutter recht hinfällig zu finden. Als sie jedoch dann ihr Zimmer betrat und die blasse, abgezehrte Gestalt in ihren Kissen liegen sah, da erkannte sie auf einmal die ganze schreckliche Wahrheit.

Mit einem Blick unendlicher Liebe richteten sich die matten Augen auf die heimkehrende Tochter. Sie kam eben noch zur Zeit, um die letzten Worte der sterbenden Mutter zu vernehmen.

Sie hatte sich am Bett niedergekniet und fühlte eine zitternde Hand sanft auf ihrer Stirn.

„Er ist nicht gut mit mir gewesen," flüsterte die Mutter. „Aber ich hab' ihm vergeben. Und du mußt dich nicht fürchten. Er wird dir nichts Böses thun. Er wird besser mit dir sein. Er hat es mir versprochen."

„Mutter, liebe Mutter!" schluchzte Eva. Aber die Mutter hörte sie nicht mehr. Mit einem verklärten Lächeln hatte sie Abschied genommen und sich aus der schmerzlichen Umarmung des Lebens gelöst.

In bebendem Schmerz tastete Eva nach den kalten Händen, die sie eben noch liebevoll auf ihrem Haupte gefühlt hatte. Aber nur wenige Augenblicke währte die fassungslose Ergriffenheit, mit der sie die Schrecken des Todes überwältigt hatten.

Damals, bei dem Tode ihres Vaters, war sie ein Kind gewesen und hatte sich dem Schmerz in aller Einfachheit des Herzens rückhaltlos hingegeben. Seitdem hatte das strenge Leben ihren Verstand geweckt, und als sie jetzt ihren Stiefvater ins Zimmer treten sah, weinte sie nicht mehr nur um die Mutter. Sie weinte um sich selbst, und ihr Schmerz wurde zur Hälfte von Angst verdrängt.

Wie der Vater ihr genommen wurde, da war sie in die Arme der Mutter geflohen und hatte dort Trost und doppelte Liebe gefunden. Jetzt hatte sie niemand, zu dem sie flüchten konnte, und statt Trost und Liebe hatte sie nur doppelte Pein von dem harten, kalten Mann zu erwarten, der jetzt neben ihr stand und sich ihr Vater nannte. War ihm wohl das Versprechen heilig, das er der Sterbenden gegeben hatte? Ihr schauderte vor der Zukunft und ihrer Abhängigkeit von diesem entsetzlichen Menschen.

Pokorny kniete mit gemachter Inbrunst ein paar Sekunden am Bett nieder, dann erhob er die niedergeschlagenen Augen zu Eva, gab ihr die Hand, deren kalte Berührung sie erschauern machte, und sagte laut und gleichgültig:

„Ein trauriges Wiedersehen für uns beide! Aber es ist gut, daß du hier bist. Das Geschäft macht viel Ärger und Arbeit. Es geht nicht recht nach Wunsch und nimmt meine ganze Kraft in Anspruch. Ich kann mich da um die Beerdigungsfeierlichkeiten nicht kümmern. Laß das also deine Sorge sein!“

Eva zitterte bei diesen Worten. Ihr war, als ob eine umbarmherzige Faust mit rohem Griff ihr wundes Herz zerdrückte.

Pokorny blickte noch einmal scheu nach dem Totenbett. Dann ging er hinaus. Er stieg in den Keller, um eine neue Sorte zu probieren.

Eva blieb allein zurück, und heiße Thränen flossen auf die starren Hände der Mutter. Aber keine Thränenflut vermochte den bangen Druck von ihrer Seele hinweg zu spülen.

— —

Auf Richard wartete daheim ein Freudenfest. Kurt und Elschen hatten mit den Geschwistern Hendrichs ihre Herzensschicksale zur Entscheidung gefördert und nur auf Richards Heimkehr gewartet, um in möglichst vollzähligem Familienkreise die öffentliche Verlobung zu begehen.

Auf den hierfür festgesetzten Sonntag fiel das Begräbnis von Evas Mutter. Richard wollte dem keinesfalls fern bleiben und hatte es trotz heftigen Widerstrebens durchgesetzt, daß das Freudenmahl im Hause Hendrichs verschoben wurde.

Die Nachgiebigkeit, die er schließlich gefunden hatte, bewies ihm fast zu seiner Überraschung, daß er in der Familie doch nicht ganz ohne Ansehen war. In der That schienen die Seinen in gewisser Beziehung stolz auf das künstlerische Familienmitglied zu sein. Ungehörig bleibt ja in den Augen gesitteter Bürger der Künstlerberuf immer. Aber Richard hatte es verstanden, seine mühsam erarbeiteten und zusammengesparten paar hundert Mark mit so vornehmer Nachlässigkeit in der Tasche

zu führen, als wären sie ein zufällig übrig gebliebener Tropfen aus dem reichen Strom seiner schauspielerischen und litterarischen Einnahmequellen.

Und in diesen praktischen Kreisen gilt eigentlich nur der Erwerbslose als verlorener Sohn. Die verlorene Tugend macht nicht soviel aus, wie das verlorene Portemonnaie.

Trotz der freundlichen Milde, die ihm entgegengebracht wurde, fühlte sich Richard jedoch bei der Verlobungsfeier höchst unbehaglich. Er sah kaum etwas von dem strahlenden Glück der beiden jungen Brautpaare und hörte nur wenig von dem lebhaften Gespräch, das von Kurt und dem gemütlichen Vater Hendrichs ausging und sogar dessen schweigsame Kinder heute mit mäßiger Munterkeit erfüllte.

Seine Gedanken weilten bei der trauernden Eva, die am frischen Grabe der Mutter schutzlos den rohen Launen ihres Stiefvaters preisgegeben war. Da vernahm er, wie auch das Tischgespräch die gleiche Richtung eingeschlagen hatte. Er horchte auf und machte die Entdeckung: wenn auch ihm selbst der Schritt zum Theater fast verziehen worden war, dem armen verwaisten Mädchen wurde dieses Verbrechen viel schwerer und als unentschuldbar angerechnet.

„Vielleicht ist die arme Frau nur aus Kummer über ihre Tochter gestorben,“ hauchte Elschen voll zarten Mitleids.

Auch Mutter Hendrichs Antlitz zitterte gerührt und sie fügte bekräftigend hinzu:

„So viel ist sicher. Wie ihr Eva wieder unter die Augen getreten ist, da hat sie nur noch ein paar Augenblicke gelebt. Es mag ihr wohl den Rest gegeben haben.“

„Gemeine Verleumdungen!“ rief da Richard, der seine Empörung nicht mehr bemeistern konnte. Die erschrockenen Mienen ringsum schienen jedoch mehr auf Leichtgläubigkeit, als auf Bosheit zu deuten, und so fuhr er etwas ruhiger fort:

„Gemeine Verleumdungen sind euch da erzählt worden. Die Heimkehr ihrer Tochter hat der unglücklichen Frau die letzten Augenblicke versüßt! Ihr wißt ja selbst, wie sie sich im vergangenen Sommer unter Evas aufopfernder Pflege noch einmal erholt hat. Und wenn überhaupt ein Mensch an ihrem Tode Schuld hat, so wißt ihr auch sehr gut, wer das ist, der von all' ihrem Unglück die Ursache war!“

Die Worte fanden allseitige, lebhafte Zustimmung, und auf den in früheren Tagen so anerkennend beurteilten Pokorny wurde jetzt die volle Schale heiliger Entrüstung ausgegossen. Richard erfuhr dabei noch Schlimmeres, als er bisher geahnt hatte. Frau Hendrichs erzählte thränenden Auges von körperlichen Mißhandlungen, die der rohe Mensch seiner Frau zugefügt haben sollte, und nach Vater Hendrichs Behauptung war es in der Stadt längst kein Geheimnis mehr, daß der Lump sogar das blühende Geschäft und das ganze schöne Vermögen verwirtschaftet und zu Grunde gerichtet hatte. Mißbilligend schloß Vater Hendrichs mit den Worten:

„Vor der Schlauheit, mit der er sich in das Geschäft hineingesetzt hat, mußte man alle Achtung haben. Daß er die arme Frau dann nicht besser behandelt hat, wenn auch nur aus Dankbarkeit, das war nicht hübsch von ihm. Aber wie er jetzt die alte gediegene Firma in ein paar Jahren bis dicht an den Bankerott gebracht hat, das ist geradezu eine Sünde und Schande. Ich mag von einem solchen Menschen überhaupt nichts mehr wissen.“

Die Unterhaltung wandte sich auch alsbald von diesem trüben Gesprächsstoff wieder ab. Er war für eine kurze flüchtige Besprechung nicht ohne Reiz gewesen, aber bei einem Verlobungsfeste giebt es doch lustigere und leichtere Fragen zu behandeln, die schuldlosen und schuldenfreien Menschen noch mehr Vergnügen bereiten, als die aufregendsten Untersuchungen über des Nächsten Sünde und Unglück.

Richard versank wieder schweigend in der allgemeinen lauten Freude, und als er am nächsten Tage den Birnbaum aufsuchte, bestätigten ihm die verwahrlosten Räume auch die schlimmsten Erwartungen. Die Thüre zur Wohnung war verschlossen. Unten im Gastzimmer starrten Tische und Fußboden von Unsauberkeit. Der alte Birnbaum hatte Mühe, durch die blinden Scheiben hereinzusehen, und Bedienung war überhaupt nicht vorhanden. Es schien also auf Gäste gar nicht mehr gerechnet zu werden.

Auf sein wiederholtes Klingeln erschien endlich fluchend Herr Pokorny selbst im Gastzimmer und fragte mürrisch nach seinem Begehr. Taumelnden Schrittes trat er dicht vor Richard hin. Sein Atem roch nach Kognak, und auch der stiere, gläserne Blick verriet den Trinker.

Richard bezwang seinen Ekel und sagte höflich:

„Ich komme eigentlich nicht als Gast Ihrer Weinstube, sondern als alter Freund Ihrer Familie, um Ihnen meinen Beileidsbesuch abzustatten. Ist Ihr Fräulein Tochter zu sprechen?“

„Nein! Die ist für niemand zu sprechen!“ antwortete der Betrunkene mit schwerer Stimme. „Wir sind überhaupt für niemand mehr zu sprechen. Wir genießen unsern Schmerz allein. Und es ist meine Pflicht als Vater, dafür zu sorgen, daß ihr niemand zu nahe tritt. Niemand! Denn ich habe meine Tochter lieb. Niemand soll sich unterstehen! Ich sorge den ganzen Tag dafür.“

Richard hielt es für geratener, sich mit dem unzurechnungsfähigen Menschen heute in keine Unterhaltung weiter einzulassen. Als er jedoch am nächsten Tage wiederkehrte, fand er das Gastzimmer abermals leer und auch die Vorsaalthür, die unmittelbar am oberen Ende der Treppe die im ersten Stock gelegenen Wohnräume abschloß, wurde trotz seines heftigen Klingelns nicht geöffnet.

Dasselbe wiederholte sich an den folgenden Tagen. Das Haus schien wie ausgestorben, auch war Eva nie auf der Straße zu blicken, und Richard beschloß, sich mit Kurt zu bereden und diesen merkwürdigen Zustand vielleicht der Behörde zu melden.

Eva wurde thatsächlich wie eine Gefangene gehalten und von ihrem fast stets betrunkenen Stiefvater mit eifersüchtiger Strenge bewacht. Wenn er in den Keller ging, schloß er die Vorsaalthür ab und nahm die Schlüssel mit sich, die sonst beide am inneren Thürpfosten hingen. War er aber oben bei ihr, so ließ er sie keine Sekunde aus den Augen.

„Wenn du dich unterstehst, zum Fenster heraus zu rufen oder irgend jemand ein Zeichen zu geben, so komme ich beim ersten Laut, den ich höre, herein und schieße dich nieder. Und du kannst mir glauben, ich höre alles, auch wenn ich im Keller bin.“

Eva wußte nur zu gut, daß er stets den geladenen Revolver bei sich trug und daß seine wüsten Drohungen kein leerer Schall waren. In ihrer Verängstigung wagte

sie kaum, sich zu verteidigen, und lebte schon seit mehreren Tagen in beständiger Todesfurcht.

Heute Abend entdeckte sie zufällig, daß Pokorny, der nach frischem Kognak in den Keller gegangen war, diesmal in seiner sinnlosen Trunkenheit vergessen hatte, die Schlüssel mitzunehmen. Die Vorsaalthür war nur von außen ins Schloß geworfen. Zitternd vor Unentschlossenheit überlegte sie eben, ob sie die Gelegenheit zur Flucht benutzen sollte; da hörte sie auch schon den Trunkenbold wieder die Treppe heraufpoltern.

Klopfenden Herzens blieb sie an der Thüre stehen und lauschte. Ihr war jetzt der Ausweg versperrt, aber ihm glücklicherweise der Eingang!

Plötzlich erhob er ein wüstes Gebrüll und verlangte Einlaß. Eva schwieg und lehnte in furchtsamer Schwäche an der Wand. Pokorny begann immer lauter zu schreien und eine Flut der gemeinsten Schimpfworte gegen sie auszustoßen. Ihr Schamgefühl empörte sich dagegen, all' diese Roheit in der Nachbarschaft hören zu lassen; die Angst verwirrte ihr die Sinne, und statt ruhig abzuwarten, bis der Lärm die Nachbarn herbeigelockt und ihr Hilfe gebracht hätte, öffnete sie gehorsam die Thür.

Ihr Haar hatte sich aufgelöst, und der Anblick ihres bleichen, verängstigten Gesichtes wirkte scheinbar besänftigend auf Pokorny, der auf der zweiten Stufe vor ihr stand, in der Linken den brennenden Leuchter, in der Rechten eine gefüllte Literflasche. Mit freundlichem Grinsen nickte er ihr zu:

„So ist es recht, mein Täubchen!" lallte er. „Immer hübsch folgsam. Nun gieb mir auch endlich einmal einen Kuß und umarme deinen Vater, wie es ein gutes Kind thut."

Widerwillig zuckte sie zurück. Er aber taumelte ihr entgegen und riß sie an sich. Sie fühlte sich von dem eklen Schnapsgeruch aus seinem Munde angeweht und stieß einen entsetzten Notschrei aus. Ohne es zu wissen, rief sie dabei Richards Namen.

Bei diesem Klange hielt der Unhold inne. Seine Gier hatte sich in eine andre Wut verwandelt.

„An diesen Kerl also denkst du gemeines Frauenzimmer! Wart', ich will dich . . . . . ."

In sinnlosem Zorn des Rausches schwang er die volle Flasche gegen Evas Stirn. Aber mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sie den tötlichen Schlag ab. Sie stieß den Betrunkenen zurück, und im selben Augenblick wurde es finster auf der Treppe.

Noch das Klirren von Glasscherben war zu vernehmen und das dumpfe Aufschlagen eines Körpers, der schwer die Treppe hinabfiel. Dann war es totenstill im Hause.

— — — Nach wenigen Augenblicken fanden die Leute, die der Lärm aufmerksam gemacht hatte, den Trunkenbold tot am Fuße der Treppe ausgestreckt. Es roch nach Kognak, und die erloschene Kerze lag weiß in seinem Blut. Eva war ohnmächtig in der Thür zusammengebrochen.

Es dauerte mehrere Tage, bis sie vernehmungsfähig war. Dann hatte sie noch lange Wochen hindurch die Qualen bitterster Demütigungen zu erdulden. Die endlosen peinlichen Vernehmungen vor Gericht stellten zwar ihre Unschuld an Pokornys

Tode sonnenklar fest. Aber der Klatsch bemächtigte sich mit Behagen der willkommenen Geschichte, und die Neugier war recht lüstern bemüht, in alle Winkel hineinzuleuchten.

Wohl zweifelte niemand an ihrer Notwehr. Aber auch an allem Sonstigen, was die begierige Vorstellungskraft der Schwätzer über das unglückliche Mädchen ersonnen, wurde wenig gezweifelt, und sie wagte vor Scham kaum mehr über die Straße zu gehen.

Richard trat mit voller Kraft für sie ein. Doch machte er das Übel dadurch fast noch schlimmer.

Außerdem hatten die Gläubiger der Firma das Konkursverfahren beantragt. Eva mußte sich glücklich schätzen, daß ihr als der Erbin wenigstens erlaubt wurde, den Sommer über noch in dem verschuldeten Hause zu wohnen. Es währte lange Zeit, bis in die verwahrlosten Beziehungen des Geschäfts wenigstens die notdürftigste Ordnung gebracht war. Dann stellte es sich heraus, daß alle Gläubiger für ihre Forderungen wahrscheinlich volle Deckung finden würden, daß aber dann für Eva auch nicht der kleinste Rest des väterlichen Erbes übrig blieb.

Ein geschäftskundiger, umsichtiger Mann hätte die Firma also vielleicht noch vor dem Ruin retten können, wenn ihm die Gläubiger etwas Geduld und Vertrauen entgegengebracht hätten. Auf Richards flehentliches Bitten hatte sich auch Vater Hendrichs bereit erklärt, die Weinhandlung ein Jahr lang auf Rechnung der Konkursmasse zu führen. Aber die Gläubiger hatten seinen Vorschlag abgelehnt.

„Kaufen Sie uns die Forderungen ab,“ sagten sie, „und übernehmen Sie das Geschäft auf eigne Gefahr, wenn Sie soviel Vertrauen zu der Sache haben.“

Soviel Vertrauen hatte aber Vater Hendrichs zu der Sache nicht, und so stand Eva bald ganz allein, verwaist und in völliger Armut vor dem stolzen väterlichen Hause und nahm von allem Reichtum Abschied, den ihr bisher das Leben geboten hatte. Sie besaß nicht einen Pfennig mehr.

Richard hatte sich erboten, ihr das Geld zur Reise nach Königsberg zu leihen. Aber sie zog es vor, sich von der Theaterkasse einen Vorschuß schicken zu lassen. Schwere Sorgen erfüllten ihr Herz, wie es bei ihren knappen Bezügen und ohne jeden weitern Zuschuß möglich sein würde, den Winter über auszukommen. Aber sie war fest entschlossen, den Kampf aufzunehmen.

Freilich dachte sie mit Wehmut daran, wieviel zuversichtlicher und heiterer sie ein Jahr zuvor dieselbe Reise angetreten hatte. Diesmal schien die Septembersonne auf einen trüberen Herbst und auf ein ernsteres Leben als damals. Nur eins war sich gleich geblieben: Richard war bei ihr. Doch war seine Gefälligkeit ruhiger, seine Liebenswürdigkeit männlicher und sein ganzes Betragen gehaltener geworden.

„Sie sind der einzige, der sich meiner angenommen hat,“ sagte sie während der Fahrt zu ihm. „Warum sind Sie so gut zu mir?“

Richards Lippen zögerten mit der Antwort. Sein Auge suchte dem ihrigen zu begegnen. Aber ein Sonnenstrahl fiel durch den schlecht schließenden Vorhang und blendete ihn. So gewahrte er nur undeutlich die weichen Züge des lieben Gesichts und stammelte:

„Darf ich mich nicht bemühen, gut mit Ihnen zu sein? Ich denke, wir sind doch Freunde?“

„Ja,“ antwortete sie leise.

Richard fühlte sein Gesicht zucken. Erwartungsvoll blickte er zu ihr hin. Aber noch immer verwirrte das Sonnenlicht sein Auge; und als der Zug eine Wendung gemacht hatte und der Sonnenstrahl verschwunden war, hatten beide ihre Mienen wieder in der Gewalt, und es malte sich keine Enttäuschung darauf, sondern nur ergebene Freundschaft.

Sie seufzten nicht, sondern glaubten heiter an diese Freundschaft. Weil ihnen aber gar so feierlich zu Mute war, so verabredeten sie in herzlicher Übereinstimmung, ganz besonders gute und ehrliche Freunde zu sein, so daß diese Freundschaft nicht so leicht ihresgleichen finden möchte.

XVII.

Richard kam nicht mit leeren Händen nach Königsberg zurück. Er brachte eine gründliche Umarbeitung seines Schauspiels mit, und diese anfangs so gefürchtete Arbeit hatte ihm zu seinem eignen Staunen keine Mühsal bereitet.

Der beschämende Gegensatz zwischen seinem unfertigen Leben und den bereits wohlversorgten Geschwistern trieb ihn zum Fleiß, die bösen Randbemerkungen des Direktors fand er bei näherer Betrachtung plötzlich recht begründet, und er sah eine Menge naiver Ungeschicklichkeiten, die er jetzt mit ehrlichem Dankesgefühl gegen den spottenden Tadel beseitigte.

Die innige Beschäftigung mit dem Stück entfachte von neuem seine Schaffensfreude. Auch hatte ihn Evas bitteres Geschick so von Grund aus aufgeregt, daß sich alles, was er anfaßte, mit leidenschaftlicher Wärme erfüllte, und so schlug in seinem Werke immer lebendiger das eigne heiße Herz.

„Ich habe alles genau nach Ihren Wünschen geändert,“ sagte er zum Direktor, wie er ihm die Umarbeitung überreichte, und stolze Freude malte sich auf seinen Zügen. Des Direktors Freude schien weniger lebhaft zu sein; doch nahm er das Stück, las es und gab es ihm nach wenigen Tagen zurück.

„Bühnenfähig ist das Schauspiel jetzt,“ laute sein Urteil. „Aber aufführen kann man es nicht. Der Grundgedanke ist zu umstürzlerisch. Sie nennen das Stück ‚Verzeihung‘, und die Heldin verzeiht darin überhaupt alles und läßt auch sich selbst sehr viel verzeihen, gleichsam als wäre das ganz in der Ordnung und als gäbe es überhaupt nichts Unverzeihliches.“

„Ja, so lautet doch wohl auch die Lehre der Religion. Ich zeige darin nur ein Stück praktisches Christentum.“

„Ach was! Unpraktisches Christentum ist Ihr Stück. Das geht einfach nicht. Entweder wird es verboten oder es kommt bei jeder Aufführung zu einem Theaterskandal, und dieser Möglichkeit setzt sich natürlich kein Direktor gern aus. Ich wenigstens nicht.“

Andrer Meinung war Eva.

„Was hier nicht geht, geht in Berlin,“ sagte sie. „Dort werden sich meine Kolleginnen um die Rolle der Elisabeth blutig streiten. Ich stritte am liebsten gleich

mit. Aber wenn das Stück in Berlin durchschlägt, haben wir's doch natürlich hier auch. Dann spiele ich die Elisabeth. Das wird ein Fest für mich."

Sie bot sich an, ihm ein oder zwei Abschriften anzufertigen, damit er es zugleich an mehrere Bühnen versenden könne. Doch er schüttelte wehmütig den Kopf und antwortete:

„Ich danke Ihnen. Ihre Zuversicht und Hilfsbereitschaft sind rührend. Aber Ihre Mühe wird vergeblich sein. Der Direktor hat schon recht: solche Träumereien haben für das Theater keinen Wert. Ich hätte mir eben keine Aufgabe stellen sollen, die ich nicht leisten kann. Es ist auch mein letzter Versuch gewesen. Ich werde bescheiden meine schon begonnene Fronarbeit fortsetzen, die mir regelmäßig wenigstens einen greifbaren klingenden Erfolg bringt."

„Sie kommen doch nicht wieder auf ihre alten Tingeltangelabsichten zurück?" ragte Eva entsetzt.

„Nein! Ich wüßte zwar nicht, was daran Schlimmes sein könnte. Aber ich bin noch nicht reif dafür. Ich stecke noch in Vorurteilen, bin befangen, und geradeherausgesagt: Ich schäme mich zu sehr!"

Solche Gespräche fanden nicht oft zwischen ihnen statt. Denn seit ihrer ausdrücklich verabredeten Freundschaft kamen sie weit seltener zusammen, als im Jahre zuvor, und sahen sich fast nur auf den Proben. Eva nahm an dem gemeinsamen Mittagstisch nicht mehr teil. Sie behauptete, bei ihrer Wirtin besser zu essen, und saß, mit ihren Rollen und ihren Kostümen beschäftigt, beinahe den ganzen Tag zu Hause.

Richard blieb der gewohnten Ecke im Café Bauer auch dieses Jahr nicht ganz fern. Doch fühlte er sich in Nauheimers Gesellschaft nicht immer wohl und verbrachte die meiste Zeit an seinem Schreibtisch, um endlich einmal den alten Ratschlag des Verlagsbuchhändlers Eisler zu befolgen und einen großen Roman zu schreiben.

Die Arbeit ging ihm rasch von der Hand. Er war sich wohl bewußt, kein Kunstwerk zu liefern. Doch hatte er ja für die spannende Kriminalgeschichte nur das Absatzgebiet der Zeitungen im Auge, und zu künstlerischen Leistungen fühlte er sich überhaupt nicht mehr berufen.

Er that sein regelmäßiges Tagewerk und genoß dafür den unschuldigen Lohn, der jedem Knecht am Feierabend winkt, die ehrliche Müdigkeit. So klug und hartherzig ist ja kein Müder gegen sich selbst, daß er sich des Tages Schweiß nicht mit einiger Genugthuung von der Stirn wischte, gleichviel, ob all' sein Plagen der Mühe wert war oder nicht. Seine fleißige Tagelöhnerei erzeugte auch in Richards Gemüt eine bescheidene Befriedigung. Aber sie kam wie eine Werktagsfreude, grauverschleiert und ohne Anmut. Er hatte den seligen, gläubigen Eifer verlernt, der ihn als Studenten zu rastlosem Streben begeistert hatte und der in seinem Schauspiel noch einmal aufgeflackert war. Jetzt fehlte seiner redlichen Mühe die Begeisterung, und selbst seiner Freude fehlte das Glück.

Nach einigen Wochen aber kam doch ein Tag, an dem seine Freude zu festlichem Glanze aufleuchtete.

Richard hatte manche sonderbaren Gewohnheiten; das Frühaufstehen zählte zu diesen Gewohnheiten nicht; er lag daher noch im Bett, als des Morgens der Briefträger an seine Thüre klopfte. Der gewöhnliche Briefträger pflegte seine Gaben bei

der Wirtin abzulegen. Aber heute kam einer von denen, die eine persönliche Quittung beanspruchen und die einen Glanz in der Hütte zurücklassen, die sie betreten.

Auch auf Richards Mienen blieb ein Glanz zurück. Eilig kleidete er sich an. Doch war es bereits zu spät, um Eva noch vor der Probe aufzusuchen, und in dem heute probierten Stück war sie leider nicht beschäftigt. Hastig verzehrte er Mittags seine Mahlzeit und stürmte dann mit langen Schritten nach Evas Wohnung. Es war kalt. Ungeduldig ruderten seine Arme in der Luft, und er freute sich außer auf die Mitteilung seiner freudigen Nachricht auch ein wenig auf Evas schon lange nicht mehr gekosteten guten Kaffee.

Diese hatte inzwischen ihr bescheidenes Mittagbrot ebenfalls verzehrt, und als die Wirtin ins Zimmer trat, um nach dem spärlichen Feuer im Ofen zu sehen, rief sie:

„Nein, legen Sie jetzt nichts weiter nach, Frau Butgereit. Es wird zu heiß im Zimmer!“

„Aber näjn, Fräiläinchen, Sie haben hier eine Äiskalte. Es ist basser, ich leje ein paar Brikatts ein. Sonst erkalten Sie sich!“

„Bitte, nein, Frau Butgereit. Ich kann es nicht wärmer vertragen. Sie brauchen mir auch die nächsten Tage keine Kohlen weiter zu besorgen. Was noch im Kasten liegt, reicht bis Ende der Woche aus!“

Frau Butgereit schüttelte den Kopf und nahm den Teller weg, der mit einem gebrauchten Messer auf dem Tisch stand.

„Sie haben ja wieder bloß äin Butterbrot jejassen, Fräiläinchen.“

„Ich hab' keinen Hunger!“

„Sie sind eben krank! Na, jewiß doch, mäin Jold. Sie sollten sich in dem Batt lejen. Wenn Ihnen morjen nicht basser ist, daß Sie andlich mal wieder assen, rufe ich den Doktor zu Ihnen!“

„Ach Unsinn! Mir ist ganz wohl!“

Mit einem vorwurfsvollen Blick entfernte sich Frau Butgereit, und Eva setzte sich an den Schreibtisch, um endlich die Abschrift von Richards Schauspiel zu beenden. Ihre Theaterbeschäftigung und die Kostümschneiderei hatten ihr in den letzten Wochen wenig Zeit gelassen.

Da hörte sie Richards wohlbekannten hastigen Schritt auf der Teppe, ihr „Herein“ erklang gleichzeitig, ja beinahe noch vor seinem Klopfen, und freudig blickte sie dem Eintretenden entgegen.

„Oh weh,“ rief er nach kurzem Gruß. „Hier sehe ich Ihre Tasse schon halb geleert. Ich komme also wohl bereits zu spät zum Kaffee?“

„Nein, nein! Es ist noch genug in der Kanne. — Aber ich werde doch lieber eine neue Auflage bereiten!“

„Warum denn?“

„Ach, der jetzige — — — ist mir etwas dünn geraten.“

„Dann ist es allerdings besser, Sie bereiten eine verbesserte Auflage,“ erwiderte Richard erstaunt. „Aber ungemütlich kalt haben Sie's heute. Sie erlauben schon, daß ich mich Ihnen als Heizer zur Verfügung stelle. Hausknechtsrollen und dergleichen zu spielen, bin ich ja ohnehin gewöhnt.“

Sorglos schaufelte er die Hälfte des Kohlenvorrats, der bis Ende der Woche ausreichen sollte, in den Ofen, während Eva den gesamten Inhalt einer Porzellanbüchse in die Kaffeemühle schüttete. Die Erregung hatte rote Flecke auf ihren Wangen hervorgerufen, die ihr eingefallenes Gesicht nur um so leidender erscheinen ließen. Richard brachte daher seine freudige Botschaft noch nicht über die Lippen, sondern fragte besorgt:

„Sie sehen nicht gut aus, Eva! Sind Sie krank oder quält Sie noch immer das Leid des letzten Sommers?“

„Mir fehlt gar nichts,“ antwortete sie, ohne aufzusehen, und drehte eifrig an ihrer Mühle.

„Sie müssen sich nicht mit Ihrem Trübsinn einschließen und von allem Verkehr fernhalten. Warum kommen Sie Mittags nicht mehr ins Schützenhaus? Vielleicht bekommt Ihnen jetzt das Essen nicht, das Ihre Wirtin kocht. Was haben Sie denn heute Mittag gehabt?“

Eva schwieg und bückte sich errötend noch tiefer auf die Kaffeemühle nieder. Von einem Argwohn durchzuckt, wiederholte Richard seine Frage mit einer Eindringlichkeit, der das fassungslose Mädchen nicht widerstehen konnte.

„Ein Butterbrot habe ich gegessen,“ antwortete sie zögernd, „und Kaffee dazu getrunken.“

„Den dünnen Kaffee, den Sie mir nicht anbieten wollten?“ sagte er bebend. „Und gestern und vorgestern und all' die Tage her war Ihre Mahlzeit wohl genau so beschaffen?“

Da warf sie den Kopf stolz in den Nacken. Alle Verlegenheit war geschwunden. Frei blickte sie ihm ins Gesicht. Nur daß sich ihre Augen ein wenig feuchteten, vermochte sie nicht zu hindern.

„Ja! Genau so ist die Mahlzeit all' die Tage her beschaffen gewesen und wird sich wohl auch im Laufe des Winters nicht viel mehr ändern. Vor Ihnen mich dessen zu schämen, wäre thöricht. Sie wissen, ich trage keine Schuld an meiner Armut!“

„Also, um Ihre Kostüme bezahlen zu können, haben Sie heimlich gehungert und gefroren?“

„Sollte ich etwa bei mildthätigen Millionärsfrauen betteln gehen oder mir meine Kleider von ihren kunstsinnigen Gatten und Söhnen schenken lassen? Die Kunst verlangt nun einmal Opfer, und je mehr sie verlangt, um so rückhaltloser hab' ich mich ihr ergeben. Ich hab' ja nichts anders mehr im Leben und werde ihr nie entsagen. Was thut's, wenn ich um solchen Preises willen eine Zeitlang etwas weniger esse?“

Es war nicht nur bewunderndes Mitleid, was Richards Seele jetzt erfüllte. Ein stärkeres, oft zurückgedrängtes Gefühl durchströmte ihn und drohte ihn mit sich fortzureißen. Mit einem Schlage war er sich bewußt geworden, daß er seit seinen Knabenjahren nie eine andre geliebt hatte, als sie, die jetzt mit freiwilligen Entbehrungen kämpfte, während er in sorglosem Kneipenleben ein leichtverdientes Geld verschleuderte.

Das Herz zitterte ihm vor qualvoller Lust, die liebe Gestalt in seine Arme zu schließen und sie zärtlich über ein Leid zu trösten, das sie ihm kaum bekannte. Aber

ihr unnahbarer Stolz hatte ihm nie ein Recht auf ihre Liebe gegeben. Und wäre er je in diesem köstlichen Recht gewesen, er hätte es längst verwirkt durch seine unbegreiflichen Verirrungen, deren Zeugin Eva gewesen war und deren er sich jetzt so bitterlich schämte, wie nie zuvor.

Schweigend stand er auf, trat neben ihren Stuhl und ergriff ihre Rechte, während er die Linke auf die Rückenlehne stützte. Seine Augen senkten sich tief in die ihren, und mit verhaltener Stimme flüsterte er:

„Meine Freundschaft hat ein Recht sich gekränkt zu fühlen. Sie durften mir das nicht verschweigen, was ich jetzt nur durch Zufall erfahren habe. Aber freilich, ich hätte besser auf Sie achten sollen! — — Ich sah voraus, daß Sie in Verlegenheit kommen mußten, und habe von Anfang an für diesen Fall gesorgt. Heute Morgen hat mir Eisler bare achthundert Mark für einen schauderhaften Kriminalroman geschickt. Ich bin deshalb zu Ihnen gekommen. Das Geld hatte nie eine andre Bestimmung, als zu Ihrer Verfügung zu sein. Erschweren Sie mir also meine Bitte nicht . . . . . .“

„Nein!“ erwiderte sie ängstlich. „Das ist unmöglich.“

„Eva,“ sagte er fest und hielt ihren Blick in den seinen gebannt, „das wenige, was Sie sich vom Munde abdarben, reicht unmöglich hin, um den Aufwand zu bestreiten, den Ihre Rollen verlangen. Sie müssen also doch Schulden machen, und nach wenig Monaten schon wird man Ihnen keine Zahlung mehr stunden. Sie wissen, eine tugendhafte Schauspielerin hat wenig Kredit. Ich bin der einzige, von dem Sie ohne zu erröten ein Darlehen annehmen können. Oder steht Ihnen irgend ein andrer näher als ich?“

„Ich hab' ja keinen auf der ganzen Welt, der mir was geben dürfte. Aber Ihr Geld darf ich am wenigsten nehmen!“

„Meines am wenigsten? Warum?“

Vergeblich suchte sie ihre Augen seinem Blicke zu entziehen. Er fühlte ihre Hand zittern und den Puls unruhig klopfen. Leise keuchte ihr Atem, und die Lippen bebten stumm, bis sie endlich angstvoll unter mühsamem Lächeln flüsterte:

„Borgen zerstört die Freundschaft!“

Da sank Richard neben ihr nieder, knieend umfaßte er ihre Schulten und glühend brach es von seinen Lippen:

„Freundschaft? Die hab' ich in meinem Herzen längst verzehrt. Wenn ich mich Ihren Freund nannte, so hab' ich gelogen und wußte es nicht. Geliebt habe ich dich. Dich habe ich geliebt, Eva; seit ich denken kann, habe ich keine andre jemals geliebt als nur dich allein. Als sich mein Sinn von dir wandte, geschah es nur, weil ich deiner Liebe immer entbehrte. Ich weiß ja, ich bin deiner nicht wert und bin es jetzt noch weniger als zuvor. Ich darf wohl kaum noch Glauben verlangen für das, was ich dir gestehe. Aber sei gütig, und wenn ich dich liebe, so wehre mir's nicht. Ich verlange nichts von dir! Nur annehmen sollst du meine Liebe und mich nicht verwerfen. Verzeihen sollst du mir, was ich gefrevelt habe. Laß mich dir noch einmal beichten, was du ja doch schon weißt und was mir das Herz mit demütigender Scham vor dir zu Boden drückt.“

Ihre Finger verschlossen seiner selbstquälerischen Gewissenhaftigkeit den Mund.

„Du thörichtes, großes Kind,“ sagte sie und hielt mit beiden Händen sein Haupt in ihrem Schoße. Jetzt war sie es, deren sanft zwingendes Auge auf ihn niederblickte, und dieser Blick erlöste seine Seele von allem Druck. Fast wie eine mütterliche Liebkosung empfand er die Berührung ihrer Hände. Einige kurze Augenblicke ließ er wunschlos seinen Kopf an dieser friedsamen Stätte ruhen.

Dann aber flammte eine heißere Sehnsucht in ihm auf, Evas Lippen versagten sich den seinen nicht, und all' das Denken und Sorgen des Tages versank den seligen Beiden in zeitlose Nichtigkeit.

— — — Erst als er am nächsten Morgen nach schwärmerisch durchträumter Nacht erwachte, war er ruhig genug geworden, sein Glück mit klarem Blicke zu erfassen.

Eva hatte seiner Liebe so bereitwillig Glauben und Erlaubnis geschenkt. Vielleicht hätte er noch kühner sein dürfen. Vielleicht konnte auch ein Werben um Gegenliebe auf Erhörung hoffen. Nicht jetzt, aber später, nach einigen Monaten, Wochen oder gar schon Tagen. Ja, war es denn nicht Gegenliebe, daß sie sein Lieben so rückhaltlos duldete? Nein! Aus mitleidiger Güte hatte sie ihm von Herzen alles gewährt, was er erbeten hatte, aber nicht mehr. Und Gegenliebe hatte er nicht gefordert.

Ihr Höchstes war die Kunst. Das hatte sie mit klaren Worten ausgesprochen. Ihr würde sie niemals entsagen und nichts anderm sollte je ihre Liebe gehören. Aber diese Nebenbuhlerin erweckte wenigstens keine Eifersucht. Der nächste Platz an Evas Herzen war doch sein, und das bedeutete Glückes genug!

Er durfte sie lieben, er durfte sie zum Zweck seines Lebens machen, das jetzt so zweck- und ziellos gewesen war, wie es jedes Menschenleben im Grunde ist, wenn ihm nicht künstlich Wert und Bedeutung gegeben wird. Die leichtfrohen Alltagsmenschen freilich zerbrechen sich darüber nicht weiter den Kopf. Ihr Dasein wird ihnen von dem zunächst liegenden Tagewerk und den zugehörigen Sonn- und Feiertagen mit hinreichender Wichtigkeit erfüllt.

Er hatte an diesen gewöhnlichen Lebenszweck nicht geglaubt und war doch nicht im stande gewesen, sich einen andern dafür zu schaffen. Seine eigne Straße hatte er ziehen wollen und hatte sie nicht gefunden. Ohne ein festes Ziel war er nur seiner unklaren Sehnsucht gefolgt, und jetzt lag er schon ermattet am ungewissen Wege.

Da war es ihm ein beglückender Trost, die Zwecklosigkeit des eignen Strebens fortan durch aufopfernde Hingabe an die Geliebte ersetzen zu dürfen. Wenn er für sie arbeitete, für ihr Wohlergehen und Glück sich mühte, dann lebte er nicht mehr vergebens, dann war er notwendig, und notwendig zu sein verleiht dem Dasein das stärkste Recht und den schönsten Stolz.

Seinen seligsten Stolz freilich hätte es ausgemacht, wenn Eva es über sich gewonnen haben würde, ihrer glänzenden Kunst zu entsagen und die einfache Frau des unbedeutenden Geschichtenschreibers zu werden. Aber einstweilen waren seine litterarischen Einnahmen doch zu geringfügig und unsicher, und selbst als Millionär hätte es ihm eine Vermessenheit geschienen, ein solches Opfer von ihr zu verlangen. Es war seine Pflicht, ihr den Weg zum Gipfel der Kunst, der ihm selbst ewig unerreichbar blieb, nicht neidisch zu versperren, sondern nach Kräften zu ebnen.

Schon vor Mittag eilte er heute zu Eva und schüttete all' die Freuden seines übervollen Herzens vor ihr aus. Sie war ruhiger als sonst und schüttelte zu der seltsam bescheidenen Art seiner Glücksberichte lächelnd den Kopf. Das war wieder dieselbe frohe Überlegenheit, die schon um den Mund der Sechzehnjährigen gezuckt hatte.

Ohne die gewissenhafte Klarheit seiner Rede länger zu beachten, bot sie ihm die Lippen zum Kuß und sagte verwundert:

„Ich verstehe gar nicht, warum du dir in einer so eigentümlichen Demut gefällst, die mich geradezu beschämen muß. Du thust beinahe, als erwiese ich dir eine Gnade, wenn ich dich heirate."

Ein Schreck freudiger Überraschung trieb Richards Blut zum Herzen, und Eva fuhr in einer reizenden Mischung von Zorn und Verwirrung fort:

„Du bist schon vor andern viel zu bescheiden. Sei es wenigstens mir gegenüber nicht! Ich ...... Es ist zwar vielleicht nicht schicklich, was ich dir sage. Und wahrscheinlich werde ich rot, wenn ich's gesagt habe. Aber sagen muß ich's: Ich ...... freue mich ganz unbändig, dich zum Mann zu bekommen. Ich hab' mich ja schon immer nach dir gesehnt und bin nun so stolz und glücklich!"

Die Röte ihrer Wangen blieb nicht aus, wurde aber von Richards Gegenfeuer noch übertroffen. Mit zitternden Händen tastete er nach ihren Armen und fragte leise:

„Ja, hast du mich denn so lieb, Eva? Lieb genug, um meine Frau zu werden?"

Da sah sie ihn nur mit großen Augen an, und er begehrte keine weitere Antwort. — — —

Eva begleitete ihn zu Tisch ins Schützenhaus, und gemeinsam betraten sie das Speisezimmer, mit dem selbstsüchtigen Vorsatz gerüstet, den andern ihr heimliches Glück noch zu verschweigen.

Ganz vorzüglich machte sich auch die harmlose Gleichgültigkeit, mit welcher Eva wieder den Platz neben Richard einnahm, der so lange leer gestanden hatte, und sie freuten sich beide der Überzeugung, auf ihrer heiteren Stirn den Gipfel der Unbefangenheit zur Schau zu tragen. Da brach die ganze Tafelrunde in ein fröhliches Gelächter aus und überschüttete das erstaunte Paar mit den herzlichsten Glückwünschen.

Lilli Sarottys Wirkungskreis lag dieses Jahr in einer andern Stadt, und so sah Eva niemanden, an dessen Aufrichtigkeit zu zweifeln war. Richards achthundert Mark aber verminderten sich rasch um den Betrag für einige Flaschen Rheinwein.

Am Nachmittage stand er mit etwas ernsterer Miene dem Direktor in dessen Geschäftszimmer gegenüber. Dieser schüttelte den Kopf, mischte ein väterliches Wohlwollen in seinen Geschäftston und sagte:

„Ich kann Sie ja nicht hindern, lieber Günther, wenn Sie eine Dummheit machen wollen. Aber ich will Sie wenigstens auf die Folgen aufmerksam machen, die Sie da heraufbeschwören: Sowie Fräulein Kern heiratet, mache ich natürlich von meinem vertragsmäßigen Rechte Gebrauch, sie auf der Stelle zu entlassen. Denn eine verheiratete Liebhaberin ist an einem Provinztheater ein Ding der Unmöglichkeit. Sie verderben ihr also vollständig die künstlerische Zukunft. Daß Sie das nicht dürfen, wird Ihnen wohl schon Ihre Liebe sagen und Ihr Gewissen. Um Sie jedoch nicht unaufhörlich der Versuchung auszusetzen, werde ich zum nächsten Jahre keinesfalls

wieder Sie beide zugleich für mein Theater verpflichten. Fräulein Kern ist mir wertvoller; also bitte ich Sie, lieber Günther, sich nach etwas anderm umzusehen."

Der jähe Sturz aus allen seinen Hoffnungen hatte Richard so überwältigt, daß er keines Wortes mächtig war. Sprechend aber lag auf seinen Zügen der Ausdruck bitterster Empörung.

Der Direktor jedoch wurde nur noch jovialer, kräuselte die Lippen zu seinem besten Lächeln und fuhr recht herzlich fort:

„Nun bin ich natürlich in Ihren Augen ein grausamer Tyrann und der Mörder Ihres Glückes. Nicht wahr? Ein Theaterdirektor ist ja überhaupt nur aus Schlechtigkeiten zusammengebacken. Aber wenn Sie sich selbst einmal ehrlich auf den geschäftlichen Standpunkt stellen, so müssen Sie einsehen, daß jetzt zum Beginn Ihrer Theaterlaufbahn für Sie beide eine Heirat so ziemlich das unvorteilhafteste Geschäft ist, das Sie machen können. Und aufs Geldverdienen sind Sie doch wohl beide angewiesen! Überlegen Sie sich das, und Sie werden mir Recht geben."

Richard konnte diese Vernunftgründe nicht widerlegen und wußte in seiner Erregung nichts Passenderes zu entgegnen, als:

„Ich brauche mir nichts erst zu überlegen, Herr Direktor, um Ihnen Recht zu geben. Aber da Ihnen an meinen Leistungen so wenig gelegen zu sein scheint, so werden Sie wohl auch mir Recht geben, wenn ich Sie gleich heute um die augenblickliche Entlassung aus dem Verband Ihrer Bühne bitte, an der mir ebenfalls sehr wenig mehr gelegen ist."

Ruhig antwortete der Direktor:

„Sie hätten sich den ungezogenen Ton sparen können, der mich geradezu zwingt, Sie von meinem Theater zu entfernen. Ich wäre auch einer bescheidenen Bitte um sofortige Lösung Ihres Vertrages gern nachgekommen. Rechnen Sie mit dem Kassierer ab. Dann haben wir keine Ansprüche mehr aneinander. Leben Sie wohl! Ich wünsche Ihnen viel Glück für Ihren ferneren Lebensweg!"

Wie im Fieber eilte Richard wieder zu Eva. Mit offenem Mantel stürmte er über die Straße und bemerkte den scharfen feinen Schnee nicht, den ihm der kalte Wind entgegenblies. Ihm war, als ob sein Verstand ohne sein Zuthun mit Riesenschnelligkeit und gleichsam im Traum arbeite, und als er nach wenigen Minuten schon in Evas Zimmer stand, lag sein Zukunftsplan bereits fertig vor ihm.

Eva freilich erschrak über seinen Bericht und seine augenblickliche Entlassung. Sie erschrak noch mehr über seinen nun plötzlich zum Entschluß erhobenen Gedanken, als Stegreifdichter in den Variétés aufzutreten.

„Thu' das nicht, Richard," bat sie. „Thu' das nicht. Es ist deiner nicht würdig. Daß du deine elende Stellung hier am Theater aufgegeben hast, finde ich begreiflich; aber nun solltest du deine Freiheit benutzen, um dich ganz der Schriftstellerei zu widmen!"

„Und solche Stücke zu schreiben, wie ‚Verzeihung‘, die nirgends aufgeführt werden!"

„So lange dein Schauspiel nicht aufgeführt ist, darfst du nicht darüber spotten," sagte sie ernst. „Ist es aber erst aufgeführt, dann werden wir jubeln! Mach dich einstweilen an eine andre große, ernste Arbeit, etwa an einen Roman. Du sagst ja

selbst, daß mit einem guten Roman auch ein gutes Geschäft zu erzielen ist, ein weit besseres noch, als du jetzt mit der Kriminalgeschichte gemacht hast. An deinem Können ist doch nicht zu zweifeln!"

„Doch! Ich zweifle daran. Wenigstens augenblicklich. Ich bin jetzt außer stande, etwas Großes zu schaffen, und fühle mich viel zu unruhig. Mein einziges Streben geht dahin, rasch eine Summe Geldes zusammenzubringen, die unsre baldige Heirat ermöglicht und uns eine Zeit lang sorgenlos leben läßt. Wenn wir dann beisammen sind, dann wird mir auch Lust und Kraft zu ernster Arbeit kommen, und der Segen wird nicht ausbleiben."

Lange sprach Richard noch von der Notwendigkeit und Harmlosigkeit seines Entschlusses, bis sich Eva endlich, mehr überredet, als überzeugt, dem Plane fügte.

Schwerer wurde es ihm, seine gute Mutter von all diesem Neuen schonend in Kenntnis zu setzen. Er berichtete ihr einstweilen nur von seiner Verlobung und seiner Lösung des Theatervertrags. Die dritte Überraschung wollte er ihr so lange als möglich ersparen. Er erklärte ihr daher nur, daß er als künftiger Ehemann natürlich auf ergiebige Einnahmequellen bedacht sein müsse, stellte die Schriftstellerei in einen sehr günstigen Vergleich zum Theater und erwähnte ganz nebenbei die achthundert Mark.

Als er den Brief zur Post trug, schlug ihm das Herz. Seit Jahren schon hatte er unter seinen Geschwistern die meisten Sorgen gemacht. Er war ihr einziges Sorgenkind und wurde es nur immer mehr. Heute aber hatte er sie gar belogen. Denn diese Verheimlichung seiner unrühmlichen Pläne kam einer Lüge ziemlich gleich. Und doch konnte er nicht anders handeln. Und doch glaubte er sich das Zeugnis geben zu können, von jeher immer nur seinem besten Wissen und Gewissen gefolgt zu sein.

Gern wäre er noch einmal zu Eva gegangen, um aus ihrer heiteren Ruhe Trost zu schöpfen und in ihren Augen das Glück zu lesen, das jetzt als seiner Arbeit Preis gesetzt war. Aber es war schon spät abends, und so trat er ins Café Bauer, um endlich einmal wieder mit Nauheimer zu sprechen.

Er fand diesen ganz veränderten Gemüts und von einer bei ihm noch nicht dagewesenen nervösen Zerstreutheit. Für seine Verlobungsanzeige erntete er einen flüchtigen Glückwunsch, der so gleichgültig von den starren Lippen fiel, als käme er aus einem Zehnpfennig-Automat, und auf die Eröffnung seiner Variétéabsichten erfolgte nicht einmal das kleinste wohlverdiente „Bravo". Der dicke Automat Nauheimer schien ausverkauft oder ausgeleiert und saß am Tische so starr wie ein Porzellanchinese, den lange keiner angetippt hat.

Richards Schicksalsmitteilungen genügten offenbar nicht, um ihn mit Erfolg anzutippen, und erst als ihn Richard fragte: „Dir ist wohl auch etwas Besonderes zugestoßen?" da entquoll seinen Lippen eine verzweifelte Anklage gegen das Schicksal.

Noch niemals hatte Nauheimer wider die Prüfungen gemurrt, welche die Vorsehung seinen Mitmenschen auferlegte. Immer hatte er seine heitere Überlegenheit bewahrt, und der Humor war ihm noch bei keinem Mißgeschick ausgegangen, dessen Zuschauer er gewesen war. — Heute aber hatte er die Fassung vollständig verloren.

„Es geht zu Ende mit deinem guten dicken Emil," schluchzte er. „Ich hab' mich so harmlos und redlich durchs Leben geschlagen, wie nur einer! Keinem Menschen

hab' ich was Böses gethan. Du kannst mir's bezeugen: Dein braver Emil war kein böser Mensch. In aller Unschuld dem närrischen Hasten und Treiben der selbstsüchtigen Menschen zuzuschauen, das war meine Freude, und hin und wieder ein gutes Gläschen oder zwei, meine Erholung. Ein bequemer Sohn war ich stets für meinen Vater. Nie hab' ich ihm Unannehmlichkeiten gemacht, wie du zum Beispiel. Ich habe nicht aller paar Jahre meinen Beruf gewechselt, wie du. Noch immer bekenne ich mich als treuen Jünger der Medizin. Ich habe keine zwiespältigen Stimmungen in meiner Familie erregt, wie du. Auch verlobt habe ich mich nicht, wie du, ohne vorherige Einwilligung des Familienrats. Allen solchen Lustbarkeiten habe ich bescheiden entsagt, und doch wird mir nun plötzlich das Leben so grausam vergiftet, als wäre ich der entsetzlichsten Verbrechen schuldig! Ich bin ein fideles altes Haus. Doch wenn ein Haus im Feuer soll vergehen, dann treibt der Himmel sein Gewölk zusammen, es fährt der Blitz herab aus heitern Höh'n u. s. w., siehe Wallenstein, dem ich als Schicksalsbruder im Geiste die Hand drücke."

„Na, mein armer Dicker, wer thut dir denn was?"

Nauheimer röchelte, trank sein Glas aus, bestellte ein neues, warf einen wehmütig schiefen Blick auf Richard und entgegnete keuchend:

„Mein alter Herr verweigert mir die Mittel zum standesgemäßen Leben; er hat mir anbefohlen, nach Hause zu kommen, und will dort einen ordentlichen Menschen aus mir machen. Denke nur, er hat Erkundigungen über seinen guten Emil eingezogen, hat die Überzeugung gewonnen, daß ich nie die Staatsprüfung bestehen werde, und nun soll ich unter seiner Aufsicht mich nützlich machen und überhaupt ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gemeinschaft werden."

„Darin kann ich nichts finden, was dich zu solcher Verzweiflung berechtigte," sagte Richard lächelnd. „Entsinne dich, mit welchem Gleichmut du mir immer eine nutzbringende Verwendung meiner Gaben gepredigt hast. Heute habe ich mich entschlossen, den Schritt zum Variété zu thun. Er fällt mir nicht leicht. Aber ebenso wie ich mich in das Unangenehme zu fügen weiß, solltest du es auch thun!"

„Nein, nein! Es ist doch ein böser Unterschied zwischen dir und deinem armen Emil. Erstens eignest du dich zu allem möglichen, ich aber zu nichts. Wenn du jetzt anfängst zu tingeln, so wird das ganz famos. Wenn ich aber bei meinem alten Herrn Pillen drehe, so wird das sehr schlimm. Zweitens aber hast du immer einen braven, dicken Freund zur Seite gehabt, der dir mit heiterem, verständigem Rat beigestanden hat. Mir hingegen hilft in meiner Verlassenheit niemand!"

Richard schwieg. Plötzlich aber kam ihm ein Einfall:

„Du mußt deinem Vater natürlich gehorchen," sagte er. „Denn ohne seine Unterstützung bist du mittellos, und ich kann dir, zumal ich jetzt nicht allein für mich zu sorgen habe, vorläufig auch nichts geben. Hat er dir schon bestimmte Andeutungen über den Wirkungskreis gemacht, der dir droht?"

„Nein! Aber ich kenne ja das Arbeitsfeld der väterlichen Apotheke zur Genüge: Rizinusöl verkaufen und rote Schilder auf die Flaschen kleben!"

Richard schüttelte überlegen den Kopf:

„Du scheinst all' deine sonstige Umsicht eingebüßt zu haben. Sagtest du mir nicht neulich selbst, dein Vater habe den Birnbaum aus der Kern-Pokornyschen Konkursmasse erworben? Dies Geschäft muß doch weitergeführt werden ......"

Jetzt stieß Nauheimer einen so ungesitteten Freudenschei aus, daß der Piccolo entsetzt davon lief.

„Natürlich," rief er. „Ob das meines Alten Absicht ist, weiß ich zwar nicht. Bin ich aber einmal dort, so werde ich ihm schon beweisen, daß er gar keinen sachverständigeren Geschäftsführer für die feine Weinbude finden kann, wie mich! — Morgen fahre ich nach Hause. Ich freue mich unmenschlich."

Wie groß diese Freude Nauheimers war, ließ sich aus der Dauer und dem Umfang des Abschiedstrunkes ermessen, bei dem die Freunde sich nun ihre Zukunftspläne erläuterten.

Wenige Tage später, am 29. November, erhielt Richard zwei Briefe. Der eine kam von der Mutter und enthielt nichts als Liebe und Güte. Der andre war ein Geschäftsbrief. Er kam aus Würzburg von dem dortigen Variété „Eldorado" und brachte ihm einen Vertrag für Dezember mit einer Gage, dreimal so hoch wie die des Stadttheaters.

Jubelnd über diesen raschen und günstigen Anfang packte Richard seine Sachen und reiste ab. Für Eva, wie für ihn selbst, kam der Abschied überraschend, und nicht ohne Thränen trennte sich das junge Brautpaar.

Ihn riß es aus ihrer milden freundlichen Gesellschaft los und führte ihn einer ungewohnten und unerwünschten Thätigkeit entgegen. Aber der belebende Reiz des Neuen und Ungewissen machte seine Traurigkeit rasch verschwinden, und wie er so in die selbstgewählte Zukunft hineindampfte, da tröstete er sich bald mit einem gewissen Märtyrer-Bewußtsein.

Wenn einst die alten Ritter zu der Gebieterin Ehre und um des Goldschatzes willen zum Drachenkampf ausritten, so konnten sie nicht stolzer sein, als heute dieser junge Vogel, der ausflog, um sich das schnöde Geld zum Nestbau zu ersingen.

— — Eva hatte am Schmerz der Trennung schwerer zu kosten. Weit bitterer, als dem Wandernden, dünkt dem Zurückbleibenden das Scheiden. Denn zurückbleiben heißt verlassen sein.

Erst jetzt in der Einsamkeit erwachte mit süßen Qualen ihr unbewußtes Gefühl zu voller Mächtigkeit. Sie erschrak fast vor dem wilden Überschwang ihrer Liebe, die bisher ihr nicht minder unbekannt gewesen war, wie dem Geliebten.

Am liebsten wäre sie allem Umgang fern geblieben, um nicht mit gleichgültigen Leuten gleichgültige Worte sprechen zu müssen. Aber Richard hatte ihr das Versprechen abgenommen, täglich im Schützenhaus zu speisen, und gehorsam saß sie jeden Mittag neben seinem verwaisten Stuhl.

Sein Gedeck durfte nicht fehlen, und immer legte sie bei Tisch auf seinen Teller den Brief, der ihr jeden Morgen den Gruß seiner Liebe brachte.

XVIII.

Erfahrene Männer berichten zuweilen aus Frankreich, oder gar aus Indien und andern solchen Ländern, die auf den hintersten Blättern des Schulatlas verzeichnet sind, daß daselbst das Bier teuer und schlecht ist. Bayern hingegen steht bekanntlich in einem freundlicheren Rufe.

Andre Gegenden wieder, wie Schlesiens Berge und zu Richards Schmerz auch sein heimatlicher Elbestrand, sind wegen der Säure ihrer Weine berüchtigt, während am Rhein und Main, wie an den Ufern der Mosel, ein milderer Segen auf der deutschen Rebe ruht.

Bei diesen launischen Ungerechtigkeiten der Feuchtigkeitsgeographie muß jeder Zecher dem Schicksal dankbar sein, wenn es ihn überhaupt an einen trinkbaren Ort gestellt hat; zu zweifachem Danke aber ist er der Vorsehung verpflichtet, wenn seines Daseins Stätte das doppelt trinkbare Würzburg ist.

Denn Würzburg liegt nicht allein am Main, sondern auch in Bayern: An den rebenbepflanzten Hängen küßt die fränkische Sonne des Steinweins Trauben reif, im Thale bereitet der bajuvarische Bräuknecht aus Malz und Hopfen das andre Labsal, und beide Gaben sind würdig, von Dichterzungen gekostet und gepriesen zu werden.

Wer in der stillen Trinkstube des Juliusspitales das milde Feuer des Steinwein schlürft, der fühlt sich vom heißen Atem der dionysischen Gottheit umweht, und wenn im schäumenden Bierglas der milchige Gischt die dunklere Flut sanft überdeckt, dann wirkt dieser wahrhaft göttliche Anblick, als schmiegte Aphrodite ihren schneeigen Arm um den bräunlichen Nacken des Ares.

Kurz, beide Flüssigkeiten haben gegründeten Anspruch, getrunken zu werden, und so ist es wieder ein schöner Beweis für die Umsicht der Obrigkeit oder für die Logik der geschichtlichen Entwickelung, daß Würzburg Universitätsstadt geworden ist.

Selbstverständlich beschäftigen sich aber die Studenten nicht ausschließlich mit Bier- und Weintrinken. Zu manchen Stunden des Tages sitzen sie auch im Café Alhambra beim Skat, und augerquickend heben sich ihre bunten Kappen von den entblößten Philisterköpfen der übrigen Gäste ab. Wie die prächtigen Farben des Mohnes und andrer leichtsinniger Kräuter das einförmige Weizenfeld durchleuchten, so schmückt der Studenten sorgloses Treiben den Werktag der guten Stadt Würzburg und drückt ihm lachend den Stempel des Festtages auf.

Heute abend schien die Stimmung im Café Alhambra besonders festlich zu sein, vielleicht weil die Freuden eines verlängerten Frühschoppens noch nicht ganz verrauscht waren, und nach endlich vollbrachtem Nachmittagsskat saß ein Häuflein rot und blau gemützter Jünglinge fröhlich beisammen, um über weitere Verwendung ihrer abendlichen Thatkraft zu beschließen. Da sie noch nicht das erste Drittel des Monats hinter sich hatten, so war ihre Unternehmungslust noch durch keine finanziellen Bedenken gelähmt.

Es wurde darüber verhandelt, ob die künstlerischen Genüsse des Eldorado-Variétés diesmal bemerkenswert seien, und ob es die Mühe lohne, diesen Kunsttempel heute zu besuchen.

„Es soll eine Truppe mit lebenden Bildern da sein," sagten die einen. „Was ist das für eine Nummer? Ist es eine schneidige Sache?"

„Famos!" antworteten andre. „Sind feudale Weiber dabei!"

„Die Akrobaten sind stumpfsinnig! Langweilige Muskelfritzen!"

„Sie treten ja auch nur ein paar Minuten auf. Aber die Soubrette ist ein tadelloser Kerl."

„Jawohl! Ein forsches Frauenzimmer!"

„Pikantes Mädel!"

„Was macht denn der Stegreifdichter? Ist an dem Onkel was dran?"

„Natürlich! Der und die lebenden Bilder sind ja die Hauptnummern!"

„Ist er gut? Ist er ulkig?"

„Er ist nicht schlecht. Nur ein wenig zu anständig. Er läßt sich Aufgaben aus dem Publikum stellen und reimt da wirklich immer eine ganz tadellose Sache zusammen."

„Da läßt sich ja der Kerl ganz vorzüglich anulken. Das wird ein Hauptspaß!"

„Ich schlage vor, wir ziehen in corpore hin und machen uns einen vergnügten Abend."

„Großartige Idee! Wenn wir gleich aufbrechen, kommen wir gerade zur rechten Zeit."

Dem Café Alhambra gegenüber erhebt sich eine Kirche. Es giebt in Würzburg überhaupt nur wenige Häuser, denen gegenüber sich nicht eine Kirche erhöbe. Schweigend reckte sich der düster ragende Bau aus dem Schnee des Winterabends empor, als die übermütige Jünglingsschar mit fröhlichem Lärm vorbeizog. Zielbewußt schlängelte sich der Zug durch ein paar schmale winklige Gassen und strebte mutigen Schrittes dem Eldorado zu.

Dieses auf der Sanderstraße gelegene Lokal zählte nicht zu den glänzenden Palästen, die jetzt allenthalben der Muse des Variétés zur Verfügung stehen. Die Studenten nannten es eine Radaubude und behandelten es auch danach. Der Wirt aber und Direktor der Bier- und Musenhalle wehrte ihrem munteren Treiben nicht. Denn die akademischen Jünglinge waren zwar nicht die verträglichsten aber die einträglichsten Gäste. — — —

In einer der drei engen schlecht gelüfteten Garderobezellen hinter der Bühne war Richard Günther, genannt „Gunnar" mit dem Jongleur und den männlichen Mitgliedern einer Turnerfamilie untergebracht. Das waren bescheidene, treuherzige Leute, deren gesittetes Betragen ihn mit angenehmer Überraschung erfüllt hatte. Er war auf Gesindel gefaßt gewesen, gleichviel ob roher oder ob feiner Art; um so wohler that ihm die schlichte Herzlichkeit, die seine nunmehrigen Kollegen ihm als Neuling entgegenbrachten.

Er bewunderte ihr einträchtiges Familienleben, den ausdauernden Fleiß auf den allmorgendlichen Proben und ihre sparsame und nüchterne Lebensführung und war stolz darauf, sich von ihnen als gleichwertig anerkannt zu sehen. Diese wieder hatten seine höhere Bildung bald gefühlt und schätzten an ihm die Abwesenheit jenes dünkelhaften Hochmuts, durch den sich die Söhne besserer Familien schon auf der Schulbank deutlich von dem niederen Volk unterscheiden.

Richard saß im Frackanzuge schwermütig auf seinem Stuhle. Neben ihm stand einer von den Turnern, der sich eben eine Trikotweste über die mächtige Brust zog. Gutmütig nickte er dem Stegreifdichter zu und sagte:

„Schneiden Sie doch nicht solch betrübtes Gesicht, Herr Gunnar! Mit einem frohen Lächeln müssen Sie auf die Bühne treten. Das bringt das Publikum gleich in die richtige Stimmung. Überhaupt müssen Sie noch forscher werden. Ich hab' mir Ihre Nummer jetzt jeden Abend angesehen. Der reelle Wert Ihrer Arbeit ist großartig. Sie können damit in den allerersten Verhältnissen bestehen. Nur haben Sie den Trick noch nicht recht heraus, Ihre Arbeit vorm Publikum gut zu verkaufen. Na, das kommt schon. Ruhe ist die Hauptsache! Und wenn Ihnen die Kerls unten etwa frech werden, dann fahren Sie ihnen nur mal ordentlich über den Schnabel."

Richard wußte wohl, wie gut der Rat gemeint war. Aber es fiel seiner bescheidenen Natur schwer, ihn zu befolgen. Wenn er auf der Bühne dem Publikum gegenüberstand, so flößte ihm dies vielköpfige Ungeheuer in seltsamem Widerstreit gleichzeitig eine ehrfürchtige Scheu und doch auch eine unsägliche Verachtung ein. Das machte ihn befangen und beeinträchtigte natürlich auch die Wirkung seiner etwas unsicher vorgetragenen Stegreifdichtungen.

Gleichwohl erfreute er sich immer lebhaften Beifalls, und der Mangel an Keckheit, der ihm bei einem Teil des Publikums entschieden schadete, war ihm in den Augen der andern wieder von Nutzen, indem er einen Schimmer von bürgerlicher Wohlanständigkeit um ihn verbreitete. Dazu kam, daß er mit seinem rasierten, gepuderten Gesicht im Rampenlicht außerordentlich jung aussah, und ein netter junger Mensch, sorgfältig angezogen, der Verse macht und sie recht bescheiden aufsagt, hat selbst für einen barbarischen Zuhörer immer etwas Rührendes.

Richard selbst freilich regte sich in den fünfzehn bis zwanzig Minuten seines Auftretens aus Angst und Scham und nicht zum mindesten vor Anstrengung dermaßen auf, daß er immer in Schweiß gebadet von der Bühne abtrat, und wenn ihn auch noch keine Aufgabe bis jetzt außer Fassung gebracht hatte, so nahm doch sein Lampenfieber mit jedem Abend zu. Täglich trat er mit der unheimlichen Überzeugung an die Rampe, heute dem Publikum, dem lachenden Feinde, zu unterliegen.

Eben war Fräulein Rosel Mosel, der Liebling der jüngeren Herrenwelt, abgegangen. Tobender Beifall der äußerst lustig gestimmten Zuhörer rief sie noch einmal heraus, und sie sang oder schrie eine Zugabe, in der sie behauptete, daß sie die graziöse und ganz famöse auch kapriziöse Konfektionöse sei. Im zweiten Vers fügte sie hinzu, sie werde Rosel Mosel genannt, überall bekannt, in Stadt und Land, mit Herz und Hand.

Diese Versicherung fand jubelnden Wiederhall, der sich außer im Klatschen, Bravorufen und Trampeln auch in einem billigen Sträußchen kund gab, das einsam über das Orchester geflogen kam. Mit dankbarem Lächeln hob sie es auf und barg es unter seelenvollem Augenaufschlag an ihrem Busen, wo es sich von der weißen Schminke wirkungsvoll abhob.

Weiteren Hervorrufen leistete sie keine Folge. Denn sie wollte sich, wie sie zu Richard sagte, nicht die Lunge aus dem Halse schreien in der entsetzlichen rauchgeschwängerten Luft.

„Geh'n Sie nur jetzt raus, langer schwarzer Kollege. Ich hab' Ihnen Stimmung verschafft, was? Rein toll hab' ich die Kaffern da unten gemacht. Wenn Sie jetzt nicht gefallen, dann ist's Ihre eigne Schuld. Also zeigen Sie mal heute, was Sie können. Ich steh' hinter der Kulisse und hör' zu."

Richard Gunnar antwortete nur mit einem zerstreuten Lächeln. Ihm war die Dame widerwärtig, obwohl sie ihm nichts zu Leide gethan hatte. Er schalt sich deshalb und sagte sich wohl hundertmal, daß ihn sein Bräutigamszustand keinesfalls berechtige, gegen andre Damen unartig zu sein. Aber trotzdem blieb ihm die schwarzhaarige Rosel Mosel von Grund aus zuwider.

Nachdem sich der rasende Beifallsjubel ein wenig gelegt hatte, hob sich der Vorhang für das Auftreten des Stegreifdichters Gunnar. Ein warmer Brodem von Bierdunst, Menschengeruch und Tabaksqualm schlug ihm entgegen und legte sich erstickend auf seine Kehle.

Ein Teil der ausdauernd klatschenden Zuschauer hatte gehofft, noch einmal die hochgeschürzten Füßchen der Sängerin heraustänzeln zu sehen, und beim Anblick von Richards männlichen Beinkleidern huben sie ein enttäuschtes Zischen an. Die übrigen aber freute seine elegante Erscheinung und sein artiges Auftreten, und sie verwiesen die Zischer durch anderstönendes Gegenzischen zur Ruhe.

So war Richard bereits verwirrt, als es endlich still genug für ihn wurde, um seine gewohnte Einleitung zu sprechen und das Publikum aufzufordern, ihm einzelne Worte zuzurufen, die er sich anheischig machte, alsbald in einige Koupletverse zu verschmelzen.

Da schien es der frohmütigen Studentenschar an der Zeit, den Freuden des Abends mit einem gediegenen Scherz den Höhepunkt zu geben. Ihre Anzahl betrug etwa das Dreifache des vom Café Alhambra aufgebrochenen Häufleins, und aus dem ganzen Parkett tönten dem Stegreifdichter jetzt eine solche Flut von Worten entgegen, daß er zunächst gar nichts verstand, außer einigen Unflätigkeiten, die er gezwungen war, zu überhören.

Allmählich aber schlugen deutlich allerhand Spott- und Schimpfrufe an sein Ohr. Richard fühlte, wie ihm das Blut siedend in die Schläfen stieg. Er war es schon gewöhnt, hin und wieder ein derbes Wort mit in den Kauf zu nehmen. Aber heute geschah das nicht in der Absicht, ihm schwierige, heikle Aufgaben zu stellen, sondern aus Lust, ihm Beleidigungen an den Kopf zu werfen. Nicht an seinem Talent wollten sich die johlenden Herren da unten ergötzen, sondern sich an dem köstlichen Anblick seiner Hilflosigkeit erquicken.

Zitternd vor verhaltener Wut bat er um Ruhe. Aber von den hinteren Reihen scholl ihm der Ruf entgegen „Dummer Junge," und vorn am Orchester fügte ein langer wohlfrisierter Jüngling in klangvollem Baryton hinzu: „Schafskopf."

Dem machte Richard eine leichte Verbeugung und sagte:

„Freut mich! Ich heiße Gunnar!"

Dieser Entgegnung folgte zunächst hier und da ein beifälliges Gelächter. Bald jedoch ging es in einem wüsten Rachegeschrei der Studenten unter, das sich wie eine Sturmwoge gegen Richard heranwälzte.

Selbst der ruhigere Teil des Publikums begann jetzt ein grausames Vergnügen daran zu empfinden, den bleichen jungen Mann auf der Bühne so wehrlos zu sehen. Die Freude war annähernd so wie bei einem Schlachtfest. Ein Schlachtfest ist ja immer etwas Erfreuliches, außer für das Schwein, oder wer sonst gerade das Schlachtopfer abgiebt.

„Maul halten," rief es aus den Reihen der Studenten. „Nicht Dichten, lieber Polka tanzen," „Was Chinesisches singen!" „Raus mit dem Kerl," „Runter von der Bühne."

Dazwischen ertönten Pfiffe, und schon hatte der wohlfrisierte junge Mann mit dem klangvollen Baryton seinen Bieruntersetzer ergriffen, um ihn Richard an den Kopf zu schleudern, da fühlte sich dieser plötzlich von all' seiner ängstlichen Verwirrung befreit. Die Größe der Bedrängnis hatte ihm mit einem Schlage seine volle Ruhe wiedergegeben, und mit aller Kraft seiner geschulten Schauspielerstimme stieß er den scharf einsetzenden und donnernd verklingenden Ruf aus:

„Si—i—i—lentium!" und fuhr dröhnend fort: „Silentium pro me! Auditores spectatissimi, commilitones illustrissimi, doctissimi, — — — insolentissimi!*)"

Die brüllende Horde schwieg verblüfft. Die Sprache Ciceros kam ihnen aus dem Munde des Tingeltangelkomikers sehr überraschend und so ließen sie ihn weiter reden und erduldeten die Strafpredigt, die ihnen Richard jetzt in fließendem Latein hielt, mit freundlichem Schweigen. Es schmeichelte ihnen, daß das übrige Publikum von der an sie gerichteten Ansprache nichts verstand; sie fühlten sich stolz erhoben und ließen sich die schärfsten Vorwürfe so ruhig gefallen, als wären es zarte Höflichkeiten.

Richard empfand mit Siegerfreude, wie glücklich er die Herzen seiner Feinde verwandelte. Aber, als er mit einem „proinde taceatis quaeso"**) geschlossen hatte, und ihn begeisterter Beifall umjubelte, kam ihm ein Einfall, seinen Sieg noch weiter auszunutzen. Lächelnd erbat er mit einer leichten Handbewegung nochmaliges Schweigen. Sofort gehorchte das gebändigte Publikum seinem Wink, und er rief im jovialen Tone eines Fuchsmajors:

„Meine Herren! Ich habe eben in einer Weise zu Ihnen gesprochen, wie man es auf dem Gymnasium lernt. Aber der Schulbank sind wir ja allesamt längst entwachsen, und so bitte ich Sie, mir auf studentische Art die gebührende Antwort zu geben. Ich fordere die Anwesenden auf, zu Ehren des bedeutendsten lebenden Dichters in diesem Saale, also auf mich selbst, einen donnernden Salamander zu reiben, dessen Kommando das dicke alte Semester hier zu meinen Füßen übernehmen wird!"

Der Salamander wurde gerieben, und Richard hatte die Gemüter der akademischen Jugend bedingungslos erobert. Die allgemeine Jubelstimmung war nun auch seinem Stegreifdichten günstig. Zum erstenmale kam ihm heute die volle Unbefangenheit, er trug einen stürmischen Erfolg mit seinen Versen davon, und dreiviertel Stunden dauerte es, bis das erregte Publikum endlich aufhörte, seinen plötzlich erkorenen Liebling immer von neuem hervorzujubeln.

---

*) Ruhe! Ich bitte um Ruhe! Verehrtes Publikum! Genossen! Eurer Vornehmheit und Gelehrsamkeit kommt nichts gleich, als eure Unverschämtheit!

**) Also nun, bitte, stille!

Fräulein Rosel Mosel machte einen Versuch, den sieggekrönten Kollegen zu umarmen und zu küssen. Aber Richard stieß sie mit einer so rauhen Entschiedenheit zurück, wie sie ihm in früheren Zeiten bei ähnlichen Gelegenheiten nie zu Gebote gestanden hatte.

Auch der Kapellmeister, ein kleiner, freundlicher, zierlich gekleideter Mann, kam hinter die Kulissen, um ihn zu beglückwünschen. Den stieß Richard nicht zurück. Denn das liebenswürdige Männlein betrieb neben seiner musikalischen Stellung eine Künstleragentur und stellte ihm durch seine Vermittelung die glänzendsten Vertragsabschlüsse in Aussicht.

Auf seinen Rat ließ sich Richard an diesem Abend vor dem Publikum nicht mehr blicken. Er hätte sich sonst in Gefahr begeben, von den begeisterten Studenten totgetrunken zu werden.

Die Artisten des Eldorado waren verpflichtet, Kost und Wohnung im Hause zu nehmen. Beides war schlecht. Er aß sein kärgliches Mahl rasch im Verborgenen und begab sich zur Ruhe.

Das beste Ruhekissen für einen Künstler ist der Erfolg, und Richard schlief vorzüglich.

XIX.

Als sich Richard am andern Morgen zu seinem täglichen Brief an Eva niedersetzte, war die dumpfe Traurigkeit geschwunden, die in den letzten Tagen auf ihm gelastet hatte.

Fröhlich allerdings war ihm auch jetzt noch nicht zu Mut. Er war zwar nicht an Üppigkeit gewöhnt, aber doch an saubere Ordnung und eine gewisse Behaglichkeit. Hier jedoch mußte er in einer schiefen niedrigen Dachkammer mit einem zerbrochenem Fenster hausen, deren ganze Ausstattung aus einem harten Bett, einem schmutzigen Kleiderschrank, zwei Holzschemeln und einem wackeligen Tisch bestand, dem eine äußerst niedliche Waschschüssel den Anschein eines Waschtisches gab, der sich jedoch nach Beseitigung dieses dürftigen Gerätes auch als Schreibtisch — — recht ungeeignet erwies.

In der ödesten Ecke dieses Prunkgemaches hielt sich zitternd ein vielfach geborstener eiserner Ofen auf, ohne bis jetzt zusammengebrochen zu sein. Schüchtern lehnte er sich mit seinem verrosteten Rohr an die entmörtelte Wand. Innerlich aber hatte er eine feste ganz unbeugsame Eigentümlichkeit: Wenn man ihn heizte, erzeugte er alsbald zwei Übel: eine sengende Gluthitze, die sich nach fünfzehn Minuten wieder in die natürliche gesunde Winterkälte verwandelte und einen beißenden Rauch, der volle zwei Stunden vorhielt. Sobald man ihn nicht heizte, war er ziemlich unschädlich.

Richard heizte ihn nicht. Er schrieb seine Briefe an Eva mit steifgefrorenen Fingern, und der Frost bereitete ihm einen kleinen Märtyrerstolz. Heute wärmte er sich zum erstenmale an der Hoffnung, bald in vornehmeren Variétés Beschäftigung zu finden, wo ihm außer größerer körperlicher Behaglichkeit vielleicht auch die Möglichkeit geboten wurde, die Höhe seiner monatlichen Ersparnisse zu verdoppeln.

Dieser Hoffnung beschloß er ein Fest zu feiern und in einem seltenen Anfall von verschwenderischer Laune verließ er die Dachkammer und pilgerte in das Julius-

spital, um seinen Brief an würdigem Ort zu Ende zu schreiben. Er segnete den wackeren Fürstbischof Julius Echter von Mespelbrunn, der mit diesem Stift nicht nur Alten, Kranken und Bresthaften eine Stätte der Ruhe geboten hat, sondern auch für gesunde Leute tagsüber einen Raum geschaffen, wo sie mit einem edlen Durst beschauliche Zwiesprache halten können.

Richard opferte den Manen des frommen Bischofs eine Flasche Steinwein, schrieb und dachte an Eva und hatte infolge dessen seit seiner Entfernung von ihr die erste zufriedene Stunde.

Aus dem langen Halse der bauchigen Flasche stiegen leise die Sonnenstrahlen empor, die der junge Wein einst eingesogen. Sie erfüllten das dämmerige Zimmer mit dem Lichte längst vergangener Sommertage und sie erfüllten die träumenden Augen des Zechers mit den Bildern einer nahen seligen Zukunft. Das Fernste schien ihm so greifbar nahe gerückt wie bei klarem Wetter ein schönes Wanderziel. Frohmütig sprang sein Geist über alle Hindernisse hinweg; er sah keine späte Hoffnung mehr, er sah schon alles erfüllt und gegenwärtig.

Noch rascher freilich als Blumengeruch verweht der Duft des Weines, und mit ihm verging auch die ruhige Zufriedenheit des schönen Augenblicks. Sie hatte noch nicht die Kraft, sich in ein dauerndes Glück zu verwandeln. — — — — — —

Im Januar erwarb Richard in Nürnberg für sein Reimeschmieden bereits einige hundert Mark mehr. Aber es bedrückte sein Gewissen, daß er die Schönheiten der berühmten alten Meistersingerstadt ohne Eva genoß. In der Sebalder Kirche wie im Germanischen Museum, auf der alten Burg, wie im Bratwurstglöckle, überall verfolgte ihn die Sehnsucht nach Eva. Je schöner die Eindrücke waren, die sich seinem Auge und seinem Geiste boten, um so einsamer wurde ihm zu Sinn, und dieses Gefühl der Vereinsamung packte ihn um so schmerzlicher, als ihn seine Variététhätigkeit natürlich noch weit weniger befriedigte, als alles das, was er früher getrieben hatte.

Nicht als ob er sich zu gut gedünkt hätte, seinen Mitmenschen gegen Bezahlung die Zeit zu verkürzen. Aber es schmerzte ihn, daß es ihm sogar bei dieser oberflächlichen Kunstübung versagt war, sein Bestes zu geben; auf seine Scherzgedichte und geistreiche Spottverse folgte kein Beifall, und wenn ihm hin und wieder gar einmal ein witziges Epigramm gelang, so wurde es überhaupt nicht verstanden.

Die Leute, die von angestrengter Tagesarbeit abgespannt ins Variété gehen, wollen da in lustiger Gesellschaft ihr Bier trinken und ihre Zigarre rauchen und sich nebenbei Auge und Ohr angenehm kitzeln lassen. Das sah Richard ein und konnte diesen Ansprüchen nicht einmal unrecht geben. So erging er sich denn in den flachsten Wortwitzen und derbsten Späßen und erntete damit den stürmischen Beifall der befriedigten Menge.

Als er in München auftrat, war sein Einkommen bereits auf tausend Mark gestiegen, und dieselbe Gage bezog er im März in Frankfurt. Dort erwuchsen ihm außerdem sehr reiche Nebeneinnahmen. Ein wohlhabender Kunstfreund hatte ihn gleich in den ersten Tagen in einer Privatgesellschaft auftreten lassen, dieses Beispiel fand eifrige Nachahmung, und fast täglich wurde Richards Kunst bei einem festlichen Mittagsmahl den Gästen zum Nachtisch vorgesetzt.

Er hatte bei seiner Abreise von Königsberg fünfhundert Mark auf der Bank gelassen und das Einlagebuch in Evas Hände gegeben mit der Bitte, nach Gutdünken und Bedürfnis darüber zu verfügen.

Diese erfüllte zwar ihr Versprechen, nicht mehr zu darben, aber Richards Geld rührte sie nicht an. Wohl wußte sie genau, daß sich Richard bei seiner Rückkehr an ihren Widerstand nicht kehren und alle aufgelaufenen Schulden einfach bezahlen würde. Aber dann lag alles anders, und sie war vielleicht schon seine Frau. Jetzt schien es ihr ganz unmöglich, von dem ihr anvertrauten Gelde auch nur einen Groschen zu nehmen.

Fast schämte sie sich, wenn sie allmonatlich die immer beträchtlicheren Summen, die Richard schickte, auf die Bank brachte und in dem Büchlein nachtragen ließ.

Mit der recht bedeutenden Geldsendung aus Frankfurt waren die Ersparnisse schon zu einem kleinen Kapital angewachsen. Allerdings war das nur ein bescheidener Reichtum, aber im Bewußtsein solch glänzender Einnahmen hielt sich Richard doch für berechtigt, nun ernstlich als Bräutigam aufzutreten. Noch von Frankfurt aus teilte er Eva seine Absicht mit, für immer beim Variété zu bleiben, oder doch so lange, bis er sich ein auskömmliches Vermögen erworben hätte. Sie sollte daher keinen neuen Vertrag abschließen, sondern vom Mai ab als seine Frau mit ihm reisen und ihn die Unannehmlichkeiten des Variétélebens vergessen machen.

Er war stolz darauf, daß ihm sein neuer Beruf so schnell die ersehnten goldenen Früchte gebracht hatte, malte sich glücklichen Herzens Evas Jubel beim Empfang der frohen Nachricht aus und erwartete mit freudiger Ungeduld ihre Antwort. Diese Antwort kam freilich mit gewohnter Schnelligkeit. Aber ihr Inhalt brachte ihm eine schmerzliche Enttäuschung.

Evas Charakter gehörte nicht zu denen, die vor Liebe zerfließen. Bei aller Weichheit hatte es ihr nie an Kraft gefehlt, die Schläge des Schicksals und die Schwächen ihres Herzens zu überwinden. Die Liebe aber hatte sie nur noch stärker gemacht, und aus ihrem Brief sprach eine Selbständigkeit, die Richard in Erstaunen setzte. Sie schrieb:

Mein liebster Richard!

Das ist herrlich, daß Du so schnell eine solche Menge Geld verdient hast, und daß wir nun bloß noch bis zum Mai zu warten brauchen. Lange genug haben wir wahrhaftig schon warten müssen. Ich bin unsäglich glücklich, daß es nicht noch länger dauern soll, und daß ich Dich dann endlich bei mir haben darf. Stolz bin ich auf Dich und Deine Liebe. Ich habe es wohl aus Deinen Briefen herausgefühlt, wie unglücklich Du Dich immer in diesen entsetzlichen Tingeltangeln gefühlt hast, wenn Du es auch nie ausdrücklich schriebst. Du gehörst doch an einen ganz andern Platz. Ich schäme mich so sehr, weil ich Dir das gar nie werde vergelten können. Außer mit meiner armen Liebe. Während Du verdient hast, habe ich ausgegeben und Schulden gemacht. Damit soll's aber ein Ende haben, wenn wir Mann und Frau sind. Du darfst Dich nicht länger beim Variété aufopfern. Denn Du richtest dabei vielleicht Dein bestes Können zu Grunde. Du denkst wahrscheinlich, Du kannst Dir all das Gute, was Dir jetzt noch einfällt, für später aufheben. Aber schließlich gewöhnst Du Dich an die Oberflächlichkeit, und wenn Du dann eines Tages nach Deinem

vermeintlichen Vorrat siehst, dann ist nichts mehr da! Da trifft es sich nun herrlich, daß ich für 1. September einen großartigen Vertrag an das neue Freie Theater in Berlin mit monatlich 750 Mark angeboten bekommen habe. Weißt Du, wer diese Direktion hat? Dein Freund Dr. Petermann! Ich unterschreibe natürlich nicht ohne Deine Einwilligung. Aber ich bitte Dich solange, bis Du sie mir giebst. Am liebsten wäre mir Deine telegraphische Zustimmung. Da ich dann im Winter so schön verdiene, wäre es doch unsinnig, wenn Du Dich um des Erwerbes willen noch länger Deinem eigentlichen Beruf entziehen wolltest! So ist dann für uns beide gesorgt. Ich brauche meine geliebte Kunst nicht aufzugeben und kann Dir auch die Opfer vergelten, die Du mir jetzt gebracht hast. Du aber kannst Dich schon im Mai an eine große ernste Arbeit machen. Denn die Schätze, die Du jetzt erworben hast, reichen für uns beide den Sommer über aus, und es bleibt noch ein reichlicher Notpfennig für den Winter übrig. Wir können ja von hier aus an die See gehen, etwa nach Kranz. Da lebt man sehr billig. Ich pflege und bekoche Dich gut und werde mich gar nicht schämen, das Geld auszugeben, das Du für unser Glück erworben hast. Im Winter wird dann endlich auch meine Kunst erträglich bezahlt. Wir brauchen ja dem Dr. Petermann nichts von unsrer Heirat zu sagen. Sonst will er mich schließlich nicht haben. Gerade wie der hiesige Direktor. In Berlin können wir ohne Mühe das Geheimnis bewahren. In der großen Stadt ist der Einzelne doch fast unsichtbar. Ich freue mich sehr darauf und lasse Dich dann nie wieder von mir fort. Eine Schauspielerin und ein Dichter, das giebt doch eine richtige Künstlerehe. Wir werden schließlich beide sehr berühmt und haben uns immer lieber. Wenn es dann die Leute eines Tages merken, lachen wir sie tüchtig aus, daß sie es nicht früher gemerkt haben. Damit das aber alles so kommt, mußt Du mir schleunigst Deine Einwilligung geben. Leb wohl, Du Liebster, Bester! Mein Direktor denkt sicher, ich bleibe nächstes Jahr wieder für billiges Geld hier. Er wird sich schön wundern, wenn ich ihm aus den Händen gehe. Ich freue mich auf den Mai, denke immer an Dich und bin Deine

Eva.

Richard wußte zunächst selbst nicht, was ihn an diesem Briefe so sehr enttäuschte. Seine sehnsüchtige Freude, nun bald für immer mit ihr vereinigt zu sein, klang ihm mit jubelndem Wiederhall aus dem Herzen der Geliebten zurück. Er hatte kein Recht, sich zu beklagen. Im Gegenteil, nur noch reiner sollte er das Glück genießen, als seine Gewissenhaftigkeit es ihm hatte erlauben wollen. Statt mit seinem jungen Weibchen als fahrender Gaukler von Ort zu Ort zu ziehen, winkte ihm ein stiller Sommer traulicher Zurückgezogenheit an ihrer Seite. Statt seinen Geist in widerwilligen Affensprüngen vor der Menge tanzen zu lassen, würde er Muße finden, ihn wieder schöneren Aufgaben zuzuwenden. Das bedeutete Befreiung von einem schweren Druck.

Und doch fühlte er, wie gerade in diesem Punkt die Schmerzen seiner Enttäuschung wurzelten. Er wußte der Geliebten keinen Dank für ihre zarte und doch so willensstarke Sorge um sein Wohl. Er empfand sie beinahe als Kränkung, und in ihrer Weigerung, in Zukunft von den verhaßten Variétéeinkünften mit ihm zu leben, sah er nichts als die Verschmähung seiner Hingabe und Aufopferung.

Seit Monaten hatte er nur von dem Stolze gezehrt, für Evas Glück zu arbeiten und zu dulden. In diesem beleidigten Stolz wollte er sich eben recht innig gekränkt fühlen, da trieb ihm eine plötzliche Erkenntnis die Schamröte in die Wangen und beleuchtete ihm mit jäher Deutlichkeit den eigentlichen Kern seiner Enttäuschung.

Ehrlich mußte er sich eingestehen, daß es ihm längst nicht mehr darum zu thun gewesen war, sein Leben nur in den Dienst von Evas Glück und Wohlergehen zu stellen und seine eignen Freuden den ihren unterzuordnen. Der innerste Wunsch seines Herzens war der gewesen, sie vom Theater loszureißen und ganz für sich zu haben. Selbstsucht allein und keine Selbstverleugnung hatte ihn erfüllt. Einzig um sie von ihrer geliebten Kunst loskaufen und die Priesterin des Schönen in eine bescheidene Hausfrau verwandeln zu können, hatte er dem Gelde nachgejagt. Jetzt kam ihm diese heimliche Absicht seines Strebens erschreckend zum Bewußtsein, und beschämend klar wurde es ihm, daß nichts anders, als Evas Weigerung, der Bühne zu entsagen, die Eitelkeit und Selbstsucht seines Herzens verletzt hatte.

Aus dieser demütigenden Erkenntnis heraus erwuchs ihm jedoch sogleich von neuem der Entschluß, seinem alten Vorsatz nun wieder mit besserer Treue nachzuleben!

Er hatte kein Recht, Eva aus ihrer glänzenden Laufbahn herauszureißen und mit einem auskömmlichen Wirtschaftsgeld an sein Alltagsdasein zu ketten!

In ihrer Kunst lag ihr höchstes Glück begründet, und sie hatte sich den Anspruch auf dieses Glück ehrlich verdient. Sie hatte alles andre hintangesetzt, sie hatte um ihrer Kunst willen gehungert, während er selbst gleichgültig davon gelaufen und einem einträglichen Broterwerb nachgegangen war, weil ihm das Theater nicht gleich ein freundliches Gesicht zeigte.

Schon für sie Geld verdienen zu dürfen, hatte ihn stolz gemacht. Jetzt verlangte sie mehr von ihm: ihre künstlerische Freiheit, und gerade an der Sicherheit, mit der sie die Erfüllung ihrer Bitte von ihm erwartete, maß er beglückt die Größe ihrer Liebe. Denn der gläubigen Liebe stärkster Beweis liegt im vertrauensvollen Fordern und nicht nur im Gewähren!

— — — Für April hatte Richard noch einen Vertrag nach Berlin abgeschlossen, für die erste Hälfte des Mai nach Danzig und dann noch für vier Wochen nach Königsberg. Diesen Verpflichtungen mußte er natürlich nachkommen. Dann war er bereit, das Variété aufzugeben und ihr im Herbst als unberühmter Gatte der glänzenden Künstlerin nach Berlin zu folgen.

Nur zu einem konnte er sich nicht überwinden: Seine Ehe und somit auch seine Liebe geheim zu halten und dadurch allen Mißdeutungen preiszugeben. Nicht allein sein Mannesstolz empörte sich dagegen. Auch um Evas Willen war er entschlossen, sie in den Gefahren und Widrigkeiten des Theaterlebens nicht ohne den Schutz zu lassen, den nur eine verheiratete Frau genießt.

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Berlin suchte er daher Doktor Petermann auf, für dessen Theater sich Eva verpflichten lassen wollte.

Die Begrüßung des alten Schulkameraden war liebenswürdiger und höflicher, als Richard gewünscht hätte. Seine Börsengeschäfte, von denen Nauheimer erzählt hatte, schienen sehr einträglich gewesen zu sein. Denn die große Wohnung war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet.

Er empfing Richard mit der eilfertigen Freundlichkeit eines vielbeschäftigten Mannes, setzte sich sogleich wieder an seinen mächtigen Schreibtisch und fragte ihn mit lächelnder Teilnahme nach seinen letzten Schicksalen.

„Ich bin übrigens seit einem halben Jahre heimlich verlobt," sagte Richard schließlich. „Meine Braut ist dir nicht unbekannt. Es ist Eva Kern."

„Ah, die holde Muse unsers Dichterkränzchens! Meinen Glückwunsch! Du hast keinen schlechten Geschmack gezeigt."

„Wir haben jetzt genug Geld beisammen, sodaß wir in ein paar Wochen heiraten können. Da du meine Braut an deinem Theater anstellen willst, so hielt ich es auch geschäftlich für meine Pflicht, dir diese Mitteilung zu machen."

„Ach so! Danke!" erwiderte Petermann mit leichter Verbeugung. „Ja freilich. Es giebt Direktoren, die durchaus keine verheirateten Damen haben wollen. Lachhaft!"

„Du stößt dich also nicht an die Ehe?"

Ein blasiertes Lächeln spielte um Petermanns dünne Lippen. „Ich stoße mich längst nicht mehr an eine Ehe!" erwiderte er müde. „Was geht es mich an, ob eine Dame verheiratet zu sein wünscht, oder nicht? Es ist ihre Sache und nicht die meine, ob sie sich dabei wohl fühlt. Wenn man hier in allen Kreisen Berlins den ganzen Rummel mit ansieht, da kommt einem die Klugheit schnell ins Alter der Weisheit. Ich betrachte die bürgerliche Einrichtung der Ehe einfach als nicht vorhanden. Ich stehe ja glücklicherweise auf einem andern Standpunkt."

„Auf welchem Standpunkt?"

„Du erschrickst ja beinahe!" antwortete Petermann spottend und fuhr dann ernster und wärmer fort: „Das ist doch sehr einfach. Ich stehe auf dem rein künstlerischen Standpunkt. Ich habe mich mit meinem ganzen Leben, meiner ganzen Kraft und meinem bißchen erworbenen Vermögen der Kunst gewidmet. Wir werden ein Theater allerersten Ranges in die Erscheinung treten lassen. Meine Freunde, mit deren Unterstützung ich das Geld zusammengebracht habe, sind so vertrauensvoll, mir die Leitung des Unternehmens zu überlassen. Da ist es doch meine Pflicht, überhaupt nichts anders mehr, als das Gedeihen der Kunst wahrzunehmen. Um den bürgerlichen Zustand der Leute, mit denen ich arbeite, kümmere ich mich also gar nicht, ich sehe nur auf künstlerischen Wert. Heirate demnach unter meinen Schauspielerinnen, welche du willst. Meinen Segen hast du!"

Richards Gewissen war durch diese offene Aussprache erleichtert. Aber die vornehme Moral des ehemaligen Klassengenossen drückte doch beängstigend auf sein Gemüt, und ihn tröstete nur der Gedanke, daß er Eva künftig immer selbst ratend und schützend zur Seite stehen würde.

Seinen Besuch bei Petermann wiederholte er nicht und war glücklich, als er am 30. April mit Berliner Ruhm und Schätzen reich beladen nach Danzig abreisen konnte. Nun war er doch der Geliebten wieder einige hundert Kilometer näher, und er hoffte in diesen letzten vierzehn Tagen der Trennung schon einen Vorgeschmack des endlichen Glückes zu haben, der sein Ungestüm besänftigen würde.

Aber freilich im letzten Vorzimmer des Glückes wird die Sehnsucht am ungeduldigsten. Das erfuhr auch Richard mit klopfendem Herzen. Danzig war die erste Stadt, bei deren Besuch er seine frühere Gewissenhaftigkeit vergaß. Mit welch

gründlichem Eifer hatte er sich die Merkwürdigkeiten von Würzburg, Nürnberg und München betrachtet! Aber hier im Venedig des Nordens wurde seine Wißbegierde völlig von der träumerischen Begierde seines Herzens verzehrt.

Er kümmerte sich weder um den Artushof, noch um die Marienkirche, er besuchte weder das Museum, noch die Kaiserliche Werft. Frühmorgens schon trieb es ihn aus den Mauern und Wällen der Festung hinaus, und ruhelos irrte er tagsüber am Strande der Danziger Bucht umher, in den Gärten von Oliva oder auf den Höhen von Langfuhr.

Überall war hier der Frühling im Erwachen. Auf den buschigen Höhen und in waldigen Thälern bereitete der Mai sein zauberisches Werk, jeder grüne Fleck im grauen Sande färbte sich frischer, und täglich wärmere Strahlen ließ die Sonne auf dem schimmernden Meere tanzen und streute sie goldig zwischen die hohen spitzen Giebel der alten Stadt.

Richard sah das alles wie im Traum. Deutlich spürte er vom Frühling nur eins, aber das Stärkste, das, was jedes keimende Gräschen und jede werdende Knospe quillend erfüllt: die Sehnsucht.

Hatte er abends im Wilhelmtheater seine Hanswurstpoesie verrichtet, so wälzte er sich die Nacht hindurch in ruhelosem Halbschlummer auf seinem Lager, bald mit kleinlichen Bedenken beschäftigt, bald von sorglosem Glücke träumend und jäh emporfahrend, wenn das holde Bild in seinen Armen zerrann.

Am häufigsten quälte ihn nachts die Befürchtung, Eva möchte die Bestellung des Aufgebots nicht richtig besorgt haben. Doch war diese Befürchtung grundlos, und am sechzehnten Mai fuhr er in Königsberg unmittelbar vom Bahnhof mit Eva aufs Standesamt.

In aller Stille feierten sie ihre Hochzeit.

„Wir haben nun unsern eignen Herd gegründet," schrieb Richard an die Mutter; „und wenn es einstweilen auch nur ein Petroleumherd ist, so wird doch unser Glück daran nicht frieren. Zu einer großen lärmenden Feier haben wir uns nicht entschließen können, obwohl wir über 4000 Mark Ersparnisse auf der Bank liegen haben. Wenn wir einmal im eignen Nest ganz zur Ruhe gekommen sind, dann holen wir die übliche Familienfestlichkeit nach."

Bis zum 15. Juni war Richard für das Sommervariété verpflichtet, das die Direktion des Passagetheaters vor dem Steindammer Thor auf den Hufen eröffnet hatte. Er zog für diese vier Wochen mit in Evas kleine möblierte Wohnung auf der Henschestraße.

Dort saßen sie eng aneinander geschmiegt und hielten sich bei den Händen und sahen sich in die Augen und erschraken oft vor seligem Staunen, daß ein Glück so groß sein konnte.

Und immer noch größer und überwältigender wurde das Glück.

Als Richard des letzten Zwanges ledig war, der ihn allabendlich zum nüchternen Geldgeschäft gerufen hatte, da siedelten sie nach Seebad Kranz über, dem beliebtesten Sommeraufenthalt der ganzen Masurischen Gegend.

Hier blühte ihnen der Sommer zu ungestörtester Seligkeit auf. Sie wohnten in einem kleinen Häuschen hinten im Dorf. Eva ließ es sich nicht nehmen, selbst zu kochen, und ihre bescheidenen Gerichte mundeten ihnen wie köstliche Königsmähler.

Vormittags lag oder saß Richard an einem schattigen Fleck der Plantageanlagen, und wenn es Eva die häuslichen Pflichten erlaubten, bei ihm zu sein, las er ihr vor. Sie hatten viele Bücher zu diesem Zwecke mitgenommen und kamen im Laufe des Sommers mit dem ersten beinahe zu Ende. Sie plauderten von der Vergangenheit der letzten Monate, träumten von der Zukunft, und Richard schmiedete Entwürfe über Entwürfe zu Romanen, Schauspielen und vielen andern herrlichen Werken, deren die deutsche Litteratur noch bedürftig war.

Nachmittags streiften sie durch die weiten Wälder der kurischen Nehrung und atmeten den würzigen Harzduft, oder sie lagen am Strande, ließen den feinen Sand durch die Finger gleiten und blickten hinaus auf die stahlgraue gewölbte Meeresfläche. Die schmalen Schaumkämme der niedrigen Wellen glänzten im Sonnenlicht, und mit langsamer Regelmäßigkeit schlugen sie leise, eine nach der andern, ans Ufer, ein Bild der Ruhe und des Friedens.

„Ich glaube der Ostsee die furchtbaren Sturmfluten gar nicht mehr, die man von ihr erzählt," sagte Eva.

„Die kommen wohl erst mit den Herbststürmen," erwiderte Richard. „Aber der Herbst mag stürmen wie er will. Im Herbst sind wir fort und in Sicherheit."

Glücklich schlang er den Arm um sein junges Weib, und so saßen sie oft beisammen, bis der Abend kam und die helle Dämmerung der ostpreußischen Nächte mit feuchtem Flügelschlag vom Himmel schwebte.

XX.

Den ganzen Sommer über hatte nur eine einzige Befürchtung bisweilen Evas Herz bekümmert.

„Bist du auch gewiß," sagte sie dann zu Richard, „daß ich deiner Mutter willkommen bin, daß sie mich gern haben wird?"

„Aber, liebste Eva, sie hat dich doch immer gern gehabt. Die Mutter ist so gut, und schon aus Liebe zu mir wird sie glücklich sein über mein Glück."

„Sie würde aber vielleicht ein besseres Glück für dich wünschen. Du weißt, wie häßlich die Leute bei meines Stiefvaters Tode geredet haben! Auch bin ich ganz arm. Nicht einmal eine Ausstattung bringe ich dir mit!"

Richard lachte: „Das ist allerdings entsetzlich, und es ist um so schlimmer, als dadurch ganz klar die fürchterliche Thatsache bewiesen wird, daß wir uns aus keinem irgendwie vernünftigen Grunde geheiratet haben, sondern reinweg aus Liebe!"

„Nein," erwiderte sie mit ernstem Kopfschütteln. „Beweisen kann nichts den Leuten unsre Liebe. Sie werden ja doch deine Liebe eine Thorheit nennen und die meinige für Berechnung halten. Unsre Ehe sieht sich nun einmal anders an, als sie es gewohnt sind, und so werde ich ihnen immer als die Theaterzigeunerin gelten, die sich einen Mann erlistet hat."

Richard zuckte ein wenig zusammen: „Daß dir keiner mit einem Worte zu nahe tritt," sagte er, „dafür laß nur mich sorgen. Gegen beleidigende Gedanken freilich sind wir wehrlos, und es freut mich, daß du gleich im voraus an der Dummheit und Gemütsroheit der meisten Mitmenschen keinen frommen Zweifel hegst. Es darf uns nicht kümmern, was die Leute meinen. Aber du solltest auch nicht am Herzen der Mutter zweifeln. Die Mutter gehört nicht zu diesen Leuten."

In der That wurde in den acht Tagen, die das junge Paar vor der Übersiedelung nach Berlin in Meißen verbrachte, auch der letzte Schatten von Evas Herzen genommen.

Frau Günther hatte die Schwiegertochter mit offenen Armen empfangen und ihr mit keiner Miene verraten, welch schwere Sorgen ihr Richard nach all seinen sonstigen Unregelmäßigkeiten nun schließlich mit seiner unerwarteten Heirat gemacht hatte.

Diese Sorgen hatte sie inzwischen überwunden; ein Mutterherz überwindet ja alles. An alle Sonderbarkeiten ihres Sorgenkindes hatte sie sich allmählich gewöhnt und war nun glücklich, ihn durch seine Heirat wenigstens einigermaßen zur Ruhe gekommen zu sehen. Auch die Herzlichkeit, die sie Eva zeigte, war durchaus nicht erzwungen. Die herben Schicksale der armen Waise hatten schon längst ihr Mitgefühl erregt.

Kurt und Elschen beneideten die beiden fast um ihre rasche Vereinigung. Die Eltern Hendrichs hatten nämlich die Doppelhochzeit ihrer Kinder bisher immer noch hinausgeschoben. Dabei hatte sie wohl ein dunkles Gefühl geleitet, daß die liebenswürdige Ehrfurcht, die sie jetzt von Kurt und Elschen tagtäglich genossen, nach vollzogener Heirat bald geringer werden möchte, weil nach Erreichung eines Zieles weitere Bemühungen überflüssig sind.

Jetzt war Mutter Hendrichs anerkannte und verehrte Herrscherin von vier Kindern und mußte darauf gefaßt sein, bald nicht einmal mehr über zwei gebieten zu können. Aber so sehr sie auch das Scheiden vom mütterlichen Throne fürchtete, schließlich war die Hochzeit doch unwiderruflich auf den Spätherbst festgesetzt worden, und zwar sollte sie im Hendrichsschen Hause stattfinden.

„Ein Gutes hat die Verzögerung unsrer Heirat wenigstens gehabt," sagte Kurt zu Richard. „Du hast inzwischen das Variété aufgegeben, und so kann dich mein Schwiegervater nun auch mit zu unsrer Hochzeit einladen."

„Würde er das sonst nicht gekonnt oder gewollt haben?"

„Hm. Ehrlich gesagt, dem Vater Hendrichs schien, als ich mit ihm darüber sprach, deine damalige Berufsthätigkeit allerdings ganz gleichgültig zu sein. Er ist in dieser Beziehung etwas sehr vorurteilslos. Mutter Hendrichs vielleicht weniger. Aber ich selbst bin der Meinung, daß es gerade für dich und mich doch peinlich geworden wäre. Es ist in unsern Kreisen nun einmal nicht üblich, im Variété aufzutreten. Außerdem hättest du möglicherweise nicht einmal freie Zeit gehabt, dich an dem Fest zu beteiligen. Das ist ja nun glücklicherweise anders, und so hoffe ich, du wirst dabei mit deiner Frau nicht fehlen."

„Wenn meine Frau nicht beruflich abgehalten wird, kommen wir natürlich."

Diese Antwort Richards war nicht ganz aufrichtig gemeint. Denn er wünschte nichts sehnlicher, als diesem Familienfest fernbleiben zu dürfen. Trotz der innigsten

Liebe, die ihn nach wie vor mit der Mutter verband, fühlte er sich doch fremd zu Hause. Er verstand sich mit seinen Geschwistern noch weniger, als je, und litt unter der Einbildung, mit einem Mitleiden behandelt zu werden, das fast an Geringschätzung grenzte.

Selbst Nauheimers liebenswürdige Unthätigkeit schien in ihren Augen höher zu stehen, als die unvornehme Art, mit der sein eignes kleines Kapital erworben worden war. Nauheimer führte die Geschäfte des Birnbaums ganz angenehm. Seine einladende Falstafffigur und sein wackeres Beispiel animierten die Gäste so erfolgreich zum Trinken, daß der alte Nauheimer recht zufrieden mit seinem Sohne war. Er freute sich, endlich einen ordentlichen Menschen aus ihm gemacht zu haben.

Von dem dicken Freunde verabschiedete sich Richard fast herzlicher, als von seinen Geschwistern, und sprach ihm auch von seinen Plänen und Hoffnungen für die Zukunft. Mit dem hereinbrechenden Herbst sollte nun für ihn eine Zeit ruhiger fruchtbarer Arbeit beginnen. Die etwas lang ausgedehnten Flitterwochen würden nun einem ernsteren Glücke Platz machen, und während Eva ihren Berufspflichten nachging, wollte er alle Kraft daran setzen, um recht aus vollem Herzen und ganzer Seele heraus ein großes Werk zu schreiben.

Er freute sich auf sein eignes emsiges Schaffen ebenso ehrlich, wie auf Evas künstlerische Erfolge und auf den gemeinsamen Genuß der Mußestunden. In erwartungsvoller Ungeduld träumte er von einem köstlichen aus Arbeit und Liebe gemischten Glück; und dann kam die Wirklichkeit.

Eva hatte gleich in ihrer ersten Rolle einen unbestrittenen Erfolg davongetragen und sich mit einem Schlage in die Reihe der Berliner Berühmtheiten gestellt. Im frohen Bewußtsein ihres siegreichen Könnens waren ihre Erscheinung und ihr ganzes Wesen zu noch glücklicherer Anmut und Liebenswürdigkeit aufgeblüht. Nie hatte sie sich noch so frei und stolz gefühlt; sie glühte vor fröhlichem Eifer und war den ganzen Tag in fleißiger Bewegung. — Fast jeden Abend hatte sie zu spielen, die Vormittage war sie auf den Proben beschäftigt, und in der übrigen Zeit versorgte sie mit heiterer Geschäftigkeit ihre kleine Wirtschaft.

Im Nordwesten der Stadt, in der Nähe von Evas Theater, hatte sie sich eine bescheidene Wohnung mit gemieteten Möbeln ausgestattet und nur für die nötigsten Anschaffungen an Wäsche, Küchengeschirr und Tischgerät ein paar hundert Mark ihrer Ersparnisse ausgegeben. Eva ließ nur für ein paar Stunden des Tages eine Aufwärterin kommen, die das Geschirr abwusch und die Zimmer reinigte. Alles andre verrichtete sie selbst, kaufte eigenhändig ein, kochte und briet in ihrer Küche und war stolz darauf, trotz der hohen Rechnungen für Theatertoiletten alles Nötige von ihrem persönlich erworbenen Einkommen bestreiten zu können.

Jetzt bot sie ihrem Richard ein behagliches Heim und ein sorgloses Leben. Jetzt vergalt sie ihm seine Aufopferung, und wenn sie allabendlich der Beifall des Publikums umjubelte, lag die feinste Würze ihres Glückes in dem Gedanken, daß sie mit ihrer ruhmgekrönten Kunst dem Geliebten die Möglichkeit bot, endlich sich selbst und dem wahren Berufe seines Herzens zu leben.

Richard aber saß am Morgen und am Abend an seinem Schreibtisch — — — und schrieb nichts. Äußerlich hatte er wohl die ersehnte ungestörte Ruhe gefunden,

aber die alte frohe Kraft in seinem Innern hatte er verloren. Je freier und glücklicher jetzt Eva in das Leben hinausblickte, desto trauriger ward ihm zu Mut.

Er hatte gewähnt, zu jedem Opfer bereit zu sein, das die Liebe von ihm verlangen würde. Er glaubte sich keiner Täuschung über die Stellung hingegeben zu haben, die des Gatten einer berühmten Frau überall wartet. Auf glänzende Ehren war sein Sinn ja nie gerichtet gewesen. Aber in einem Punkte hatte er sich verrechnet oder ihn gar nicht bedacht, und unerträglich dünkte ihm jetzt das niederdrückende Gefühl, von seiner Frau ernährt zu werden und unthätig zu Hause zu sitzen.

Er hatte sich eingebildet, ihrem Glück ein Opfer zu bringen, und jetzt war sie es, die sich für ihn aufopferte!

Wohl sagte ihm sein Verstand, daß er selbst schon weit größere Summen in die gemeinsame Kasse beigesteuert hatte, und daß sich seine Arbeitskraft auch fernerhin einträglich erweisen würde, wenn erst sein geplanter großer Roman beendet und verkauft wäre. Aber sein Gefühl blieb doch der beschämenden Thatsache gegenüber wehrlos, daß er augenblicklich keine Einnahmen hatte, und daß für alle Kosten des Haushalts Eva allein aufkam.

Dieses Bewußtsein trübte sein Selbstvertrauen und lähmte seine Schaffenskraft. Er konnte sich kaum des bitteren Neides erwehren, wenn er Evas strahlende Lebensfreude mit seiner erbärmlichen Schwäche verglich. Er saß hilflos vor Tinte und Papier und war nicht im stande, einen einzigen fruchtbaren Gedanken zu fassen, und Eva eilte mit ihrer frischen lebendigen Kunst rasch von Erfolg zu Erfolg.

Wäre sie nur ein armes unbedeutendes Mädchen gewesen, und hätte die Ehe zugleich eine Versorgung für sie bedeutet, dann hätte ihm die süße Notwendigkeit der Pflicht auch täglich die Kräfte gestärkt, für sie zu arbeiten. So lange sie auf seine Hilfe angewiesen war, hatte er ja in wenig Monaten mit unbekümmerter Arbeit ein ganzes Kapital verdient und ihr Glück darauf gebaut. Jetzt aber bedurfte sie seiner Hilfe nicht mehr, jetzt war er überflüssig, und diese schmerzliche Erkenntnis legte sich wie eine müde Verzweiflung auf all sein Denken und Wollen.

Seine dumpfe Unzufriedenheit wuchs täglich mehr und störte auch Evas Glück. Er war nahe daran, sich über ihren Ruhm zu ärgern. So empfindlich und ungerecht hatte ihn die nervöse Abspannung seiner Kräfte gemacht. Er konnte an sein Weib kaum mehr anders, als mit dem Gefühl der quälendsten Eifersucht denken.

Natürlich galt diese Eifersucht nur ihrem Beruf. Um seiner Ruhe willen hatte ihm Eva die frechen Versuche verschwiegen, an denen es Petermann anfangs nicht hatte fehlen lassen. Sowie er ihre kühle Unnahbarkeit erkannte, ließ er übrigens mit philosophischer Ruhe von seinen Bemühungen ab und erwies ihr alle Ehrerbietung, die er ihr als seiner ersten Künstlerin, als Dame und als der Gattin seines Freundes schuldig war.

Er war im Grunde eine gutmütige Natur, aber ein leichtfertiger Gelegenheitsmensch, der, wenn er umhergeworfen wurde, ebenso leicht auf die Seite des kalten Roués fallen konnte, wie auf die des liebenswürdigen Biedermanns. Eva verstand ihn zu nehmen, und so entdeckte er zu seiner eignen Überraschung und nicht ohne Befriedigung, daß er dem Ehepaar Günther gegenüber in seiner Gesinnung, wie in

seinem Betragen, jetzt recht tadellos war. Es bahnte sich sogar ein vertraulicher Verkehr zwischen ihnen an, der in den gemeinsamen Jugenderinnerungen wurzelte, und den Eva absichtlich nicht einzuschränken versuchte.

Er hatte die oberflächliche übersprudelnde Vergnügtheit an sich, wie sie erfolgreichen Weinreisenden und allen unverheirateten Männern eigen ist, denen ihr Geschäft schon in jungen Jahren ein reichliches Taschengeld abwirft. Als Theaterdirektor hielt er es für standesgemäß, seine sächsische Mundart nach Kräften zu verleugnen und sie durch ein Berliner Theaterrotwelsch zu ersetzen, dessen schnodderigste Redewendungen ihm schon ziemlich natürlich von den Lippen flossen.

In den ersten Wochen und Monaten ihrer Ehe hätten sich Richard und Eva durch die Gegenwart jedes dritten beengt gefühlt. Damals machte es noch keinen Unterschied, ob sie zusammen sprachen oder schwiegen. Immer verstanden sie sich, und was sie sprachen und was sie schwiegen war nichts gewesen, als Glück!

Wenn sie jetzt redeten, klang es oft wie Mißverständnis, und wenn sie verstummten, legte sich eine Schwüle zwischen sie, die Eva mit unnennbarer Angst erfüllte und Richards Schwermut täglich vermehrte. Sie flohen einander noch nicht. Aber so lieb sie sich hatten, sie fürchteten sich oft, zusammen allein zu sein, und nichts war ihnen willkommener, als wenn Petermann hin und wieder zu Tisch kam und die schwere Luft ihrer Häuslichkeit mit unüberlegten Scherzen und gedankenlosem Lachen erfüllte.

Wenn Richard dann mitlachte, so atmete Eva erleichtert auf. Der Mißton ihres Glückes, der auch ihre Seele schmerzlich erzittern ließ, war zuerst in des Gatten Herzen erklungen, und sobald er heiterer schien, lag auch in Evas Augen wieder ein Schimmer von Zufriedenheit.

Doch hielt eine solche Witz- und Weinfröhlichkeit nicht lange vor, und Richards reizbare Unruhe hatte ihn so überempfindlich gemacht, daß er sich bisweilen von Petermanns gutgemeinten Späßen oder überhaupt bedeutungslosem Geschwätz plötzlich verletzt fühlte. Petermann war dann nicht zartfühlend genug, um sogleich den Anlaß von des Freundes Verstimmung zu erkennen. Er ließ seiner geräuschvollen Lustigkeit nur um so freieren Lauf und schüttelte jovial den Kopf über Richards schlechte Laune.

„Wat haste denn heite wieder mal, oller Sohn?“ tadelte er ihn eines Tages. „Schminke dir doch dat misepetrige Jesicht ab! So 'ne Kopphängerei is ja Quatsch. Is außerdem beleidijend for deine Jattin, wenn wir nich unablässig vergniejt sind. Wir müssen ihr durch unsre Heiterkeit huldijen! Is doch wahr! Wir haben eijentlich die Pflicht, immer nur unsre Jläser zu füllen und sie auf ihr Wohl wieder auszutrinken. Ich will ja jar nich von mir reden. Obwohl ich auch weiß, wat se mir wert is. Den größten Schmarren kann ick jetzt jeben. Wenn nur die jnäd'je Frau auf'n Zettel steht, dann is 's Theater proppenvoll! Na, Se haben ja auch einen sehr annehmbaren Vertrag bei mir, jnäd'je Frau. Nich?

„Aber du scheinst jar nich zu wissen, was du für 'ne Perle von Frau hast. Du bist ihr jar nich dankbar jenug für das Glück, dat se dir jewährt. Ich kann dir sagen, eine Schauspielerin, die zugleich eine so tadellose Ehefrau is, habe ich in Berlin noch nich jefunden! Du hast ein wahres Musterglück in deiner Ehe jewonnen. Ganz abjesehen von ihrer Künstlerschaft, und daß dich eine solche Muse zu den

unsterblichsten Werken begeistern muß! Ganz abjesehen davon! — Betrachte dir bloß mal den Lendenbraten. Saftiger habe ich ihn noch nie gegessen. Und dat kannste mir glauben: diese Mayonaise am Kartoffelsalat kriegste bei Dressel auch nich besser! Wenn en Mensch Ursache hat, verjniejt zu sein, dann bist du es! Denn du hast eine Frau, die kochen kann und sich ihr Wirtschaftsgeld obendrein sehr reichlich selbst verdient!"

„Jawohl! So reichlich, daß auch für mich noch genug übrig bleibt," fuhr jetzt Richard zornig auf und schlug mit der Hand so heftig auf den Tisch, daß ein Weinglas umfiel. „Das weiß ich. Ich weiß, daß der Lendenbraten nicht von meinem Gelde bezahlt ist, und daß ich jetzt nichts verdiene! Du brauchst es mir nicht mit endlosem Geschwätz immer von neuem vorzuhalten."

Richard zeigte eine solch maßlose Erregung, daß Petermann all seine Munterkeit verlor und sich zum Aufbruch anschickte.

„Er ist krank," flüsterte Eva, und als sie ihn hinausbegleitete, fügte sie an der Flurthür noch hinzu: „Er arbeitet zuviel und ist überreizt. Wenn er allein ist, beruhigt er sich. Tragen Sie's ihm, bitte, nicht nach, und reden Sie nicht darüber!"

Als sie wieder ins Zimmer trat, stand Richard stumm ans Fenster gelehnt und gab auf ihre zärtlichen Fragen anfangs keine Antwort.

Zaghaft faßte sie ihn schließlich bei der Hand.

„Du bist unglücklich, mein liebster Mann!" sagte sie, und die Thränen traten ihr in die Augen.

„Unglücklich?" erwiderte er bitter. „Dazu habe ich wohl kein Recht! Du hast es ja vorhin gehört: Ich bin sehr glücklich! Ein Glückspilz bin ich! Wenn man eine Frau hat, wie dich, kann man ja gar nicht unglücklich sein, wenn man auch selbst der erbärmlichste Geselle ist!"

Eva faßte seine Hand fester. Seine leidenschaftlichen Ausbrüche heute überraschten sie nicht mehr. Sie bestätigten ihr nur die bangen Ahnungen der letzten Wochen. Er war ja längst außer Stande gewesen, die Qualen seines Herzens vor dem Scharfblick ihrer Liebe vollständig zu verbergen.

Bekümmert sah sie ihn leiden und sann vergebens darüber nach, wie sie ihm helfen könnte. Daß seine größte Traurigkeit in dem Schmerze wurzelte, das Recht auf ihre Liebe mit dem Theater teilen zu müssen, das kam ihrer Unbefangenheit nicht in den Sinn. Wohl aber fühlte sie ihrem Richard den Druck nach, mit dem seine schriftstellerische Unfruchtbarkeit auf ihm lastete. Sie suchte ihn durch freundlichen Zuspruch zu frischer Arbeitskraft zu ermutigen. Aber vergebens.

„Wenn du wieder einmal einen greifbaren Erfolg siehst, wird auch dein altes Selbstvertrauen zurückkehren," sagte sie. „Du hast doch schon so schöne Sachen geschrieben."

„Kriminalgeschichten und Kouplets," erwiderte er bitter.

„Und dein Schauspiel ‚Verzeihung'? Ich sehne mich nun schon fast zwei Jahre lang danach, die Elisabeth darin zu spielen."

„Diese Sehnsucht wirst du wohl unbefriedigt mit ins Grab nehmen. Das Stück ist in so jugendlichem, rücksichtslosem Überschwang geschrieben, daß sich in unsrer

nüchternen Zeit kein Mensch dafür erwärmt. Björnsons ‚Über unsre Kraft‘ hat fünf Jahre dagelegen, ehe sich eine deutsche Bühne dafür fand.“

„Schließlich aber hat sich nicht nur eine, es haben sich alle deutschen Bühnen dafür gefunden.“

„Weil der Name des Verfassers ‚Björnson‘ ist. Von mir weiß man nichts, als daß ich der Mann einer eben Mode gewordenen schönen Schauspielerin bin. Unsre Theaterdirektoren denken viel zu praktisch, um für einen gänzlich Unbekannten auf ihrer Bühne einmal etwas zu wagen. Es ist schade um die Zeit, die du damals mit dem Abschreiben des Stückes verschwendet hast. Es wäre besser gewesen, du hättest auch diese mit meinem Machwerk vergeudeten Stunden deiner Küche oder deiner Kunst gewidmet.“

Es lag eine quälende Bitterkeit in Richards Ton, die Eva seltsam verletzte.

„Hast du die Abschrift noch?“ fuhr er nach einer kleinen Pause beinahe drohend fort.

Sie wollte rasch antworten, hielt aber inne und entgegnete nach kurzem Besinnen:

„— — Nein! — — Ich wollte darüber schon einigemal mit dir reden. Ich fürchtete nur, du möchtest ungehalten werden.“

„Warum denn?“ fiel er ihr mit erzwungener Lustigkeit ins Wort. „Du hast das nutzlose Geschreibsel weggeworfen? Daran hast du sehr vernünftig gethan. Ich werde mein Exemplar auch gleich an den Ort bringen, wo es hingehört!“

Rasch hatte er das Schubfach des Schreibtisches aufgezogen, sein Manuskript herausgerissen und mit zitternden Händen in den Ofen geschoben.

Eva schaute seinem hastigen Thun schmerzlich lächelnd, aber verhältnismäßig ruhig zu.

„Nun siehst du wohl ein,“ fragte er mit nervösem Auflachen, „daß du die Elisabeth niemals spielen wirst?“

Sie antwortete nicht darauf, führte ihn bittend zum Divan, zog ihn sanft neben sich nieder und sagte:

„Du machst mir schon lange Sorge, Richard, aber so aufgeregt, wie heute, bist du noch nie gewesen. Vielleicht bist du krank. Wir wollen zum Arzt gehen, Liebster, damit du wieder gesund wirst.“

„Was soll mir der Arzt?“ versetzte Richard unwillig. „Krank bin ich nicht und weiß ganz genau, was mir fehlt: Talent fehlt mir, und meine ganze Krankheit heißt Dummheit und Unfähigkeit! Der Doktor wird auch kein Genie aus mir machen!“

„Gesund wird er dich machen, und dann wirst du auch wieder arbeiten können. Wir müssen zum Arzt . . . .“

„Ich will keinen Arzt,“ rief Richard wieder in steigender Erregung. „Ich werfe ihn zur Thüre hinaus, wenn er zu mir kommt. Nun bitte ich dich, mache mich nicht verrückt und sprich nicht mehr von Arzt und Krankheit und solchem Unsinn. Das bringt mich auf! Schließlich rede ich gar noch schlecht und hart mit dir, und ich hab’ dich doch so lieb!“

Eva schwieg und kam nicht wieder auf dieses Gespräch zurück. So beruhigte sich Richard wieder und saß nun meist in dumpfem Hinbrüten an seinem Schreibtisch.

Aber wenn sich Eva auch mit einer ganz bestimmten Hoffnung auf Besserung trug, so verlangte diese Hoffnung doch noch einige Wochen Geduld von ihr. Einstweilen mußte sie täglich seine tiefe, nur von kurzen Erregungen jäh unterbrochene Schwermut vor Augen haben und seinem Schmerz in vorläufiger Unthätigkeit zusehen.

Das wurde ihr bald unerträglich, und die Angst um den geliebten Mann trieb sie dazu, ohne sein Wissen den Rat des Theaterarztes über ihn einzuholen. Doch gewann sie es nicht über sich, den Kummer, unter dem sie Richard so schamhaft leiden sah, ganz unverhüllt zu offenbaren. Zu erwähnen, daß ihr Mann jetzt nichts verdiente, wäre ihr wie ein Verrat erschienen, sie stellte seine Mutlosigkeit nur als die Folge von Überarbeitung dar und entwickelte den Plan, der ihm das schwindende Selbstvertrauen wieder geben sollte.

Dr. Hörnig hörte ihren Bericht ruhig an, nickte ein paarmal und zuckte zum Schluß die Achseln. Er hatte das Aussehen eines überlebensgroßen Droschkenkutschers, war aber trotz seines kurzen und barschen Wesens ein beliebter Arzt.

„Wenn Ihr Plan glückt, dann ist er sehr gescheit,“ sagte er. „Wenn er aber mißlingt, dann haben Sie eine sehr gefährliche Dummheit gemacht.“

„Ich zweifle gar nicht an dem schließlichen Erfolg,“ sagte sie zuversichtlich. „Nur für die Zwischenzeit bitte ich um Ihren Beistand. Sie müssen mir helfen, meinen armen Mann aufrecht zu erhalten!“

„Soll zu mir kommen.“

„Das thut er ja nicht! Er ist so eigensinnig!“

„Dann muß ich ihn also besuchen.“

„Ich fürchte nur, Herr Doktor, er läßt Sie gar nicht ein. Er will ja durchaus nichts von einem Arzt . . . .“

„Zum Donnerwetter, gnädige Frau, ich muß ihn aber doch sehen, wenn ich ihm helfen soll. Ich kann ihn doch nicht von ferne kurieren. Ich bin doch, hol' mich der Teufel, kein Schäfer Ast.“

Auf einen erschrockenen bittenden Blick Evas gab er seinen ungehaltenen Ton auf und fuhr ruhiger fort:

„Na, entschuldigen Sie meinen Ärger. Aber der Unverstand der Kranken ist oft zu empörend. — Wissen Sie was? Wir machen die Sache so: Sie heucheln irgend ein Leiden. Als Schauspielerin ist das ja für Sie eine noch leichtere Aufgabe, als für die andern Damen, die so was nur aus Liebhaberei betreiben. Sie lassen mich holen, und dann behandle ich Sie so lange, bis ich bei dieser Gelegenheit ihren Herrn Gemahl genügend kennen gelernt habe. Abgemacht!“

Eva war einverstanden, und die Gelegenheit, den Arzt rufen zu lassen, fand sich schneller, als sie gedacht hatte.

Am nächsten Morgen war die förmliche Einladung zu der Hochzeit von Richards Geschwistern eingetroffen. Es war Richard stets ein beängstigender Gedanke gewesen, an diesem lauten Freudenfest teilnehmen zu sollen. Jetzt schien ihm die Einladung plötzlich ein willkommener Anlaß, dem engen Druck des täglichen Einerlei für ein paar Tage zu entfliehen.

„Wir können jetzt unmöglich verreisen,“ hielt ihm Eva vor. „Du vergißt, daß ich jetzt jeden Morgen Probe habe, und daß am Tage nach der Hochzeit eine Erstaufführung stattfindet, in der ich die Hauptrolle spiele.“

„Wenn dich dein Theater abhält, mußt du natürlich hierbleiben. Um so mehr ist es aus Rücksicht auf meine Familie unsre Pflicht, daß wenigstens ich mich an der Feier beteilige.“

Richard hatte wieder, wie jetzt so oft, den kalten, abweisenden Ton angeschlagen, der Eva so tief verletzte, obgleich sie wußte, daß nur seine krankhafte Stimmung, nicht sein Herz, so hart aus ihm sprach. So ruhig, als möglich, antwortete sie ihm:

„Richard, du bist jetzt recht gleichgültig gegen meine Kunst geworden. Seit Wochen schon hast du mich nicht mehr spielen sehen. Für die Erstaufführung nächste Woche aber hattest du mir es fest versprochen. Das mußt du halten.“

„Natürlich! Was ich verspreche, das thue ich auch. Das ist doch selbstverständlich. Aber das braucht mich doch nicht an meiner Reise zu hindern. Meißen liegt nicht außerhalb der Welt. In vier bis fünf Stunden bin ich wieder in Berlin und komme vollkommen früh genug, um mich an deinen Erfolgen zu berauschen, von denen wir so herrlich und in Freuden leben.“

Eva fühlte sich nicht nur durch die Sehnsucht gekränkt, die ihn von ihr fort zu treiben schien. Sie zitterte auch vor dem Gedanken, ihn so krank und bleich jetzt seiner Mutter gegenüber treten zu lassen, die ihn vor kurzem noch gesund und von der Seeluft gebräunt vor Augen gehabt hatte. Sie schämte sich gewissermaßen seines Elendes und fühlte sich verantwortlich für seine Schmerzen.

„Bleib bei mir, Richard,“ bat sie.

Er sah ihre flehenden Augen nicht und fragte nervös:

„Herr Gott, warum denn?“

„Ich bin nicht froh, wenn du nicht bei mir bist.“

„Nun, mir scheint, wenn wir beisammen sind, sind wir auch nicht froh. Es ist doch eine Wohlthat, einmal aufatmen zu können!“

Infolge seiner Erregtheit verlor auch Eva die Ruhe.

„Du willst also durchaus fort von mir?“ sagte sie zitternd.

„Und du willst mich durchaus hier behalten?“ erwiderte er und trat dicht vor sie hin.

„Ja! Das will ich!“

Jetzt vergaß Richard alles Maß und alle Besonnenheit. Eine Flut ungerechter Anklagen schleuderte er seinem erschrockenen Weibe ins Gesicht. „Ich weiß wohl,“ sagte er schließlich in seinem sinnlosen Zorn, „ich weiß sehr wohl, was dich freut, wenn ich bei dir bin. „Deine Macht freut dich und meine Ohnmacht. Du bist die reiche berühmte Künstlerin, die ihren unfähigen Mann ernährt. Das soll ich täglich von neuem fühlen und dankbar erkennen, und darum soll ich hierbleiben.“

Eva hatte schon viel um Richard gelitten. Solch böse Worte aber aus seinem Munde zu hören, war ihr neu und ging über ihre Kräfte. Totenbleich brach sie zusammen und schlug ohnmächtig auf den Fußteppich hin.

Bei diesem Anblick kam Richard wieder zu klarer Besinnung, stürzte sich angstvoll über sein Weib und rief sie bei Schmeichelnamen. Sie hörte ihn nicht. Er rief die Aufwärterin aus der Küche herein und schickte sie zum Arzt.

Als Dr. Hörnig ins Zimmer trat, schlug Eva unter den Händen ihres Gatten, der sie auf den Divan gelegt hatte, eben die Augen auf. Der Arzt beugte sich lächelnd über sie und murmelte:

„Alle Achtung, gnädige Frau. Das haben Sie famos gemacht. Wirklich täuschend. Selbst für einen Fachmann.“ Dann fügte er lauter hinzu: „Es hat nichts weiter zu sagen. Kleiner Schwächezustand. Trinken Sie ein Glas Wasser und gehen Sie an die frische Luft.“

„Das werde ich sogleich thun,“ erwiderte Eva mit blassem Lächeln. „Denn es ist die höchste Zeit zur Probe.“

Rasch war sie hinausgegangen, wobei Dr. Hörnig ihrem unsicheren Gang im stillen seine fachmännische Anerkennung zollte. Richard befand sich mit dem Arzt allein, der ihn sogleich über sein verstörtes Aussehen zur Rede setzte. Seinem sicheren Auftreten gelang es, auf alle Fragen Antwort zu erhalten und zum Schluß sagte er schmunzelnd:

„Na, rausgeschmissen, wie Ihre Drohung war, haben Sie den Doktor also nicht!“

„Ich habe Sie doch wegen meiner Frau hergebeten,“ versetzte Richard verwundert.

„Unsinn! Ihre Frau hat Ihnen nur eine Komödie vorgespielt, um einen Vorwand zu haben, mich hier einzuschmuggeln.“

„Herr Doktor!“ brauste Richard auf.

Der Arzt beschwichtigte ihn jedoch mit seiner wirkungsvollen Überlegenheit sofort wieder.

„Jetzt bin ich einmal hier, Herr Günther,“ sagte er ruhig, „und habe Sie in meiner Macht. Jetzt müssen Sie mir auch gehorchen. Sie sehen, ich bin ganz offen gegen Sie. Sie können also Vertrauen zu mir haben. Sie sind sehr krank. Ihre Nerven sind vollständig herunter. Aber in ein paar Wochen können Sie wieder ganz gesund sein, wenn Sie vernünftig leben! Also packen Sie schleunigst ein, und verlassen Sie Berlin. Sie brauchen ein paar Wochen unbedingte Ruhe.“

„Ich muß hier bleiben,“ widersprach Richard schroff.

„Nein, Sie müssen fort. Sie sind überanstrengt. Lassen Sie alle Arbeit und alle Sorgen hinter sich! Wenn Sie auch mal ein paar Wochen nichts schaffen! Das ist doch nicht schlimm. Ihre Frau verdient doch auch eine Menge Geld!“

Bei diesen Worten geriet Richard von neuem in Aufregung.

„Ich weiß,“ rief er. „Ich weiß, ich weiß alles, was Sie sagen wollen. Ich bin hier überflüssig. Ich reise. Bemühen Sie sich nicht weiter. Ich reise noch heute ab. Leben Sie wohl. Leben Sie wohl!“

Dr. Hörnig war über seine plötzliche Bereitwilligkeit überrascht und entfernte sich kopfschüttelnd. — — — — —

Als Eva mittags aus der Probe kam, ging sie erst leisen Schrittes in die Küche, um Richard durch keinen unnötigen Lärm in seiner Arbeit, in seinem Nachdenken zu stören. Rasch bereitete sie das Mittagsmahl vor und legte die mitgebrachten saftigen Kalbsschnitten zum Braten in die niedrige Pfanne, die auf dem Petroleumkocher brodelte.

Dann erst schlich sie sich auf den Zehen in das Zimmer, um den Geliebten, wie sonst immer, mit einem Kusse zu begrüßen. Jedesmal hoffte sie dann, ihn

endlich heiterer und arbeitsfreudiger zu finden. Jedesmal brachte ihr sein müdes Lächeln dieselbe schmerzliche Enttäuschung.

Heute hoffte sie vor allem, die bösen Worte und den bösen Hohn des Morgens von seinen Lippen weggewischt zu sehen. Aber die heutige Enttäuschung war schlimmer als je.

Der Stuhl war leer, und auf dem Tisch lag ein Blatt Papier. Es war beschrieben und galt ihr:

Liebe Eva!

Der Arzt, den Du so geschickt herbeigerufen hast, hat recht. Ich bin sofort abgereist. Zunächst nach Dresden. Reisegeld habe ich mir von meinen Ersparnissen auf der Bank geholt. Du verdienst ja genug, um darauf jetzt nicht angewiesen zu sein. Leb wohl!

Richard.

Eva traten die Thränen ins Auge. Ohne Abschied war er gegangen, und ihre letzten Worte waren im Zorn gefallen!

Es war so still und einsam im Zimmer. Zum Fürchten einsam! Sie setzte sich laut weinend an seinen Schreibtisch.

Draußen in der Küche verbriet unbeachtet das Mittagsmahl. Richard war fort, und Eva weinte.

XXI.

Noch ehe Richard in Dresden ankam, war sein Entschluß, an der Hochzeit in Meißen teilzunehmen, wieder wankend geworden. Es schien ihm fast unmöglich, ohne seine Frau bei dem Feste zu erscheinen. Sollte er etwa sagen: „Meine Frau ist beruflich verhindert. Sie muß Geld verdienen. Aber ich bin ja, Gott sei Dank, ohne Beschäftigung und habe daher Zeit!“ Den spöttischen Blicken der lieben Verwandten fühlte er sich nicht gewachsen. Er fürchtete sich vor jedem Worte, daß er dann würde sprechen oder hören müssen. So verschob er die Entscheidung noch und bezog vorläufig ein Zimmer in einem geräuschvollen Hôtel garni der Pillnitzer Vorstadt.

Eva teilte er kurz seine Adresse mit und erhielt von ihr täglich die rührendsten Briefe. Dr. Hörnig hatte sie überzeugt, daß einige Zeit der Ruhe in andrer Umgebung das beste Mittel für Richards Genesung sei, und daß ihre Pflege ganz unnütz und überflüssig sein würde.

So überwand sie ihre Sehnsucht nach dem geliebten Kranken, vergaß seine bösen Worte, und wie sehr sie sein kaltes Weggehen ohne Abschied verletzt hatte, und erkundigte sich täglich auf das zärtlichste nach seinem Ergehen. Ihm that jedes ihrer zärtlichen Worte weh. Sie waren ihm wie Liebkosungen, die ihm nicht gebührten, die er sich verscherzt hatte, und alles Liebe wurde ihm zum Leide.

Freiwillig gab sie ihm sein Versprechen zurück, zur nächsten Erstaufführung wieder in Berlin zu sein. Dr. Hörnig hatte ihr bei Richards jetzigem Zustand diesen Theaterabend als einen zu gefährlichen Versuch bezeichnet. Richard aber fühlte sich durch die Entbindung von seinem Versprechen geradezu beleidigt. Er war nun erst

recht entschlossen, an dem verabredeten Tage wieder zurückzukehren. Er duldete keine Nachsicht und keine Bevormundung! Wenn auch seine Arbeitskraft dahin war, sein Stolz stand noch ungebrochen, und eifersüchtig war er auf dessen Wahrung bedacht.

Wohl durchzitterte ihn eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden. Aber doch mied er die Stille und fürchtete sich, allein zu sein. Unter fremden lärmenden Menschen vergingen die Stunden erträglicher, als in der einsamen Gesellschaft seiner stillen bohrenden Gedanken.

Wenn er nicht bei den Zeitungen im Kaffeehause saß, war es Tag für Tag seine einzige Beschäftigung, unter dem Gewühl der geschäftigen Müßiggänger einherzuschlendern, die den Hauptstraßen großer Städte den frischen Anschein allgemeiner Lebensfreude geben.

Es bereitete ihm ein spöttisches Vergnügen, als zweckloser Pflastertreter den schönen Eindruck dieses heiteren Bildes zu verstärken. Er stellte fest, daß die Lebensfreude mit leichtem Gange über den Asphalt schreitet, daß sie in bunten Damenhüten und hellen Herrenüberziehern besteht, auf welche die Herbstsonne scheint, und er dachte angelegentlich darüber nach, ob unter all diesen Statisten der Fröhlichkeit noch mehr solch unglaubwürdige Gesellen mitspielten, wie er selbst.

All das Treiben kam ihm schal und verächtlich vor, und er selbst mit seinem armseligen Reste von Stolz schien sich aus tiefstem Grunde erbärmlich und mitleidswürdig.

Niemanden wußte er, an dessen Brust er hätte Trost finden können. Sein natürlicher Platz an Evas Seite war ihm durch die qualvollste Bitternis verleidet. Nach Hause zur Mutter zu fahren, hätte nur eine halbe Eisenbahnstunde gekostet. Aber er wagte es nicht, aus Furcht, sein zerrissenes Herz zu deutlich zu verraten. Nauheimer war ihm einmal auf der Pragerstraße begegnet. Aber er war in eiligen Geschäften und mußte sofort wieder nach Hause fahren, um seine Weinstube nicht zu vernachlässigen.

Das war jetzt für ihn das wichtigste, wie es für Eva das wichtigste war, ihre Kunst nicht zu vernachlässigen und ihr alles andre hinzuopfern. Sie alle gingen eifrig an ihr Geschäft, und seines war die Betrachtung eines verpfuschten Lebensglücks! —

Plötzlich kam ihm der Gedanke, wenigstens seinen alten Freund Runkel einmal aufzusuchen. Der empfing samt seiner jungen Frau den einstigen Studiengenossen aufs herzlichste. Er war inzwischen Ratsassessor geworden, aber der alte gute Kerl geblieben, der mit schulmeisterlicher Umständlichkeit seine Fragen stellte und in gastfreundlichem Behagen plätscherte, einen alten Kameraden am häuslichen Kaffeetische zu haben. Der Kaffee war übrigens nicht eben stark, die Ausstattung des Zimmers fast bescheiden; aber auf dem Sofateppich krabbelte ein kleines blondes Mädel herum, und Runkels Augen begegneten sich bei jeder Gelegenheit mit denen seiner Frau.

„Du bist eigentlich der Einzige,“ sagte er, „der den Idealen unsres Dichterkränzchens treu geblieben ist. Du hast keine Zugeständnisse an das Leben gemacht, hast dich wacker herumgeschlagen und bist als Sieger aus deinem Kampfe hervorgegangen. Dein eigner Herr bist du geblieben, brauchst auf keinen Menschen Rücksicht zu nehmen und lebst als freier Künstler mit deiner Frau im Mittelpunkt des modernen

Lebens. Ja, du hast's gut! Aber es ist eben nicht jeder zum Künstler geboren, und wir freuen uns, daß du uns in deiner schönen Künstlerlaufbahn nicht ganz vergessen hast!“

Richard konnte sich eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren, als er diese Seligpreisungen vernahm. Sie klangen fast nach gutmütigem Neide. Von stolzer Selbstüberhebung des Beamten über den unberühmten Bohemien war darin nichts zu spüren. Und doch fühlte sich Richard ausgestoßen. Nicht der Hochmut trieb ihn hinaus, aber das Glück!

Wie hatte er es nur wagen können, ein junges Ehepaar zu besuchen! Natürlich lenkte sich das Gespräch sehr bald auf seine Frau und sein häusliches Glück. Er mußte auf eine Fülle harmloser Fragen erkünstelte Antworten geben und atmete tief auf, als er nach dieser Marter endlich wieder allein auf der Straße stand.

Einsam verbrachte er nun seine Zeit, bald von unbestimmter Sehnsucht umhergetrieben, balb von müder Gleichgültigkeit zu Boden gedrückt.

Eines Nachmittags begegnete ihm Lotte Hansen am Arme ihres Gatten, elegant wie immer und das schöne Antlitz von sonniger Heiterkeit überstrahlt. Ihr Anblick rief ihm die Leipziger Zeiten zurück, die Jahre des glücklichsten Strebens. Jetzt waren seine Tage trübe und inhaltslos geworden. Er schämte sich des Vergleichs; er schämte sich vor der lächelnden Zeugin einer schöneren Vergangenheit und hoffte unbemerkt vorüberzugehen.

Aber sie streckte ihm mit bezaubernder Liebenswürdigkeit die Hand entgegen und nötigte ihn, ein paar Schritte an ihrer Seite zu bleiben.

„Ich habe Sie schon ein paarmal von weitem gesehen, Herr Günther. Lassen Sie sich doch mal bei uns blicken. Mein Mann hat sich schon gewundert, daß Sie uns so vernachlässigen.“

Herr Hansen machte in der That ein sehr verwundertes Gesicht — — über diese Behauptung seiner Frau.

„Sie müssen mir als Ihrer alten Freundin bald einmal die Ehre geben, selbstverständlich mit Ihrer Frau Gemahlin! Sie verstehen, wir haben einen Salon von Berühmtheiten um uns versammelt, und eine solche Berühmtheit, wie Ihre Frau Gemahlin, kennen zu lernen, würde mich ganz besonders stolz machen. Auch mein Mann würde sich ausnehmend freuen.“

Herr Hansen bemühte sich redlich, eine ausnehmend erfreute Grimasse zu schneiden, Frau Hansen war überzeugt, etwas sehr Schmeichelhaftes gesagt zu haben, Richard aber machte sich ohne große Höflichkeit von dem liebenswürdigen Ehepaar los. Er ergötzte sich mit selbstquälerischer Lust an dem Ruhm, der Gatte einer Sehenswürdigkeit zu sein, und setzte sein ruheloses Umherwandern fort.

Die Hochzeit seiner Geschwister rückte heran, ohne daß er eine bestimmte Zusage nach Hause geschrieben hatte. An diesem Tage kam das Bewußtsein seiner glücklosen Einsamkeit mit verdoppelter Macht über ihn.

Den Vormittag über lief er in wilder Unrast durch die herbstbraunen Alleen des Großen Gartens. Dann aber trieb ihn die unbezwingliche Sehnsucht nach dem Bahnhof. Statt zu Tisch zu gehen, fuhr er nach Meißen. Als er dort angekommen

war, fiel es ihm ein, daß es natürlich nicht seine Absicht war, plötzlich unter die Hochzeitsgesellschaft zu treten.

Aber in der Heimat wollte er wieder einmal sein und seine heißen Augen ein paar Stunden lang die lieben altvertrauten Bilder der Jugendzeit trinken lassen.

Unterhalb der Stadt, der Albrechtsburg schräg gegenüber, erheben sich felsige Anhöhen dicht über dem Flußufer empor. Dort oben stehen fünf alte Linden um eine verwitterte steinerne Bank, und das war immer sein Lieblingsplätzchen gewesen.

Auch heute zog es ihn dort hin. Still und friedlich fand er den Platz, und die mittägigen Strahlen der Herbstsonne fielen wärmend durch das dürre gelbe Laub. Der Himmel war hell und heiter wie im Hochsommer. Drüben die hohe Burg und die kleinen Häuser im Thal glänzten vor Licht, und die Luft ging so weich und leise wie im Frühling. In seinem Rücken schallte ferner Gesang. Er kehrte sich um und lauschte. Auf der Höhe des Berges zeichneten sich die schwarzen Flügel der Windmühle unbeweglich vom blauen Himmel ab, und daneben standen die Müllerskinder und sangen unbekümmert um den Kalender ihr Lied:

„Der Mai ist gekommen.“

Die ganze Natur sah auch gar nicht danach aus, als stünde der Winter vor der Thür, und als wäre sie zu alt zum Blühen. Sie wird ja nie zu alt! Auch im rauhesten Herbststurm ist sie nicht zu alt geworden, sich mit frischen Frühlingsblumen zu schmücken. — Sie ist dann nur ein paar Monate zu jung!

Richard aber war es zu Mute, als läge seine Jugend schon in ewiger Ferne hinter ihm. Er blickte in das Thal hinab, sein Auge glitt an den bunten Krümmungen der Ufer entlang, und ihm war, als sähe er alle Spiele seiner Kindheit, all die tausend kleinen Freuden und Leiden der Knabenjahre da unten ausgebreitet.

In jenem glücklichen Alter glaubt die erwachende Seele noch an die Einfachheit und harmlose Zweckmäßigkeit der schönen Welt, und wenn sie um sich schaut, so teilt sie die Menschen kurz und bündig in gute und böse, und ebenso rasch und mit derselben reinlichen Entschiedenheit verteilt sie ihren Haß und ihre Liebe und ist mit dieser klaren Weltanschauung ebenso zufrieden, wie mit sich selbst.

Je älter des Knaben Gemüt wird, um so selbstverständlicher wird es ihm, daß er auf dem besten Wege ist, sich dereinst durch ganz hervorragende Tugend und Tüchtigkeit auszuzeichnen. Das ist ja ganz leicht. Man braucht nur fleißig zu sein und immer das Gute und Richtige zu thun, geradeso, wie es in ihrer Jugend die großen Männer der Geschichte und alle artigen Kinder des Lesebuchs gethan haben.

Natürlich verschließt der Knabe das Geheimnis seiner zukünftigen Größe stolz bescheiden in der Brust. Nur hin und wieder verliert er kleine Andeutungen darüber, die gewöhnlich mit den Worten beginnen: „Wenn ich mal groß bin ....“

Mit rührender Zuversicht benutzt er das Jugendrecht der unendlichsten Hoffnung. Zwei Dinge sind es, die er ganz genau weiß: Er selbst ist brav und gut, und im Leben herrscht eine unfehlbare Gerechtigkeit, die dem Guten seinen verdienten Lohn nicht vorenthält und ihm stets zum Siege über die Bösen verhilft.

Diese fröhliche Unschuld zerbricht erst an der bitteren Erkenntnis, die dem ahnungslosen Jungen eines Tages die Augen darüber öffnet, daß die Gerechtigkeit eine ganz unnatürliche Sache und nichts anders ist, als ein künstlicher Traum, um

dessen Verwirklichung sich die Edelsten schon seit Jahrtausenden vergeblich mühen. Erfolglos bleibt das Sinnen der Klugen und das Gebot der Mächtigen. Das Leben ist nun einmal keine Preisausstellung von feinen Tugenden, sondern ein unerbittlicher Wettkampf von rohen Kräften, in dem stets die Stärke siegt und niemals die Güte.

Richard war diese traurige Wissenschaft längst nicht mehr fremd. Er hatte den Kampf gekostet und hatte ihn zwecklos gefunden. Denn der glänzende Zweck seines Lebens, an den sein liebendes Herz geglaubt hatte, wie an einen Stern, der war ihm zerpufft wie ein Feuerwerk. Nun hielt er die verkohlte Hülse in der Hand. Von der lodernden Flamme der Liebe war ihm nichts geblieben, als der brennende Schmerz.

Warum hatte gerade er sich als Stümper gezeigt? Seine Geschwister, seine Freunde, alle hatten sie im Kampfe des Lebens gesiegt und waren als fertige Menschen daraus hervorgegangen. Er war auch fertig! Fertig mit seiner Kraft, mit seinem Glück! Eine unheimliche Ruhe lag über ihm, die fast einer Zufriedenheit mit dem Unglück gleichkam. Er war am Ende. Einst in den sonnigen Tagen der Freude hatten Wünsche auf Wünsche im nie befriedigten Herzen sich geregt. Das war vorbei. Er war wunschlos geworden.

Wunschlos ist nur das tiefste Leid.

Mit bitterer Genugthuung empfand er das Schwinden allen Willens. Warum auch sich den Zufälligkeiten des Lebens mühsam widersetzen! Nur der eigne Widerstand ist's, der uns noch weh thut! Er war der Schmerzen so müde und des Widerstands. Er wollte alles gehen lassen, wie es kam. Er wollte sein wie die Natur. Die sträubt sich nicht gegen Sommer noch Winter, läßt ihre Blumen gleichmütig aufblühen, duften und verwelken, und wenn im Herbst das bunte Laub reifbeschwert zu Boden fällt, macht sie einen stillen blassen Himmel dazu. — — — — — —

— — — — Mehrere Stunden hatte er so gesessen. Da schreckte ihn ein kühler Windhauch aus seiner Wehmut empor. Er sah nach der Uhr, und trotz seiner schlaffen Willenslosigkeit überkam ihn das heftige Verlangen nach einer Mahlzeit.

Am Fuße der Anhöhe lag ein bescheidenes Wirtshaus, fast nur von Sonntagsspaziergängern besucht und jetzt in der Woche ganz einsam. Er ließ sich Wurst, Brot und Bier in die Veranda bringen und verzehrte es mit Behagen. Die Luft unter dem schadhaften Holzdach war schwer und dumpfig wie in einem Kerker. Richard war zu Mute, als genösse er seine Henkersmahlzeit. Er wunderte sich, daß ihm Speise und Trank so gut mundeten.

Gemächlich schritt er dann auf dem grob gepflasterten Dammweg am Flußufer entlang. An die Hochzeitsgesellschaft drüben auf dem Meißner Ufer dachte er gar nicht mehr, und den Abendzug nach Dresden zu erreichen, hatte er noch reichlich Zeit.

Seine Seele war ruhig, wie die eines armen Sünders, der nach reuiger Beichte mit seinem Gott versöhnt zum Richtplatz schreitet. Wie ein armer Sünder erschien er sich, aber nicht wie einer, der selbst einen großen Frevel begangen hat, sondern eigentlich wie ein Unglücklicher, dem eine große Sünde angethan worden ist und ein unverdienter Schmerz.

Er versuchte nicht länger, diesem Schmerz aus dem Wege zu gehen, ihn mit Thränen wegzuspülen oder seine Stimme durch wilden Jammer zu übertäuben.

Gründlich hatte er sich mit dem Leid auseinander gesetzt, es verständig durchgekostet und sich keinen Tropfen des bitteren Kelches erspart. Nun war die Verzweiflung bemeistert, die Ruhe erkämpft, und da die Freude von ihm gegangen war, lernte er es, den Schmerz zu lieben.

Wie ein Schneefeld sah er jetzt sein Leben vor sich liegen: klar und eben, aber schmucklos. Er taugte zu nichts Großem, und selbst auf ein wenig Liebe hat ein Taugenichts kein Recht. Er hätte können ein Ende machen. Aber auch das wäre eine zwecklose Thorheit gewesen. Wenn sich schon das Leben nicht mehr lohnt, das Sterben lohnt sich noch minder!

Er hoffte sicher, irgend ein bescheidenes Arbeitsfeld zu finden, auf dem er seine spärlichen Kenntnisse und Fähigkeiten nützlich verwenden konnte. Auf die Hirngespinste von Dichterruhm mußte er natürlich verzichten. Aber es blieb ihm die Möglichkeit, schriftliche Arbeiten zu übernehmen oder Privatstunden zu geben und damit wenigstens so viel zu verdienen, als er seiner Frau für Speise und Trank kostete. Danach stand jetzt sein ganzer Ehrgeiz. Allen quälenden Stolz hatte er aufgegeben. Nichts ist ja zufriedener und geduldiger, als ein Herz, das sich müde geklopft hat.

In Dresden packte er rasch seine wenigen Sachen zusammen und saß dann die halbe Nacht still in der Wartehalle des Bahnhofes, bis der erste Frühzug nach Berlin abging. Er fuhr absichtlich nicht zeitiger, um nicht vor Tag in Berlin anzukommen und Eva etwa im Schlummer zu stören.

Zum Frühstück wollte er sie begrüßen und ihr die bösen Worte von neulich abbitten. Jetzt war er seiner selbst gewiß, jetzt hatte er die ersehnte Ruhe gefunden, jetzt hegte er die feste Zuversicht, Evas Triumphe ohne Neid mit ansehen zu können, ohne Kummer und mit der Zeit auch ohne Scham.

XXII.

Eva war heute unter Furcht und Zagen in das Theater gegangen. Ihre Hände zitterten beim Schminken, und zum ersten Male hatte die Ankleidefrau Mühe, ihr alles recht zu machen. Noch nie war sie vor einer neuen Rolle so aufgeregt gewesen. Es war auch nicht ihr persönlicher Erfolg, der ihr heute Sorge machte; nur der Gedanke an Richard bereitete ihr die quälendste Angst und Unruhe.

Gleich am Morgen war ihr bei aller Freude des unerwarteten Wiedersehens die sonderbare Veränderung aufgefallen, die in Richards Wesen vorgegangen war. Seine Ruhe hatte nichts Tröstliches; denn sie war ohne Heiterkeit und bestand nur aus einer unheimlichen Gleichgültigkeit. Mit klopfendem Herzen hatte Eva versucht, ihn auf den heutigen Abend vorzubereiten.

„Bist du gar nicht neugierig auf das neue Stück?“ sagte sie.

„Nein. — Aber ich gehe ganz gern hinein, wenn ich dich in einer Rolle sehen kann, die dir Freude macht, und du sprachst ja schon immer mit großem Eifer von der Vorstellung.“

„Ja, natürlich! — Das Stück ist von einem noch ganz unbekannten und auch ungenannten Dichter!“

„So? Wahrscheinlich ein guter Freund, dem Petermann eine Gefälligkeit schuldig ist.“

„Wohl möglich!“ versetzte Eva bedeutungsvoll.

„Es kann ja trotzdem gut sein,“ erwiderte Richard ruhig. „Wir können uns über den Wert nach der Vorstellung aussprechen. Jetzt entschuldige mich. Ich habe hier in der Zeitung ein paar Adressen gefunden, wo ich mich nach Beschäftigung umsehen will.“

An dieses Gespräch dachte Eva jetzt. Sie war schon seit einer Viertelstunde zum Auftreten fertig und ging erregt im Konversationszimmer auf und ab.

Dr. Petermann trat ein. Er war ebenfalls unruhig und fand Evas Aufregung ganz überflüssig und beinahe lächerlich.

„Wat sorgen Sie sich denn? Wenn Sie heute auch mal keinen Erfolg haben, dann is Ihre Stellung noch lange nicht erschüttert. Für mich steht viel mehr auf dem Spiele. Wenn es einen Theaterskandal giebt, dann kann das mein Geschäft auf Wochen oder Monate hinaus schädigen.“

„Fürchten Sie etwas Derartiges?“ fragte Eva erschreckt.

Der Direktor zuckte die Achseln:

„Es is een jefährliches Stück. Wenn den janzen Abend bloß een eenziget Mächen auftritt, dann is die Stimmung in den Logen schon faul. Na, und dazu noch die freisinnige Tendenz! Det kann böse werden. Thut mir fast leid, daß ich Ihnen den Gefallen gethan und das Stück herausgebracht habe.“

„Herr Doktor,“ fuhr Eva zitternd fort, „Sie sollten als kluger Direktor Ihr Mißtrauen wenigstens für sich behalten. So etwas steckt leicht an.“

„Weiß ich! habe das ja auch nur zu Ihnen janz im Vertrauen jesagt. — Sie haben übrigens gut reden. Sie wagen nichts.“

„Aber erlauben Sie, Herr Direktor! Mir ist doch der Erfolg meines Stückes auch nicht gleichgültig!“

„Ihres Stückes?“ lachte Petermann. „Meinen Sie denn noch immer, daß ick Ihnen das Märchen jeglaubt habe? Den Trick habe ich doch sofort durchschaut. Sie haben mir das Stück in Ihrer Handschrift einjereicht, um mich zur Annahme jeneigter zu machen. Ihr Wunsch is erfüllt. Na, wenn Sie sich bei Ihrer Beliebtheit recht ins Zeug legen, jelingt es Ihnen vielleicht, det Stück zu retten und dem jänzlich unbekannten Verfasser zu einem Erfolg zu verhelfen. Ehe wir nich ausjezischt sind, brauchen wir die Hoffnung noch nich aufzugeben!“

Verlegen errötete Eva unter der Schminke. Die Klingel des Inspizienten rief sie auf die Bühne und überhob sie einer Antwort.

Richard saß ruhig auf seinem Platz in der Prosceniumsloge. Das erwartungsvolle Summen des flüsternden Premierenpublikums berührte ihn nicht. Gleichgültig starrte er ins Leere und dachte an seine trostlose Zukunft, die jetzt ohne Schrecken, aber auch ohne Reiz vor ihm lag.

Das Klingelzeichen ertönte, der Zuschauerraum verfinsterte sich, das vielstimmige Geräusch darin verstummte, und auch Richard wendete seinen Blick jetzt mechanisch der Bühne zu. Aber kaum war der Vorhang emporgeglitten, kaum sah er Eva eintreten und hörte den vollen Klang ihrer heiteren Stimme an sein Ohr schlagen, als noch

einmal mit Allgewalt die erste beglückende heiße Liebe zu seinem anbetungswürdigen Weibe durch seine Adern lohte. Auch von dem alten eifersüchtigen Neide wollten einige Funken wieder erglühen. Doch unterdrückte er diesen letzten Rückfall eines kleinlichen Gefühls sofort und folgte aufmerksam den Vorgängen auf der Bühne und den Bewegungen seines Weibes.

Erst spürte er nur den Schall von Evas Worten, ohne ihren Sinn zu vernehmen. Sehr bald aber mutete ihn alles, was sie sprach, so seltsam bekannt an, und nach wenigen Augenblicken merkte er mit sonderbarem Erschrecken die ganze Wahrheit und war erstaunt, seine „Verzeihung" nicht gleich beim ersten Blick auf die Bühne erkannt zu haben. Die Scene war ja genau so eingerichtet, wie er es in den hoffnungsvollen Königsberger Tagen so oft mit Eva besprochen hatte. Das war ein Werk ihrer Liebe, zu seiner Freude und Überraschung bestimmt.

Verwundert blickte er auf den Zettel, den er in der Hand hielt. Darauf lautete der Titel seines Stückes „Die Vergelterin", und auch die Personennamen waren geändert. Zu dieser List hatte Eva ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Aufführung trotz seines Widerstrebens durchzusetzen. Er lächelte wehmütig und verzieh ihr diesen rührenden Versuch, seinem unmöglichen Werke doch zu einiger Geltung zu verhelfen. Dies aussichtslose Unterfangen war ein beschämender Beweis ihrer vertrauenden Liebe. Den unausbleiblichen Mißerfolg war er entschlossen, zu erdulden, sein armes Weib darüber zu trösten und ihr dann ihre Liebe mit unendlicher Hingabe zu danken.

Der erste Akt wurde ohne Widerspruch und ohne Zwischenfall zu Ende gespielt. Zu Richards Überraschung erhub sich kein Zischen. Freilich war auch der spärliche Beifall zu schwach, um den Vorhang auch nur einmal emporzuheben.

Doch entstand im Parkett und in den Rängen sofort ein lebhaftes Stimmengewirr. Der auf der Schaubühne entwickelte Vorwurf schien die Gemüter offenbar zu zu beschäftigen, sie zum mindesten nicht kalt zu lassen.

Der zweite Akt fand im Publikum gleich mit dem frischen kräftigen Fortschritt seines Eingangs warme Anteilnahme, die sich von Scene zu Scene steigerte. Selbst Richard verfolgte mit inniger Genugthuung die Verkörperung der von ihm ersonnenen Vorgänge und Gestalten. Aber als zum Aktschluß ein freudiger Beifall losbrach, war er doch seltsam überrascht. Der Beifall wiederholte sich, der Vorhang mußte sich schon zum vierten Male heben, und es war keine Täuschung, einzelne Stimmen riefen nach dem Dichter.

Dr. Petermann trat vor und dankte für den Verfasser, der ungenannt zu sein wünsche.

Richard wünschte thatsächlich gar nichts. Das Überraschende hatte ihm Wunsch und Willen fast gelähmt, und er saß unbeweglich in seiner Loge, während ihm eine Flut neuer, leuchtender Gedanken und Vorstellungen durch den Kopf brauste und das bescheidene Gebäude seiner schmerzlich erkämpften Entsagung auf ihren Wogen tanzend davontrug.

Aber nun! Nun —!

All seine alten Hoffnungen, seine kühnsten Träume kehrten mit Sturmesgewalt zurück und nahmen Besitz von dem Platze, von dem sie unter Schmerzen vertrieben

worden waren. Mit freudigem Trotz kamen sie von allen Seiten wieder, und Richards Herz klopfte laut bei dem Jubel seiner heimkehrenden Gäste.

Mit stolzem Selbstbewußtsein sah er jetzt den letzten Akt beginnen und genoß wie aus einem belebenden Zauberbecher die beseligende Genugthuung, ein Dichter zu sein, dessen Wort tausend mitfühlende Herzen in Wonne und Schmerz erbeben läßt. Jetzt war er kein durchgefallener Student mehr, kein entlassener Schauspieler, kein erbärmlicher Tingeltangelkomiker, kein zurückgewiesener Schriftsteller, jetzt war er ein Dichter! Nach all der elenden Stümperei seines Lebens stand er plötzlich am hohen schönen Ziel. Nach all dem kränkenden Mitleid erntete er jetzt unvermutet Ruhm und Ehre. Ebenbürtig stand er nun der geliebten Frau zur Seite, und durfte gemeinsam mit ihr aus dem Freudenbecher trinken, in dessen Wein sich keine Bitternis mehr mischte.

Eine Freude aber war es, die am reinsten durch seine Seele klang: Der Gedanke an seine Mutter. Wie würden ihr bei der Nachricht von seinem Erfolg die Freudenthränen in die lieben alten Augen treten! Wie würde ihr geduldiges Herz aufjauchzen über die Gewißheit, daß ihr Schmerzenskind doch noch ein tüchtiger, geachteter Mensch, ja sogar ein berühmter Mann geworden war!

Alle diese Betrachtungen beschäftigten ihn, während gleichzeitig der letzte Akt sein volles Mitgefühl erregte. Seine Geisteskräfte schienen sich verdoppelt zu haben, so daß er vieles auf einmal denken konnte. In Eva sah er zugleich das geliebte Weib und die hinreißende Vertreterin ihrer Rolle. Seine Worte, von ihrem Munde kommend, klangen ihm wie unmittelbar aus dem eignen bebenden Herzen gesprochen; immer inniger wurde ihre Rede, und zum Schluß schossen ihm die hellen Thränen in die Augen.

Seine Thränen waren nicht die einzigen. Über dem ganzen Hause lag atemlose Ergriffenheit. Erst nach kurzem Schweigen brach ein tosender Beifall los, der sich bald in ein ungestümes Jauchzen verwandelte.

Jetzt hielt sich Richard nicht länger zurück. Berauscht von den jubelnden Stimmen, die nach ihm riefen, stürzte er auf die Bühne und sah es wie in einem besinnungslosen Taumel, daß Eva ihm mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte.

„Richard!“ hatte sie leise, aber mit unsäglich glücklichem Ausdruck gerufen, und ein hoher Glückwunsch lag in ihren Augen. Dann hatte sie ihn bei der Hand gefaßt, ihn hinaus gezogen vor die klatschende jubelnde Menge, und vier- oder fünfmal waren sie immer von neuem dem jubelnden Zuruf gefolgt.

Jetzt war der Vorhang zum letzten Male niedergerauscht. Jetzt erst begannen sie mit ruhigerem Bewußtsein die volle Bedeutung dieses glücklichen Erfolges zu ermessen. Jetzt weilten sie wieder auf den Inseln der Seligen, von denen sie schon jahrelang vertrieben zu sein wähnten. Und doch hatte die Zeit ihrer Schmerzen nur nach Wochen gezählt.

„Na, Kinder,“ rief Petermann, der händereibend zwischen sie trat. „Det hab' ick doch fein jedeichselt! Hab' ich's nich gleich jesagt, gnädige Frau? Nur Mut! Ja, ja, Junge! Mit dem Bombenerfolg heute biste gemacht. Gratuliere!“

Lächelnd ergriffen Eva und Richard seine gönnerhaft dargebotenen Hände, und Richard sagte:

„Danke dir, alter Freund! Aber jetzt entschuldige mich. Ich will, während sich meine Frau umkleidet, meiner Mutter und Nauheimer telegraphieren. Über eine gemeinsame Feier unsres Erfolges reden wir noch.“

Eine halbe Stunde später saßen Richard und Eva endlich wieder, wie einst allabendlich, auf dem Sofa hinter dem runden Tisch. Die Liebe verschönte ihr Mahl. Roter Wein blinkte in den Gläsern, und aus ihren Augen leuchtete das Glück.

Nur auf Richards Herzen schien noch ein leiser Druck zu liegen. Mit Inbrunst faßte er plötzlich Evas beide Hände, bedeckte sie mit Küssen und flüsterte schamhaft:

„Kannst du mir verzeihen, Eva?“

„Was hätte ich dir wohl zu verzeihen?“ fragte sie voll unschuldigen Staunens.

„Meinen Neid!“ erwiderte er leise. „Meine lieblose Mißgunst war zu erbärmlich. Du wirst mich nie wieder so lieb haben, wie früher! Ich hab' dir zu weh gethan.“

„Nur um so mehr lieb' ich dich jetzt. — — Soll ich dir's beweisen?“

Er antwortete mit einem hoffnungsvoll fragenden Blick, und sie flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Da schloß er sie voll seliger Überraschung in die Arme und rief:

„Das willst du für mich thun? Im Ernst? Jetzt, wo dein Ruhm durch alle Blätter geht, wo du vor der glänzendsten Zukunft stehst, willst du auf all das verzichten?“

„Laß mich bei dir bleiben! Mich kann kein eigner Ruhm so glücklich machen, als wie der Abglanz des deinen!“

„Eva, Eva! O, wie dank' ich dir!“

Ihre Worte verstummten in langem Kuß. Vergessen war all das bittere Weh der letzten Wochen. Ein Wonnerausch überkam sie, als lägen sie zum ersten Male einander in den Armen, und ein Glücksfrieden, als wären sie nie im Leben getrennt gewesen. — — —

Petermann war zunächst gar nicht geneigt, Eva aus ihrem Vertrag zu entlassen. Die Zeitungen hatten nicht nur Richards Stück mindestens hundert Wiederholungen prophezeit, auch Evas Ruhm war durch diesen Erfolg so bedeutend gewachsen, daß ihr Verlust einen unermeßlichen Schaden für Petermanns Bühne bedeutet hätte.

„Ich kann deine Frau nicht entbehren,“ sagte er mit dem bedauernden Achselzucken des klugen Geschäftsmanns, „weder für meine Bühne, noch für dein Stück!“

Richard jedoch wies seine Bedenken lächelnd zurück und entgegnete in scherzhaftem Tone, dessen ernste Meinung unverkennbar hindurchklang:

„Wenn du mir meine Frau nicht herausgiebst, dann brauche ich Gewalt und nehme dir mein Stück, das du bis jetzt ohne meine Einwilligung aufführst. Das ‚Deutsche Theater‘ steht mir sofort dafür offen. Vierzehn Tage mag sie die Rolle noch spielen. Das ist hinreichend, um unsern Erfolg zu befestigen, und Zeit genug, um geeigneten Ersatz für sie zu beschaffen. Dann spielst du mit einer andern Kraft mein Stück ungestört weiter, und als Erkenntlichkeit für dein Entgegenkommen biete ich dir gleich im Voraus auch meine nächste Arbeit an.“

Das gab den Ausschlag, und am zweiten Vormittag nach der glänzenden Erstaufführung überreichte ihm Petermann seufzend den Verzicht auf Eva und ließ sich schmunzelnd sein Aufführungsrecht bestätigen.

Nach Tisch erhielt Richard einen Brief von Eisler, der die Buchausgabe des Stückes in Verlag zu nehmen wünschte. Während er noch Eva diesen Brief stolz vorlas, klingelte es abermals, und sie wurden durch lieben Besuch überrascht. Die Mutter trat ein und mit ihr Vater Hendrichs und Nauheimer. Die waren gekommen, um sich das Stück ihres berühmten Richard vorspielen zu lassen.

„Mensch," brüllte Nauheimer, „solch einen Rotspohn, wie wir heute darauf eigentlich trinken müßten, den giebt's ja gar nicht!"

Die Mutter fand keine Worte. Aber die Freudenthränen netzten ihr reichlich die Wangen, und sie küßte ihren großen Jungen mit so stürmischer Zärtlichkeit, als habe er ihr sein Lebtag nichts als eitel Freude gemacht.

Vater Hendrichs ersparte sich größeren Gefühlsaufwand.

„Meine Frau konnte nicht mitkommen," sagte er schlicht. „Sie wird zu fett. Die Hochzeit hat sie überanstrengt. Nun muß sie ein paar Tage liegen. — Die Kinder sind ja alle vier auf ihren beiden Hochzeitsreisen. Ich habe ihnen gleich telegraphiert. Vielleicht besinnen sie sich in ihren Flitterwochen doch auf einen Glückwunsch für dich. — — Ich freue mich wirklich herzlich, mein guter Richard, daß sich die Geschichte bei euch nun endlich rentiert. Ich hab' die Zeitungen alle gelesen. Wie die Tantiemen heutzutage berechnet werden, da ist schon dieses Stück allein geradezu ein Vermögen für dich. Nun kommen dann noch die Einnahmen von Eva'n dazu. Die ist ja jetzt auch eine erstklassige Berühmtheit. Die kann jetzt überall in der Rolle gastieren und auch ein schweres Geld verdienen! Da muß man euch schon gratulieren!"

„Nee, Onkel," fiel ihm Richard ins Wort, indem er Eva an sich zog. „Meine Frau lasse ich jetzt nicht mehr für Geld sehen. Die brauch' ich für mich allein. Sie wird der Bühne entsagen."

Die Mutter nickte ihm lächelnd zu. Vater Hendrichs aber schüttelte bedenklich den Kopf und brummte mitleidig:

„Du bist ein guter Kerl, Richard. Aber so wirst du's nie zu etwas Ordentlichem bringen. Du bist ein unpraktischer Mensch!"



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 124960847